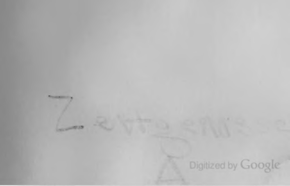
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08253512 5

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Vol 6 P62

Zeitgenossen.

Neue Reihe.

Nr. XXI.

(Der gesammten Folge Nr. XLV.)

(Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.)

(Preis dieses Hefts auf Druckpap. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. Rhein.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1827.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
444316 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1929 L

444316 A

Einladung.

Das Unternehmen, welches die Lebensbilder ausgezeichneter Zeitgenossen darzustellen versucht, ist von der Art, daß es nur durch ein kräftiges und sichres Mitwirken vieler geistreicher und erfahrner Männer gedeihen kann. Es werden daher Alle, die dasselbe zu bereichern vermögen, hierdurch vertrauend und dringend eingeladen, mit ihren Beiträgen ein Werk zu unterstützen, das für die Zeitgeschichte nicht unwichtig werden kann. Für alle künftige Theilnehmer sollen hier die Hauptgesichtspunkte des ganzen Unternehmens angedeutet werden.

Mit „Zeitgenossen" bezeichnen wir Lebende und Verstorbene, die unserer Zeit angehört, in derselben gewirkt haben. Als Grenzpunkt nehmen wir das Jahr 1789 (wahrhaft den Anfang einer neuen Zeit!) an, dergestalt, daß denkwürdige Menschenleben, die nach jenem Jahr hervorleuchteten (ob auch der größere Theil ihrer Dauer einer frühern Zeit angehöre), noch dazu gerechnet werden.

Nicht auf das Vaterland nur beschränken wir den Plan. Was als eine große, seltne Erscheinung innerhalb dieser unserer Zeit bei irgend einem Volke sich bemerkbar machte, findet unter unsern Zeitgenossen seinen Platz.

Das Unternehmen ist aber an sich so umfassend, daß (weil wir nicht ein endloses Werk beginnen wollen) nothwendige Grenzen auch in Hinsicht der Wichtigkeit der hier abzubildenden Zeitgenossen, und die Bedingungen, unter welchen sie hier aufzunehmen sind, festgestellt werden müssen.

Männer und Frauen sollen es seyn, die der Welt schon bekannt sind, die in einem größern Kreise bedeutend und wirksam waren oder sind, auf irgend eine Weise, durch ihre Stellung in der Gesellschaft, durch ungemeinen Geist und weitverbreitete Wirksamkeit, durch ihre Meisterschaft in einem Zweige des Lebens, durch große Tugenden oder Irrthümer, hervortraten. Sie müssen in einem öffentlichen Leben eine sichtbar geschichtliche Beziehung zu ihrer Zeit, ihre Biographien müssen wirklich für die Zeitgeschichte eine höhere Bedeutsamkeit haben, und es bleiben daher solche, ob auch noch so erfreuliche Erscheinungen, die in stiller Verborgenheit dahin wandelten, von unserm Plan ausgeschlossen.

Wir werden also vorzüglich große Staatsmänner, Feldherren und Krieger, ausgezeichnete Meister in Kunst und Wissenschaft (nicht bloße Schriftsteller oder sogenannte Gelehrte), ungemeine Geschäftsmänner, — auch Frauen, die in einem größern Kreise wirkten, darzustellen versuchen.

Solche Zeitgenossen sollen mit geschichtlicher Treue, im echten Geist der Biographie, nach ihrem äußern und innern Leben (so weit der Forscher einzubringen vermag), mit dem möglichst tiefsten Begreifen ihrer Eigenthümlichkeit, geschildert werden. Wohlgetroffene Schattenbilder, die doch dem hellen Auge mehr als Schatten, die wahrhaftes Leben vorüberführen; wo es möglich ist, in

Antonio Canova.

Von

Heinrich Hase.

Digitized by Google

Digitized by Google

Antonio Canova.

Wäre der Schmerz über den Verlust eines von seinen nächsten Umgebungen und von allen Gebildeten gleich hochgehaltenen Mannes ein Maßstab für die Größe seiner Trefflichkeit, so hätte die letzte Zeit kaum einen größern Verlust herbeigeführt als den von Antonio Canova. Unermüdetes Streben für das Schöne und Gute, nicht Vorzüge der Geburt, haben Canova auf den Gipfel von Berühmtheit erhoben, auf den er sich, trotz sehr abweichender Ansichten unter den Kunstrichtern, selbst in den Augen seiner Gegner erhalten hat, und Verdienste, die sich bei jedem menschlich Gesinnten Anerkennung verschaffen, machten ihn zu einem Gegenstande der Hochachtung auch für die strengsten Beurtheiler seiner künstlerischen Fehlgriffe.

Antonio Canova war am 1. Nov. des Jahres 1757 zu Possagno, einem Dorfe, geboren, das am Fuße der asulanischen Hügel im Kirchensprengel von Trevigi liegt und dem Nobile Falieri damals gehörte. Sowol sein Vater Pietro als auch sein Großvater Pasino waren Bildhauer von Bedeutung für jene Zeit, denen häufig Grabdenkmäler, Kirchenverzierungen und ähnliche Arbeiten aufgetragen wurden, wovon die Kirchen der Umgegend noch den Beweis liefern. Durch den Tod seines Vaters ward Antonio schon in seinem dritten Lebensjahre eine Waise; und da sich seine Mutter Angela Zardo bald darauf wieder verheirathete, so blieb das Kind der

Digitized by Google

Sorge des Großvaters und seiner Muhme von Vaters Seite, Katharina Ceccato, überlassen. Pasino war ein Mann von rauher Gemüthsart, der durch den Verlust seines Vermögens bei einer verunglückten Speculation mit Tuchwaaren nur herber geworden war. Die Behandlung unsers Canova entsprach seinem Wesen. Antonio fühlte sich bitter gekränkt durch ewige Vorwürfe, und, von Natur sehr empfänglich für jede Art Eindrücke, wünschte er sich oftmals den Tod. Einst war er schon nahe daran, sich von einem Gerüste herabzustürzen, als ihn der Großvater zurückhielt. Doch zog ihn sein kindliches Herz stets wieder zum Greise, den er durch Achtungsbeweise zu bezwingen suchte, in spätern Jahren seines begründeten Rufs durch Rath und thätige Hülfe unterstützte. Seine Mutter hatte aus der zweiten Ehe seinen Stiefbruder, den jetzigen Abbate Johann Baptista Sartori.

Unter Kümmernissen verging Antonios Jugend. Der Großvater Pasino übernahm es, sehr früh den jungen Antonio in den Anfangsgründen seiner Kunst zu unterweisen, um ihn zu etwas zu nützen. Die Absicht war wohl nicht die wohlwollendste. Aber durch diese Schule gewann seine Hand mechanische Fertigkeit, während sein Geist zur Reife emporwuchs, und früh schon hatte er sich dadurch den großen Vorzug zu eigen gemacht, mit entsprechender Leichtigkeit die augenblicklichen Gaben und Eingebungen des Genius körperlich hinstellen zu können.

Allgemein bekannt ist es, wie ein Löwe aus Butter, den er in seinem zwölften Jahre in der Küche des Gutsherrn Giovanni Falieri zu Pradazzi für den Tafelaufsatz modellirte, sein Schicksal mit am entscheidendsten bestimmte. Der Nobile Falieri ward durch dies Kunstwerk auf den Knaben aufmerksam und gab ihn zu einem Bildhauer, Giuseppe Bernardi, gewöhnlich Toretti, in die Lehre, der als Neffe und Mündel des alten Torretto, eines damals in Venedig sehr bekannten Bildhauers, auch seinen Namen angenommen hatte und zu der Zeit gerade sich mehre Jahre lang in Pagnano, ganz nahe bei der asolanischen Villa der Edeln Falieri, aufhielt. Es war gleich ausgemacht, daß nach Beendigung der angefangenen Arbeiten Canova seinen Meister auch nach Venedig begleiten sollte, und glücklich bewahrte diese Versetzung nach Venedig ihn vor einer übereilten Verheirathung, zu der die

Schönheit eines Mädchens, das ihm eines Sonntags vorkam, den unreifen Künstler beinahe bewogen hätte. Doch diese Lehre, wo ohnehin nicht viel zu lernen war, dauerte nur kurze Zeit, denn Torretto starb, und Canova, der noch keineswegs Sicherheit, kaum das Nothwendige erreicht hatte, um sich in der Bahn zu halten, zu der er sich durch das aufmunterndste und Glück weissagendste Selbstvertrauen berufen fühlte, war seiner eignen Leitung und seiner eignen Warnung nunmehr überlassen. Seit seiner Ankunft in Venedig hatte er die Geneigtheit seines edeln Gönners Falieri in höherm Grade gewonnen, und in des Commendatore Farsetti Galerie von Gypsabgüssen eine Quelle der Bildung und des Studiums gefunden, die seinem Genius keine Ruhe ließ. Der erste Auftrag, den er erhielt, kam vom Senator Falieri, seinem Gönner: jene Fruchtkörbe, die noch im Hause Farsetti zu Venedig als die ersten Proben seines Talentes erhalten sind. Bald folgte ein zweiter Auftrag von demselben Beförderer seiner Entwickelung: es war Orpheus und Eurydice, die man ihm auftrug, und zum ersten Male wagte er dazu die Natur als Vorbild zu wählen. Durch einen Freund fand er in dem Dorfe, wo er geboren war (denn dort wollte er die Gruppe ausführen), einen jungen Menschen, der ihm Modell stand; als er aber dem nackten Mädchen sich zum ersten Male gegenüber sah, schrieb er als ein Schutzmittel der treubewahrten Verschämtheit ein memento mori an die Plinthe der thönernen Statue. Um der Natur treu zu bleiben, ging er oftmals zu Fuße von Possagno nach der Akademie von Venedig, nach dem Nackten zu zeichnen, und kehrte dann rasch wieder heim, die frischen Eindrücke sich zu erhalten. Das Gelingen seiner Arbeit, die noch in Prabazzi vorhanden ist, zog neue Bestellungen nach sich: eine Büste des Dogen Renier, die bald zu Stande gebracht war, und eine Wiederholung des Orpheus, die zu manchen Verbesserungen ihm Gelegenheit gab. Für größere Aufgaben fehlten ihm noch die Kräfte, wie er an sich selbst erfuhr. Die Marchese Spinola gab ihm eine Statue des Aeskulap in Auftrag, die sieben Fuß hoch sein und in den Zügen des Gesichts Aehnlichkeit mit dem Senator Alvise Valleresso zeigen sollte. Aus Unbekanntschaft mit dem Typischen der durch die antiken Künstler festgestellten mythischen Gestalten, mißrieth die Bekleidung durch-

aus, und Canova hielt es für ein Glück, daß die Statue nicht in Pra della Valle zu Padua ihren Platz fand, wie anfänglich bestimmt war. Sie kam in den Besitz eines Advokaten zu Venedig gegen den Wunsch des Künstlers, der sie in Stücke zerschlagen hätte. Ueberhaupt war das Schicksal dieser frühesten Arbeiten Canova's bemerkenswerth. Von seiner Wiederholung der Gruppe des Orpheus ist die Eurydice verloren gegangen, Orpheus steht ziemlich geflickt jetzt in Wien. Apollo und Daphne, eine Gruppe in weichem Steine, der mehre ähnliche nachfolgen sollten, die aber durch den Tod des Bestellers, des Cav. Rezzonico einzeln blieb, ist schon längst nicht mehr vorhanden. Es schien der Zufall zu wollen, daß nur Vollendeteres von ihm erhalten werde. Seine nächste Arbeit war Dädalus und Ikarus, eine Gruppe in Lebensgröße, der ein Tod der Prokris als Gegenstück folgen sollte. Als das Gelungenere aus dieser frühern Periode seiner Bildung gönnte der Künstler ihr in seinem Atelier neben den Werken der Meisterschaft ein Plätzchen. Treue Nachahmung der Modellnatur bis zu einem Grade, der in den Formen des Greises nicht wohlthut, beweist, daß Canova damals noch weit von der Ansicht entfernt war, die später aus seinen Werken hervorgeht. Als es zur Ausführung des Modells in carrarischem Marmor kam, konnte er von keinem Venezianer das Verfahren ablernen, wodurch man die Arbeit aus dem Rohen jetzt so sehr erleichtert. Das Netz kannte er nur von Hörensagen, und durch eigne Erfindung mußte er die Erfahrung ersetzen. Wie Michel Angelo haute er daher nach dem Augenmaße die Rinde ab, und mit ein paar Punkten fand er seine Gestalten aus dem Blocke heraus. Doch gelangen sie und fanden wegen der damals so ungewohnten Wahrheit der Formen überraschenden Beifall. Die Gruppe trug ihm hundert Zechinen ein, die seine Lust, Rom zu sehen, entflammten; Falieri empfahl ihn, im Einverständnisse mit diesem Plane, dem Ritter Girolamo Zulian, der eben als Botschafter der Republik nach Rom ging und Zulian, den Canova's Weise bald gewonnen hatte, wollte ihm eine jährliche Unterstützung von Staats wegen zusichern, unter der Bedingung, daß er vier Jahre lang Copien nach Antiken für Venedig arbeite. Aber der Künstler verweigerte standhaft die Annahme dieses Vorschlags. Copiren, das fühlte er, sei zwar sehr lehr-

reich, aber für die Bildung des Künstlers sei es nicht ausreichend, und darum wünsche er nicht, daß von Staats wegen ein Dukaten für ihn verwendet werde, ohne daß man sich merklichen Vortheil für ihn versprechen könne. Die Antwort Canova's ward ihm aber von Zulian als Hochmuth und Eitelkeit ausgelegt, und es dauerte eine Zeitlang, ehe Beide sich besser verstehen lernten.

Im October 1779 verließ Canova Venedig. Fontaine, ein niederländischer Maler, war sein Reisegefährte; und noch am Abend seiner Ankunft in Rom eilte Canova nach der franz. Akademie, um dort im Aktsaale zeichnen zu sehen. Trotz dem Erbieten des Botschafters, der durch Zuvorkommen seine Eingebildetheit mäßigen wollte, blieb er in seiner Wohnung, statt in den Palast zu ziehen, und begann seine Wanderungen durch die Museen. Daß Apollo ihn anzog, daß Laokoon und der Torso ihn ergriffen, wer mag das bezweifeln? Wie trunken eilte er von Einem zum Andern. Aber am meisten wirkten die Kolossen auf dem quirinalischen Hügel, denn manchen Tag schlich er am frühesten Morgen schon hin, sie zu zeichnen, zu messen und alle ihre Verhältnisse zu ergründen; und so sehr faßte er sie mit den Augen und mit der Hand auf, daß in seinen spätern Werken sie ihm immer als Regel vor der Seele standen. Der Eifer seiner Studien, und die Freundlichkeit seines Benehmens, verbunden mit den redlichsten Sitten, blieben Zulian keineswegs verborgen. Er näherte sich dem Künstler, bestimmte ihn, die Gruppe des Ikarus nach Rom kommen zu lassen, um sie in Marmor auszuführen, und beförderte ihn, wo er vermochte. Die Zwischenzeit, ehe seine Gruppe eintraf, benutzte Canova mit seinem Freunde Antonio Selva zu einem Ausfluge nach Neapel.

Die Ankunft des Dädalus entschied über Canova's Leben. Denn als ihn Gavin Hamilton, damals der kunstverständigste Beurtheiler der Skulptur in Rom, in Gemeinschaft mit Volpato, Foschi, Cades*), Angelini und einigen Andern erblickte, erregte der Eindruck, den die Gruppe hervorbrachte, eine solche Bewegung

*) Den Römer Cades, einen Steinschneider aus Pichler's Schule, nimmt Memes in den „Memoirs of Antonio Canova" (Edinburg, 1825, 8.), S. 283, für den berliner Bildhauer Schadow; aber der kam erst 1785 nach Rom.

unter allen Kunstfreunden, und, nach ihrem Vorgange, so lebhafte Theilnahme in allen gebildeten Kreisen, daß der Ritter Julian, auf einmal gewonnen, nur zu wissen wünschte, was er für den Künstler zu thun vermöchte. Nichts als ihm Marmor zu schaffen und dann ihm zu überlassen, was er damit anfange, war Hamilton's Antwort. Julian folgte dem Rathe, sorgte für Marmor und für eine Werkstatt und gewährte dem Genius des Künstlers in der Wahl seiner eignen Richtung.

Damals mußte ein Werk, das eine unbefangene Naturnachahmung darlegte, die Aufmerksamkeit Derer erregen, die in der Hauptstadt der Künste sich Empfänglichkeit für ihre Formen, den täglich dargestellten Gestalten zum Trotze, bewahrten. Denke man daran, wie arg die Berninesken, Rusconi, Corradini u. s. w. die Natur nach Principen verhunzt hatten, und man kann die Freude der Einsichtigern theilen, die hier ein Talent sahen, das vor aller Anschauung echter Meisterwerke schon auf den Weg sich gewagt hatte, der zur Darstellung gleich wahrer und schöner Gestalten hinführte. Winckelmann's Urtheile über Kunst und Kunstwerke fingen damals eben an, allgemeinere Anerkennung zu finden; seine Begeisterung für die Ueberreste der alten Welt hatte bei Fürsten und Reichen gewirkt, Herculanums Schätze, täglich in größrer Menge ans Licht gezogen, weckten wetteifernde Sammlerliebe. Es war ein Moment, der für die Plastik nicht ungünstig schien, und Canova erntete die Frucht, die schon zur Vollsaftigkeit durch die Zeit gereift war. Es bedurfte aber, wollen wir darin gerecht sein, seiner Thätigkeit und Individualität, um bei seinen schlaffen Zeitgenossen den Glauben zu erwecken, daß auch unsere Zeit Werke hervorbringen könne, die den Platz neben jenen bewunderten alten verdienten, denn beinahe war es so weit gekommen, daß man die Fähigkeit der Natur angestritten hätte, Genien wie Michel Angelo und die Meister der Alten ferner hervorzubringen. Vernachlässigung aller Theorie, Nichtachtung der Kritik, und Vornehmthuerei in der Uebung der Künste: das waren die Gifte gewesen, die die Kunst bis zu dieser Verkümmerung herabgebracht hatten; Canova befreundete sich durch Gavin Hamilton mit der einen, weckte die andere und bewältigte kräftig die dritte: so mußte sie jugendlich

frisch sich erheben. Aber nur langsam reift der Künstler zur Meisterschaft. Trotz der Belehrung, die er täglichen Gesprächen mit Gavin Hamilton dankte, war jene Statue des Aeskulap für den Pra della Valle zu Padua, zu deren Beendung er gewissenhaft nach Venedig zurückeilte, doch noch wenig verschieden von seinen frühern Werken und den Statuen der Zeit, in die er eintrat. Zu strenges Halten an das früher gearbeitete Modell, dann die Eile, nach Rom zurückzukehren, verhinderten vielleicht Aenderungen, die er später selbst so lebhaft daran vermißte, daß er die Statue gern verleugnet hätte.

Seine zweite Rückkehr nach Rom begleitete der Gedanke, daß er von nun an es als sein zweites Vaterland ansehen müsse. Aber durch Werke des Geistes hoffte er sich das Bürgerrecht in seinem Künstlerstaat (jus civium optimae conditionis) zu verdienen. Seine nächste Arbeit sollte zeigen, daß er die Natur nicht vergeblich gekannt, daß er nicht ohne Lehre unter den Antiken gelebt habe. Und so entstand sein ausruhender Theseus, der Sieger des Minotaurus, bei dem Gavin Hamilton's Rath gewiß von dem besten Erfolg war. Canova wollte ursprünglich den beliebten Vorwurf der Skulptur, den Kampf gegen das Unthier, darstellen; aber die Verirrungen besorgend, zu der eine so bewegte Gruppe den Anlaß bieten konnte, rieth Hamilton, die Ruhe nach dem Siege zu wählen, die schon als schwerere Aufgabe für die jugendliche Lebhaftigkeit die größere Beachtung verdiente. Durch die spätern Arbeiten des Künstlers ist diese in Vergessenheit gerathen, obgleich sie die war, welche am meisten Anerkennung bei den strengern Beurtheilern seiner Werke fand. Studium der Antike und der Natur vereinigt sich mit der glücklichen Auffassung des Gedankens auf eine so ausgezeichnete Weise in dieser Statue, daß nur ein durch das Moderne verwöhnter Sinn Ausstellung gegen sie vorbringen konnte. Lord Bristol's Vorwurf, daß Theseus kalt lasse, ein Vorwurf, den Cicognara's vielsagendes Schweigen für Manchen bestätigen wird, gibt den besten Beweis ab, daß Skulpturen, die ganz im Sinne der alten Kunst gedacht und ausgeführt waren, bei den Zeitgenossen von Canova's frühesten Versuchen noch gar nicht verstanden wurden, und daß sogar seine Fehler dazu gehörten, um der Kunst, die er erhob, die Liebe zu gewinnen, deren sie sich jetzt er-

freut, denn wie Bristol dachten gar Viele. Weislich hatte der Künstler seine Arbeit am Theseus geheim gehalten und Niemand, durchaus Niemand zu seinem Arbeitszimmer im venezianischen Palaste Zutritt gestattet, als dem Botschafter Zulian. Er hatte sich selbst den Rath gegeben, den Sir Josua Reynolds jungen Künstlern mitgab, die er lieb hatte: nämlich unvollendete Werke geheim zu halten, selbst vor Freunden; der Eindruck des Vollendeten, das fühlte er, sei günstiger, dann trieb dieses Geheimniß zur Beendung. — Um aber etwas Zeigbares zu haben, arbeitete er nebenher einen Apollo, der sich selbst krönt, als Studium: eine Statue, die eine strenge Prüfung bestehen mußte, weil sie gleichzeitig mit einer Minerva pacifica dem Publicum ausgestellt wurde, die Angelini, der Gefeiertste unter den damaligen Bildhauern Roms, gearbeitet hatte. Die Verschiedenheit in der Auffassung und in der Ausführung zwang zu Vergleichungen, die diesmal ganz zum Vortheile des jungen unbekannten Künstlers ausfielen; denn zu hell leuchtete die Natur in die verwöhnten Augen, als daß man sie hätte übersehen können. Canova vernahm den Beifall mit Freuden, aber seine Briefe an Falieri (jetzt im Besitze des Abbate Cicogna) beweisen, daß er mit bescheidener Selbsterkenntniß diese Statue nicht höher stellte als die Welt, der sie späterhin durch ihren jetzigen Besitzer, den Grafen Daru, bekannter wurde. Canova hatte sich bei der Ausarbeitung der Theseusgruppe rücksichtloser seinem Genius hingeben können, weil die Großmuth des venezianischen Senats ihn für einige Jahre der Sorgen des Augenblicks überhoben hatte. Durch Zulian's Berichte empfohlen, war ihm endlich mit einem Decret vom 2. Dec. 1781 für drei Jahre eine Pension von 300 Dukaten zugesichert worden, ohne jene lästige Verpflichtungen, die früher seiner Neigung so sehr entgegen waren. Es war die rühmlichste Art des Dankes, die er jetzt seinem Vaterlande dafür darbrachte, ein Meisterwerk, dessen Ruhm seinen Wohlthätern und dem Vaterlande mitangehörte.

Einige der Berichterstatter über Canova's Leben haben dem Grafen Cicognara eine Ueberraschungsscene nacherzählt, wodurch der Theseus des Künstlers der römischen Kunstwelt wäre bekannt gemacht worden. Missirini, der Glaubwürdigste unter Allen, schweigt von dieser Festlichkeit, und man hat wol Grund genug, in dem Werthe

des Werkes den Anlaß zu allen den hämischen Kleinlichkeiten zu suchen, womit der Zunftneid diese Arbeit herabzusetzen gedachte, ohne zu Beschämungen seine Zuflucht zu nehmen, die der Afterkennerschaft wären bereitet gewesen. Aber selbst die unverständigen Urtheile der italienischen Kunstrichter des gemeinen Schlages, die Bernini's heilige Therese keckhin neben die mediceische Venus stellten, und Caffa's, Foggini's, Voglia's, Ottoni's, Carcani's fratzenhafte Skulpturen für der Natur abgelauschte Werke ausschreien mochten, trugen nur dazu bei, des Künstlers Namen zu verbreiten, der im Umgange von Gavin Hamilton und Volpato Kräftigung und Ersatz für manchen Unglimpf antraf. Das Zusammenleben mit Beiden, ihre Belehrung und ihr Aufruf waren sein Trost; die Sokratischen Abende, die sie verbrachten, seine Erholung. Bald sollte Volpato's Haus ihm mehr werden, zu viel für seine Ruhe. Bei seinem öftern Besuche sah er nämlich Domenica, Volpato's schöne Tochter, nachmals Raf. Morghen's Frau, und die Liebe zu ihr blieb nicht ohne Einfluß auf Canova's ganzes Leben. Gerade damals nämlich, als die jungen Leute sich immer mehr näherten, wurde an Volpato von unbekannter Hand der Auftrag gegeben, (wie man später erfuhr, durch den päpstlichen Kammerpächter Carlo Giorgi), dem Papste Clemens XIV. in der Kirche der heiligen Apostel ein Denkmal zu errichten, dessen Ausführung Volpato's Ermessen ganz anheim gestellt ward. Volpato wählte dazu Canova, der durch seinen Theseus seine volle Meisterschaft dargethan hatte; doch, wie Missirini berichtet, nicht ohne geheime Berücksichtigung des Verhältnisses, wodurch Canova ihm einst näher verbunden sein sollte. Man kann sich das Glück des jungen Künstlers denken, dem eine zwiefache Aussicht in eine erfolgreiche Zukunft sich aufthat. Aber noch ehe Canova mit sich selbst über die Form des Denkmals einig war, änderte sich die Neigung seiner Geliebten, und Missirini gibt zu verstehen, daß Canova selbst durch scheinbar wankelmüthiges Benehmen den Anlaß zu dieser Entfremdung gegeben habe, die bald eine völlige Trennung des Verlöbnisses herbeiführte. Trotz dem dauerte das Verhältniß zwischen Canova und dem Vater, der seinen Auftrag ihm auf's Neue bestätigte. Um sich aber von dem Schmerz einer getäuschten Hoffnung zu erholen, brauchte Canova den Vorwand, daß er in Car-

rara den Marmor selbst einkaufen müsse, und bei den schlechten Wegen und den reizenden Aussichten vergaß er einen Wunsch, der nachmals nie wieder bei ihm zu dieser Lebhaftigkeit gedieh. Erst zu Weihnachten 1784 kam Canova über Genua nach Rom zurück, ohne Venedig berührt zu haben. Dieser Umstand verdient darum der Anführung, weil Cicognara und Memes, der Cicognora in fast allen Angaben gefolgt ist, erzählen, Canova habe wegen der Pension von 300 Dukaten, die ihm vom venezianischen Senate zugestanden worden war, sich so sehr verpflichtet geglaubt, daß er Bedenken getragen habe, Volpato's Antrag anzunehmen. Darüber in Venedig sich Auskunft zu holen, sei der Zweck seiner Reise gewesen. Unsere oben gegebene Auseinandersetzung der Umstände dieser Pension werden diese Nachrichten hinreichend widerlegen.

Ruhiger und gereifter ging Canova nun mit neuer Lust an die Arbeit; und da er schon damals von einer Schnelligkeit der Ausführung war, in der wenige Künstler ihm gleichkommen mögen, stand der Papst selbst in kolossaler Größe bald in Thon ausgeführt da. Es war ihm wichtig, über sein Werk die Stimme Pompeo Battoni's zu hören, der damals allgemein für einen der ersten Künstler Roms galt, und Canova ersuchte darum Gavin Hamilton, ihm diesen zuzuführen. Battoni gehörte zu den Malern, welche die Natur, sowie sie von Canova aufgefaßt und erstrebt wurde, für eine irreführende Lehrerin hielten, welche zur Mittelmäßigkeit im Ausdruck und zum dürftigsten Effecte herabbringe, indem sie die Künste zu ihrer ursprünglichen Unbeholfenheit ihres kindischen Zustandes zurückführe. Um die einfache Natur bis zur Größe und Würde zu erheben, sei es zwar nothwendig, die Natur nachzuahmen, aber nicht auf geradem Wege, sondern nach dem Verfahren und den Grundsätzen, die Michel Angelo, Bernini und ihre Nachfolger aufgestellt hätten. Das war das Glaubensbekenntniß der meisten Künstler jener Periode, und zwar der scheinbar verständigern, deren Ausspruch für jede eigenthümliche und abweichende Richtung darum von nachtheiligern Folgen war, weil sie mit vornehmem Bedauern jedes Bestreben gleich von vorn herein als erfolglos und verkehrt verwarfen und beklagten. Auch Canova erfuhr dies; denn Battoni glaubte sich das Verdienst machen zu müssen, noch zur rechten Zeit zur Umkehr zu mahnen, um so mehr, da

so viel praktisches Talent in Gefahr stehe, verloren zu gehen. Aber Canova bestand die Probe seiner Ueberzeugung, die damals, trotz Hamilton's Einwirkung, doch sicher mehr auf einem angeborenen Takte, der glücklichen Mitgift echter Kunstnaturen, als auf klar bewußten Ansichten beruhte. Er arbeitete ruhig in der Weise fort, die er erwählt hatte, ohne eine Zeitgenossenschaft zu berücksichtigen, die durch seine Ausdauer sich nur heftiger gereizt fühlte, mit Vertrauen auf ein einsichtigeres künftiges Geschlecht, für dessen Erscheinung Gavin Hamilton schon jetzt ihm Bürge war. Schon dadurch war Canova von dem Herkommen abgewichen, daß er den Papst sitzend in segnender Stellung, oder, richtiger, als Beschirmer der Kirche darstellte, daher die Hand an den gestus pacificator der Reiterstatue auf dem Capitol erinnert, was Fernow etwas hämisch („Röm. Studien," I, S. 86) für das Streuen von etwas Unsichtbarem deutete. Ihm zur rechten Seite ist die Mäßigung angebracht, durch den Zaum, wie schon von Rafael, bezeichnet. Sie lehnt sich schmerzlich auf den Sarkophag; doch ist es eine bis in's Uebelwollende strenge Kritik, die in der Gestalt eine sich gegen Bauchgrimmen schützende Frau erkennt. Die Sanftmuth zur Linken war in dem ersten Entwurfe eine Frömmigkeit, auf die das neben ihr ruhende Lamm noch eine Andeutung zeigt. Sie hat sich unter den Studien des Künstlers erhalten. Aber in der ersten wie in der zweiten Ausführung erkannte man im Kopfe die Züge der schönen Domenica, die seinem Herzen auch jetzt noch theuer geblieben war. Noch trägt das Ganze die Spuren einer Zaghaftigkeit, die sich sehr wohl erklären läßt. Statt aus dem gewohnten Styl der Monumente herauszugehen, bemerkt man noch in der pyramidalischen Anordnung, und in den einzelnen Theilen ein strengeres Festhalten am Herkömmlichen als gutgeheißen werden kann; doch vergesse man nicht, daß der junge Künstler damals noch nicht die Zuversicht gewonnen haben konnte, indem auch wol Kühnere bei der Heftigkeit der Kritiken einen Theil ihrer Unbefangenheit eingebüßt hätten. Zu seinem großen Gewinn gewann Canova Milizia's Meinung, der mit dem beißendsten Witze alte und neue Kunstwerke und Künstler vornahm und seinen Gegnern durch blendende Späße die zahlreichste Classe, die Nachsprecher und alle Lacher, entzog. Milizia hatte einem Bekannten, dem Gr.

San Giovanni zu Vicenza geschrieben, daß die Jesuiten selbst den marmornen Papst Ganganelli loben und ihm Gutes nachsagen müßten, und in einem andern Briefe, daß der Papst papalissimamente bekleidet, daß selbst alles Nebenwerk so ebenmäßig sei, folglich unausstehlich für die Michel-Angeolisten, für die Berninisten, für die Boroministen, für die Marchionisten — daß er den Erfolg der gewöhnlichen italienischen Beurtheilungen im voraus gelähmt hatte.

Noch war dieses Denkmal nicht öffentlich aufgestellt, so wurde unserm Künstler der Auftrag zu einem zweiten; wol als bester Beweis, wie er durch diese Arbeit die Meinung seiner Mitbürger im Allgemeinen gewonnen habe. Schon seit Jahren hatte der Fürst Abondio Rezzonico, Senator von Rom, die Absicht, seinem Onkel, Papst Clemens XIII., ein Denkmal in der Peterskirche zu errichten. Seit der Theseus so allgemein gefallen hatte, war seine Wahl für Canova entschieden. Alle Erfahrungen, die Canova bei der eben vollendeten Arbeit gewonnen, alle Kenntnisse, die der Künstler erworben hatte, konnten diesem Denkmal zu Gute kommen, das wegen des Platzes, dem es bestimmt war, zu höhern Ansprüchen und zu lebendigerer Begeisterung aufzuregen vermochte. Canova wählte einen Sarkophag, hinter welchem er den Papst in festlicher Bekleidung, auf einem Polster knieend, anbrachte, wie er betend die Hände faltet. Rechts des Sarkophags steht die Religion, das Kreuz im Arm, um den Kopf eine Stirnbinde mit Stralen; links sitzt ein Genius mit gesenkter Fackel. Auf den beiden Basen, welche die Thür des Grabmals einschließen, ruhen zu Füßen der Religion und des Genius zwei Löwen, die im Ganzen dieser allegorischen Darstellung sprechender sind als der Genius, welcher in die christliche Mythologie weniger paßt. Durch seine Einfachheit fällt dies Denkmal, das seit dem Dienstage der heiligen Woche des Jahres 1795 in der Abseite rechter Hand der Peterskirche aufgedeckt steht, unter der großen Menge der ähnlichen Denkmäler vortheilhaft in die Augen; doch haben die Meinungen sich über den Werth des Einzelnen nicht vereinigen können. Dem Herkommen gemäß, mußte die Statue des Papstes so angebracht sein, daß sie nach der Tribune hingerichtet war. Dies bedingte die Aufstellung der Gestalt der Religion auf der rechten Seite des Sarkophags, und die des

Genius links gerade dem entgegen, was die Beleuchtung des Denkmals durch ein dort angebrachtes Fenster verlangt. Doch abgesehen von diesen örtlichen Einwirkungen auf die Anerkennung des Denkmals, fand man selbst in dem Genius zur Seite bald einen Gegenstand der höchsten Bewunderung, bald wurde er auf das bitterste getadelt. Frau von Staël fand den Kopf so schön, daß sie in ihrer „Corinna" den Oswald danach ausmalte, und Italiener und Engländer (H. Memes, S. 339) haben sich in Lobreden der Schönheit dieses trauernden Genius erschöpft. Hören wir dagegen Fernow (a. a. O., S. 99. fg.), so grenzt das Mürbe, Weiche und Verschmolzene an Fades und Leeres und erinnert an das Witzwort eines Franzosen bei ähnlichen Statuen ohne Knochen und Muskeln: „Combien de statues modernes privées d'os et de nerfs ne se soutiennent debout que parcequ'elles sont de pierre!" Canova gefiel sich in der Arbeit dieses Genius und opferte, um ihn so gefällig hervortreten zu lassen als in seinen Kräften stand, einen Marmorblock, in welchem sich spät erst eine entstellende Ader fand, mit einem Geldverluste von wenigstens 500 Scudi. — Alle Stimmen aber, die über den Werth der Statue der Religion, des Papstes, des Genius und der beiden Reliefs am Sarkophage selbst getheilt waren (im ersten Augenblicke der Erscheinung waren sie nur bewundernd) vereinigten sich im Preise der beiden Löwen, zu denen Canova lebende Urbilder in einer Thierbude studirt hatte.

Was sonst Künstler vom größten Rufe nur in den spätesten Lebensjahren erreichen, Aufträge zu Werken von solcher Bedeutung, die am würdigsten Platze aufgestellt werden sollten, das war Canova in den besten Jahren seiner Kraft zu Theil geworden. Man durfte daher die Ansprüche an ihn selbst mit diesen Werken steigern. Gäbe man auch nicht zu, daß er ihnen in jedem Sinne ästhetisch genügt habe, so ist doch unverkennbar, wie er die Skulptur, als solche, während dieser Arbeiten vorwärts brachte. Sein richtiges Gefühl ließ ihn zuerst bemerken, daß Modelle in kleinern Verhältnissen ausgeführt, durchaus unstatthaft seien, um kolossale Werke danach zu arbeiten. Seit Michel Angelo, der von einem innern Drange zu immer neuen Arbeiten getrieben wurde, hatte man diese nothwendigen Vorstudien vernachlässigt. Spannenhohe Wachspüppchen wurden angefertigt, um

danach über=lebenshohe Statuen auszuführen, sie verhielten sich wie Kalenderkupferchen nach Michel Angelo's Werken zu den Urbildern. Canova gehört das Verdienst, durch die Wiedereinführung gleich großer, bis in's Einzelnste ausgearbeiteter Thonmodelle die Skulptur wieder auf den Weg zu ihrer alten Würde zurückgeführt zu haben. Doch das Talent, ein Thonmodell zu vollenden, begründet noch nicht das Verdienst des Bildhauers. Der muß es im Marmor auszuführen verstehen, und Canova fand diesen Theil der Skulptur bei seinem Auftreten so vernachlässigt und zugleich so gemißbraucht, daß er, um ihm aufzuhelfen, bei den Antiken seine mechanischen Studien anfangen mußte. Vielfältiges Beobachten der vortrefflichsten alten Marmor lehrte ihn, wo man den Meißel und wo man die Raspel brauchen dürfe, und führte ihn auf Erfindungen von Werkzeugen, die, trotz den vielen Kunststücken in den härtesten Massen, welche man zu Carrara und in Padua oder in Neapel sehen kann, dem Bildhauer damals noch abgingen. Hätte er sich immer fester an die Wahrnehmung gehalten, zu der Roms alte Denkmäler ihm so vielfältigen Anlaß gaben, daß, je mehr die Kunst sank, desto mehr Mühseligkeit auf den Marmor verwendet wurde, und daß, je mehr die Kunst abnahm, desto mehr auch die Natürlichkeit und die Einfachheit zurücktrat: er würde den Satz, der ihm als höchste Regel bei der Bearbeitung des Marmors galt, daß man nämlich außer dem guten Styl vorzüglich die höchste Wahrheit der dargestellten Dinge erstreben müsse, vielleicht dadurch noch enger beschränkt haben, daß er, nach dem Beispiele der Alten, sich öfter mit Andeutungen begnügt, oder auf einen kleinern Kreis die Gegenstände vereinigt hätte, die als darstellbar gelten dürfen. Zu sehr hing Canova hier malerischen Ansichten nach und pinselte mit dem Meißel. Er schadete durch zu ängstliche und kleinliche Ausführung. In Gewändern namentlich, wo die Alten, sicher mit weiser Berechnung der Wirkung, bald den Marmor frisch ließen, bald nur den Meißel anwandten, wo sie tiefere oder flächere Einschnitte abwechselnd anbrachten, und auf den großen Massen diese völlig vermieden, war sein Bestreben der Nachahmung der Stoffe vielleicht zu sehr in's Einzelne gehend, wie eben an den Gewanden der Päpste sichtbar wird, wo die Nachbildung der Leinenstoffe durch Schab=

Digitized by Google

eisen und Bohrer und Spitzmeisel aller Art, die er erst selbst erfunden, erzwungen ist. Die Mühe, die er auf diesen Theil der Ausführung bei diesen Kolossen verwandt hatte, war nicht ohne Nachtheil für seine Gesundheit. Das Anstemmen der Brust gegen den Steinbohrer bewirkte eine Verengung des Thorax, von der er fortwährend das Zeichen nachbehielt; und wenn er diese glorreichen Flecken Freunden zeigte, pflegte er oft scherzend hinzuzusetzen: das sei der einzige Lohn, den er von seiner ersten Arbeit in Rom davon getragen habe.

Doch die Folgen der Anstrengung dieser Periode (von 1785 bis 1798) traten noch rascher ein, denn nicht allein mit den kolossalen Grabmälern beschäftigt, setzte er während dieser Zeit sein fleißigstes Studium der Quirinalischen Kolossen fort, über die er schon damals seine später bekannt gewordene Vermuthung auffaßte, zeichnete er fleißig nach dem Nackten, führte er für die Fürstin Lubomirska einen Amor in Marmor aus, dessen Kopf ein Portrait des Fürsten Heinrich Czartoriski war, wovon der Oberst Campbell, jetzt Lord Cawdor, später eine Wiederholung mit einem Idealkopfe erhielt; arbeitete er im Modell eine kolossale Gruppe der Venus und des Adonis aus, die er aber später aufgab; modellirte er später die Psyche mit dem Schmetterling auf der Hand, die er nach dem Wunsche H. Blundel's in Marmor ausführte, und wovon er eine in Italien hochgefeierte Wiederholung seinem Gönner, dem Ritter Zulian zu Venedig bestimmte, die aber erst nach des Ritters Tode in Venedig eintraf. (Es ist dieselbe Statue gemeint, die als ein Geschenk Napoleons später in den Besitz der verwitweten Königin von Baiern kam.) Aber um nicht hinter dem Künstler zurückzubleiben in Beweisen von Anerkennung, hatte der Botschafter schon eine Schaumünze bei dem geschickten Stempelschneider Gazzini in Venedig angeordnet, die auf der Hauptseite des Künstlers Kopf mit der einfachen Umschrift: Antonius Canova sculptor zeigt, auf der Rückseite die Statue der Psyche und umher die ehrenvollen Worte trägt: Hieronymus Zulianus eques amico, im Abschnitt MDCCXCV. Den Stempel brachte bei des Ritters schnellem Tode der Baumeister Selva an und ließ ihn zu Canova's Ehren ausprägen. Er gehört zu der Reihe der Schaumünzen auf Canova, von denen Missirini acht aufzählt. — Nach Vollendung

Digitized by Google

der Psyche arbeitete er einen andern Amor für einen Irländer la Touche aus, und wiederholte die Büste davon für den Fürsten von Auersberg, blos modellirt in Relief aus. Endlich arbeitete er die Gruppe von Amor und Psyche, wo Psyche liegt, und der hinter ihr knieende Amor, von ihr umarmt, sich zu ihr niederbeugt. Die erste Ausführung dieser Gruppe, welche den Vorwurf des Lords Bristol widerlegen sollte, daß der Künstler in seinen Darstellungen zu kalt sei, kam an den Obersten Campbell, und eine zweite in den Besitz des damaligen Generals Murat. Beide sind durch Kupfer unter uns zu bekannt geworden und zu sehr besprochen, als daß es nothwendig scheinen könnte, sie hier nochmals kritisch zu würdigen. Unbekannter ist es vielleicht, daß der Künstler zu den mancherlei Ausstellungen selbst eine schriftlich hinterlassen hat, die keinem frühern beikam. Er tadelte das Gewand. Zuverlässig waren Amor und Psyche der Fabelkreis, zu dessen Darstellung der Künstler nach allen seinen Leistungen zu schließen, sich am meisten geeignet fühlen mußte, da alle Anmuth seiner Sinnesart, alles das Zarte, was so vorzugsweise ihn ansprach und in seinen Werken hervortritt, hier einen Stoff fand, der dieses begünstigte und beinahe bedingte. Doch auch hier begegnete wol dem Künstler, der freilich oft von den Foderungen der Kunstfreunde sehr beengt war, daß er im Streben nach Reizendem in's Süße und nach Gefälligkeit in's Affectirte verfiel, wie das in der Anordnung des Kopfputzes der genannten Amorstatuen z. B. sich bemerklich macht.

Aber diese Periode seiner mannichfaltigsten Thätigkeit (denn auch die Vollendung mehrer seiner Reliefs fällt in diese Zeit, z. B. der Tod des Priamus, die Briseis von den Herolden entführt, Sokrates, der den Giftbecher trinkt, und Sokrates, der von seinen Freunden Abschied nimmt, die Heimkehr des Telemachus — alle im Jahre 1790, aber nur in Thon ausgeführt, mit Ausnahme des Sokrates, der seine Freunde entläßt —, Hekuba mit den troischen Frauen im Tempel, der Tanz der Söhne des Alcinous, Sokrates's Rechtfertigung vor seinen Richtern, Kriton, der die Augen seines Lehrers schließt, im Jahre 1792 u. s. w.) war auch darum für unsern Künstler anstrengend, weil er im Gefühl, daß eine den Ansprüchen unserer Zeit genügende Künstlerbil-

dung nicht eine einseitige blos praktische sein kann, sich mit rastlosem Eifer Studien hingab, deren Vernachlässigung unter seinen frühern Verhältnissen nicht zum Vorwurf gereichen konnte, deren Nachholen ihm aber in seiner äußern geehrten Lage doppelt zum Ruhm gereicht. Seit Julian Rom verlassen hatte, war Canova aus dem venezianischen Palaste ausgezogen, hatte eine Werkstätte sich eingerichtet und für die Anordnung seiner häuslichen Bedürfnisse eine Muhme von Vatersseite zu sich genommen; jetzt bequemer in seinen Verhältnissen, sah er sich bald von den ausgezeichnetsten Gelehrten aufgesucht, deren Umgang schon belehrend für ihn sein mußte. Aber er selbst kam ihnen durch Erlernung der englischen und französischen Sprache entgegen, durch Anschaffung einer Bibliothek, die mit der Zeit zu den bedeutendsten ihres Faches anwuchs, und großmüthig Vielen offen stand, welche den Zutritt zu ihr nachsuchten; dann vorzüglich dadurch, daß er mit der Thätigkeit, die ihn rastlos forttrieb, früh auf den Gedanken kam, sich während der Arbeit, wenn er nicht eben modellirte, vorlesen zu lassen. Plutarch's Lebensbeschreibungen wurden bei diesen Vorlesungen, zu denen sich bald sehr ausgezeichnete Männer erboten, sein Lieblingsbuch und Phocion der Held, den er vor allen andern liebgewann. Später ersetzte der Cesarotti'sche Homer den Plutarch, und die erwähnten Basreliefs deuten uns die Unterhaltung an, die der Künstler bei seinen Kräfte kostenden Arbeiten fand. Canova hielt diese Reliefs selbst nur für Entwürfe, für Skizzen, wie sie ein sinnreicher Künstler an den Rand eines beliebten Buches zeichnet, und war weit davon entfernt, sie für vollendete Ausführungen ausgeben zu wollen. Selbst der Malerei entsagte der Künstler nicht, geblendet durch die Leichtigkeit, mit der er auch in dieser Kunst Gefälliges hervorbrachte, aber vielleicht zum Nachtheil seiner eigenthümlichen, die Eingriffe der schwesterlichen in ihr Gebiet eifersüchtig rächt.

Aufregungen von so verschiedener und so anstrengender Art konnten auf einen nicht allzu starken Körper nicht ohne nachtheiligen Einfluß bleiben. Canova wurde bei der Vollendung seiner Grabmäler immer magerer, bläßer und abkräftiger, und verfiel endlich in eine lange Krankheit, die für sein Leben Besorgniß erregte. Seine Muhme hatte ihn, weil sie das römische Klima nicht vertragen

konnte, verlassen müssen; aber er hatte einen Freund gefunden, der ihm in diesen ängstlichen Tagen beistand, und eine Freundin, die ihm alle die Sorgfalt weihte, womit nur Frauenhände Leidende zu erquicken verstehen. Antonio d'Este war dem Künstler in seinen jüngern Jahren durch seine Liebe zu den Alterthümern lieb geworden. Diese Neigung wurde durch die Redlichkeit d'Este's und seine Einsicht, dann durch die Geschicklichkeit inniger, die dieser für Portraite in Marmor entwickelte. Sie wurde bewährt durch des Künstlers Leidenstage, und Canova setzte von da an so viel Vertrauen in seinen Freund, daß er ihm die Leitung aller seiner häuslichen Angelegenheiten und die Aufsicht über seine Werkstatt auftrug; die reichlichsten Legate erkannten dies noch nach dem Tode des Künstlers an. Mit dem treuen d'Este theilte die Sorge für den Kranken Luigia Giulj, eine Ravenneserin, die zu Rom erzogen, der Kunst nicht ohne Erfolg lebte. Seit der Abreise der Muhme hatte sie in Canova's Hause ihre Stelle eingenommen; ihr und ihres Mannes Sorge (Girolamo Giulj's) sowie der unermüdeten Pflege des als Freund aufmerksamen d'Este verdankte der Künstler nächst Gott seine Herstellung. Sein Körper war durch diese Probe gestählt worden. Eine Reise nach Venedig ersetzte rasch die verlorenen Kräfte und muthiger als früher ging er bald wieder an neue Unternehmungen. Bei dieser Reise nach Venedig war sein Freund d'Este Canova's Begleiter. Der Senat sowol als die Kunstfreunde vereinigten sich den Künstler zu feiern. Als ein Zug zur Bezeichnung des Menschen darf nicht vergessen werden, daß Canova einige Tage bei seiner Mutter in Crespano zubrachte, wo er auch jenes schöne Mädchen (Betta Biasi) wieder sah, deren Reiz ihn in den ersten Tagen seiner Jugend so sehr befangen hatte. Jetzt war sie glücklich verheirathet und Canova, so versichert Missirini, erfreute sich herzlich an ihrer günstigen Lage. In Possagno ward sein Einzug festlich begangen. Junge Leute holten ihn ein. Rosen, Lorber und Heidelbeeren waren auf den Weg gestreut, und unter Glockengeläut und Böllerschüssen begrüßten ihn die Geistlichkeit und die Dorfältesten, die ihn unter Musik und Liedern, die Marco Bastasino in der venezianischen Mundart gedichtet hatte, bis zum väterlichen Hause begleiteten.

Canova's ausgezeichnetem Verdienste konnte bei so

vielfältigen Proben auch der Ruhm im Auslande nicht fehlen. Die großmüthigsten und günstigsten Erbietungen wurden dem Künstler vom russischen Hofe gemacht, um ihn nach Petersburg einzuladen, aber Italien, war seine Antwort, wäre sein und der Künste Vaterland, er könne es nicht verlassen. Als scheinbarer Vorwand wurde das Denkmal des Admirals Emo angeführt, das ihm bei seiner Anwesenheit vom venezianischen Senate aufgetragen werden war. Der Admiral war kurz vorher als Procurator von S.-Marco gestorben, und der Künstler glaubte durch sein Denkmal das Verdienst eines Mannes ehren zu müssen, der im Augenblick eines bedeutenden Verlustes (als ein großer Theil der Flotte bei der Küste von Cleos durch Sturm zu Grunde gegangen war) sein ganzes Vermögen dem gemeinen Besten zum Opfer brachte. Die Sitte erlaubte nicht, einem Patricier in Venedig eine Statue zu errichten. Daher mußte Canova sich auf eine Büste beschränken, zu deren genauern Bezeichnung er Arbeiten in Relief und rundem Bildwerke vereinigte. Eine solche Zusammenstellung kann aber durchaus nicht gutgeheißen werden, weil die Berechnung des malerischen Zweckes durchaus dem ursprünglich plastischen Principe entgegen ist. So erhebt sich hier aus einer Tafel der Genius, mehr als halb erhaben ausgearbeitet, um die Büste des Admirals, die auf einem Säulenschaft vor ihr frei steht, zu krönen. Diese Säule, eine mit Schiffschnäbeln verzierte, ist von steinernen Wellen umbrandet. Neben der Säule auf einem platten Kanonenfloß, sitzt die Muse der Geschichte (mit der Trompete!), die den Namen des Admirals mit einem Griffel in die Säule eingräbt. Man weiß nicht, soll man das Werk Rundwerk oder Basrelief nennen; aus Allem ergibt sich, daß es in seiner Anlage verfehlt ist. Doch nicht so bedünkte es den venezianischen Senat, der durch Entscheidung vom 19. Sept. 1795 dem Künstler eine Pension von 100 Dukaten, ohne Abzug, für seine Lebenszeit zuerkannte und den Dogen Manin ermächtigte, dem Denkmal im Arsenal, als dem paßlichsten Orte, einen Platz auszuwählen. Dort steht es denn, nach dem Wunsche des Künstlers, im ersten Saale (delle armi intangibili) seit dem J. 1795. Ja, um Canova einen Beweis der vollkommensten Zufriedenheit zu geben, ließ der Senat außerdem durch Amerani zu Rom eine Schau=

münze prägen, die auf der Hauptseite Emo's Denkmal ohne Umschrift zeigt, auf der Rückseite unter dem Löwen von S.=Marco die Worte hat: Antonio Canovae Veneto, artibus elegantioribus mirifice instructo, ob monumentum publicum Angelo Emo egregie insculptum, senatus munus A. 1795.

Diese Medaille gehört darum jetzt schon zu den Seltenheiten, weil nur ein Abdruck in Gold, 1(0 in Silber und sehr wenige in Bronze gemacht wurden, und man darauf den Stempel zerschlug.

Die großmüthige Belohnung des venezianischen Senats mußte den Künstler für einen Verlust entschädigen, den er durch Unredlichkeit erlitt. 4000 Scudi, die er sich erspart hatte, wollte er durch einen Ankauf sicher anlegen. Graf Verri, der Verf. der „Notti romane“, hatte ihm dies gerathen. Ein Geschäftsmann übernahm die Unterhandlung, wußte es aber so einzurichten, daß das Capital in seinen Händen blieb, und der Künstler darum kam. Canova ertrug den Verlust leicht, weil er sich die Kraft und die Mittel fühlte, ihn zu ersetzen. Die Arbeit selbst half ihm rascher vergessen.

Das Erste, was er vornahm, war die Gruppe von Venus und Adonis, für den Marchese Salsa di Berio zu Neapel, die gegenwärtig im Besitz des Herrn Favre zu Genf ist. Die Aufgabe war, den Adonis unempfindlich gegen die Reize und die schmeichelnden Bitten der Göttin darzustellen, wie er kalt gegen ihr zärtliches Verlangen die Lust der Jagd andern verheißenen Freuden vorzieht. Es waren also classische Charaktere, die der Künstler darzustellen hatte, schon gegebene Formen, die unter andern Beziehungen wieder erkennbar sein mußten. Von der Venus wurde dies gleich nach dem Erscheinen von strengern Kunstrichtern bestritten; diese wollten in ihr nur ein sterbliches Weib erkennen, die weder an Schönheit der Formen an die Venus reiche, noch im Ausdrucke des sehnenden Begehrens und der verschämten Bitte die Macht der Göttin verrathe. Im Adonis erkannte der Künstler, als er sie 27 Jahre später in seiner Werkstatt wiedersah, eine unschuldige Jugendarbeit, einen jungen Burschen, der das Hemd abgestreift hatte, nicht den schönen trotzigen Jäger, der von seiner wundervollen Geburt an die Liebe der Göttin entzündet hatte. Er half daher mit Erlaubniß des Obersten Favre dem

Kunstwerke ganzer 20 Tage lang nach; aber man darf bezweifeln, daß eine solche Ueberarbeitung dem Eindruck des Ganzen vortheilhaft gewesen sei. Wohlbeachtende Künstler haben die zweiten Auflagen stets verschmäht.

Der Vollendung dieser Gruppe, die in Neapel mit poetischen Festlichkeiten empfangen wurde und Anlaß zu einem Federkriege wurde, der dem Grafen Gaston della Torre di Rezzonico das Leben kostete (er ärgerte sich zu Tode), folgte die stehende Gruppe von Amor und Psyche, die nur die weitere Ausführung seiner früher gearbeiteten Psyche war, und einige Reliefs, die Werke der Barmherzigkeit darstellend. Die Gruppe von Amor und Psyche kam durch den damaligen General Murat nach Frankreich und die amtlichen Blätter feierten dieses Besitzthum, bei ihrer Aufstellung im Saale des Louvre zur großen Kunstausstellung, mit Lobsprüchen, die bewiesen, daß Frankreich durch seine Kriege damals vom übrigen Europa ziemlich geschieden lebte. Späterhin kam die Gruppe in den Besitz der Kaiserin Josephine und von Malmaison ging sie mit den andern Kunstwerken nach Petersburg über.

Trotz der Aufmerksamkeit, die Canova's Psyche bei ihrer ersten Erscheinung in Paris erregte, fanden sich doch auch Stimmen, die ängstlich aufgesuchte Fehler in den Verhältnissen der Zeichnung und des Modells, die das Streben nach übermäßiger Zartheit, die Ziererei in den Stellungen und dem Putze, und namentlich die der Kunst unwürdigen Künsteleien, um dem Marmor einen erlogenen Glanz zu geben und die Augen der Menge zu blenden, hervorhoben und den Lobsprüchen der tonangebenden Weltleute entgegenstellten, welche die Leichtigkeit und Gewandheit in der Führung des Meisels, Zierlichkeit und Eleganz des Ganzen, und einen Anhauch von Naturwahrheit und Jugendfrische in ihr anerkannten, wie ihn weder neuere noch antike Werke bei ihnen hervorbrächten. Ob die erstern blos von eifersüchtigen Künstlern ausgegangen seien, wie Quatremère de Quincy Canova in einem Briefe glauben machen wollte, das erliegt unter uns keiner weitern Frage. Die Zeit hat hier entschieden. Sie hat die gerügten Fehler anerkannt und dadurch nur noch mehr hervorgehoben, daß jüngere Künstler ihm gefolgt sind, die durch ihn gewarnt, sich der Würde der Skulptur immer mehr genähert haben; aber

sie hat auch dankbar erkannt, daß alle Vorzüge seiner künstlerischen und sittlichen Individualität dazu beitrugen, der Skulptur einen Platz der Anerkennung wieder zu erwerben, den sie durch ihre Entartung völlig verloren hatte, und der ihr durch die auferweckten Antiken bei einem verwöhnten und entarteten Geschlechte nicht gewonnen werden konnte.*)

Während der Ausarbeitung der Gruppe der Psyche gingen unter Canova's ausruhenden Händen auch eine Roma, ein Tanz der Venus mit den Grazien vor Mars, ein Tod des Adonis nach Bion, und ein kleiner Bacchus, den die Nymphen in ihre Pflege nehmen, dann auch ein Sokrates hervor, der den jungen Alcibiades in der Schlacht bei Potidäa vertheidigt, sämmtlich in Relief. Es waren Handzeichnungen mit dem Possirholz entworfen, wenn er, von größerer Anstrengung sich erholend, den Anregungen folgte, welche die vorgelesenen Stücke in ihm hervorgebracht hatten. Nicht immer hat man sie als solche beurtheilt. Vielleicht vergaß man zu sehr den Umstand, daß er die classischen Schriftsteller ja auch nur durch die Vermittlung italienischer Uebersetzer kennen lernte. Wie diese sich zu ihren Urschriften verhalten, ebenso etwa verhalten sich Canova's Basreliefs zu der Strenge und Würde der antiken Muster dieser Gattung. Ein Geist von seiner Thätigkeit mußte schaffen. Er verschmähte den Zeichenstift nicht, wenn der Thon nicht rasch genug sich seinen Bildungen bequemte. Solche Eingebungen des

---

*) Als bezeichnend für die „Memoirs of Canova etc. by, J. S. Memes" (Edinburg 1825, 8.) mag die Anekdote hier stehen, die er in Bezüg auf Psyche (S. 359) erzählt. Eine junge Dame, die Canova's liegende Psychengruppe gesehen hatte, machte dem Künstler im Rothwälsch der Kunstkritiker die Bemerkung, daß sie zu glühend sei. „Bene, Signora", habe der Künstler geantwortet, „bisogna temperare il foco di questi giovanetti." Eben als Canova die zweite Gruppe modellirte, mußte die schöne Kunstrichterin unter etwas bedenklichen Umständen plötzlich nach Florenz abreisen. Es gingen allerlei Gerüchte, die ihre Blässe bei ihrer Rückkehr zu bestätigen schien. In des Künstlers Werkstatt fand sie die neue Gruppe der Psyche vor, bewundernswürdig, herrlich bis auf den Ausdruck schmachtender Mattigkeit in der Gestalt der Psyche. „Sie wird in Florenz gewesen sein", gnädige Frau, habe der Abata M—a gleich erwidert. An solchen Beigaben ist Memes's Buch reicher als an bedeutendern kunstverständigen.

Augenblicks sind für die Würdigung eines Genius nicht zu übersehen, und es wird daher für die Freunde Canova's nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß Martino de Bonis mehre dieser gezeichneten Impromptus in schwarzer Kunst gestochen hat: die Musen mit Apollo in 10 Blättern, Spiele des Amors mit Nymphen, das bekannte: Wer kauft Liebesgötter? tanzende Nymphen, Philosophen etc.

Die oben genannten Reliefs, die in der Villa Rezzonico bei Bassano ihren Platz fanden, waren von geschickten Künstlern gestochen worden (unter Andern von Rocchi und Domenico del Frate), einige blos in Umrissen von Piroli und von Fontana.

Sorgfältiger führte er während dieser Zeit zwei Reliefs aus; das eine, die Kreuzabnahme darstellend, arbeitete später sein Freund Este für den Grafen Widman zu Venedig in Marmor, und eine Padua, die Canova selbst für die gleichnamige Stadt in Marmor ausführte. Sie verschaffte ihm die Ehre einer Statue, die auf dem Prato della Valle ihm bei Lebzeiten errichtet wurde. Diese Auszeichnung wurde dadurch bedeutender, weil man dem noch so jungen Künstler zu Gunsten das alte Herkommen verletzte, das Standbilder noch Lebender nicht zuließ. Canova ist von Luigi Verona dargestellt, wie er die Büste des Procurators Antonio Capello arbeitet, aber sie verliert sich in dem Walde zum Theil mittelmäßiger, zum Theil *misrathener* Gestalten.

Eine neue Sphäre eröffnete sich unserm Künstler durch einen Auftrag des Monsignore Priuli, der von Canova einen Gegenstand aus dem christlichen Bilderkreis dargestellt zu sehen wünschte. Canova wählte die büßende Magdalene, die er während des J. 1796 in Thon und in Marmor ausführte. Durch die Unbilden der Zeit wurde Monsignore Priuli von Rom entfernt; die vollendete Statue kam nie in seinen Besitz; Canova überließ sie Anfangs einem französischen Kriegscommissair zu Mailand, später erhielt sie Graf Sommariva, in dessen Palast zu Paris sie sich noch vor einigen Jahren befand. So viel über die Schicksale einer Statue, die von einer Classe von Bewunderern, gegen deren Lobsprüche man Gott bitten möchte, ebenso hoch erhoben als sie von ebenso Unberufenen herabgesetzt worden ist. Schon die Wahl des Gegenstandes ist als zu malerisch getadelt worden, freilich von Leuten, die, um Magdalenen wieder zu er-

Digitized by Google

kennen, eine Grotte, wie auf Battoni's Bilde, Salbenbüchsen und den ganzen Apparat der geistlichen Büßungen vor sich sehen müssen. Ganz anders äußerten sich andere Kunstfreunde, mit denen ich einstimmen möchte, daß in dem Kreise christlicher Typen keiner sei, der so sehr der Skulptur sich eigne und der daher Canova's Takt so sehr als er bewährte. Verlangt man in Magdalena die Macht eines reinen, zu Gott erhebenden Gedankens, über die Lockungen eines Körpers zu sehen, der die Vergehungen des Fleisches begreiflich macht, so möchte wol die Skulptur alle Mittel haben, um uns einen solchen Gegenstand darzustellen. Das Nebenwerk tritt dann so zurück, daß dieses eher vom Uebel scheinen könnte. Auch Canova beschränkte sich daher in seiner Darstellung auf die bloße Gestalt, die im Büßerkleide knieend, bei'm Anblick des Kreuzes, das sie mit beiden Händen hält, in sich selbst mit Scham und Reue zurückzukehren scheint. Richtiger seinen Gedanken auffassend, als Donatello, der aus seiner Magdalena ein anatomisches Studium gemacht hatte, zeigte sie Canova nur mit den ersten Wirkungen der Kasteiung. Aber vielleicht war er schon hierin zu weit gegangen und hatte das Verdienst einer Umkehr zur Reinheit in unsern Augen herabgesetzt, die solcher Entkräftung Vergehen zum Vorwurf machen, welche die allgemeine Schwäche bei den üppigen Formen der drängendsten Lebenskraft eher entschuldigt. Eine Magdalena, die uns die Macht eines Gott zugewandten Willens über allen Anfechtungen eines zum Genuß der Sinne auffodernden Körpers vor die Augen bringt, gehört noch immer zu den zu lösenden Aufgaben. Aber Canova hat durch seine Statue sehr dazu beigetragen, die Aufgabe richtiger zu stellen und die widerstreitenden Urtheile, die sie bei ihrem Erscheinen in Paris veranlaßte, waren von dem günstigsten Erfolge für die bestimmtere Scheidung der Begriffe über Malerisches und Plastisches. Sie gefiel bei der Mehrzahl. Der Prinz Eugen Beauharnais verlangte eine Wiederholung, und Bertini, der die Gruppe des Adonis und der Venus schon gestochen hatte, stach auch diese in Kupfer. Ja ein Sicilianer Xaver Scrofani ging so weit, die Spielerei als etwas Einziges zu preisen, daß nämlich der Marmor des Fleisches an den Hüften und Schenkeln beinahe polirt, im Gesicht, am Hals und auf der Brust ungeglättet, unter den Füßen

und an der Ferse beinahe rauh gearbeitet ist. Bekanntlich war es auch diese Statue, wo Canova eine Art von Färbung anwandte, um dem Marmor mehr Wärme und Leben zu geben und künstlich der Zeit vorzugreifen. Dies Verfahren fand in den franz. Zeitschriften lebhafte Anfechtungen („Mercure“ 1808, und „Journ. de l'Empire“ von demselben Jahre) und es sei erlaubt, hier ein Wort darüber zu verlieren.

Canova's Vertheidiger haben, um dies zugestandene Verfahren zu entschuldigen, an die Circumlition erinnert, die bei den Alten statt fand. (M. s. Plin. H. N. 35, 40.) — Handt nimmt diese Circumlitio, die er von der *κονίασις*, obductio cerae, Vitruv. VII, 9, 4, unterscheidet, für eine Firnissung des Marmors nach leichter Färbung (m. s. Gronovii Diatribe in Statii silvas, Ausg. v. Handt, S. 347), weiß aber nichts von den Bestandtheilen des Firnisses, nichts von dem Grade der Färbung zu erzählen. Canova versuchte nicht sowol eine Patinirung des Marmors durch oberflächliche Mittel, sondern eine förmliche Bearbeitung durch Wichsen und Beizen. Entschied hier das Beispiel der Alten, so dürften freilich die Alterthümler der strictesten Observanz nichts gegen Canova's Verfahren einwenden können, zumal da er niemals so weit ging, wie Missirini ausdrücklich bemerkt, daß er die Lippen mit Carmin angefärbt hätte, wie häufig gesagt wird. Aber mit Recht haben die Bildhauer, die nach Canova auftraten, alle Versuche der Art stolz und geringschätzig verschmäht. Es sind Bestechungsmittel, die Mistrauen in die Macht des Wesentlichen, in die Darstellung der Gestalt und ihre vollendete Ausführung voraussetzen, und Canova kam in der spätern Zeit selbst von dem Wachs in Weingeist aufgelöst zurück, das er bei der Magdalena angewandt hatte; aber stets behielt er den Gebrauch bei, die Statue mit Schleifwasser (aqua di rota), d. h. dem Wasser zu waschen, das bei'm Schleifen der Meisel im Troge des Schleifsteines sich sammelt. Einer andern Versicherung zufolge, von der jedoch Missirini nichts eingesteht, wandte er gewöhnlich auch Kaffewasser an. Missirini, der 10 Jahre lang mit ihm in genauerer Beziehung stand, erwähnt, daß er häufig, Probe halber die Statuen mit Carmin angefärbt habe, um sie von fern zu betrachten und dann durch Raspel und Meißel so lange an ihnen gearbeitet habe, bis er dieselbe

Lebendigkeit ohne Färbung erreicht zu haben meinte. Im Uebrigen hielt Canova, Missirini's Behauptung zufolge, streng auf den Satz, daß ein Kunstwerk durch sich selbst, nicht durch die Zuthat, seinen Werth erhalten müsse; doch versah er es vielleicht darin, daß er diesen Nebendingen ein zu sehr in's Auge fallendes Aeußere gab; so der Schale der Hebe, der nächsten Statue, die er in Arbeit nahm, die Vergoldung. Diese Vergoldung kann wol darum nicht mit den goldenen Armbändern der mediceischen Venus zusammengestellt werden, weil diese zum vollen Schmuck der Göttin selbst zu gehören schienen, oder als ein ex voto an die Tempelstatue in ganz anderer Beziehung zu dem Kunstwerke standen. Seine Hebe arbeitete Canova gleichzeitig mit der Magdalena. Sie fand an einem andern Punkte Europas die Bewunderung, die die Büßerin in Paris fand. Die italienischen Dichter sangen sich heiser, als sie zu Venedig bei Vivante Albrizzi einzog; keiner aber tadelte jenes Wolkenkissen, auf dem die zarte jugendliche Gestalt einherschritt, so argen Anstoß es auch jedem unbefangenen Sinne geben muß. Später kam Canova selbst zu dieser Einsicht und vertauschte deshalb die Wolken, als außerhalb den Grenzen seiner Kunstmittel liegend, mit einer einfachen Plinthe. Die vielfältigen Wiederholungen, die Canova von dieser Statue machen mußte, bewiesen aber hinreichend, daß sie dem Geschmacke der Zeit am genügendsten zusagte. Die Anmuth der alten Vorbilder, die Canova bei dieser Statue vor Augen gehabt hatte, fand auch in dieser Modification ihre Anerkennung.

Ein stehender Amor für den Fürsten Yusupoff war damals für einige Zeit die letzte seiner plastischen Arbeiten. Die Malerei hatte ihn angezogen, und mehre Bilder entstanden damals beinahe blos im Widerspruch, um dem Venezianer de Bonis zu beweisen, daß für einen Künstler, der mit den Darstellungsmitteln sich in solchem Grade vertraut gemacht hat, die Uebung einer sonst fremden Kunst keine Hexerei sein kann. Canova malte damals seine Venus (Tizian und Giorgione waren seine Meister), mehre Acte, einen Kopf des Giorgione, der für ein echtes Selbstportrait gehalten wurde, jene Venere transteverina, die Pietro Vitali gestochen hat, sein eignes Bild, das in der Sammlung zu Florenz in der Reihe der Malerbilder sich findet, den Ezelino da Ro-

mano, den er dem Card. Consalvi vermachte und mehre andere, die stets ein doppeltes Interesse haben werden, wenn auch der wohlfeile Scherz, sie für alte auszugeben, damals besser gelungen sein möchte, als er vielleicht jetzt gelänge.

Unterdessen hatten aber in Rom die unglücklichen Tage der Revolution begonnen, die alle öffentlichen Verhältnisse zerrütteten und selbst nicht ohne Einfluß auf die friedlichen Werkstätten der Künstler blieben. Rom war verlassen von allen Großen und allen Fremden. Bei der Dürftigkeit, die bald eintrat, fand Canova Gelegenheit, seinen reinmenschlichen Sinn vielfach zu bewähren. Er half durch Unterstützung, durch Aufträge, durch Sorge für Waisen und Witwen; und als seine Kräfte nicht mehr ausreichten, um den Nothleidenden überall Helfer zu sein, zog er vor, nach seinem ruhigern Geburtsort sich zu wenden, so ausgezeichnet und schmeichelhaft auch die Aufmerksamkeiten waren, mit denen ihn die französischen Machthaber Murat und Napoleon Bonaparte überhäuften. Dem letztern namentlich verdankte er die unausgesetzte Zahlung seiner Pension von Venedig, die ihn für alle Fälle zu sichern im Stande war. Seit die Anarchie organisirt war, wurde ihm der Aufenthalt zu Rom unangenehm. Er verließ es, als sie durch den 12. Mai 1798 den höchsten Grad erreicht zu haben schien.

Possagnos Ruhe mußte nach dem Geschrei der Parteien, das damals Rom durchtobte, doppelt wohlthun. Die Auszeichnungen der großen Welt hatten ihn nicht so verwöhnt, daß er an dem Umgang der Seinen den Geschmack verloren hätte, und er war viel zu großherzig, als daß er jetzt, wo Alles, was Italien Ausgezeichnetes besaß, ihm huldigend schmeichelte, sich seiner Verwandten geschämt hätte. Wie lange er in Possagno lebte, ist nicht angegeben. Bald kam der Senator Roms, Fürst Rezzonico, unsern Künstler zu einer Reise durch Deutschland abzuholen, die ihm Wien, München, Dresden und Berlin zu sehen die Gelegenheit verschaffte. Namentlich war zu Wien sein Aufenthalt begünstigt, denn die Künstler ließen sich angelegen sein, seine Anwesenheit durch Festlichkeiten zu begehen. Ueber seinen kurzen Aufenthalt zu Dresden hat G. W. Becker im „Deutschen Merkur“ besonders in Beziehung auf die Antikensammlung einiges

aufgezeichnet *), die ganze Reise dauerte nur einige Monate und Canova's Hauptaugenmerk blieb auf Wien gerichtet, weil dort wegen seiner Pension Schritte geschehen mußten; die venezianischen Staaten waren durch den Frieden zu Campo-Formio an Oestreich gefallen und Baron Thugut hatte die Zahlung der Pension einstellen lassen. In Wien war man gleich geneigt, sie wieder auszuzahlen, aber unter dem Bedingniß, daß Canova nach Wien ziehe. Diese Foderung schien vom Künstler ein Opfer zu verlangen. Dadurch, daß Canova die Studiendirection der östreichischen Pensionaire in Rom übernahm, wurden alle Schwierigkeiten beseitigt und die Zahlung hatte ihren Fortgang.

Nach Vollendung der Reise ging Canova wieder nach Possagno und ergriff zu seiner Zerstreuung die Palette. Eine Kreuzabnahme, die durch ein von Gott Vater ausgehendes Licht erleuchtet wird, von 28 Palmen Höhe, als Altarbild für die Kirche des Ortes, war eine würdige Beschäftigung für die erzwungene Muße. Der glückliche Gedanke, vom Gott Vater das Ganze verklären zu lassen, war von einem Maler Spinelle, in letzter Instanz von Correggio entlehnt, und wol hätte dieser Umstand die Lobsprüche ermäßigen sollen, die dieses Gemälde von den reimenden und ungereimten Schöngeistern Italiens erhielt. Das Bild ist dadurch auch in Italien merkwürdig geworden, daß die Madonna, die nahe bei'm Kreuze steht, schwarz gekleidet ist, gegen das neuere Herkommen. Eine Handschrift des 6. Jahrh. mit Miniaturen, in der Bibliothek von S.-Marco, belehrte den Künstler jedoch, daß er dadurch der ältesten Tradition gefolgt sei, auch Rafael's spasmio di Sicilia hätte ihn trösten können, denn auch dort spielt das blaue Gewand der Madonna in das Schwarze. Das Bild Canova's ist von Borani gestochen.

Unterdeß waren die Franzosen aus Oberitalien vertrieben worden; Pius VII. hatte den Stuhl des heiligen Petrus bestiegen und in Rom war die Ordnung einigermaßen hergestellt. Canova eilte nach Rom, wo Antonio

*) Canova's Besuch in der dresdner Antikengalerie im Jahre 1798. „Deutscher Merkur" für das Jahr 1799, S. 66 fg. Manches, was dort als Wunsch ausgesprochen ist, ging seitdem in Erfüllung.

Digitized by Google

d'Este als Aufseher seiner Werkstätte zurückgeblieben war. Die Treue und Rechtlichkeit, die d'Este ihm während seiner Abwesenheit bewiesen hatte, bestimmte Canova, seine häuslichen Geschäfte ganz in dessen Hände zu legen; und bei der Menge von Aufträgen, die von nun an bei Canova zuströmten, war eine solche Unterstützung ihm unerlaßlich. Bald sah er sich gezwungen, ein größeres Studium sich zu wählen, und mehre Gehülfen anzustellen, die ihm bei dem Arbeiten aus dem Rohen an die Hand gingen.

Das Erste, was Canova vornahm, war der Plan zum Denkmal der Erzherzogin Christina, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, das ihm bei seiner Anwesenheit in Wien war aufgetragen worden. Die eingesandte Zeichnung fand in Wien lebhaften Beifall und wurde baldigst begonnen. Den Plan zu einem Denkmal auf Tizian, das Canova damals beabsichtigte, hat man jetzt beibehalten zu seinem eignen Monumente, da jenes niemals zur Ausführung kam. Später entwarf er auch die Gruppe des Herkules und Lichas nach den Trachinierinnen des Sophokles (B. 793) in kolossalen Verhältnissen, die seinen Beruf zu tragischen Darstellungen erweisen sollte. Schwerlich möchte er diesen Zweck erreicht haben, da bei aller Gewagtheit der Darstellung man eher eine Scene der Grausamkeit mit allen ihren Schrecken in ihr erkennen wird, als einen rührenden und durch seine Kräftigkeit schütternden Moment. Selbst die geborenen Lobredner Canova's, Gr. Cicognara u. A., haben Ausstellungen gegen diese ungeheure Gruppe vorgebracht (sie ist größer als der farnes. Herkules), und wir wollen ihre Aufzählung nicht durch Fernow's Vorwürfe (S. 137 fg.) wiederholen. Als sie lange blos in Gyps gestanden hatte, weil die Bestellungen des Marchese Don Onorato Gaetani zu Neapel durch die Zeitumstände zurückging, ließ sie späterhin der Banquier Torlonia, Herzog von Bracciano, in Marmor ausführen und in seinem Palaste, ehemals Bolognetti, auf eine Weise aufstellen, wie nur selten Kunstwerke aufgestellt werden. Sie dient als Decoration für einen der prächtigsten Säle, in dessen Fußboden ein antikes Mosaik eingesetzt ist, wo sie bei den Festen, die 1818 der Herzog dem König von Neapel gab, in der günstigsten Beleuchtung und doch noch immer nicht wahrhaft groß sich zeigte.

Glücklicher kann kaum eines Künstlers Lage gedacht werden, als Canova's Lage seit seiner Rückkehr nach Rom war. Nie stillstehend in seinem Streben, fand er stets Anlaß, bei bedeutenden Aufgaben die eben gewonnene Einsicht und die durch die nur vollendete Arbeit erlangte Fertigkeit in der nachfolgenden anzuwenden und weiter zu üben und das allem Talent so gefährliche Ausruhen war ihm durch die ehrenvollsten Aufträge unmöglich. In seinem Häuslichen fühlte er sich glücklich. Sein Bruder Giovanni Battista, der im Seminar zu Padua das geistliche Kleid gewonnen hatte, war mit der Mutter zu ihm gezogen. Canova bildete einen der glücklichsten Familienkreise, der ihm Erholung zusicherte, wenn er müde der körperlichen Anstrengung bei ihm Erheiterung suchte, und selbst äußerlich war er von den heitersten Umgebungen angesprochen, denn sein erweiterter Haushalt hatte ihn bestimmt seine Wohnung in der Via de' Greci gegen eine am spanischen Platze zu vertauschen, wo er gastlich Freunde bei sich aufnehmen konnte.

Kaum war das Denkmal für Wien in voller Arbeit, über das man billig neben Fernow's scharfen Kritiken (S. 149 fg.), die vorzüglich an der theatralischen Zusammenstellung Anstoß nehmen, Böttiger's ermäßigende Beurtheilung in der „Minerva", Taschenbuch für 1817, S. 413 fg., vergleichen muß, als er seinen Perseus aus der Skizze eines Mars hervorgehen ließ, die er längst entworfen und lange vernachlässigt hatte. Aber gerade diese Umwandlung einer Göttergestalt zu einem Heros war einer von den Misgriffen, die Bedenken gegen Canova's Eindringen in das Wesen der Antike und in die Bedeutung der einzelnen Gestalten erregen. Perseus der hier unter den Formen des belvederischen Apollo hervortritt, mit der Gorgone in der Hand, würde einem Künstler der bessern Zeit der griechischen Kunst ebenso unpassend zu seinem Begriffe vorgekommen sein, wie ein heiterer Tempel in so leichten Verhältnissen gehalten, wie der berühmte Vesta-Tempel zu Tibur, für die Wohnung des stämmigen Erderschütterers Poseidon. Aber dieses Verhältniß der äußern Gestalt in allen ihren Theilen zu dem dargestellten Begriffe ist noch viel zu wenig anerkannt und hat sich unter uns, die so selten nackte Gestalten zu sehen bekommen, und fast nie nackte Gestalten in lebendiger unbefangener Bewegung erblicken, keineswegs zu

einem solchen Bedürfniß des Auges ausgebildet, daß seine Verletzung bei der Mehrzahl der Beschauer als ein störendes Mißverhältniß erschiene. Canova's Perseus konnte daher sehr lebhaften Beifall finden, und er fand ihn, ja von Seiten der vollendeten Ausführung verdiente er ihn wirklich. Der Ehrenplatz, der dieser Statue, als sie kaum vollendet war, auf dem Piedestal des belvederischen Gottes im Cortile des Belvedere angewiesen wurde, die diplomatischen Unterhandlungen, die der franz. Minister Cacault über ihn pflog, um ihn für Mailand zu gewinnen, und die für den Künstler so schmeichelhafte Verweigerung des päpstl. Hofes, die wahrscheinlich ganz andere Motive hatte, gaben diesem Kunstwerk außer dem in den Augen der Menge einen Werth, den keine andere neuere Arbeit erreichen könnte. Die persönliche Gewogenheit des Papstes Pius VII., der den Künstler mit dem Orden des goldenen Spornes in einer zugestandenen Audienz zierte, kam zu diesen vielen Zeichen öffentlicher Anerkennung hinzu, unter denen der Platz des Perseus, erst auf der Stelle des pythischen Gottes, jetzt ihm gegenüber (durch eine päpstliche Verordnung vom 28. Januar 1816) unbestritten die bedeutendste war, bald erwies sich die gewonnene Gunst des Papstes auf's Neue durch den Ankauf der Gruppe des Kreugas und Damoxenos, zweier Athleten, die Canova nach einer Angabe des Pausanias in dem Augenblicke darstellte, wo Kreugas den entscheidenden Schlag gethan hat und sein Gegner, den Moment erlauschend, im Begriff ist, ihm durch einen hinterlistigen Schlag den Bauch zu öffnen. Diese Gruppe, auf deren Ausführung der Künstler selbst einen vorzüglichen Werth legte, sollte seinem Namen im Auslande eine neue Anerkennung verschaffen. Er schickte einen Abguß davon an die Kunstakademie zu Venedig und einer kam nach Paris, wo er im J. XII bei der Kunstausstellung im Louvre dem Publicum gezeigt ward. Aber die allgemeine Stimme war nicht so huldigend als die seines Freundes Quatremère de Quincy, der durch lange Auseinandersetzungen im „Moniteur" (1804) auf ihre Verdienste hinwies und dadurch nur noch bittreren Tadel der franz. Kritiker veranlaßte. Canova war dagegen nicht ganz unempfindlich, so ruhig er auch sonst den Tadel über seine Werke ertrug; zu antworten verschmähte er, doch wünschte er von der Classe des Instituts eine unbefangene Entscheidung. Auf diese Auffoderung trat Quatremère de Quincy

eigentlich hervor, und seine Erklärungen hatten fast amtlichen Charakter. Entscheidender aber als jenes Lob und jener Tadel spricht die Notiz, daß die Gypse bald in einem Saal der Sammlung aux petits Augustins untergebracht wurden, wo sie, Trotz der wechselnden Ansichten der verschiedenen sich folgenden Behörden, bald in Scherben zerfielen. Canova hatte in der Ausarbeitung des Einzelnen alle seine Kunst aufgeboten und namentlich waren die Hände und Füße vorzüglich gelungen; aber die Anordnung des Ganzen, die nur durch Hülfe einer Erklärung einleuchtet, beeinträchtigte das sonst wol nicht abzuleugnende Verdienst. Noch ehe Canova durch eine neue Arbeit die Meinung über diese motivirt hatte, erfreute ihn jedoch das päpstliche Decret (vom 10. August 1805), wodurch ihn der Cardinal erster Kämmerer (Pro-Camerlingo) vom Ankaufe dieser Gruppe für's vaticanische Museum in Kenntniß setzte und zugleich ihn zum Oberaufseher des Departements der schönen Künste in Rom und im ganzen Kirchenstaate ernannte. Durch diese Anstellung ward er oberster Leiter der vaticanischen und capitolinischen Sammlung, der Akademie von S.-Luca, aller öffentlichen Arbeiten im Fache der Malerei, der Bildhauerei und Baukunst und aller Kunstzweige, sie mochten Namen haben, wie sie wollen. Nichts durfte seitdem aus Rom und dem Kirchenstaate weggebracht werden, ohne Canova's vorgängige Ansicht, und ohne seine beigebrachte Genehmigung. Zugleich wurden seiner Aufsicht durch diese Verordnung alle Trümmer des alten Roms, und alle Nachgrabungen untergeben. Der Commissair über die Alterthümer Roms, und die beiden Beisitzer für Malerei und Skulptur standen unter ihm, und er selbst hatte nur den Papst selbst und den jedesmaligen Cardinal Kämmerer zu Vorgesetzten. Um diese Auszeichnungen noch schmeichelhafter zu machen, war ausdrücklich erwähnt, daß S. Heiligkeit das Verfahren Leos X. gegen Rafael von Urbino zum Vorbild genommen habe, und daß bei des Künstlers Leben diese Würde auf keinen Andern übergetragen werden könne. Ein jährlicher Gehalt von 400 Scudi war außerdem mit dieser Stelle verbunden. Anfangs schlug Canova diesen ehrenvollen Antrag aus, mit einer Offenheit sich versagend, die gewiß fern von der weibischen Ziererei war, welche nur inständiger gebeten zu sein wünscht. Endlich aber

gab er den Befehlen des heiligen Vaters nach, der den Künstler während der Zeit, als er ihn zu einer Kolossalbüste modellirte, liebgewonnen hatte. Die Verdienste, die Canova sich in seiner neuen Stellung erwarb, sind der Art gewesen, daß sie wol hier eine Aufzählung verdienen. Ihm verdankt man nämlich den Vorschlag zur Einrichtung des Museo Chiaramonti im braccio nuovo des Vaticans, der durch die Auswahl der Denkmäler und durch die Verzierung jetzt sein bedeutendster Theil ist; ihm den Ankauf von 80 alten Lapidarcippen und drei antiken Sarkophagen, die in der Villa Giustiniani zum Verkauf standen: aus seinen eignen Mitteln erwarb sie Canova und beschenkte damit das vaticanische Museum.

Unbeachtet blieb sein Vorschlag, nicht mehr alles Mögliche bei den Kunsthändlern aufzukaufen. Würde befohlen, behauptete Canova, daß man die alten Marmor unergänzt lasse, so würde manches scheinbar Bedeutende auf seine richtige Schätzung zurückgebracht werden. Die unsichern Nachgrabungen solle man für einige Zeit einstellen und statt dessen das Geld auf den Ankauf einiger der wichtigern vorhandenen Denkmäler verwenden. Einsichtige Leute versichern, Canova habe dadurch den Vatican gegen die Masse des Mittelgutes sichern wollen, die bei dem angenommenen Verfahren überhand nehmen mußte.

Canova verdankt man die Maßregeln für die Erhaltung von Rafael's Fresken im Vatican, die von der Wand abbröckelten. Genaue Copien in der Größe der Originale schienen für das Studium bequemer zu sein und würden für lange Zeit ein treues Bild der Originale gegeben haben, über deren Rettung man noch in Zweifeln befangen war. An ihrer Herstellung schien Canova zu verzweifeln. Die Ausgrabung des Triumphbogens des Septimius Severus und der Umgegend bis zum Colosseo ging unter Canova's Leitung vor sich, und seine Anregung war es, daß das einzige Bild auf Schiefer, das bis dahin noch in der Peterskirche war, der Sturz des Simon Magus von Vanni, gegen eine Mosaikcopie der Kreuzabnahme von Daniel von Volterra (in der Capelle Corsini auf Trinità de' Monti) vertauscht ward. Mit diesen Beschäftigungen bezeichnete er seine amtliche Thätigkeit.

In seiner Werkstatt entstand damals die ihm übertragene Kolossalstatue König Ferdinand VII. von Neapel, deren Modell 17 Palmen Höhe hatte. Eine Wiederholung des Perseus für Polen erfoderte auch seine Theilnahme, weil Canova nie ohne Abänderung eines seiner Werke zum zweiten Male gab. Aber diesen Arbeiten stand eine Unterbrechung bevor, die, wie damals die Zeit es wollte, alle für den Augenblick zu beseitigen zwang. Wiederholt kam nämlich der damalige französische Minister Cacault zu Rom, Canova zu einer Reise nach Paris aufzufodern, wo der erste französische Consul Bonaparte ihm eine Arbeit bestimmt hatte. Canova, der Rom liebte, machte lange Schwierigkeiten, bis der Wunsch des Papstes ihm die Einwilligung abnöthigte.

Wie im Fluge traf Canova in Paris ein, weil der erste Consul durch eigne Beglaubigungen ihn der Untersuchung an den Mauthämtern überhoben hatte; und ward durch den päpstlichen Legaten dem Minister des Innern zugeführt, der Canova eiligst nach St.-Cloud geleiten ließ. Durch Herrn Bourienne und den Generalgouverneur des Schlosses ward er dem Consul vorgeführt, der ihn sehr gütig aufnahm und die redliche Offenheit des Künstlers, der, dem Beherrscher Frankreichs gegenüber, durchaus als Römer sprach, eher ermunterte als zurückwies. Der nächste Auftrag war, daß er die Statue des Kaisers arbeite. Drei Tage darauf kehrte Canova nach St.-Cloud zurück, wohin er den Thon schon hatte bringen lassen, um seine Arbeit zu beginnen; und fünf Tage lang gewann der Lenker der Schicksale Europas Zeit, um Canova zu seiner Büste zu sitzen. Nur Josephine war meistens zugegen, mit der er scherzte, wenn er sich mit dem Künstler nicht ernster unterhielt. Italiens und Roms Schicksal legte Canova dem Sieger an's Herz, so oft er ein Wort zu seinen Gunsten anbringen konnte, beklagte die Verschleppung der alten Kunstwerke vom heimischen Boden und machte wol auch kein Geheimniß daraus, daß Napoleons Kopf, so antik-heroisch er auch sei, doch schwerlich den Frauen gefallen könne, was Bonaparte zum Lächeln brachte. Die Huld des allmächtigen Mannes, die bis zur Abreise des Künstlers sich erhielt, war bald durch alle öffentliche Blätter die Neuigkeit des Tages, und Minister und Künstler wetteiferten, Canova zu ehren. Seine Abreise von Paris (er hatte

die Abschiedaudienz bei dem ersten Consul an Einem Tage mit einem Abgesandten von Tunis) war eine fortwährende Feierlichkeit. Der Cardinal Fesch nahm ihn bei sich in Lyon auf; der Marchese de Prié in Turin; in Mailand der damalige General Murat und der Vicepräsident der italienischen Republik Melzi d'Eril, und der König Ludwig von Etrurien, sowie seine Freunde zu Rom, als er heimkehrte, standen nicht zurück in Auszeichnungen, die jeden schwächern Kopf aus dem Gleise zu bringen im Stande gewesen wären.

Die Aufträge drängten auf ihn ein, doch war der Künstler nunmehr dahin gekommen, daß er alle Arbeiten, welche seinem Genius weniger zusagten, abweisen konnte, ohne den Vorwurf der Unthätigkeit zu besorgen.

Die Verhältnisse der Zeit gaben der aufgetragenen Kolossalstatue des ersten Consuls eine Bedeutenheit, gegen die alle andere übernommene Arbeiten begreiflich zurücktraten. Ganz Europa wünschte die Züge des Mannes kennen zu lernen, der in so frühen Jahren Aller Bewundrung erregt hatte, denn die bisherigen Bildnisse galten für mißlungen. Gleich nach der ersten Anlage hatte Canova's Arbeit den entschiedendsten Beifall erhalten; beinah officiell ward sie für die echte Darstellung der vultus aeternales erklärt und schon diese Anerkennung seines Bemühens mußte dem Künstler Lust machen, durch das Ganze dies günstige Vorurtheil zu rechtfertigen. Außerdem hatte der Künstler noch persönlichen Anfoderungen an sich selbst zu genügen, die etwas Ausgezeichnetes verlangten. Canova war durch des großen Mannes eigenthümliche Weise ergriffen und enthusiasmirt worden. Er sah in ihm einen Heros, der zum Umgestalten der Dinge herabgesandt sei; von diesem Eindruck sollte sein Werk allen kommenden Geschlechtern ein Zeugniß geben. Mit Gewöhnlichem konnte sich der Künstler daher keineswegs abfinden. Er mußte etwas Vollendetes leisten, wie der Mann eine dämonische Gestalt war, von ungewöhnlicher das tägliche Maß überragender Bedeutenheit. Daß die Betrachtung nebenbei ihn zu größerer Anstrengung seiner Kräfte hätte aufregen sollen, daß dieses Werk für Paris bestimmt war, wo man damals eine Stimme in Kunstsachen sich anmaßte, wie man das Wort in den Welthändeln führte, — das wird Denen weniger wahrscheinlich vorkommen, die Canova's ganzes

Thun genauer übersehen. Er hatte ein weit größeres Publicum bei seinen bedeutendern Werken, er hatte die Nachwelt im Auge; Paris, dem gegenüber, konnte ihn wenig erheben.

Mit seiner ganzen Liebe und Kraft ging Canova daher an dieses Kolossalbild, während das Denkmal der Erzherzogin Christine nur fortgesetzt wurde, um seinem gegebenen Worte zu genügen.

Nach eigner Entscheidung wählte Canova für Bonaparte's Statue die nackte Darstellung, die seit Alexander des Großen Zeit für Portraitstatuen war angewandt worden, wenn man die Dargestellten als den Göttern verwandt, als bedürfnißlos wie diese bilden wollte. Leider sind uns bei den alten Schriftstellern keine bestimmte Angaben übrig geblieben, unter welchen Verhältnissen diese den Göttern zugesellende Darstellungsweise auf lebende Mitbürger übergetragen ward; daß man aber die Fälle, wo sie paßlich erschien, bestimmt abgewogen habe, läßt sich in den Zeiten, wo die Schmeichelei noch nicht alle Begriffe verwirrt oder bedeutungslos gemacht hatte, ohne Zeugniß voraussetzen, und ein richtigeres Gefühl wird sie ohne fremde Anweisung ahnen und aus sich selber herausfinden. Aber da eine Abbildung dieser Art unsern Gewohnheiten zu sehr entgegen ist, so scheint die Anfoderung an einen Künstler unserer Tage doppelt streng zu sein, nur nach Gründen zu verfahren, die auch unsere Zeit als ausreichend anerkennen muß. Die Sitte der alten Künstler, die nackte Gestalt der bekleideten vorzuziehen, kann für heutige nicht als ausreichend gelten. Denn erstens ahnen wir nur die Motive, die sie zu diesem Vorzug einer Form drängte, die bei uns gegen alle Sitte verstößt; dann könnte eine solche bloße Nachahmung einer fremden Sitte doch nur entschuldigend gelten. Noch weniger wird ein Künstler durch die Schwierigkeit sich gerechtfertigt glauben können, die unser Costum der künstlerischen Darstellung entgegensetzt. Wer darum eine uns so fremde, beinahe anstößige Darstellung vorzieht, der sollte Selbsterkenntniß genug haben, daß Nationaldenkmäler über seine Kräfte gehen, daß geschichtliche Kunstwerke sein Vermögen überschreiten.

Mit bessern Gründen konnte sich Canova rechtfertigen, als die pariser Beurtheiler (und unter ihnen war Denon) gerade diese Seite bald spottend, bald ernster

angriffen. Er konnte beweisen, daß es nicht Bequemlichkeit war, die diese Form ihm empfahl, daß beinahe keine andere ihm freistand.

Bonaparte hatte in dieser Statue der Welt als antiker republikanischer Charakter in einer modernen Zeit gezeigt werden sollen, als der Mann, der durch seine Siege das Schicksal Frankreichs, d. h. der Welt, festgestellt habe. Die Siegesgöttin auf dem Weltballe war daher nothwendiges Attribut. Mit ihr war jede andere Darstellungsweise, als eine antike, unvereinbar, und paßlicher schien dann für den Helden, den man der Welt als Cäsar und Perikles in Einer Person darstellen mochte, die heroisch-nackte als die Bekleidung der römischen Imperatoren. Wäre diese Foderung nicht an Canova ergangen, vielleicht hätte er selbst sich versucht, einem geschichtlichen Denkmal auch den Stempel der Zeit zu geben, der es angehörte; denn zu hoch war seine Meinung von dem Manne, den er darstellen wollte, als daß er hätte glauben können, ihn durch eine Entkleidung zum Heros machen zu müssen.

Aber eine solche nackte heroische Darstellung bringt eine zweite Anfoderung mit sich, die nicht allzu leicht zu befriedigen ist. Soll auch die Gestalt ebenbildlich erscheinen — wie sich billigerweise bei einer Portraitstatue fodern läßt — so müßte der Künstler, sollte es handwerkmäßig hergehen, diese mit eben der Genauigkeit nach dem Leben ausführen, wie den Kopf, weil auch in ihr eine Individualisirung dem Auge sich darstellt, die durch die Vereinigung jener sinnlich-geistigen Kräfte hervorgebracht wird, die im Kopf als Physiognomie selbst dem ungeübtern Auge bemerkbar hervortritt. Hätten diese Kräfte anders gewirkt, so würde auch die Form eine andere geworden sein; und Geister einer höhern Ordnung der Dinge lassen sich denken, denen durch den Anblick irdischer Körper die ganze geistige Organisation, die sie bewegte, durch das Uebersehen der geistigen Leistungen auch die äußere Form, durch welche diese sich darlegten, klar und offen vor Augen liegen müßte. Aber diese Formen, nach dem künstlerischen Zweck idealisch aufgefaßt, dem Auge hinzustellen, gehört begreiflich zu den schwierigsten Anfoderungen, die an einen Künstler gemacht werden können. Wollte er die Gestalt des Urbildes zuziehen, um ihren individuellen Charakter zu ergreifen und sie idea-

lisch für seinen Zwek zu gestalten, so eignet sie sich nur zu selten der treuern Darstellung und noch sind unsere Begriffe über die Bedeutung der Körperformen zu schwankend, als daß der Künstler ein allgemeines Verständniß der Sprache, die er geredet, bei der Mehrzahl der Beschauenden voraussetzen dürfte. Gewöhnlich hilft man sich daher, wie auch Canova sich half, und wie in früherer Zeit auch die Alten sich geholfen haben mögen. Ohne eine in's Einzelne gehende Uebereinstimmung der Theile zu beabsichtigen, fügte er zu dem treuern, dem Urbilde nach modellirten Kopfe einen Körper, der, willkürlich gewählt, mit ihm nicht außer Verhältniß stand, und gab so eine Mischung von Theilen, die bei Gegenständen aus der Thierwelt, für die unsere Beobachtung geschärft ist, selbst dem einfachsten Beschauer auffallen müßte. Schwerlich würde z. B. einem Pferdeliebhaber die Zusammensetzung eines englischen Wettrenners mit dem Kopfe und der Brust eines andalusischen Prachthengstes, oder die umgekehrte Zusammenfügung unbemerkt bleiben. Bei menschlichen Portraiten ist eine ähnliche Zusammenstellung gewöhnlich und die Künstler dürfen sich eine solche Freiheit erlauben, weil unter Tausenden von Betrachtern wol nur einzelne durch Instinkt und Ausbildung bis zu der Einsicht gebrachte Kenner sein mögen, die anzugeben wüßten, worin die Physiognomie oder Gestalt verfehlt sei.

Nicht um dieser Mangelhaftigkeit willen fand aber die Statue Napoleons, als sie in Paris (erst im Jahre 1811) aufgerichtet ward, mehre Tadler, sondern weil sie dem Einen zu groß vorkam (mit der Base mißt sie 14 Palmen), dann weil man die rechten Brustmuskeln zu sehr hervortretend glaubte und im Rücken mehr den Athleten als den Heros wiedererkennen wollte. Begründeter war die Kritik der Stellung, die, weder fortschreitend noch ruhend, auf den Beschauenden einige Beängstigung hervorbringt. Dafür erkannten Alle in dem Kopfe eine der gelungensten Arbeiten des Künstlers und eine Großartigkeit der Formen, die den individuellen Charakter des Helden mit idealisirender Wahrheit wiedergibt. Wie viel Mühe ihm die Charakteristik der Augen gekostet hatte, erzählt Friederike Brun in einer interessanten Mittheilung im „Lit. Convers.-Blatt 1823," Nr. 187. Und doch waren diese occhj di pesce morto so bezeichnend!

Canova's Büste und Chaudet's Statue, jetzt in Berlin, möchten die würdigsten Marmorbilder des großen Mannes sein. — Bekanntlich wurde Canova's Statue im Jahre 1814 vom König von Frankreich der englischen Regierung überlassen, die sie dem Feldmarschall Wellington schenkte. Im Palaste des Herzogs Piccadilly ist sie jetzt in der Vorhalle zwischen den Treppenaufgängen aufgestellt, wie die Statue des Agrippa im Palaste Grimani zu Venedig. Herr Memes, der überall mit seiner Entscheidung bei der Hand ist, macht daraus, daß sie unter einer Treppe aufgestellt (S. 390 seiner „Memoirs") und allen möglichen Beschädigungen ausgesetzt sei, viel Aufheben. Wer weiß, ob der Künstler, wenn er gefragt worden wäre, diesen Platz nicht selbst empfohlen hätte, der unberufenen Kritik zur besten Widerlegung. — Eine Wiederholung der Statue in Bronze steht in der Brera in Mailand.

Erst nach Vollendung der Statue Bonaparte's kehrte Canova zum Mausoleum der Erzherzogin Christine zurück. Wir übergehen diese Arbeit, deren schon früher ausführlicher Erwähnung geschehen ist, sowie alle die Verse und Beurtheilungen, die sie veranlaßte. In einer Selbstkritik dieses Denkmals, die Missirini benutzt hat (S. 205), setzte der Künstler auf eine einfache aber einleuchtende Weise auseinander, was er dabei dachte. Mancher Tadel hätte schweigen müssen, wären diese Worte früher gehört und beherzigt worden. Canova reiste selbst nach Wien, um das Denkmal in der Augustinerkirche aufzustellen, und war Zeuge des Beifalls, den er, und mit Recht, bei unverkennbaren Mängeln, erhielt; denn die einzelnen Gestalten, sowie der Gedanke, wenn er auch sentimental ist, sprechen zum Herzen. Reich beschenkt durch die Gnade des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, gefeiert durch die Künstler und Kunstfreunde Wiens, hochgeehrt durch die Mitglieder des Athenäums zu Treviso, kehrte Canova jedoch bald über Florenz nach seiner Werkstätte zurück, weil ein Versprechen an den damaligen König Ludwig von Etrurien, ihm einen Ersatz für die aus der Tribune nach Paris entführte Venus zu geben, zu neuer Thätigkeit rief. Anfangs war Canova's Absicht, nur eine Copie der Medicäerin zu arbeiten, und schon war der Marmor dazu aus dem Rohen gehauen; aber, zu hoch gestellt für Copien, beschloß Canova, mit Genehmigung des Königs, eine entsprechende Venus für

die Tribune, doch nicht an ihre Stelle, zu liefern. Er wählte eine Venus, die aus dem Bade steigt und (überrascht?), sich in sich selbst verbergend, ihre Blöße mit dem Gewande zuhält. In den Proporzionen ist sie etwas größer als die Medicäerin, und, nach einem Ausdrucke der Italiener, daher gerade um so viel mehr Göttin, als sie weniger Frau ist. Der Tausch aber war vom Nachtheil. Die Medicäerin hat keinen andern Schleier, als ihre jungfräuliche, unbefangene Verschämtheit, und sie bedarf keines andern. Die Venus Canova's verbirgt Reize, auf die sie durch dieses Verhüllen, man möchte glauben mit Absicht, erst die Aufmerksamkeit lenkt. Dann ist der Kopfputz nicht künstlich, sondern gekünstelt. Die Statue steht jetzt im Palast Pitti, und die Vergleichung mit der, welche sie lange ersetzte, ist daher nicht schwierig. Doch fand die Statue in Florenz sowol als auch sonst, so vielen Beifall, daß Canova, als er sie schon zwei Mal wiederholt hatte (für den König von Baiern, und für den Fürsten von Canino, jetzt in London im Besitz des Marquis von Lansdown), das dritte Mal, für Lord Hope abänderte, indem er das Gewand vor der Brust wegließ und die Beine natürlicher stellte. Nach Missirini's Versicherung war Canova von dieser Wiederholung mehr eingenommen als von der ursprünglichen Arbeit.

Mit dieser Venus fällt die Büste des Kaisers Franz I. zusammen, die, ursprünglich für die Bibliothek von S.-Marco zu Venedig bestimmt, jetzt in Wien ihre Aufstellung gefunden hat. Dann eine Statue des Palamedes für den Grafen von Sommariva, die schwerlich ohne Erklärung verstanden worden wäre, wenn sie auch in ihren Formen an die Kanonstatuen der Schule des Polyklet's erinnerte. Sie stürzte bekanntlich noch in der Werkstatt des Künstlers vom Gestelle und zerbrach in zwei Stücke; beinahe wäre Canova ein Opfer dieser Unvorsichtigkeit geworden. Uneigennützig wollte Canova sie zurückbehalten, vielleicht im Gefühl, daß er sie durch bessere Arbeiten ersetzen werde; aber überboten durch die Großmuth des Grafen von Sommariva, ward er veranlaßt, sie wieder zu ergänzen, und so steht sie jetzt in des Grafen berühmter Villa am Comersee.

Bedeutender waren auf jeden Fall die beiden nächsten Statuen, die der unermüdete Mann nun begann:

die sitzende Statue von Madame Lätizia, der Mutter Napoleons, jetzt im Besitze des Herzogs von Devonshire, und die liegende der Fürstin Pauline Borghese.

Glücklich wählte der Künstler zum Urbild der erstern die Statue der sitzenden Agrippina, was nur Misverstand ihm zum Vorwurfe machen konnte, da der Unterschied zwischen Copiren und Halten an einem glücklichen Typus gerade so groß ist wie zwischen Correggio's Madonna und Battoni's, die beide, liegend in der Höhle, die Worte der Schrift überlegen. Die Statue der Madame Lätizia hat in ihren Theilen durchaus keine Aehnlichkeit mit der antiken, nur die Bewegung des Oberkörpers ist übereinstimmend; schon die Füße sind anders gestellt, und das Gewand ist's noch viel mehr. Aber daß sie, so bequem den Arm überlegend, sitzt, in der stolzesten Behaglichkeit frauenhafter Würde, wer möchte das wol tadeln wollen? Ein Vorwurf darüber würde wie eine Anklage gegen Mengs klingen, der seinen verklärten Heiland auch wie Rafael Sanzio aufschweben zu lassen sich Mühe gab.

Man würde dem Künstler Glück wünschen, wenn er in der Darstellung der Prinzessin Borghese als Venus victrix sich an ein gleich ausgezeichnetes Muster der alten Kunst gehalten hätte. Statt dessen näherte er sich in dieser Arbeit den Venusbildern des Tizian und gab eine Darstellung, die durch Costum und Attribute in das Gebiet der Antike gehören möchte, in ihrer Anordnung aber durchaus sich als modern verräth. Die Fürstin ist, auf einem Sopha ruhend, mit fast ganz aufgerichtetem Oberkörper dargestellt, den Kopf mit der einen Hand stützend (?), in der andern den Apfel der Eris haltend. Nur die Füße, vom Schoß an, umgibt ein Gewand; im übrigen ist sie nackt. Was diese doppelte Indecenz für Erklärungen und Anstoß veranlaßt habe, ist an mehren Orten angeführt worden. (M. s. „Urania", Taschenbuch für 1824, zum 4ten Kupfer.) Möchte sie auch in den nackten Theilen mit noch so viel Liebe gearbeitet, der Hals mit ganz eigner Anmuth auf den Rumpf aufgesetzt sein, die Hände und Füße in ihrer Ausführung zu den schönsten gehören, die Canova gemacht hat; doch war die Statue in ihrer Anlage unplastisch und in ihrer Darstellung das höhere Zartgefühl verletzend. Sie verschwand daher auch sehr bald in die unzugänglichen Zimmer des Borghese'schen Palastes; doch war sie lange

genug sichtbar gewesen, um den witzigen und kunstliebenden Abbates als Stichblatt für ihre Einfälle zu dienen. Ein guter Kupferstich nach ihr, von Bertini, muß dem Publicum für die jetzt noch in strenger Clausur gehaltene Ersatz sein. Von der Statue der Madame Lätizia hat man einen Stich von Marchetti.

Den Auftrag der Republik der sieben Inseln, eine Statue des Kaisers Alexander zu arbeiten, die in Korfu aufgestellt werden sollte, mußte Canova, wol auch politisch dabei berathen, wegen der Menge der Aufträge, mit denen er beschäftigt war, von der Hand weisen. Vielleicht ungern; denn sein Sinn, der sich von aller Berührung der Welthändel frei zu erhalten suchte, verweigerte ungern irgend einer Berühmtheit die Ehre seines Meißels! Legitime Mächte und nichtlegitime, Mürat und Ferdinand, der Papst und sein großer Kerkermeister galten ihm vor seinem Possirstuhle gleich. Es waren Gestalten am politischen Himmel. Während die zuletzt genannten größern Werke aus seiner Werkstatt hervorgingen, war dort auch das Denkmal entstanden, mit dem er das Grab seines Freundes Volpato aus Dankbarkeit ehrte. Er steht jetzt in der Vorhalle der Kirche Sti.-Apostoli zu Rom, und möchte von den mehren gleichzeitigen Kenotaphen, für den Grafen Susa, ehemaligen portugiesischen Botschafter zu Rom, das einmal zu Rom und einmal in Lissabon steht, für den Prinzen Friedrich von Oranien (zu Padua), für die Gräfin Mellerio und einen Onkel dieser Dame, für den Ritter Trento zu Vicenza, und für Herrn Manzoni zu Forli, das bedeutendere durch seine Anordnung und Ausführung sein. In mehren war der Aufwand der Erfindung sehr mäßig. Bei Volpato's Denkmal hatte die Dankbarkeit den Meißel geführt, als er die Freundschaft trauernd an seiner Herme darstellte und eine gewisse Innigkeit des Ausdrucks ist in diesem Werke nicht zu verkennen. Noch bestimmter erkannte man diese in dem Denkmale des Senators Giovanni Falieri, das in der Anordnung dem andern ziemlich ähnlich ist. Sein rein menschliches Herz sprach in diesen Zeugnissen der Liebe aus den Schlägen des Meißels.

Cicognara's Beifall fand unter diesen Denkmälern vorzüglich das Grabmal der Marquise von Saint-Croix, mit lebensgroßen Gestalten in Basrelief, das, obgleich schon 1806 gearbeitet, bei dem Tode des Künstlers noch

in seinem Atelier stand. Der Schmerz der Familie, die eine blühende Braut aus ihrer Mitte an dem Tage verlor, wo sie vermählt werden sollte, schien den Künstler hier lebhafter erwärmt zu haben.

Die Beschäftigung mit diesen weniger heitern Aufgaben entsprach der Zeit, in der sie entstanden; die Uebermacht Frankreichs drückte auf Rom und man konnte das Schicksal voraussagen, das dem Kirchenstaate bevorstand. Wer an Rom als Hauptstadt der Künste Interesse nahm, konnte nicht ohne Schmerz die Ereignisse des Tags mitansehen, und Canova, der durch so viele Beziehungen mit der päpstlichen Regierung zusammenhing, suchte daher Trost in einer Arbeit, die seinem zum Heitern geneigten Sinne und seiner eigenthümlichen Bildung zusagte. Er modellirte einen Cyklus von Tänzerinnen, wie er selbst an der Base des Modells anschrieb, A conforto de tempi infelici, die aber eigentlich nichts mehr als hübsche Mädchen sind, die anmuthig sich bewegen, nichts von jener von Innen ausströmenden Abstufung der Lust und Sehnsucht zeigen, die jedem Tanz erst Sinn und Bedeutnng geben sollen. Die erste erhebt sich mit eingestämmten Armen auf den Spitzen der Füße; die zweite legt den Finger an den Mund, die dritte schlägt die Handbecken und ist im Begriff ein Entrechat zu machen. Aber alle drei scheinen bei einem Balletmeister ihre Kunst erlernt zu haben: sie bewegen sich regelrechter als jene tanzenden Horen auf dem bekannten Basrelief, das einst in der Villa Borghese war, jetzt im Museum des Louvre ist; aber man könnte sagen, sie lassen sich's zu angelegen sein, liebenswürdig zu erscheinen. Selbst in ihren Gestalten erkennt man die erkünstelte Anmuth. Weniger gut, wäre besser gewesen. Doch wurden sie in Paris im Jahe 1812 wie Ballettmeisterinnen beklatscht, als sie bei der Ausstellung im Saale des Louvre mit der Statue der Terpsichore zufällig zusammentrafen, schon wegen dieser durch das Ungefähr herbeigeführten Verwandtschaft. Dann fanden die Franzosen *ihre* Natur und alles das, was Frauen in ihren Augen hübsch macht, bis auf ihre Ziereреien in diesen Gestalten wieder; kein Wunder, daß sie dort entzückten, wo Andere nur ein negatives Verdienst erkannt haben würden.

Die erste dieser Statuen, gearbeitet 1805, kam in den Besitz der Kaiserin Josephine und ging mit den

Kunstschätzen von Malmaison nach Petersburg. Die beiden andern Statuen, die der Künstler erst 1809 hinzufügte, wurden, die eine mit dem Becken, das Eigenthum des Fürsten Rasumovski und die andere mit dem Finger am Munde, der Besitz des H. Manzoni zu Forli.

Man muß dem Künstler Glück wünschen, daß er bei einer Arbeit dieser Art Erheiterung für die Zudringlichkeiten jener Periode fand, die auch ihn nicht unberührt ließ. Es ist früher erwähnt worden, daß Canova nach mehrmaliger Weigerung die Stelle eines Ispettore generale dell' arti annahm; eine Auffoderung des heil. Vaters hatte ihn außerdem beauftragt, zu einer zeitgemäßern Einrichtung der Akademie von S.-Luca Vorschläge zu thun und mit gewohnter Beeiferung für alles Gute, hatte er auf Vermehrung der Lehrmittel, ein zweckmäßigeres Local für die Aktsäle und einen bequemern Saal der Ausstellung gedrungen. Eine Bulle vom 9. April 1804 genehmigte seine Vorschläge, die der damalige Präsident der Akademie, der Baumeister Vici, theilnehmend unterstützt hatte, und erklärte Canova zum immerwährenden Vorsteher in der Abtheilung des Nackten (Presidente perpetuo delle dette scuole del nudo). Großmüthig überließ der Künstler, den die Willigkeit, mit welcher man seine Vorschläge aufgenommen hatte, beglückte, seinen Gehalt als Inspector der Künste dieser neubegründeten Anstalt. Durch diese Auszeichnungen war der Künstler aus seiner Werkstatt in das Oeffentliche gelockt worden, und die neuen Gewalthaber bauten darauf ihre Pläne. Jetzt war Rom Hauptstadt einer französischen Provinz geworden, und die außerordentliche Consulta, die den hochgefeierten Mann auf alle Weise zu gewinnen suchte, ernannte ihn daher zu der Commission der Künste, was damals so viel hieß, als daß er mit seiner Unterschrift alle die Plünderungen und Erpressungen gutheißen sollte, mit denen man öffentliche und Privatsammlungen auflöste. Canova schlug diese Stelle aus, indem er sich auf die Weigerungen berief, die er einst der Anstellung als Ispettore delle arti entgegengesetzt hatte. Mit seinen jetzigen Beschäftigungen und seiner jetzigen Lebensweise sei jedes öffentliche Geschäft unverträglich. Er erklärte, daß die auf seine Anregung begonnene Ausschmückung des neuen Theils des vaticanischen Museums ihn allein noch an seine öffentliche

Stelle binde; werde diese vollendet sein, so werde er, entfernt von allen öffentlichen Geschäften, nur seinem Künstlerberufe leben.

Die Consulta del governo beharrte auf ihrer Ernennung, und Canova mußte sich entscheidender aussprechen, um zu beweisen, daß es ihm Ernst sei. Die Regierung hatte als Grundsatz aufgestellt, daß manche Auffoderungen nicht ausgeschlagen werden könnten. Canova verlangte für sich eine Ausnahme, weil er mit Statuen für die kaiserl. Familie beschäftigt sei, und dieser Grund fand endlich das gewünschte Gehör. Aber nicht so leicht entließ man ihn von der Leitung der Museen; im Gegentheil bestätigte ihn darin ein kaiserl. Decret vom 25. Februar 1811. Er machte zur Bedingniß dieser Annahme, daß von dem Augenblicke an, wo er die Direction der Sammlungen übernähme, nichts mehr von dort entfremdet werde und war klug genug, um sich den Rücken frei zu erhalten, allen Gehalt zu verweigern.

Seine Grundsätze waren noch stärker geprüft worden. Ein Decret vom 1. August 1809 ernannte ihn zum Mitglied des Senats von Frankreich, mit dem Rom seit dem 17. Mai dieses Jahres vereinigt oder richtiger verkettet war. Aber standhaft schlug Canova eine Würde aus, die so durchaus seinem eigentlichen Berufe entgegen sei, durch welchen er nie verweigern werde, dem Vaterlande zu nützen. Seitdem ward er mit ähnlichen Anmuthungen verschont.

Wir haben die Ordnung der Zeitfolge unterbrochen, um die Momente seiner öffentlichen Beziehungen zusammenzustellen. In seiner Kunstwerkstätte sind wir noch im Jahre 1806, das außer einem Denkmale für die Batonin Deede, jetzt bei den Eremiten zu Padua, auch die sitzende Statue der Fürstin Esterhazy = Lichtenstein hervorbrachte, die er als Freundin der Malerei in ihrer Lieblingsbeschäftigung darstellte. — Schon im Jahre 1805 hatte Canova auf den Wunsch der Gräfin Albany ein Modell zu einem Denkmal für Alfieri entworfen, das ihm jetzt aber weder des Platzes würdig schien, dem es bestimmt war, noch des Mannes, dessen Bedeutenheit von unserm Künstler, wie von allen seinen Landsleuten, zu hoch angesetzt wurde. Aber Alfieri war der Sprecher der Unterdrückten gewesen, hatte gegen die Tyrannei declamirt, und manches seiner etwas dunstigen Worte hatte

Kunstschätzen von Malmaison nach Petersburg. Die beiden andern Statuen, die der Künstler erst 1809 hinzufügte, wurden, die eine mit dem Becken, das Eigenthum des Fürsten Rasumovski und die andere mit dem Finger am Munde, der Besitz des H. Manzoni zu Forli.

Man muß dem Künstler Glück wünschen, daß er bei einer Arbeit dieser Art Erheiterung für die Zudringlichkeiten jener Periode fand, die auch ihn nicht unberührt ließ. Es ist früher erwähnt worden, daß Canova nach mehrmaliger Weigerung die Stelle eines Ispettore generale dell' arti annahm; eine Auffoderung des heil. Vaters hatte ihn außerdem beauftragt, zu einer zeitgemäßern Einrichtung der Akademie von S.-Luca Vorschläge zu thun und mit gewohnter Beeiferung für alles Gute, hatte er auf Vermehrung der Lehrmittel, ein zweckmäßigeres Local für die Aktsäle und einen bequemern Saal der Ausstellung gedrungen. Eine Bulle vom 9. April 1804 genehmigte seine Vorschläge, die der damalige Präsident der Akademie, der Baumeister Vici, theilnehmend unterstützt hatte, und erklärte Canova zum immerwährenden Vorsteher in der Abtheilung des Nackten (Presidente perpetuo delle dette scuole del nudo). Großmüthig überließ der Künstler, den die Willigkeit, mit welcher man seine Vorschläge aufgenommen hatte, beglückte, seinen Gehalt als Inspector der Künste dieser neubegründeten Anstalt. Durch diese Auszeichnungen war der Künstler aus seiner Werkstatt in das Oeffentliche gelockt worden, und die neuen Gewalthaber bauten darauf ihre Pläne. Jetzt war Rom Hauptstadt einer französischen Provinz geworden, und die außerordentliche Consulta, die den hochgefeierten Mann auf alle Weise zu gewinnen suchte, ernannte ihn daher zu der Commission der Künste, was damals so viel hieß, als daß er mit seiner Unterschrift alle die Plünderungen und Erpressungen gutheißen sollte, mit denen man öffentliche und Privatsammlungen auflöste. Canova schlug diese Stelle aus, indem er sich auf die Weigerungen berief, die er einst der Anstellung als Ispettore delle arti entgegengesetzt hatte. Mit seinen jetzigen Beschäftigungen und seiner jetzigen Lebensweise sei jedes öffentliche Geschäft unverträglich. Er erklärte, daß die auf seine Anregung begonnene Ausschmückung des neuen Theils des vaticanischen Museums ihn allein noch an seine öffentliche

Stelle binde; werde diese vollendet sein, so werde er, entfernt von allen öffentlichen Geschäften, nur seinem Künstlerberufe leben.

Die Consulta del governo beharrte auf ihrer Ernennung, und Canova mußte sich entscheidender aussprechen, um zu beweisen, daß es ihm Ernst sei. Die Regierung hatte als Grundsatz aufgestellt, daß manche Auffoderungen nicht ausgeschlagen werden könnten. Canova verlangte für sich eine Ausnahme, weil er mit Statuen für die kaiserl. Familie beschäftigt sei, und dieser Grund fand endlich das gewünschte Gehör. Aber nicht so leicht entließ man ihn von der Leitung der Museen; im Gegentheil bestätigte ihn darin ein kaiserl. Decret vom 25. Februar 1811. Er machte zur Bedingniß dieser Annahme, daß von dem Augenblicke an, wo er die Direction der Sammlungen übernähme, nichts mehr von dort entfremdet werde und war klug genug, um sich den Rücken frei zu erhalten, allen Gehalt zu verweigern.

Seine Grundsätze waren noch stärker geprüft worden. Ein Decret vom 1. August 1809 ernannte ihn zum Mitglied des Senats von Frankreich, mit dem Rom seit dem 17. Mai dieses Jahres vereinigt oder richtiger verkettet war. Aber standhaft schlug Canova eine Würde aus, die so durchaus seinem eigentlichen Berufe entgegen sei, durch welchen er nie verweigern werde, dem Vaterlande zu nützen. Seitdem ward er mit ähnlichen Anmuthungen verschont.

Wir haben die Ordnung der Zeitfolge unterbrochen, um die Momente seiner öffentlichen Beziehungen zusammenzustellen. In seiner Kunstwerkstätte sind wir noch im Jahre 1806, das außer einem Denkmale für die Baronin Deede, jetzt bei den Eremiten zu Padua, auch die sitzende Statue der Fürstin Esterhazy = Lichtenstein hervorbrachte, die er als Freundin der Malerei in ihrer Lieblingsbeschäftigung darstellte. — Schon im Jahre 1805 hatte Canova auf den Wunsch der Gräfin Albany ein Modell zu einem Denkmal für Alfieri entworfen, das ihm jetzt aber weder des Platzes würdig schien, dem es bestimmt war, noch des Mannes, dessen Bedeutenheit von unserm Künstler, wie von allen seinen Landsleuten, zu hoch angesetzt wurde. Aber Alfieri war der Sprecher der Unterdrückten gewesen, hatte gegen die Tyrannei declamirt, und manches seiner etwas dunstigen Worte hatte

durch die Ereignisse der Zeit einen Sinn erhalten, der seinen Dichter zu einem Manne der Nation machte. Canova beschloß daher, sein Andenken durch ein Monument zu ehren, das stets ein schönes Zeugniß für die Hochschätzung sein wird, in welcher Alfieri bei seinen Zeitgenossen stand. Dieses kolossale Denkmal war die Arbeit des Jahres 1807; und wenn in irgend einem seiner Werke der Künstler ernst und groß erschien, so war es in dieser kolossalen Italia, bezeichnet durch die Mauerkrone und das Füllhorn zu den Füßen, die am Sarkophage (ihres Dichters?) trauert. Die Gestalt hat eine Majestät, die man in seinen Arbeiten sonst seltener antrifft, und durch die Einfachheit der Anordnung macht dies Denkmal in dem Tempel des Nachruhms, in der Kirche St.-Croce zu Florenz, eine Wirkung, mit der die übrigen Grabsteine der dort beigesetzten großen Männer leider nicht bestehen. Mehre haben freilich dieser Gestalt Mangel an Bewegung zum Vorwurf gemacht (unter Andern Herr Memes); doch möchte die Verwöhnung, die Canova selbst herbeigeführt hatte, einen Vorwurf begründen, der überall, wo nicht jenes gesuchte Leben hervortritt, über Kälte klagt. An diese ernste Würde war man bei Canova nicht gewohnt. Begründeter ist der Einwurf, daß nur ein Medaillon, mit dem Bilde des Dichters, diesen maskenverzierten Sarkophag als seine Grabstätte bezeichnet; fällt dieser hinweg, so ist nichts übrig, was an Alfieri, fällt die Lyra hinweg, die an ihm angebracht ist, so ist sogar Alles verschwunden, was an den Dichter erinnert. Vielleicht war der Gedanke an das trauernde Italien ihm damals näher als der Schmerz um den Dichter. Man darf dies aus dem Entwurfe eines Denkmals schließen, das er in demselben Jahre, unaufgefodert, aus persönlichem Interesse*) für Nelson, den Sieger von Trafalgar, entwarf. Es war zum Freistehen berechnet. Auf einem viereckten Basament, dessen Ecken Kandelaber zierten, erhob sich ein runder Aufsatz mit Stirnziegeln, zwischen denen nach den vier Seiten die Riesengestalten der vier Erdtheile sitzen. Aus diesem runden Aufsatz erhoben sich auf einer andern runden Unter-

*) So erzählt Memes S. 456. Missirini versichert, die Verhandlungen über den Auftrag seien durch den Krieg rückgängig geworden.

lage, die Festons umgeben, geschnäbelte Schiffskörper, die einen kolossalen Sarkophag, mit Reliefs geputzt, mit Delphinen und Tridenten tragen. Das Denkmal möchte des Mannes würdig gewesen sein, dem es bestimmt war, und sicher war es architektonischer für einen großen Platz berechnet, als das von Flarman vorgeschlagene Kolossalbild, das durch den Stern auf der Brust, der von Innen erleuchtet werden konnte, zu einem Leuchtthurm bestimmt werden sollte.

Studien der strengsten Formen zogen Canova von diesen Arbeiten nach dem Lande der Homerischen Sage. Er beabsichtigte Gestalten, im strengsten Style ausgeführt, und mit Recht wandte er sich zu der ewigen Quelle stets neuer Gestaltung, zur „Ilias" und zur „Odyssee."

Er wählte Hektor und bildete ihn nackt, wie man's genannt hat, heroisch, mit mehr als lebensgroßen Formen. Nur eine Chlamys hängt von der rechten Schulter; auf dem Kopf hat er den Helm, in der Hand das kurze Schwert. Später modellirte er dazu einen Ajar, halbkolossal, gleichsam drohend und sich zum Angriffe aufregend; die Worte des Philostratus hatten ihm dabei vorgeschwebt.

Beide Statuen blieben stets nur Modell, das er zu eigner Belehrung entworfen hatte. Er beabsichtigte für sich dabei eine Art von Kanon, und die strengste Regelmäßigkeit war daher nicht ungeordneter Zweck. Bekanntlich verfallen Künstler bei diesem Streben aber nur zu häufig in's Gelehrte, und die Kenntniß der Anatomie verleitet zu Darstellungen, die dem Anblicke eher unerfreulich werden als anziehend. Im Ajar, namentlich in der Bildung seiner Schultern und des Rückens, bewunderte Bossi aber an diesen Statuen eine Kenntniß, die dadurch doppelt werthvoll sei, weil sie mit so vieler Versagung dargelegt sei. Das richtige Maß, das so Wenige zu halten verstanden, das sei hier gehalten.

Die Reihe der Büsten hier vollständig geben zu wollen, die der Künstler, gleichsam ausruhend von größerer Anstrengung, neben diesen zahlreichen Werken vollendete, möchte zu weit abführen von der Reihenfolge der Werke, die im Ganzen beobachtet ist. Sie sind so zahlreich, sowol die nach dem Leben entworfenen als die idealen, daß ihre Liste besser bei'm chronologischen Verzeichnisse der Werke ihre Stelle findet. Die sorgfältigste und eine

seiner letzten Arbeiten war die Kolossale des Grafen Cicognara, eine Huldigung der Freundschaft. Verdienstlich war der Gedanke Canova's, dem Andenken der ausgezeichnetsten Männer Italiens im Pantheon durch ihre Büsten Denkmäler zu stiften; Canova verband damit den Zweck, den jungen Leuten, die unter seiner Leitung sich bildeten, Gelegenheit zur Arbeit zu verschaffen. Unter seiner Mitwirkung entstanden so Dante's, Petrarca's, Tasso's, Alfieri's, Goldoni's, Colombo's, Marcello's Büsten und eine Menge ähnliche, unter denen man zwar Boccaccio vermißt, aber nicht ohne Verwunderung Galilei begegnet. Nicht auf sehr ausgezeichnete Weise waren diese Büsten in den Räumen der Rotonda angebracht, bis sie in Einer Nacht den Weg zum Capitole antreten mußten. Wäre diese Versetzung nicht von kleinlich bigotten Motiven bedingt worden, so würde sie wegen des ästhetischen Uebelstandes vielleicht weniger Aufsehen gemacht haben, als sie wirklich erregte. Aber einstweilen hatte Canova den Zweck erreicht, den er beabsichtigte: seine jungen Künstler hatten zu thun gehabt, sie hatten ihre Arbeiten auf große Punkte gerichtet, und an vaterländisches Verdienst hatte er auf auszeichnende Weise erinnert. Als Dank für den Eifer, den Canova dabei bewiesen, foderte der Maggiordomo Pius VII., Monsignore Benedetto Naro, den Künstler auf, sein Bild selbst kolossal auszuarbeiten, damit es eine Stelle neben den Werken bekäme, wodurch er Rom verherrlicht hatte. Man wollte sie im Vatican bei den Kämpfern und neben dem Perseus aufrichten; aber Canova selbst verbat sich diese Auszeichnung. Die Büste fand ihren wohlverdienten Platz auf einem der Treppenruhplätze der vaticanischen Gänge.

Solche Anerkennungen, die in den Augen der großen Menge noch bedeutender aussahen und das Urtheil der Ueberschätzung zu einem Gottesurtheil erhoben, — mußten aber nothwendig zu mancher Berichtigung des Volksglaubens auffodern, die zuweilen nicht anders als heftig und scharf ausfallen konnte. Keine wirkte tiefer ein als die durch den verstorbenen Fernow im ersten Bande seiner „Römischen Studien" ausgesprochene, weil das „Giornale enciclopedicodi Napoli" reichliche Auszüge daraus verbreitete. Viele der Aussprüche, die damals, wo Canova noch im Scheitelpunkte seines Ruhmes stand, fast als Beleidigungen

der Majestät der Kunst galten, haben zwar durch die seitdem verbreitete Einsicht jetzt allgemeinern Umlauf gewonnen, und Fernow hatte richtig vorausgesagt, daß seine ganze Ungebühr vielleicht darin bestanden haben werde, daß er dem Urtheile der Nachkommen vorgegriffen und schon im Jahr 1806 öffentlich zu behaupten gewagt habe, was funfzig Jahre später (er hätte einen kürzern Zeitraum setzen können) allgemeinere Stimme der Einsichtigen sein werde. (Man denke an einen Aufsatz, im „New monthly magacine", 1823, Februarstück, der deutsch in Böttiger's „Artist. Notizenblatte", 1823, Nr. 4, erschien.) Aber ganz frei kann man Fernow nicht von einer dogmatisirenden Kunstkritik sprechen, die ehemals Bekennern der Kant'schen Lehren anhing. Fernow benutzte zu seinen Angaben Mittheilungen des Künstlers, dem er persönlich bekannt und, wie aus vielen Stellen hervorgeht, zugethan war: die Reinheit von Canova's Charakter hat er überall in diesem Werke auf das anerkennendste hervorgehoben, und im Allgemeinen kann man sagen, daß Fernow's Kritik weit mehr seinen unüberlegten Bewunderern als dem Künstler galt, der durch diese Stimmen sich zuweilen schien verleiten zu lassen.

Canova's edlere Individualität erwies sich durch die Art, wie er diese Beurtheilung aufnahm. Er hatte des Ruhmes so viel, daß ihm das Händeklatschen der staunenden Menge wenig Eindruck mehr machen konnte, und er war sich zu sehr seines Strebens bewußt, lebte zu sehr in seinen Werken, die ihn unablässig zur Arbeit und somit zum Vergessen der Gegenwart drängten, als daß er lange über ein Wort hätte grämeln können, dessen Wahrheit er doch nicht ableugnen konnte, wenn es auch eine sehr empfindliche Wahrheit sein mochte. Als auch in Frankreich diese Kritik nicht ohne Nachhall blieb, schrieb dem Künstler sein Freund Quatremère de Quincy, er nehme es als gutes Zeichen, daß er in Frankreich so lebhaft beurtheilt werde. „Wehe dem", waren Quatremère's! Worte, „der von der Kritik unbeachtet bleibt. Kritik ist das Legionzeichen des Verdienstes, mag sie nun aus Neid oder aus Kunstliebe hervorgegangen sein. Ging sie aus Neid hervor, so gibt sie den Beweis für Ueberlegenheit; hat sie Kunstliebe eingegeben, so ist sie ein Beweis der Achtung; denn Unwürdiges und Mittelmäßiges läßt das Talent unbeurtheilt. Beides findet seine

Abfertigung und seine Verdammniß, aber keine Beurtheilung. Auch die ausgezeichnetsten Männer konnten der Beurtheilung und Kritik nicht entgehen; je höher ihr Talent stieg, desto strenger verfuhr diese mit ihnen. Es liegt in der Natur, daß man nie genügen könne. Je mehr geleistet wird, desto größer die Foderung. Und in dem Maße, als der Künstler strebt oder vermeint vorwärts zu kommen, in demselben Grade wird der Beurtheiler schwieriger und verlangt, oder vermeint es fodern zu können, daß der Künstler ihm vorauseile. So kommt's, daß der große Meister weniger wegen seiner Hauptwerke der besten Zeit Beifall findet, als wegen der ersten Versuche seiner versprechenden Jugend".

Nach dem zu schließen, was man in der neuesten Zeit erlebt hat, würden Sätze wie diese bei der jetzigen Kunstwelt wenig Gehör finden; am wenigsten würden sie die empfindlichen und wunden Gemüther zu heilen im Stande sein. Bei Canova thaten sie ihre Wirkung, weil er die Gelegenheit nicht versäumte, durch das nächste Werk den Anfoderungen der Kritik mehr zu genügen.

Diese nächste Arbeit war Paris, eine Statue, die er für die Kaiserin Josephine arbeitete und für den jetzigen König von Baiern wiederholte. Erst im Jahr 1813 kam sie zur Ausstellung nach Paris, aber schon früher in Rom und bei ihrer Aufstellung in Malmaison fand sie bei den Beurtheilern von der franz. Junge eine Verherrlichung, die manches deutsche Wort des Tadels vergessen machen, oder richtiger, verschmerzen lassen konnte.

Nicht ohne Stolz erwähnt Missirini bei diesem Lebensabschnitt unsers Künstlers eine Handlung des Muthes und der Seelengröße, die in jenen Zeiten der schmeichelnden Hingebung, besonders wenn man Canova's persönliche Verhältnisse bedenkt, die rühmlichste Erwähnung verdient. Im Jahre 1809 wurden die spanischen Pensionaire zu Rom zum Eide der Treue für die damalige franz. Regierung ihres Heimathlandes aufgefodert. Sie verweigerten ihn, weil sie die franz. Herrschaft auf der Halbinsel für aufgedrungen ansahen, standhaft, und man brachte sie daher auf die Engelsburg. Da ging Canova zum Gouverneur, Gen. Miollis, und foderte ihre Freiheit, die er durch die übernommene Bürgschaft erlangte. Aber die meisten dieser jungen Künstler waren nach der

Befreiung nicht viel besser daran als während der Haft, und Canova, der sein gutes Werk nicht halb gethan haben wollte, übernahm nunmehr aus eignen Mitteln ihre Unterhaltung.

Unter diesen Künstlern war der Bildhauer Alvarez, der seit dem Einzug K. Josephs in Madrid aller Unterstützung von zu Hause ermangelte; seine Werkstätte war voll von Arbeiten, und er fand Gelegenheit, durch den span. Gesandten zu Mailand den damaligen Vicekönig Beauharnois auf sie aufmerksam zu machen, der aber, ehe er sich zu einem Kaufe entschloß, vorher ein Kennerurtheil darüber abhören wollte. Er wandte sich daher in's Geheim an Canova und verlangte seine Meinung. Aber Canova, dem der Künstler mehr am Herzen lag und seine Existenz als die Gunst des Vicekönigs, schrieb getrost zurück: „Noch sind Alvarez's Arbeiten unverkauft in seiner Werkstatt, folglich nicht in meiner", und der Erfolg dieser Antwort muß Alvarez günstig gewesen sein, denn dankbar verehrte er, als er sie später erfuhr, in Canova seinen Wohlthäter und erbot sich zu dem Modelle der Marmorstatue Canova's unentgeltlich, als die Akademie zu S.-Luca sie nach seinem Tode angeordnet hatte.

Entweder kamen solche Aeußerungen eines selbständigen Charakters und eines Muthes, der sich der Ungerngesehenen annimmt, nicht zur Kenntniß des Mannes, der damals von Paris aus Europa in Bewegung setzte und zum größern Theile regierte, oder die Achtung, die ein bestimmter Sinn, verbunden mit Bescheidenheit und Nachgiebigkeit an der rechten Stelle, auch dem Hochfahrendsten abzwingt, wurde bei einem Künstler gutgeheißen, der durch seine Arbeiten die Meinung bestach und sie für kommende Jahrhunderte gewinnen sollte. Bei dem allgefürchteten Napoleon und seiner Familie war Canova so wohl gelitten, daß den anfragenden Ermunterungen, daß er sich in Paris niederlassen möchte, endlich der förmliche Ruf folgte, der ihn zur Verlegung seines Wohnortes von Rom nach Paris veranlassen sollte. Dort wollte der Kaiser ihm die Ausführung der Arbeiten übertragen, die zum Ruhme seiner Regierung angefangen waren. Dieser Ruf war im Namen des Kaisers Napoleon durch den Generalintendanten des kaiserl. Hauses aus Amsterdam datirt (1810) und traf unsern Künstler in Florenz

Die dringende Auffoderung foderte eilige Antwort; aber auf's Neue bewährte sich Canova's Klugheit, die mit aller Form Anträge abzuweisen verstand, die seinen Lebensplänen entgegen waren. „Die Unterwerfung unter diese kaiserl. Befehle", schrieb er zurück, „die ich als Pflicht ansehen würde, und die mir unendlich erwünscht wäre, läßt sich aber durchaus nicht mit der Eigenthümlichkeit und dem Wesentlichen meines Künstlerberufes in Uebereinstimmung bringen".

„Keinen andern Beweis meiner unzweifelhaft dankbaren und devotesten Gesinnung weiß und könnte ich geben, als den, daß ich augenblicklich hier abbräche und meine Arbeiten liegen ließe, um zu den Füßen des Thrones zu eilen, Sr. Majestät die Huldigung meiner Erkenntlichkeit darzubringen. Handelt sich's vom Bildniß der Kaiserin, so werde ich's gleich nach meiner Ankunft in Paris ausführen, und so oft werde ich's versuchen, bis Se. Majestät sich damit zufrieden erklärt, um dann nach Rom zurückkehren zu können."

„Ich ersuche aber Ew. Excellenz, die unabweisbaren Gründe zu beachten, die mich an Italien und an Rom binden. Die Wahrheit zu gestehen, so ist Rom, als Mutter und alter Sitz der Kunst, die einzige Zuflucht für einen Bildhauer und namentlich für mich; seit ich dort mein Bleiben gefunden habe, hat es sich in ein unerläßliches Stück meines Daseins verwandelt. Viel von der Zeit, die ich dort zugebracht habe, verbrachte ich im Dienste Sr. Majestät oder der kaiserl. Familie, vorzugsweise gegen andere Aufträge, blos aus Ehrgeiz, um meinem Namen Unsterblichkeit zu schaffen, indem ich ihn mit dem Namen eines solchen Fürsten vereinigte."

„Die Menge von Geschäften, von Modellen, Statuen, Marmorarbeiten, Kolossen, die ich in Rom habe, ist für mich von solcher Bedeutenheit, daß ich mich ohne den merklichsten Nachtheil nicht von Rom entfernen könnte."

„Ich ersuche zu bedenken, daß die Reiterstatue Sr. Majestät unter ihnen obenan steht. Schon habe ich das Pferd dazu modellirt, in einer Größe, wie keins weiter in Europa bekannt ist, und, der öffentlichen Stimme zufolge, der Majestät Dessen, der es leiten soll, nicht unwerth. In einem Verhältniß von 22 röm. Palmen wird er von mir dazu geformt werden. Den Bronzeguß

dieses Reiterkolosses muß ich selbst unter Aufsicht nehmen. Schon arbeitet man an der Form des Pferdes für den Gießer, der eben einen schönen Guß meiner stehenden Marmorstatue des Kaisers für den Prinzen Vicekönig vollendet."

„Außerdem arbeitet man die gigantische Gruppe des Theseus, der einen Centauren erdrückt, aus dem Rohen. Die Gruppe wird von der Stadt Mailand dem Ruhm Napoleons des Großen geweiht werden. Ich spreche nicht von der sitzenden Statue Sr. Majestät und von Madame Mutter für den König von Westfalen, sowie von den andern Arbeiten für die kaiserl. Familie."

„Da ich seit meinen frühesten Jahren dem Studium und der Einsamkeit eines durchaus zurückgezogenen, fast einsiedlerischen Lebens zugethan war; bei einer Gesundheit, die nicht allzu fest ist, wenn sie nicht wohlgeregelt und gehütet wird; bei einem Charakter von übermäßiger Empfindlichkeit und Schüchternheit, so fühle ich mich durchaus unfähig, mich Sorgen hinzugeben, die nicht auf's innigste mit der praktischen Uebung meines Berufs zusammenhingen." (Es war von der Stelle im Senate die Rede gewesen.)

„Müßte ich diese Lebensweise aufgeben, so würde ich bald mir selbst absterben und der Kunst, in der ich nur lebe."

„Se. Majestät kann mir befehlen, daß ich den Rest meiner Tage ihrem Dienste weihe, wie ich ihr schon einen großen Theil davon weihen muß, ich werde gehorchen; sie kann mein Leben verlangen, es gehört ihr: aber nie kann sie, ohne ihrem großen Herzen zu widersprechen, ohne den Ruhm ihres Namens zu beflecken und dieses Zeichen der Huld, zu dem sie mich zu erheben gedenkt, nie kann sie wollen, behaupte ich, daß ich für immer mir selber entsage, meiner Kunst, meinem Ruhme und, wenn ich dazu beizutragen vermag, dem Ruhme Sr. Majestät."

„Hat mein schwaches Vermögen in der Kunst ihre gnädige Beachtung zu gewinnen verstanden, so mag sie auch geruhen, daß ich in meiner friedlichen Zurückgezogenheit verharre, in der ich allein mich dem Streben hingeben kann, seines Schutzes weniger unwerth zu sein."

Canova.

Im gleichen Sinne wandte er sich an Cardinal Fesch und an den verst. Denon, ihre Mitwirkung für sein Begehren verlangend. Seinem Versprechen gemäß, machte er sich auf die Reise nach Paris und wiederholte persönlich seine Bitte, in Rom bleiben zu dürfen, als er am 11. October 1810 Abends in Fontainebleau eintraf, wo er vom Großmarschall des Palastes sehr wohl empfangen und vorbereitet wurde, daß er gleich den andern Morgen vor dem Kaiser erscheinen müsse. Man wird es dem Künstler einst Dank wissen, daß er über diesen Aufenthalt in Paris ein Tagebuch geführt hat, das namentlich über sein Zusammentreffen mit Napoleon genau ist; Missirini durfte es benutzen. Deutsche Blätter haben daraus Auszüge gegeben; seine Hauptstellen wird man auch hier, so hoffen wir, nicht ohne Interesse lesen, besonders da Canova jenes unruhige Ueberspringen der Unterhaltung von einem Gegenstande auf den andern in seinen Berichten wiederzugeben verstanden hat.

Am 12. October 1810 ward Canova durch den Marschall Duroc bei Napoleon eingeführt, der eben ganz allein mit der Kaiserin bei'm Frühstück war. Napoleons erstes Wort war, daß er Canova magerer fand, der dieses für die Folge seiner angestrengten Arbeiten erklärte.

Canova verband damit den Dank für den Ruf in die Nähe des Kaisers, um ihn über die unternommenen und zu unternehmenden Werke zu hören, doch ließ er gleich die freimüthige Erklärung auf dem Fuße folgen, daß er unmöglich von Rom sich wegversetzen könne. „Hier ist die Hauptstadt", war des Kaisers Antwort. „Sie müssen hier bleiben, es wird Ihnen wohlgehen." Doch blieb Canova bei den bekannten Gründen seiner Verweigerung. „Hier ist Ihr Mittelpunkt", wandte ihm Napoleon lächelnd ein, „denn hier sind alle antike Meisterwerke. Nur der farnesische Herkules fehlt uns, doch auch den werden wir haben."

„Lassen Eure Majestät", erwiderte Canova, „Italien wenigstens etwas. Diese antiken Denkmale bilden eine Kette und eine Sammlung mit unzähligen andern, die nicht fortgeschafft werden können, weder aus Rom, noch aus Neapel."

„Italien kann sich durch Nachgrabungen entschädigen", sagte Napoleon. „Ich will in Rom nachgraben lassen. Sagen Sie mir, hat der Papst für Nachgrabungen viel verwandt?"

Canova setzte ihm auseinander, wie wenig er darauf verwandt hatte, weil er damals sehr arm war, obgleich er einen großartigen Sinn zu jedem edeln Unternehmen habe. Aber durch unbegrenzte Kunstliebe und wohlbedachte Sparsamkeit habe er doch ein neues Museum begründen können.

Darauf fragte der Kaiser nach dem Aufwande, den römische Große für Ausgrabungen machten; der 14 Millionen, die er für die Borghese'sche Sammlung bezahlt hatte, wurde gedacht, und im Fluge des Gesprächs kam er auf seine kolossale Bildnißstatue zu sprechen, die er, wie es schien, lieber bekleidet gesehen hätte. „Der liebe Gott selbst", war des Künstlers Antwort, „hätte nichts Gescheites herausbringen können (avrebbe potuto mai far una cosa bella), wenn er Ew. Majestät, sowie Sie da sind, bekleidet mit Hosen, Stiefeln und der franz. Uniform dargestellt hätte. Wir, wie alle andere schöne Künste, haben unsere Sprache für uns. Die Sprache der Skulptur ist das Nackte, oder nur solche Gewande, die für die Kunst sich schicken". — Man sieht, daß Canova entweder der bessern Gründe sich nicht bewußt war, oder sie hier, wo sie vielleicht nicht ganz verstanden worden wären, zurückbehielt. Durch solche Rechtfertigung möchte er schwerlich vor einer Meisterloge der Kunstalten freigesprochen worden sein. — Später fragte der Kaiser, ob er seine Reiterstatue auch nackt darstellen würde. Canova bemerkte ihm, daß er sie darum im Gewande dargestellt habe, weil ein Fürst, der ein Heer zu Pferde nackt befehlige, gegen die Begriffe von Paßlichkeit gewesen wäre. So hätten's die alten und die neuen Künstler gehalten. Er führte Beispiele an — Canova wußte das prunkende große Rom dem Kaiser zu schildern, um in ihm den Wunsch, es zu besuchen, aufzuregen. Er schien es zu wollen. Die Wunder der Kunst, die jenes alte Rom bot, nahmen ihn aber nicht Wunder. „Die Römer waren Herren der Welt", meinte Napoleon. „Nicht die Macht allein", war da Canova's Antwort, „sondern der Volksgeist der Italiener und ihre Liebe zu großen Unternehmungen bewirkten dies. Bedenke Ew. Majestät, was die Florentiner allein ausgerichtet haben in einem so kleinen Staate, und was die einzigen Venezianer. Die Florentiner hatten den Muth, ihren wundervollen Dom durch die Vermehrung der Abgaben um einen Soldo für

das Pfund Wolle, das verarbeitet ward, auszuführen, und diese Vermehrung reichte für einen Bau hin, der heutzutage die Kräfte jedes Staates übersteigen würde. Die Bronzethüren von S.-Giovanni ließen sie den Ghiberti für 40,000 Zechinen ausführen, was jetzt so viel sein würde wie mehre Millionen Franken. Sehen Ew. Majestät, wie gewerbthätig sie waren und zugleich wie großsinnig!"

So bewegte sich das erste Gespräch. Es wurden Maßregeln getroffen, um die Arbeiten zur Statue der Kaiserin anzufangen, und am 15. October begann Canova das Modell. Bei den Sitzungen hatte er stets Gelegenheit, den Kaiser zu sprechen, weil die Zeit des Frühstücks, wo Napoleon geschäftlos war, dazu war gewählt worden.

In derselben Ausführlichkeit, die hier nicht an ihrem Platze sein möchte, hat Canova die spätern Gespräche aufgezeichnet, die alle zu des Künstlers Ruhme unvergessen bleiben müssen. Bald war es Roms Luft und seine damalige Verödung (der Napoleon durch die Anpflanzung der Baumwolle, wie es scheint, im Ernste glaubte abgeholfen zu haben), welche Canova mit Bitten um Abhülfe ihm an's Herz legte, bald die Interessen der Kirche, in der Canova die treuste Beförderin der Kunst sah. Denn mit Recht erkannte Canova, daß die Kunst vorzüglich durch religiöses Streben sei gefördert worden, aber er lebte in dem Irrthume, den so Viele theilen, daß nur bei der katholischen Kirche die Kunst vorwärts kommen könne. Man verwechselte damals die Begriffe, wie man jetzt sie noch oft verwechselt: weil zum Prunk des katholischen Cultus viele Kunstwerke bestellt werden, so nahm man dies für ein Zeichen, daß ein religiöses Bedürfniß sie brauche, und daß die Kunst, als solche, durch den Cultus gehoben werde, der alles Gefühl für's Schöne und Große erhebe und verkläre. Gälte es aber, die Werke aufzuzählen, die diesen letztern ihren Ursprung verdanken, wer weiß, ob die protestantischen Künstler dann nicht ebenso Bedeutendes geleistet haben als jene.

Selbst die Verhältnisse Napoleons zum Papste blieben von diesen Unterhaltungen nicht ausgeschlossen. Immer war es die Sache der Unterdrückten, die er mit freiem Muthe und mit Klugheit gegen den heftigen Mann, der so ungern Widerspruch hörte, und meist siegreich,

Digitized by Google

durchfocht. Venedig, die Akademie S.-Luca, die Gemeinde Passeriano, die Baudenkmale zu Florenz, und die dortige Kunstakademie wußte er der Theilnahme und der Unterstützung des mächtigen Mannes so dringend und so vorsichtig zugleich zu empfehlen, daß keine seiner Bitten eine Fehlbitte war.

Am Abend des 10. Nov. 1810 begab sich Canova mit der Büste der Kaiserin, die schon in Gyps ausgegossen war, zu der Monarchin, die eben Damen zum Spiel bei sich versammelt hatte. Alle fanden die Aehnlichkeit überraschend. Napoleon war nicht zugegen, und erst am andern Morgen bei'm Frühstück sollte sie ihm gezeigt werden; aber der Kaiser war am folgenden Tage matt vom Arbeiten; er wollte die Büste nicht sehen. Die Aeußerungen von Herzlichkeit, die er that, gehören jedoch zu den Charakterzügen des großen Mannes, die verrathen, daß er sich mit Canova vertraut und congenial fühlte. Er scherzte in seiner Gegenwart über Maria Louise, die ihm bei Wagram den Tod gewünscht habe, später über die Frauen, weil Maria Louise, obgleich schwanger, doch im offenen Wagen mit auf die Jagd fahren wollte. Die Uneigennützigkeit, mit der Canova gar nichts für sich verlangte, sondern blos auf seinem Begehren bestand, mit der vollendeten Büste der Kaiserin nach Rom zurückkehren zu dürfen, schien Napoleon zu misfallen. Er gestand den Wunsch endlich mit einem „Andate come volete“ zu.

Seiner Abreise waren die Verordnungen wegen einer reichern Ausstattung der Akademie von S.-Luca vorausgeeilt. Durch eine Mittheilung aus Fontainebleau hatte Canova erfahren, daß auf sein Gesuch 1) der Akademie ein eignes Gebäude; 2) 25,000 Franken zu ihrer Verwendung, und 75,000 zur Herstellung der alten Denkmäler als jährliches Einkommen; 3) eine Summe von 300,000 Franken, nämlich 200,000 zu Nachgrabungen, und 100,000 zur Aufmunterung der Künstler, zugestanden seien, auch daß die Bitten des Präsidenten der Akademie zu Florenz wegen Erhaltung der dortigen Gebäude und Kunstgegenstände gewährt wäre, — und die Ausfertigungen, die schnell darauf eintrafen, hatten in Rom, besonders bei den Akademikern von S.-Luca, große Freude erregt. Eine Gesandtschaft dieser Akademie kam Canova daher in Florenz entgegen, die ihn im

das Pfund Wolle, das verarbeitet ward, auszuführen, und diese Vermehrung reichte für einen Bau hin, der heutzutage die Kräfte jedes Staates übersteigen würde. Die Bronzethüren von S.-Giovanni ließen sie den Ghiberti für 40,000 Zechinen ausführen, was jetzt so viel sein würde wie mehre Millionen Franken. Sehen Ew. Majestät, wie gewerbthätig sie waren und zugleich wie großsinnig!"

So bewegte sich das erste Gespräch. Es wurden Maßregeln getroffen, um die Arbeiten zur Statue der Kaiserin anzufangen, und am 15. October begann Canova das Modell. Bei den Sitzungen hatte er stets Gelegenheit, den Kaiser zu sprechen, weil die Zeit des Frühstücks, wo Napoleon geschäftlos war, dazu war gewählt worden.

In derselben Ausführlichkeit, die hier nicht an ihrem Platze sein möchte, hat Canova die spätern Gespräche aufgezeichnet, die alle zu des Künstlers Ruhme unvergessen bleiben müssen. Bald war es Roms Luft und seine damalige Verödung (der Napoleon durch die Anpflanzung der Baumwolle, wie es scheint, im Ernste glaubte abgeholfen zu haben), welche Canova mit Bitten um Abhülfe ihm an's Herz legte, bald die Interessen der Kirche, in der Canova die treuste Beförderin der Kunst sah. Denn mit Recht erkannte Canova, daß die Kunst vorzüglich durch religiöses Streben sei gefördert worden, aber er lebte in dem Irrthume, den so Viele theilen, daß nur bei der katholischen Kirche die Kunst vorwärts kommen könne. Man verwechselte damals die Begriffe, wie man jetzt sie noch oft verwechselt: weil zum Prunk des katholischen Cultus viele Kunstwerke bestellt werden, so nahm man dies für ein Zeichen, daß ein religiöses Bedürfniß sie brauche, und daß die Kunst, als solche, durch den Cultus gehoben werde, der alles Gefühl für's Schöne und Große erhebe und verkläre. Gälte es aber, die Werke aufzuzählen, die diesen letztern ihren Ursprung verdanken, wer weiß, ob die protestantischen Künstler dann nicht ebenso Bedeutendes geleistet haben als jene.

Selbst die Verhältnisse Napoleons zum Papste blieben von diesen Unterhaltungen nicht ausgeschlossen. Immer war es die Sache der Unterdrückten, die er mit freiem Muthe und mit Klugheit gegen den heftigen Mann, der so ungern Widerspruch hörte, und meist siegreich,

Digitized by Google

durchfocht. Venedig, die Akademie S.-Luca, die Gemeinde Passeriano, die Baudenkmale zu Florenz, und die dortige Kunstakademie wußte er der Theilnahme und der Unterstützung des mächtigen Mannes so dringend und so vorsichtig zugleich zu empfehlen, daß keine seiner Bitten eine Fehlbitte war.

Am Abend des 10. Nov. 1810 begab sich Canova mit der Büste der Kaiserin, die schon in Gyps ausgegossen war, zu der Monarchin, die eben Damen zum Spiel bei sich versammelt hatte. Alle fanden die Aehnlichkeit überraschend. Napoleon war nicht zugegen, und erst am andern Morgen bei'm Frühstück sollte sie ihm gezeigt werden; aber der Kaiser war am folgenden Tage matt vom Arbeiten; er wollte die Büste nicht sehen. Die Aeußerungen von Herzlichkeit, die er that, gehören jedoch zu den Charakterzügen des großen Mannes, die verrathen, daß er sich mit Canova vertraut und congenial fühlte. Er scherzte in seiner Gegenwart über Maria Louise, die ihm bei Wagram den Tod gewünscht habe, später über die Frauen, weil Maria Louise, obgleich schwanger, doch im offenen Wagen mit auf die Jagd fahren wollte. Die Uneigennützigkeit, mit der Canova gar nichts für sich verlangte, sondern blos auf seinem Begehren bestand, mit der vollendeten Büste der Kaiserin nach Rom zurückkehren zu dürfen, schien Napoleon zu misfallen. Er gestand den Wunsch endlich mit einem „Andate come volete“ zu.

Seiner Abreise waren die Verordnungen wegen einer reichern Ausstattung der Akademie von S.-Luca vorausgeeilt. Durch eine Mittheilung aus Fontainebleau hatte Canova erfahren, daß auf sein Gesuch 1) der Akademie ein eignes Gebäude; 2) 25,000 Franken zu ihrer Verwendung, und 75,000 zur Herstellung der alten Denkmäler als jährliches Einkommen; 3) eine Summe von 300,000 Franken, nämlich 200,000 zu Nachgrabungen, und 100,000 zur Aufmunterung der Künstler, zugestanden seien, auch daß die Bitten des Präsidenten der Akademie zu Florenz wegen Erhaltung der dortigen Gebäude und Kunstgegenstände gewährt wäre, — und die Ausfertigungen, die schnell darauf eintrafen, hatten in Rom, besonders bei den Akademikern von S.-Luca, große Freude erregt. Eine Gesandtschaft dieser Akademie kam Canova daher in Florenz entgegen, die ihn im

Hause des Grafen Alessandri, des Directors der dortigen Kunstakademie, begrüßte. Es war eine Huldigung, die sich als Fortsetzung an die schon zu Bologna empfangenen anschloß, und eine Vorbereitung derer, die ihm zu Rom bevorstanden, wohin er nach kurzem Aufenthalte eilte. Nur so lange blieb er in Florenz, als dazu gehörte, die Vorkehrungen zur Statue der Prinzessin Elisa zu treffen; dann ging er nach Rom, wo schmerzliche Tage diese Festtage unterbrachen. Canova's Freundin, jene schon früher erwähnte Luigia Giuli, die sein ganzes Hauswesen leitete, starb kurz nach des Künstlers Rückkehr an den Folgen einer schon längst sie zerstörenden Verzehrung, und der Verlust dieser Freundin ging Canova so nahe, daß er selbst gefährlich krank ward. Nur durch die aufmerksamste Pflege ward der Künstler erhalten. Sein Bruder war sein Pfleger, und die Freundschaft des Monsignore Nicolai seine Tröstung.

Die Eröffnung der Akademie von S.-Luca, und die Uebernahme ihrer höchsten Leitung, Anfangs als Präsident, drei Jahre später mit dem Titel eines Fürsten (Principe perpetuo di S.-Luca), den die Akademie absichtlich wählte, um der persönlichen Eitelkeit der Einzelnen, die nach der Präsidentschaft streben möchten, dadurch nicht hinderlich zu sein, war das erste Geschäft, das er nach der Herstellung seiner Kräfte vornahm. Aber die vielversprechenden Anordnungen zu Gunsten der Akademie standen, wie Vieles im franz. Reiche, auf dem Papier, und vergebens sahen die röm. Künstler ihrer Ausführung entgegen. Canova, um sein angefangenes Werk nicht halb gethan zu haben, mußte auf's Neue an den Kaiser sich wenden, und er that es mit aller der Geradheit, die diesem freisinnigen Manne so wohlanstand. Ob seine Schritte damals den gewünschten Erfolg hatten, ist vom Abate Missirini nicht angegeben; aber mit vollem Recht bewahrt die Akademie in ihren Archiven diese Aktenstücke seines Eifers in dankbarer Anerkennung.

In seiner Werkstatt, wo Canova recht eigentlich sich glücklich und zu Hause fühlte, beschäftigte ihn nunmehr die Statue Marien Louisens, die er als Concordia darstellte. Passender konnte für die Fürstin nicht gewählt werden, die von so vielen freilich in der Täuschung befangenen Millionen als Unterpfand des Friedens und der Ruhe angesehen ward, und auch von Seiten der

Darstellung konnte nicht glücklicher gewählt werden. Der heitere Ernst der Züge, das Junonische, das er in sie zu legen wußte, die Fülle des reichen Gewandes, und die Würde des Nebenwerks, worin das damalige Wappen Frankreichs glücklich angebracht war, eigneten sich vorzugsweise für die Darstellung dieses Urbildes und vermehrten den Eindruck von Hoheit, den die unbefangene Beschauung aus dieser Statue, ohne mit der archäologischen Bedeutung ähnlicher vertraut zu sein, ahnend herausfinden wird. Durch die spätern Ereignisse in Frankreich kam diese Statue nach Colorno bei Parma zu stehen, wo sie jetzt noch, ungekannter als sie verdient, sich befindet.

Der Statue der Prinzessin Elisa gab der Künstler im Modell die Züge jener Fürstin, aber bei der Ausführung in Marmor änderte er dies ab; er gab der Gestalt den idealen Kopf der Muse Polyhymnia, und Manche waren der Meinung, diese Statue gehöre zu Canova's gelungenern Werken. Im Modell brachte sie auf Andere diesen Eindruck nicht hervor. Eine etwas studirte Begeisterung schien aus diesen Blicken zu leuchten und der ganzen Gestalt den Reiz der einfachen Natürlichkeit zu nehmen. Das Original ward von der Stadt Venedig der Kaiserin von Oestreich zum Geschenk gemacht (im Jahre 1816), bei Gelegenheit ihrer Vermählung, und jetzt befindet es sich zu Wien.

Bei dem Reichthum an Gestaltungen, der Canova zu Gebote stand, war ein Werk, das bei Andern einen Lebensraum ausfüllt, bei ihm die Beschäftigung weniger Monate. Die Wünsche der Kunstföderer ließen ihm nie Muße, und die erlangte Einsicht bei der Vollendung des Einen traf häufig mit dem Anfange eines nächstfolgenden zusammen.

Neapel und Montpellier wollten damals dem franz. Kaiser Reiterstatuen aufrichten. Canova wurde der Auftrag. Er ging an das Modell des Pferdes; aber selten mögen die Schicksale eines Denkmals so auffallend gewesen sein als die dieses kolossalen Pferdes. Im Jahre 1807 hatte Canova das kleine Modell entworfen, das 1810 im Großen ausgeführt und einige Jahre später von Righetti in Bronze gegossen wurde. Der Reiter dazu war nicht gleichmäßig vollendet, und ehe er bis zum Gusse gearbeitet war, traten jene Zeiten ein, die Napo-

leon auf seine eignen Hülfsmittel verwiesen. Auch K. Joachim Murat war damals von ihm abgefallen, und statt des Kaisers Napoleon sollte Canova nunmehr König Joachim diesem Rosse zum Reiter geben. Joachims zweifelhaftes Benehmen hatte den bekannten unglücklichen Erfolg. Kaum hatte Canova Napoleons Bild, als Reiter dieses Pferdes, zerschlagen, als das Schicksal Joachim Murat's Pläne sämmtlich vernichtete, und auf das wartende Roß ward nun Karl III., aus dem Hause Bourbon, gesetzt, der im Augenblicke seines ersten Anfanges freilich davon am weitesten entfernt zu sein schien. Das Roß trug auch diesen geduldig. Die Statue Karls III. ward von Righetti (1819) in Bronze gegossen und zur Aufstellung auf dem Schloßplatze von Neapel bestimmt, das Karl III. mit großartiger Pracht hat erbauen lassen, und der Kirche S.-Francesco di Paula gegenüber, welche die zurückgekehrte Dynastie gleichsam als einen Erlösungstempel durch den Baumeister Pietro Bianchi dort errichten ließ. Daher änderte Canova die Bewegung des dritten Reiters dahin ab, daß sie den Bau solcher Prachtgebäude gleichsam anordne, während die beiden ersten Reiter als Kriegsleute zu Pferde gedacht waren, die sich umbogen, um den nachfolgenden Heerhaufen zu gebieten, oder nachzusehen, ob sie noch daseien. Das Urbild des Reiters, der 20 Palmen hoch wirklich zur Ausführung kam, bot nicht viel Züge dar, die ein Künstler gebrauchen kann. Canova gab dem Ganzen den Charakter der Ruhe und suchte durch den Mantel, der sehr reich ausfiel, die Würde zu geben, die im Ursprünglichen nicht lag.

Das Modell des Pferdes hatte den Künstler vorzugsweise aber so angezogen, daß er zur Uebung sich mit einem kleinern zweiten beschäftigte, welches, in ähnlicher Bewegung von jenem, doch völlig verschieden sei. Nur im Kleinen ist es erhalten. Der Kopf schien besonders gelungen, und Graf Cicognora hat in seiner Geschichte der Bildhauerkunst mit Recht in sehr ausgeführten Excursen auf das Verdienst Canova's aufmerksam gemacht, der die Franzosen alle weit hinter sich gelassen hat, die sich in ähnlichen Aufgaben versuchten.

Sich zu erholen, arbeitete Canova in Stunden, wo er des Kolosses müde war, eine nackte Nymphe aus dem Gefolge der Diana, die, an einem Bache entschlummert,

durch Amors Saitenspiel erweckt wird. Einen ähnlichen Gedanken hat auch Thorwaldsen ausgeführt, und unbekannt ist dem Verf. dieses Aufsatzes, welchem von Beiden die Priorität der Zeit zuzugestehen ist. Sie ruht auf dem Bauche und lehnt sich erwacht auf den Arm, aber die berücksichtigende Art, wie sie dies ausführt, läßt nicht glauben, daß es mit dem Schlafe so ernstlich gemeint war. Die Zusammenstellung beider Gruppen, der von Thorwaldsen und der von Canova, möchte am geeignetsten sein, um die Eigenthümlichkeit beider Künstler zu bestimmen; aber ohne Abgüsse vor den Augen bleiben solche in's Einzelne gehende Kritiken nur halb verständlich. Canova's Arbeit ward für Lord Cawdor ausgeführt, fand aber bei dem jetzigen König von England so ausgezeichneten Beifall, daß der edle Lord sie ihm überlassen mußte. Vom Lord Darnley ward dem Künstler eine Wiederholung aufgetragen, die nur dadurch etwas anders motivirt ward, weil der Amorino wegblieb. Aber unvollendet stand sie noch in des Künstlers Werkstatt, als der Tod ihn abrief.

Von dieser Darstellung wollüstiger Anmuth ging Canova wieder zum Kolossalen über, denn sein Genius fand sich ebenso schnell aus dem Einen in's Andere als dies Andern unmöglich scheint. Seit 1805 hatte der Künstler eine Gruppe gearbeitet, aus dem großen, man könnte sagen unerschöpflichen Kreise des Centaurenkampfes. Er nannte seinen menschlichen Helden Theseus, und so möchte der Name Pheneus dem Centauren wol nach der Mythe zufallen. Theseus kniet, um den schon erliegenden Centauren zu erwürgen, der die gewaltigsten Anstrengungen macht, um sich wieder zu erheben. Die Natur hatte ihm dabei vor Augen gestanden, aber der aufgefaßte Moment ist, wie in mehren Werken Canova's, so an der äußersten Grenze der Darstellbarkeit festgehalten, daß man weniger an Naturwahrheit glauben mag. Griechische Künstler der bessern Zeit haben in freistehenden Werken sehr bestimmt die Grenze angedeutet, bis zu welcher die Handlung dargestellt werden darf; ist sie so im Fluge erstarrt, daß äußere Stützen ihrer Verkörperung Dauer sichern müssen, so geht sie aus dem Gebiete der Kunst heraus und tritt in das der Künstlichkeit ein, worauf sich berühmte Männer in Menge verirrt haben. Auch Canova war von diesem Staube der Bernin'schen

Schule nicht frei und sah in einzelnen antiken Werken, die in früherer Zeit um dieser fliegenden Bewegung willen vielleicht ausgezeichnet wurden, seine Muster, während eine genauere Beachtung seiner Kunstmittel diese als Verirrungen eines über das Maß greifenden Genius mißbilligen sollte. Sowie ein aufliegender Ganymed nur durch Hülfe von tüchtigen Stützen zum Stehen und zur Anschauung gebracht werden kann und daher schon außer der Grenze der plastischen Darstellbarkeit liegt, ebenso ist in einem Kampfe nur die Bewegung der Bildhauerkunst ergreifbar, die eine Art von Dauer in sich hat und einen Bestand, welcher der äußern Haltungsmittel nicht bedarf. — Der Centaur und Theseus haben keine solche äußere Stützen, aber nur durch die künstlichste und berechenste Verschränkung hat er die Last gesichert und die Massen gehalten. Durch die Schönheit der jugendlichen Formen des Helden wollte der Künstler die Darstellung des Kampfes veredeln, den Gegensatz der thierischen Wuth, der sich im Centauren ausspricht, hervorheben; aber die Urtheile der deutschen Kunstfreunde, in deren Mitte jetzt jene kolossale Gruppe eine Stelle gefunden hat, waren nicht so emphatisch lobend als der Ausspruch des Herrn Quatremère de Quincy, der an die Fragmente des Parthenon sich dadurch erinnert glaubte. Diese Gruppe war nämlich Anfangs für Mailand bestimmt, gefiel aber im Jahre 1819, als der Kaiser von Oestreich in Rom war, diesem Monarchen so, daß er sie für Wien erwarb, wo sie jetzt in der Nähe der Hofburg in einem eignen, dazu aufgeführten Tempel, der in seinen Verhältnissen den Theseus-Tempel nach bildet, aufgestellt wurde.

Seine Arbeiten in kolossalen Maßen beschloß der der Künstler durch eine Darstellung der Religion, von 30 Palmen Höhe, die er auf eigne Kosten zum Andenken der Herstellung des Papstes Pius VII. auf den heiligen Stuhl in der Peterskirche ausführen wollte. Schon war das Modell, in halber Größe, ausgeführt, und schon war durch eine Commission der Akademie von S.-Luca ein Platz am Altar des heiligen Processus und Martinianus gefunden, wo sie aufgestellt werden sollte, als Hindernisse eintraten, die ihre Arbeit in Marmor rückgängig machten. Die kolossale Statue blieb daher nur im Modell und ward in der Größe derselben für Lord

Brownlowe in Marmor gehauen. Ein Kupfer von Marchetti läßt ihren Eindruck ahnen.

Werke von solchem Umfange in so kurzer Zeit zu vollenden, würde aber weit über das Maß menschlicher Kraft gehen, wenn nicht schon damals Canova ein Verfahren aufgenommen hätte, was wahrscheinlich seitdem die Welt steht unter ähnlichen Verhältnissen überall in Gebrauch war. Canova arbeitete das Modell im Kleinen sorgfältig aus, das er einem seiner Schüler, die ihn in Menge umgaben, in ein größeres Modell zu übersetzen auftrug. Nachhülfen der Meisterhand mochten an dieser Ausführung des größern Modells sicher stattfinden; die Natur wurde dabei zu Rathe gezogen, denn dies war das Urbild, dessen Uebertragung in Marmor wieder ganz andern Händen vertraut ward. War der Block aus dem Rohen gehauen, was bekanntlich das Geschäft von Händen ist, die weiterhin an der Arbeit keinen Antheil haben, so wurde er zur Ausführung nach dem Modell wieder Andern übergeben, die unter des Meisters näherer oder fernerer Beaufsichtigung die Statue so weit fertig machten, daß nur die letzte leise Uebergehung ihm noch übrig blieb. Außer dem ersten kleinen Modell und den letzten Nachhülfen an dem von fremden Händen bis dahin vollendeten Marmor, war daher oft an den Werken, die aus seiner Werkstatt hervorgingen, nichts von der Hand Canova's. Aber nur Unkenntniß des ganzen praktischen Verfahrens kann dies tadeln. Auch der Thätigste ist nur Einer; und war die Marmorstatue, die endlich seinen Namen trug, nicht das Werk seiner Hand, so war sie doch das Werk seines Geistes, unter seinen Augen entstanden und jeder wesentliche Theil daran unter seiner sorgfältigen Beachtung angefangen oder vollendet. Gewissenhaftigkeit und Stolz auf seinen Namen, trugen dazu bei, daß Canova streng über Die wachte, welche seine Werke auszuführen hatten; sie sind mit größerer Sorgfalt ausgeführt, als es in ähnlichen Fällen öfters stattfindet. Denn daß ein gleichmäßiges Verfahren schon zu Phidias's Zeiten gebräuchlich war, beweist die Ungleichheit der einzelnen Theile an den Phigalischen und den Friesen des Parthenon, die alle in der Erfindung und Auffassung vortrefflich, doch im Einzelnen eine Mangelhaftigkeit des Technischen darlegen, die mit andern von der höchsten Vollendung nicht

zusammenstimmt. Will man ein Verfahren, das unter ähnlichen Bedingungen immer auf eine ähnliche Weise eintreten wird, mit dem Namen einer Fabrikation bezeichnen wie es geschehen ist *), so wird sich Phidias einen gleichen Vorwurf gefallen lassen müssen. Vielleicht wäre das Canova eher anzurechnen gewesen, daß er den mehren oder mindern Antheil an den Werken, die unter seinem Namen hervortraten, oft nach den Zeitverhältnissen abmaß und daß er nicht lieber Aufträge ablehnte, die seiner Neigung entgegen waren, als daß er Werke später verabsäumte, die weder durch eine persönliche Beziehung, noch durch die Bedeutenheit des Bestellers und des Platzes, dem sie bestimmt war, besonders Beachtung zu verdienen schienen.

Das kaiserlich franz. Decret vom 5. Novbr. 1810 bestätigte die Hoffnungen der Akademie von S.-Luca und gab unserm Künstler Mittel in die Hände, durch Nachgrabungen in Rom selbst Viele zu beschäftigen und seiner Neigung zu antiken Denkmälern nachzugeben. Denn im Ganzen neigte sich sein ganzes Streben zu der Antike, vielleicht weil er es bequemer fand, auf der von den alten Künstlern eingebahnten Straße weiter zu gehen und ihre Werke nachzubilden, statt in ihrem Sinne neue zu schaffen. Selbst die Verkörperungen der Begriffe, die aus der modernen Bildung hervorgegangen waren, oder mit ihr auf's engste zusammenhängen, wie die Darstellung der christlichen Religion, des Johannes des Täufers, der Magdalena, verrathen sich leicht als travestirte Antiken, nicht als Darstellungen von Idealen, die mit derselben Unbefangenheit aufgefaßt und mit derselben Einfachheit der Mittel wiedergegeben sind, die wir in den Antiken bewundern. Sein Triumph wäre gewesen, Werke hervorzubringen, die in der Reihe alter Skulpturen von ausgezeichnetem Werthe mit ihnen hätten verwechselt werden können, nicht etwas so Ausgezeichnetes, unsern Begriffen Angehöriges zu geben, das ebenso vollendet wie jenes, aber unsere Zeit nicht verleugnen sollte. Mitten im 18.. Jahrhunderte hätte er, wenn seinem Genius eine andere Bahn angewiesen wäre, lieber der Dichter der Iphigenia sein mögen, deren end-

*) Liter. Conv.-Bl., 1825, Nr. 72.

sche Rettung das Eintreten der gebietenden Athene vermittelt, als der andern, wo Thoas bezwungen durch den edeln Sinn der reinen Jungfrau mit einem: Lebt wohl! von den Heimkehrenden scheidet. *) Er zog vor, in einem fremden, nur durch Studium ihm bekannten Ideenkreis zu leben, statt dem heimischen, an den die Erinnerungen der Jugend und alle frohe und ernste Empfindungen der mit ihm Lebenden sich knüpfen, durch gleiche Mittel gleiche Würde und Bedeutung zu geben.

Canova war ein gelehrter Künstler und das mochte ihn verführen. Seine edle Natur fand Geschmack an jenen Studien, die am meisten geeignet sind, uns ein Bild jener großen Lebensverhältnisse hinzustellen, für die in Rom so viele Ueberreste noch zeugen. Wer nicht die Augen zuschließt, muß in Rom zum Alterthümler werden; und Canova, der mit den ausgezeichnetsten Männern, die für Erforschung der Antike thätig gewesen sind, in vielfältige Berührung gekommen war, mußte den archäologischen Studien sich noch eifriger zugethan fühlen, weil die im Jahre 1811 erneuerte Academia archeologica aus Berücksichtigung der Zeitumstände, durch ihren beständigen Secretair Guattani, unsern Künstler sich zum Vorsteher erbat. Er verdiente sich diesen Ehrenplatz durch Theilnahme an ihrem Wirken mit Rath und That längere Zeit hindurch, selbst durch beträchtliche Unterstützung aus eignen Mitteln; und selbst durch die Rede verdiente er sie, mit der er im Jahre 1812 die lange ausgesetzten Zusammenkünfte der Gesellschaft eröffnete. Es war der begründetste Lobspruch der päpstlichen Regierung, den er sich zum Eingange wählte, aber verbunden mit dem verdientesten Preise Papst Pius VII., der eben damals in Frankreich gefangen saß, um die ewige Kunststadt. Canova's Aufzählung alles Dessen, was Pius VII. für die Erhaltung und Pflege der alten Kunstdenkmale gethan hatte, war so bestimmt hervorhebend, daß beinahe eine Vernachlässigung Dessen durchleuchtete, was durch die franz. Behörden dort geschehen war. Aber der dankbare Mann mochte Worte für doppelt zeitgemäß halten, die wahrscheinlich der Mehrzahl seiner Zuhörer sehr zeitungemäß dünkten.

*) Es bedarf wol keines Fingerzeigs, daß Euripides's „Iphigenia in Tauris" und Göthe's Meisterwerk gemeint ist.

Denn in der Reihe der Ereignisse kommen wir jetzt zu den Tagen, wo Italiens und Roms Schicksal durch die Begebenheiten in Frankreich und Deutschland auf's Neue umgestaltet ward. Seit den Unfällen von Moskau und Leipzig hatte Joachim Murat sich von der Verbindung mit Napoleon losgesagt und versucht auf eigne Hand König zu sein. Nur in Unteritalien, das damals von Truppen entblößt war, legte er Proben davon ab. Er besetzte Rom (Febr. 1814) und wollte die Meinung dadurch gewinnen, daß er Leute von Ansehen mit Auszeichnungen überhäufte. Auch Canova gehörte zu diesen, und bedeutende Ehrenstellen wurden ihm durch den Generalintendanten Macedonio in Joachims Namen angeboten; aber Canova, treu den Grundsätzen, die er bei größern Versuchungen bewährt hatte, noch zuletzt bei dem Antrage des Herz. Braschi, in das Wahlcollegium einzutreten, entzog sich jedem Vorschlage und benutzte die Gewogenheit, die ihm entgegenkam, blos zu Gunsten der Künste. Sein Antrag fand bei'm Minister Zurlo Genehmigung, daß die Aussteuer der Akademie zu Neapel fortgehe und sogar vermehrt werde, und ein Decret wurde durch seinen Einfluß ausgefertigt, welches die Ausführung alter Denkmäler verbot und den Künsten und den Künstlern Begünstigungen sicherte.

Endlich kehrte am 24. Mai 1814 auch Pius VII. in die Stadt zurück, die früher durch das Schwert, jetzt durch das Kreuz eine mittelbare oder unmittelbare Herrschaft über das gebildete Europa ausübt. Canova, der so viele Beweise von Treue und Anhänglichkeit gegeben hatte, obgleich die Gunst der französischen Machthaber arg genug vom leidenschaftlichen Pöbel gemisdeutet worden war, eilte seinem Wohlthäter entgegen und empfahl ihm die Künste und die Akademie. Seine schriftlichen Gesuche an den Card. Staatssecretair, Exc. Consalvi, und an den Papst selbst, für Erhaltung der alten Denkmäler und das Verbot ihrer Veräußerung, waren dringend, und beweisen, wie richtig Canova den Augenblick beurtheilte, wo die zurückkehrenden Fremden Mittel hatten, um manchen Schatz bei den verarmten Besitzern locker zu machen und die Verwirrung bei'm Wechsel der Besitzer Vorwände genug gab, andere, wenn nicht streng darüber gewacht würde, heimlich zu verschleudern und der Aufmerksamkeit zu entrücken. Canova's Vorträge

fanden die günstigste Aufnahme, und sowol die Lehranstalten der Kunst verdanken seinem Eifer ihre Erhaltung in dem zeitgemäßern Zustande, als auch das Land die Sicherung gegen die Ausfuhr seiner herrlichsten Denkmäler.

Doch Rom sollte noch mehr ihm verdanken. Rom war durch den scheinbaren Vertrag des Friedens von Tolentino, 1796, um mehre seiner berühmtesten Kunstwerke gekommen, und schmerzlich fühlte man die Lücken, die dadurch in den Sammlungen entstanden waren. Als die allürten Mächte bei der zweiten Einnahme von Paris 1815, auf Rückgabe des Raubes an Kunstwerken drangen, schien auch in Rom der nie aufgegebene Wunsch, zu diesem heiligen Eigenthume wieder zu gelangen, einigen Erfolg zu versprechen.

Als Vertreter dieser Interessen Roms bei den vereinigten Mächten, die damals in Paris zusammengetroffen waren, ward Canova vom Papst Pius VII. gewählt, und trotz der mancherlei Bedenken, die ein solcher Auftrag erregen mußte, trat er doch, mit Vollmachten Sr. Heiligkeit, des römischen Senats und der Akademie von S. Luca versehen, blos von seinem Bruder Giovanni Batista begleitet, die Reise nach Paris an, wo er am 28. August 1815 eintraf.

Der Auftrag des heiligen Stuhls war, daß Canova sich erst für seinen Zweck an den allerchristlichsten Monarchen wende, und erst im Falle entscheidender und wiederholter Verweigerung zu den vereinigten Mächten seine Zuflucht nehme.

Da die Anträge an das französische Ministerium ohne allen Erfolg blieben, so trat der Fall ein, den seine Vollmachten voraussahen, und mit einer Note ging Canova die Minister der vereinigten Mächte an, worin er sagte, daß die Regierung der französischen Republik ohne Anlaß den Kirchenstaat überfiel, und den Papst Pius VI. zwang, den Frieden und sein politisches Dasein durch die Aufopferung der berühmtesten Kunstwerke, der Malerei und Skulptur, sowie der wichtigsten Handschriften der vaticanischen Bibliothek, vieles Andere ungerechnet, im Vertrage von Tolentino zu erkaufen. Bald aber überfiel dieselbe Regierung, ohne rechtlich begründete Ursachen, dem Versprechen des Friedensschlusses zuwider, die Staaten des heiligen Stuhls auf's Neue, entthronte Papst Pius VI.

und machte ihn zum Gefangenen. Die Stadt Rom habe demnach ein heiliges Recht, alles das zurückzufodern, was sie verloren und durch den Vertrag abgetreten habe, der von dem Augenblicke an nicht mehr bestand, wo der, welcher ihn sanctionnirt hatte, ihn selbst verletzte. Die andern Gründe, aus Roms Localität, aus der Eigenthümlichkeit der zurückgefoderten Gegenstände, aus den vielen Verdiensten der Päpste um die Kunst abgeleitet, konnten, so beredt sie auch vorgetragen waren, doch nur dann einiges Gewicht haben, wenn man diesen ersten Sätzen Gültigkeit zugestand. Manche der Beispiele, die Canova in seiner Note aufführte, um zu beweisen, daß Kunstwerken ein, durch Eroberung nicht veräußerliches Recht auf die Heimath zustehe, hätten gegen ihn gebraucht werden können, und andere waren nicht ganz genau; so die Angaben über die Dresdner Gemäldesammlung, die Friedrich II., zweimal Herr der Stadt, im siebenjährigen Kriege bewunderte, ohne sie zu begehren.

Aus mancherlei Gründen fanden Canova's Anträge daher Anfangs gar keine günstige Aufnahme, sondern überall theilnahmloses Achselzucken. Canova wünschte die Persönlichkeit des Kaisers Alexander dafür zu gewinnen; aber er erhielt keinen Zutritt. Eine schriftliche Auffoderung blieb ebenso ohne Erfolg, denn Kaiser Alexander stimmte nicht bei, daß sowol von Rom als von den andern betheiligten Mächten für die Wiedererlangung der Kunstwerke gewaltsame Mittel angewandt werden sollten, sondern verweigerte durch eine Note, die er bei'm Ministercongreß einreichen ließ, jede Mitwirkung zu diesem Zwecke, wenn man keine freundliche Uebereinkunft mit Frankreich getroffen habe.

Doch Frankreich blieb fest bei seiner Foderung, daß der Vertrag von Tolentino in allen seinen Theilen gehalten werden müsse, und verweigerte jede Vermittlung und jedes Absinden.

Neue Vorstellungen bei dem Congreß der Minister zu Paris, die darthaten, daß der Vertrag von Tolentino rein illusorisch war, und von den Franzosen niemals anders behandelt wurde, würden, wie die Sachen standen, vielleicht ebenso überhört worden sein wie seine frühern, hätte William Hamilton, damals englischer Unterstaatssecretair, ihm nicht die nähere Bekannt-

schaft des Lords Castlereagh verschafft, der als Bevollmächtigter Großbritanniens über die Schicksale der Völker und der Statuen dort mit entscheiden half. Dem britischen Botschafter stellte Canova vor, wie es ihm nicht zuzukommen scheine, sich dem französischen Ministerium zu bequemen, um zu einem Vergleiche zu kommen, besonders bei einer Verhandlung, wo die Gerechtigkeit seiner Sache jedes Abfinden ausschloß, und wo es dem französischen Ministerium eher zukam, die ersten Schritte zu thun, wenn die Nothwendigkeit eintrat, Eröffnungen zu machen.

Die englischen Minister gingen in diese Ansicht ein und Canova schöpfte Hoffnung. Es erschien ein Brief in englischer Sprache an den allerchristlichsten König, der sehr stark die Pflicht der Zurückgabe auseinandersetzte; Castlereagh selbst gab eine kräftige Note ein, die im französischen Ministerium großes Aufsehen erregte, und Wellington gab eine Erklärung, die im „Journal des débats" vom 18. October 1815 abgedruckt ward, worin er die Rückgabe der Kunstgegenstände als politisch empfahl und als eine sittliche Lehre für nothwendig erklärte.

Als die Angelegenheit Canova's diese Wendung nahm, schlug Fürst Metternich dem Herzoge von Richelieu, damaligen französischen Minister der auswärtigen Verhältnisse, vor, mit dem päpstlichen Bevollmächtigten eine Vereinigung zu treffen, bei dem er gewiß große Geneigtheit gefunden haben würde, geschenkweise einen Theil der römischen Denkmäler an Frankreich abzutreten. Wirklich war Canova von seinem Hofe beauftragt, jedem Wunsche entgegenzukommen und auf jede Bedingung abzuschließen, wenn ihm die Rückgabe einiger der beachtetsten Denkmäler zugestanden würde. Doch Frankreich blieb taub bei jeglichem Anspruch.

Ein Zwischenereigniß mußte endlich dem Wunsche des römischen Abgeordneten zu Hülfe kommen. Oestreich hatte Anfangs bei der Rückfoderung der Kunstgegenstände für den Umfang seiner Monarchie die Denkmäler, die aus Parma und Modena weggebracht worden waren, ausgenommen, als man im „Moniteur" den Waffenstillstandsvertrag zwischen der französischen Armee und den Herzögen von Parma und Modena auffand, dessen einer Artikel besagte, daß die Herzöge, jeder für seinen Theil, eine bestimmte Anzahl Bilder von den er-

Digitized by Google

sten Meistern aus ihren Sammlungen hergäben, wofür die französischen Heere weiter keine Foderung von Lebensmitteln machen dürften, und die Herzogthümer unberührt bleiben sollten.

Es war nicht schwer, den französischen Ministern mit diesem Blatte in der Hand zu beweisen, daß dieser Vertrag von den französischen Heeren durchaus nicht gehalten worden sei, und daß man sich Plünderungen aller Art in den Herzogthümern erlaubt habe.

In Folge dieser Thatsachen willigte Oestreich ein, daß auch für die Herzogthümer Parma und Modena die Kunstgegenstände aus dem pariser Museum genommen würden. Canova ward von diesen Hergängen durch die britischen Minister in Kenntniß gesetzt, und da der Vertrag von Tolentino in gleichen Formen wie der Waffenstillstand mit Parma und Modena abgefaßt war, außerdem sich leicht erweisen ließ, daß gleiche Wortbrüchigkeit ihn verletzt hatte, so reichte Canova eine dritte Note bei dem Ministercongreß der vereinigter Mächte ein, worin er für den heiligen Vater nur dieselbe Gerechtigkeit foderte, die den übrigen Mächten nicht war versagt worden, nämlich unter ihrer Genehmigung und unter dem Schutz ihrer Waffen aus den pariser Sammlungen die Denkmäler wegnehmen zu dürfen, auf die das römische Volk sein heiliges und unbestreitbares Recht nie aufgegeben habe.

Diese letzte und eindringliche Note verschaffte auch Canova die Zusage der Minister aller vereinigten Mächte, daß er die in Anspruch genommenen Kunstwerke zurücknehmen dürfe.

Die Zeit drängte, der Friede war beinahe abgeschlossen und die vereinigten Heere standen im Begriffe, Paris zu verlassen. Daher benachrichtigte Fürst Metternich unsern Künstler, daß, wenn der Herzog von Richelieu nicht noch an demselben Tage eine entscheidende Antwort auf die Anträge einer Ausgleichung gäbe, er schon am folgenden die römischen Denkmäler aus den Museen wegnehmen könnte. Der Fürst begleitete diese Benachrichtigung mit einer Depesche an den französischen Minister, die aber unbeantwortet blieb, und unter östreichischer und preußischer Bedeckung nahm daher schon am folgenden Tage Canova die römischen Kunstwerke aus den Sälen des Louvre.

Die Nachricht von diesem glücklichen Ausgange von Canova's Unternehmungen erregte in Rom die lebhafteste Freude. Ein päpstliches Breve aus Castel Gandolfo vom 26. October 1815 gab unserm Künstler außer dem päpstlichen Segen die Versicherungen des anerkennendsten Wohlwollens, und war von einer Zufertigung des Cardinals Staatssecretairs begleitet, die kaum Ausdrücke fand für den Dank, zu dem dieser große Staatsmann und ganz Rom sich verpflichtet glaubten. Diese Zeugnisse des ehrendsten Beifalls mußten unsern Künstler bei den mühvollen Geschäften trösten, die nunmehr auf ihn losdrängten. Während der kurzen Zeit von sechs Tagen war er gezwungen, mit Hülfe der Truppen, die ihm zum Schutz seiner Person und seines Geschäfts zugeordnet waren, weil sich die Franzosen zu keiner Handleistung dabei verstehen wollten, die Kunstwerke wegzunehmen, einzupacken und zum Absenden bereit zu halten. Fremde Künstler, die unter den vereinigten Heeren sich befanden, konnten allein ihm dabei zur Hand gehen. Doch war er im Stande, während der kurzen Frist, inmitten einer lärmenden Hauptstadt und eines tobenden Volkes, das diese Zurücknahme als eine persönliche Beleidigung ansah, Alles zu beenden, und schon am 25. October war der erste Zug der Denkmäler unterwegs.

Mit der Mäßigung, die unserm Künstler durch sein ganzes Leben zur Seite stand, hatte er auch hier verfahren und sich dadurch einen Triumph gesichert, der nur auf diesem Wege zu erreichen war. Nur als alle Vorstellungen zur Güte vergeblich gewesen waren, hatte er die entscheidendern Mittel der vereinigten Mächte angenommen und gleichsam aus ihren Händen die Kunstwerke empfangen, die sie nach Recht und Pflicht dem heiligen Stuhle wieder zustellten. Aber um die Erbitterung zu vermindern, und für die Zukunft günstigere Verhältnisse mit dem Hofe der Tuilerien herbeizuführen, hatte er die Kunstgegenstände, welche in die Kirchen Frankreichs gekommen waren, so wie Alles was sich im königlichen Palaste befand, nach dem Beispiele Oestreichs, Parmas und Toskanas, die mehre Gegenstände zurückließen, um eine freundlichere Näherung möglich zu machen, nicht wiedergefodert, und ein Handschreiben des Grafen Pradel, vom 23. October 1815, das diese Ueberlassung als ein Geschenk und zwar ein Sr. Ma-

Digitized by Google

jestät von Frankreich sehr angenehmes Geschenk anerkannte, sprach dadurch zugleich den Rechtsanspruch des römischen Hofes an alle übrigen aus; gerade das also, worauf hier eigentlich Alles, und zwar einzig und allein, ankam.

Dieses Handschreiben war für Canova ein Zeichen des vollständigsten Triumphes und es mußte ihm dieses um so mehr sein, als er durch diese Schenkung der Kunstwerke, die in den Kirchen und im Schloß sich befanden, dann durch die Ueberlassung eines und des andern an das Museum, so sehr im Sinne Sr. Heiligkeit gehandelt hatte, daß ihm ausdrücklicher Dank von seiner Regierung unter'm 15. November 1815 dafür zu Theil wurde. Troß dem ist Canova gerade um dieses Geschäftes willen von den Franzosen sogar nach seinem Tode auf das bitterste verunglimpft worden. Ein Witzwort eines Ministers, der ihn statt Ambasciadore del S. Padre, Emballatore genannt habe, wird noch heute von ihnen als wundergeistreich angeführt. Auch französische Zeitblätter stimmten nunmehr in die Ansichten der Fremden ein, und verstärkten die „sittliche Zurechtweisung" durch alle Gründe, die von den Beraubten nur hätten vorgebracht werden können. Am lebhaftesten äußerte sich das „Journal de Paris" (1815, Nr. 282., vom 9. October), worin folgende merkwürdige Stellen vorkamen: „Wir dürfen uns nicht wundern, wenn das Geschrei aller Völker die Schätze der Kunst und der Wissenschaft zurückfodert, die in Paris zusammengebracht waren. Denken wir uns an die Stelle der Fremden. Die Abtretung einer Provinz verletzt die Interessen des Staates, aber sie berührt nicht die Sinne. Anders verhält sich's mit dem Raube der Dinge, die der Schmuck einer Stadt waren. Rom und Florenz, ihrer Denkmäler beraubt, sahen stets mit Schmerz auf die leeren Stellen hin, wo Apollo und Venus die Huldigung Europas erhalten hatten. Selbst in den Schlössern der Regenten herrschte dieser Schmerz. Viele Fürsten, die den Ruhm der Eroberung verschmähten, setzten den ihren in die Beschützung der Künste. Ihre Sammlungen plündern, hieß ihren Familienschmuck ihnen nehmen. Eine Million bot der Herzog von Parma für die Erhaltung von Correggio's Meisterwerken, und als man diese ihm doch entriß, ließ er eine große schwarze Tafel

an ihre Stelle setzen, zum ewigen Gedächtniß seiner Trauer und seines Vermissens."

„Unversöhnlicher war der Haß, den Frankreich durch diese Beute sich zuzog, als der durch die Abänderung der Verfassungen erregte. Die Künstler Frankreichs und die Gelehrten, die sich freier von Parteilichkeit hielten, misbilligten von jeher diese Ausplünderung Europas."

„Denn da es unmöglich ist, die Baudenkmäler, die Kolossen und die Fresken, die ersten Gegenstände des Studiums, nach einer andern Stelle zu versetzen, so ist es auch unmöglich, außer Italien je eine vollständige Sammlung von Kunstwerken zusammenzubringen."

„Nach der Tiber müssen die Künstler doch wallfahrten. Der Kunstbildung ist die Luft von Paris ungünstig; in Paris ist der Geist der Intrigue nnd der Kleinigkeitsgeist zu sehr einheimisch ꝛc."

Zwar nahmen es andere Tageblätter auf sich, diese Behauptungen zu widerlegen; aber die Wahrheit ist eine und ewig, und im europäischen Staatsleben hält es schwer, diese durchdringende Stimme zu überrufen.

In den letzten Tagen von Canova's mühsamer Beschäftigung war sein Freund Antonio d'Este eingetroffen, dem er die Leitung des Wegschaffens der Kunstdenkmäler übertragen konnte. Durch die unerwartete Großmuth der britischen Regierung waren zu diesem Zwecke 100,000 Franken an Canova überwiesen worden: eine Summe, zu der späterhin noch 100,000 Franken hinzugefügt wurden, um sie würdig in Rom wieder aufzustellen.

So viel Zeichen von Theilnahme an dem Schicksale des ewigen Rom und an seinen schönsten Zierden schienen eines besondern Dankes werth zu sein*), den Canova persönlich dem Prinzen-Regenten von England abzustatten beschloß. Ohnehin war es von jeher sein Wunsch gewesen, London kennen zu lernen. In den ersten Tagen des Novembers reiste er dahin ab (1815), und die ganze Zeit seines Aufenthaltes war dort ein fortgesetzter Festtag. Gütig und huldreich empfangen

*) Dem Herzog von Wellington, Lord Castlereagh, Ritter Hamilton und Ritter Charles Long, die sich persönlich so sehr für die Sache Roms interessirt hatten, brachte der Künstler durch vier ideale Marmorbüsten seinen Dank dar.

Digitized by Google

von Prinzen-Regenten nnd von Allen, die diesem am nächsten standen, reichte unsers Künstlers Zeit kaum aus für die Einladungen in der Stadt und auf dem Lande. Vorzüglich glänzend war ein Schmaus, durch welchen die Akademie der Künste zu London ihn in ihrem Versammlungshause zu ehren suchte. Der greise Flaxman war dabei einer der Wortführer. Aber wichtiger als die Festgelage und die goldenen Dosen mit Brillanten, wodurch ihm geschmeichelt wurde, war dem Künstler der Anblick der Elgin'schen Marmor, über deren Werth er sich in einem Briefe an Quatremère de Quincy, unter'm 9. November 1815, mit wahrer Begeisterung aussprach. Vielleicht fand Canova darum sich mehr als mancher Andere durch sie erregt, weil er in ihrer Behandlung die Beachtung der Grundsätze wiederzufinden glaubte, denen er seinen Ruf schuldig zu sein sich einbildete.

„Sind dies wirklich Werke des Phidias", schrieb er in diesem Briefe, „oder sind sie unter seiner Leitung entstanden und durch seine Hand vollendet, so beweisen sie deutlich, daß die großen Meister wahre Nachbildner der schönen Natur waren, und daß diese nichts vom Gesuchten, vom Uebertriebenen, vom Harten wußten, kurz von den Formen, die man jetzt übereinkömmliche oder geometrische nennt. Ich baue darauf den Schluß, daß die unendlich vielen Statuen mit solchen Uebertreibungen, Nachbildungen durch jene Unzahl von Bildhauern sind, die bessere griechische Werke wiederholten, um sie nach Rom zu entsenden."

„Phidias's Werke sind wirkliches Fleisch, d. h. schöne Natur, wie sie leibt und lebt, sowie die andern bessern Antiken auch Fleisch sind; denn Fleisch ist der Merkur des Belvedere, Fleisch der Torso, Fleisch der kämpfende Gladiator (?), und Fleisch die vielen Wiederholungen der Satyrs des Praxiteles, Fleisch der Kupido, von dem überall Fragmente sich finden, Fleisch die Venus, und namentlich ist eine Venus des hiesigen (londner) Museums Fleisch von einer Wahrheit, mit der nichts zu vergleichen ist."

„Ich muß Ihnen gestehen, daß bei'm Anblick dieser ausgezeichneten Arbeiten meine Eigenliebe einige Beruhigung gefunden hat, weil ich stets der Ueberzeugung gewesen war, daß die großen Meister nur in dieser

Weise und nicht anders arbeiten konnten. Glauben Sie nicht, daß der Styl der Basreliefs des Minerventempels davon verschieden sei; alle haben sie dieselben edeln Formen und dieselbe Fleischigkeit, weil die Menschen stets aus biegsamen Fleische und nicht aus Bronze bestanden."

Diese Anerkennung der theuer erworbenen Schätze (denn danach schätzt doch der Insulaner vor Allem solches Besitzthum), gewann unserm Künstler dergestalt die Meinung, daß öffentliche Blätter seine Abreise mit wahrer Salbung erzählten. Auf dem kürzern Wege über Holland und am Rhein hin, reiste Canova nach Rom zurück. Die Reise scheint so eilig gewesen zu sein, daß er nicht einmal Zeit fand zur Fortsetzung des Tagebuchs, welches er in Paris über die Hergänge seiner öffentlichen Sendung gehalten hatte, und aus dessen Ueberlieferungen die Angaben der frühern Seiten größtentheils genommen sind.

Am 5. Januar 1816 traf Canova unter dem Jubel einer Menge ein, der an die stolze Freude der altrömischen Triumphe erinnerte, denn am Tage vorher waren in festlichem Gepränge die wiedererlangten Kunstwerke eingezogen und jeder Römer fühlte sich bei'm Anblicke dieser hochgefeierten Reste stolzer seines Namens bewußt, und von Dank ergriffen gegen den Mann, der ihre Rückkehr bewirkt hatte. Alles war in dem lebhaftesten Freudenrausche, und der Künstler fühlte wol nie mehr, wie werth er seinen Mitbürgern sei, als bei dem unermüdlichen Gejauchze der Freude, das ihm auf jedem seiner Schritte entgegentönte und nachklang.

Ein Festgesang des Marchese Salsa di Berio rief ihm damals ein Willkommen entgegen, das eine so treue Zeichnung nach dem Leben ist, daß es wol eine Stelle in diesen Erinnerungen an unsern Künstler verdient, die absichtlich sonst um des Raumes willen keine von den vielen Poesien aufnahmen, zu denen unser Künstler die Veranlassung wurde. Dort heißt es:

De' sette colli ribombar d' intorno
S'ode il suo nome tra festose grida;
L'arti che il fanno di lor luce adorno,
Gli son di guida.

E bene il merta, che se a lui prevale
La gloria Achiva, egli ha gloria maggiore,
Non ha Canova, non ha poi l'eguale
Nel patrio amore!

Er hatte wirklich keinen Gleichen in der Liebe aller Römer; doch damit diese Tage der höchsten Volksgunst durch dauerndere Zeichen ihm gegenwärtig blieben, dafür sorgte die Großmuth des heiligen Vaters. Eine Mittheilung der päpstlichen Staatskanzlei, vom 6. Januar, benachrichtigte unsern Künstler, daß er in das goldene Buch des Capitols eingeschrieben sei, „als hochverdient um den Adel und das römische Volk", daß ihm der Titel eines Marchese d'Ischia zuerkannt und eine jährliche Rente von 3000 Scudi auf die päpstlichen Kammergüter, oder im Falle diese nicht ausreichten, auf den öffentlichen Schatz angewiesen worden. Die Ausdrücke persönlicher Zuneigung machten diese Mittheilung selbst zu einem Zeugniß der huldvollsten Hochschätzung und nur im Manifeste des römischen Senats, datirt vom Capitol im 2566. Jahre der Erbauung der Stadt (den 16. nach dem Kalender des Märzes im Jahre des Heils 1816), wodurch dem Künstler der Vollgenuß der römischen Adelsrechte zugestanden wurde, möchte der Curialstyl dieser Mittheilung eine überbietende Parallele haben.

Doch die so bedeutende jährliche Rente, die ihm durch die päpstliche Großmuth zuerkannt worden war, sollte nach Canova's Wunsch dem öffentlichen Bedürfnisse nicht entzogen werden. Canova wußte am besten, wie lästig sie gerade in jenem Augenblicke für den so erschöpften Kirchenstaat fallen mußte, und er war zu hochherzig, als daß er unter diesen Umständen sich für mehr als den Verwalter dieser Summe ansehen sollte. Durch eine Anordnung, die nach der päpstlichen Genehmigung am 18. October 1816 öffentlich bekanntgemacht ward, setzte er fest, daß jene mit dem Titel des Marchese von Ischia vereinigten 3000 Scudi auf folgende Weise verwandt werden sollten:

1) Wieß er der archäologischen Akademie zu Rom, damit sie ihre Versammlungen mit Anstand fortsetzen und ihrem Berufe, nach früherer Weise und ihren Statuten zufolge, sich hingeben könnte, jährlich 600 Scudi zu;
2) sollte alle drei Jahre eine Bewerbung um drei

Preise, jeder von 120 Scudi, für junge Künstler aus Rom oder den römischen Staaten, aus den drei ersten Unterrichtsclassen, der Bildnerei, Malerei und Baukunst, stattfinden;

3) sollte jedem der drei jungen Leute, welche die Preise gewonnen, eine Pension von 20 Scudi für den Monat drei Jahre lang gezahlt worden, nach Ablauf dieser Zeit solle eine neue Bewerbung für drei Jahre eintreten;

4) wieß er der Akademie von S.-Luca 100 Scudi zu neuen Werken über Kunst und Alterthümer an, und eine Summe von 20 Scudi dem Rechnungsführer, — doch einmal diese für immer, — für die Bemühung, die mit der Ausführung dieser Maßregel verbunden sein möchte;

5) gestand er der Akademie der Lincei (die sich mit Naturforschung abgibt) einen jährlichen Zuschuß von 120 Scudi zu;

6) zur Unterstützung armer, hochbejahrter und für die Kunst untauglich gewordener Künstler in Rom, setzte er 1100 Scudi fest.

Den Ueberschuß bestimmte er zur Fortsetzung des zweiten Preises, des sogenannten Namenlosen.

Und damit sein Wille vollständig und ohne Parteilichkeit in Erfüllung gesetzt werde, wurde die Ausführung desselben einer Abtheilung von fünf Professoren von S.-Luca übertragen, mit Festsetzungen, die ebenso weise als wohlgemeint sich erwiesen.

In dem Augenblicke, wo in Deutschland Kunstvereine der überhand nehmenden Menge der jungen Künstler Richtung und Aussicht zu geben bemüht sind, sollte man diese Anordnungen Canova's, der am besten beurtheilen konnte, was der jungen Kunstwelt zu Heil und Frommen diente, gewiß nicht übersehen. Auch in Deutschland gibt es Leute, denen die Mittel zu so edeln Zwecken nicht fehlen; um ihretwillen ist die Anordnung Canova's in ihrer Ausdehnung aufgenommen worden, und um der Vergleichung willen, mit den bekannt gewordenen Statuten der hier und dort bestehenden Kunstvereine, mag auch die Festsetzung noch ihren Platz finden, die bei der Austheilung der Preise als Regel angesehen wurde.

Die Akademie von S.-Luca eröffnete mit Anfang des Jahres 1817 die Bewerbung zum Preis und zur

Pension, indem sie die Gegenstände aufgab und unbemittelten jungen Leuten, die sich durch Zeugnisse für Talent und Sittlichkeit ausweisen konnten, die Mittel zur Vollendung der aufgegebenen Arbeiten vorstreckte. Der Akademie blieben die gekrönten Arbeiten zum Andenken.

Außerdem ernannte aber auch die Akademie von S. Luca eine Commission von fünf aus ihrer Mitte für die Verwaltung und Vertheilung der ihr anvertrauten Summen. Ihr lag die Pflicht ob, sich von der Lage der bejahrten, kranken und verarmten Künstler zu unterrichten und ihnen Unterstützung nach dem Grade ihrer Bedürftigkeit zukommen zu lassen.

Doch nur Eine Preisvertheilung erlebte der edle Stifter. Der Augenblick, der seinen Lebensfaden zerriß, ließ auch diesen Heilbrunnen für so viele Bedürftige versiegen. Mit treuer Gewissenhaftigkeit zahlte zwar Canova's Bruder, zugleich sein Erbe, die Pensionen an die jungen Künstler fort bis zum Ablauf der dreijährigen Frist; aber warum mußte unter des Künstlers vielen Verehrern nicht Einer sein, der sich als Erbe dieses Vermächtnisses und dieser Stiftung ansah?

Heimisch wurde unser Künstler nach der langen Unterbrechung seiner ruhigern Thätigkeit, erst wieder in seiner Werkstatt, zu der er mit der Sehnsucht eines Liebenden zurückkehrte. Sein äußeres Sein und Thun erfuhr durch alle die ehrenden und auszeichnenden Schmückungen durchaus keine Aenderung: die richtige Würdigung aller Lebensverhältnisse bewahrte ihn vor eitlem Prunke, und treu der Einfachheit und jener Nemesis eingedenk, die allen Uebermuth straft, wählte er sich zum Wappen, das er als römischer Patrizier sich zulegen mußte, Lyra und Schlange, als Erinnerung an Orpheus und Eurydice, durch deren Darstellung er in die Laufbahn eingetreten war, der er alle Auszeichnung seines Lebens verdankte. Seine Unterschrift blieb übrigens „Antonio Canova" nach wie vor; er würde geglaubt haben, den echten Künstleradel verscherzt zu haben, hätte er den ihm neuzugetheilten auf den Marmorn erwähnt.

In seiner Werkstatt unablässig schaffend, ließ Canova die Welt sich an die Neuigkeit seiner bürgerlichen Stellung gewöhnen. Gleichsam als hätte er die Zeit einbringen wollen, die durch so lange Entfernung ihm

verloren gegangen war, gönnte er sich weniger Erholung als früher und war rascher im Entwerfen und Ausführen als jemals.

Die erste Arbeit, die er vornahm, war mehr als manche andere seinem Genius zusagend. Es war Washington's kolossale Statue, für den Sitzungssaal des Senates von Nordkarolina, im Regierungspalaste zu Raleigh am Nuseod, bestimmt: eine Arbeit, die auch dadurch anziehend werden mußte, weil sie europäischer Kunst jenseit des Oceans, unter einem Volke, das vor lauter Rechnen nicht zum Schätzen des Schönen kommen kann, Bewunderung und Anerkennung verdienen sollte. Canova ehrte den Gesetzgeber und Feldherrn, den Menschenfreund und Bürger, wie er alles Große und Edle mit sich verwandtfühlender Herzlichkeit ehrte; aber um sich von seiner Aufgabe noch mehr durchdringen zu lassen, ließ er bei seinem Modellirstuhle sich des edeln Mannes Leben und Botta's Geschichte des nordamerikanischen Freistaates vorlesen. Ob es des Künstlers ofterwähnte Befangenheit war, oder bestimmte Aufgabe der Besteller, die ihn veranlaßte, den Helden in antiker Kriegertracht auf dem reichen Sessel sitzend darzustellen, das wird von Missirini nicht erwähnt. Viele und mit ihnen der Verf. dieser Biographie hätten es bei'm Beschauen des Modelles anders gewünscht; doch vergaß man diesen Tadel, bei dem Anblick des Kopfes, bei der Verdienstlichkeit aller einzelnen Theile. Canova ließ den rechten Fuß des Feldherrn auf ein Schwert treten, während der linke die Tafel unterstützt, auf der der Gesetzgeber die Verfassungsurkunde seines Vaterlandes, oder seinen letzten Willen, jenes berühmte: George Washington to the United States, 1796 etc., hingezeichnet hat; nicht, wie Missirini angibt, die Abdankung von der obersten Befehlshaberstelle nach erfochtenem Frieden. Recht natürlich war die Haltung der Gestalt und des Kopfes nicht; in der Bewegung des letztern schien etwas Lauschendes zu liegen, was um so mehr zu erwähnen scheint, weil die Büste von Ceracchi, die dem Künstler als Vorbild der Aehnlichkeit gedient hatte, durch die geschickte Anfügung des Kopfes auf den Rumpf, die den Begriff edler Selbstständigkeit und sichern Freimuths erregt, gerade beachtenswerth *) war.

*) Man sehe die Bemerkungen über eine marmorne Nachbildung

Die Aufstellung dieser Statue am Orte ihrer Bestimmung (in den letzten Tagen des Decembers 1821) und ihr Empfang auf allen Punkten der Vereinigten Staaten ward der Anlaß zu öffentlichen Festen. In Washington hatte die Statue zuerst den amerikanischen Boden berührt; mit Dampfschiffen gelangte sie dann nach Fayetteville, und auf eignen Wagen, die der Architekt Nichols gebaut hatte, wurde sie von dort nach Raleigh*) geschafft. Musik, Geschützfeuer, ein Prunkzug der Bürger und der Behörden, öffentliche Reden begrüßten den neuerworbenen Schatz, und man theilt die Hoffnung, die damals laut ausgesprochen ward, daß ihr Werth die Liebe zur Kunst auch dort erwecken, daß diese letzte Blüte der menschlichen Bildung durch die Gegenwart dieses Vorbildes auch in jenen Gegenden gezeitigt werden möge.

Eine längst übernommene Verpflichtung rief die Hand des Künstlers von Washington's vollendetem Modelle zu dem Grabmale der letzten Nachkommen des Hauses Stuart, das auf Kosten mehrer englischen Vornehmen, wie Einige versichern, selbst von Beiträgen des damaligen Prinzen-Regenten, in der Peterskirche errichtet werden sollte. Die Unbedeutenheit der angewiesenen Summe und die Beschränkung des Raums zwang den Künstler, alle sehr in's Große gehende Pläne hier zu beseitigen und durch eine von den dort schon aufgestellten Denkmälern abweichende Form seine Arbeit bemerklich zu machen. Er gab dem ganzen Monumente daher die Gestalt eines kolossalen Grabcippus (von 58 Palmen Höhe und 25 Palmen Breite), oder ägyptisirenden Pylonen, an dessen Ueberlage das englische Wappen und Kränze in Menge angebracht waren; auf der Fläche, außer den drei halberhabenen Brustbildern der drei letzten Nachkommen des Hauses Stuart, auch eine Thür, an der zwei Genien in Lebensgröße mit umgekehrten Fackeln gleichsam Wache halten. Man hat die Schönheit dieser Genien gepriesen, weil sonst Weniges an diesem Denkmal zu preisen sein möchte, obgleich die geschickte Verflechtung zweier Säulen, die den Künstler

---

dieser Büste, gegenwärtig zu Dresden, in Böttiger's „Artist. Notizenblatt", 1823, Nr. 19. Mehre der dort gegebenen Nachrichten finden hier ihre Berichtigung.

*) Nicht nach Newyork, wie Memes erzählt, S. 494.

bengten, mit der Anlage des Ganzen der Erwähnung werth scheint. Aber mit Recht hat der französische Herausgeber von Canova's Werke, Herr de la Touche, die Art, wie die Bildnisse Jakob's, Karl Eduards und Heinrichs auf einer vorspringenden Leiste angebracht sind, lächerlich gefunden, indem alle drei an aufgepflanzte Medicinflaschen einer Apotheke erinnern. Jener Geschmack, den man unserm Künstler vor Allem nachrühmte, hatte ihn im Augenblicke dieser Zusammenstellung völlig verlassen.

Eine zweite Arbeit, die durch seinen Aufenthalt in England herbeigeführt worden war, folgte dieser erstern: die Gruppe von Mars und Venus für Georg IV, den jetzigen König von England. Sie gehört zu den ausgezeichnetsten Gruppen unsers Künstlers, und zeigt überraschende Vorzüglichkeit im Vergleich mit der Gruppe des Adonis und der Venus, an die sie unaufmerksame Beschauer vielleicht bei'm ersten Blicke erinnert. Die sichere Art, wie der männlich-kräftige Gott steht und die an ihn gelehnte Göttin hält und stützt, die gefälligen Verhältnisse der einzelnen Gestalten unter einander und die vollendete Ausführung geben ihr den Platz neben den besten ähnlichen Werken des Künstlers und aller Jahrhunderte. Schon aus den Kupferstichen, die römische Künstler von dieser Gruppe gegeben haben (Marchetti eine Vornansicht und Bertini eine Rückenansicht), läßt sich dieses ahnen, obgleich zur richtigen Beurtheilung der plastischen Gestaltung nur das Rundbild ausreicht. Damals ward auch die Statue des Friedens vollendet, durch die der Mäcen Rußlands, der Reichskanzler Rumanzow das Andenken dreier Friedensschlüsse zu erhalten wünschte. Die Statue Canova's schloß sich an antike Vorbilder, hat aber das Verdienst einer ernstern Auffassung, die zunächst durch die strengere Bekleidung erreicht ist. Sie ist beschwingt, ruht an einer Säule und hält Zepter und Oelzweig.

Von diesen Statuen ging der Künstler zu einer Darstellung des schlafenden Endymion über, bei dem sein Hund wacht (in Marmor, im Besitz des Herzogs von Devonshire zu London), fast gleichzeitig zu der Statue der liegenden Magdalene, deren geöffnete Hände die durch harte Büßungen errungene Siegerpalme zu erwarten scheinen, wovon der Marmor im Besitz des

Grafen Liverpool zu London sich befindet. Sie wurden vom Künstler später gearbeitet, als der Verfasser dieses Aufsatzes in Rom war (im Spätjahr 1819), und nur von der Magdalene ist in der französischen Ausgabe „Oeuvre de Canova“ ein sehr verfehlter Kupferstich bekannt gemacht worden. Ueber beide sei also das Urtheil hier ausgesetzt. Die kleine Statue des Johannes, der auf dem Felsen der Wüste, welchen ein Fell bedeckt, sitzend das Rohrkreuz betrachtet, schien Kennern, die sie später im Besitze des Herzogs von Blacas sahen (damals gehörte sie noch Papst Pius VII.), mehr eine getreue Nachbildung lieblicher, aber fast weichlicher Kinderformen, als daß sie ihnen den Prediger des Heils aus der Wüste in andeutender Jugend gezeigt hätte. Das Kind war wie die Kinder Fiammingo's rundlich (und so zeigt ihn auch der Umriß), statt daß die antike Kunst durch bestimmtere Andeutung der sich später entwickelnden Formen ihren Kindern eine bedeutsamere Strenge gab. Eine Wiederholung dieses Johannes des Täufers ward später für Hrn. Bering in London unternommen.

Auch zwei bacchische Nymphen, von denen die eine schlafend, die andre auf dem mystischen Korbe sitzend, als Dikon von den französischen Erklärern gedeutet wird, waren bis zur Ausführung der letzten Hand während dieser Zeit gediehen, als Kränklichkeit den Künstler zu längern Pausen zwang.

Ausgeführt wurde vorher noch eine Statue Pius VI., die unserm Künstler für sein Grab in St.=Peter zu Rom von dem Cardinal Braschi war aufgetragen worden. Dem letzten Willen des Papstes zufolge mußte das Denkmal, das Dankbarkeit oder Ruhmsucht ihm errichten würde, sich auf seine Statue, wie er bei den Reliquien des heiligen Petrus und des heiligen Paulus bete, beschränken. Mit Eifer ging unser Künstler an die Arbeit, aber einige wesentliche Veränderungen, die er sich daran für die letzte Ausführung vorbehalten hatte, mußten aus demselben Grunde unterbleiben, der ihn zwang, die zuletzt besprochenen Statuen unvollendet zurückzulassen. In demselben Monat October 1822 sollte diese Statue bei dem Anfange der Treppe aufgestellt werden, die in die untere Kirche führt, in welche Canova selbst in die stille Gruft von Possagno versenkt ward. Es war der letzte Wunsch seines Lebens, daß Gott ihm nur noch zwanzig

gesunde Tage schenken möge, um diese Statue zu vollenden. Eine höhere Weisheit rief ihn früher ab. Die Statue ist daher ohne diese Abänderungen der letzten Hand aufgestellt worden; aber auch so gehört sie zu den kolossalen Werken seiner Hand, die den würdigsten Eindruck hervorbringen. Es möchte freilich schwer gewesen sein, diesen zu verfehlen. Eine so schöne Gestalt, als die Gestalt Pius VI. (Angelo Braschi's) war, in der ruhigen Sammlung des Gebetes, im reichen Prunkgewande der höchsten geistlichen Würde, die dreifache Krone zur Seite, gehört zu den dankbaren Aufgaben, die selbst einem weniger geübten Künstler würden gelungen sein.

Sieben Reliefs, bestimmt für die Kirche zu Possagno, von denen bald mehr zu erzählen sein wird, waren, mit dem Denkmal für den Marchese Salsa Berio zu Neapel und der Gruppe der Pietà, die letzten Leistungen seines Genius; noch unvollendet, erwarteten sie sogar im Modell die nachhelfende Hand des Meisters, doch hatten die ersten ihn doppelt angenehm beschäftigt, weil ein Lieblingsgedanke seines Lebens damit in Verbindung stand.

Denn nicht sich begnügend, der Kirche, für die Rafael schon eine Vorliebe hatte, dem Pantheon als Beweis seiner Frömmigkeit ein kolossales Bild hinterlassen zu haben (den Tod des heiligen Stephanus durch Andreas Pozzi), wünschte Canova noch durch ein bedeutenderes Werk der Nachwelt zu zeigen, daß Religion und Cultus ihm am Herzen gelegen. Reich durch seine Kunst, wollte er seinem Geburtsorte ein Kunstdenkmal vermachen, das, seinem Rufe entsprechend, zugleich die vaterländische Kunst erhebe und die vaterländischen Künstler auf eine würdige Weise beschäftige. Eine prächtige Kirche, in deren Form er das Große und Ausgezeichnete des Parthenon mit dem Gewaltigen des Pantheon zu Rom zu vereinigen strebte, war die Aufgabe, die er sich stellte, und die ungeheuren Kosten eines solchen Unternehmens mögen wol mit der Grund zu den angestrengten Arbeiten gewesen sein, denen sich der Künstler seit seiner Rückkehr aus Paris fast auf Kosten seines Lebens hingab. Nach mannichfaltigen Vorbereitungen wurde am 11. Juli 1819 der erste Stein mit ungewöhnlichen Festlichkeiten gelegt. Ein Schmaus, den er einige Tage vorher den Arbeitern am Grunde und den Land=

leuten der Gegend hatte ausrichten lassen, war mit Spielen verbunden, bei denen 2000 Lire als Preise vertheilt wurden. Nach einer feierlichen Messe, der Canova (am 11. Juli) im Ordenskleide als Ritter des Christordens beiwohnte, legte er den ersten Stein des neuen Tempels und bestimmte ihn schon damals der Dreieinigkeit. Jährlich kehrte er nun nach Possagno zurück, um sich seines Werkes und der Segnungen zu erfreuen, die es über jene Gegend verbreitete, die ohnehin von der Natur nicht vergessen ist. Denn Nichts wurde geschont, um diesen Tempel würdig zu schmücken, dessen erster Entwurf zwar vom Baumeister Selva herstammte, aber stets, selbst im architektonischen Theile, unter Canova's näherm Einflusse blieb. Nur mit Ersparungen aller Art, die den ohnehin so wohlthätigen Mann auf das äußerste Bedürfniß beschränkten, war es ihm möglich, diesen stolzen Bau zu unternehmen und seine Fortsetzung zu sichern. Aber leider raubte er sich zugleich dadurch die Freude, seine Vollendung zu erleben.

Für die Stirnseite dieses Tempels (denn Canova war der Unterschied, der billigerweise zwischen einer christlichen Kirche und einem Tempel stattfinden sollte, auch nach der Ansicht so vieler ausgezeichneten Muster nicht klar geworden) hatte der Künstler die sieben Basreliefs aus der biblischen Geschichte bestimmt, deren früher gedacht wurde. Sie sollten als Metopen zwischen den Dreischlitzen angebracht werden, und ihre Zahl war auf vierzehn berechnet. Glauben wir aber einem Berichterstatter im „Kunstblatte" (1824, Nr. 34), der nach den Abgüssen in der Kunstakademie zu Venedig geurtheilt zu haben scheint, so hatte der Künstler sich hier dermaßen in's Gebiet des Malerischen verirrt, daß diese Darstellungen zu seinen schwächsten Arbeiten gehörten. Was ihn bei der Wahl bestimmte, läßt sich gleichfalls nicht ergründen, denn typische Momente, für eine christliche Kirche die paßlichsten, scheint Canova wenigstens aus den Schriften des Alten Testaments nicht ausgewählt zu haben. Die Schöpfung der Welt, die Belebung Adam's, Kain's Brudermord, das Opfer Abraham's, die Verkündigung Mariä, die Heimsuchung und die Darstellung im Tempel waren die im Modell mehr oder weniger ausgeführten Reliefs, die der Künstler bei seinem Tode zurückließ, aber es leuchtete ein, daß die Reihe keineswegs dadurch

geschlossen war, und daß wesentliche Mittelglieder aus ihr fehlen.

Für dieselbe Kirche (?) war die Gruppe des verstorbenen Erlösers im Schoße der Mutter, nach der italienischen Kunstsprache die Gruppe der Pietà bestimmt, wodurch unser Künstler in Wettkampf mit Michel Angelo trat. Die Aufgabe gewinnt dadurch an Interesse, wie sie an Schwierigkeit für ihn zunahm. Treu der alten Anordnung, stellte er die Mutter sitzend am Fuße des Kreuzes dar, den todten Erlöser im Schoße, zu dessen Füßen Magdalena kniet, die den Arm des Heilandes in wehmüthiger Inbrunst ergriffen hat, um ihn zu küssen, aber zaghaft wieder zurückbebt. Die ruhende Gestalt des Erlösers, in dessen Formen er das Schöne, das auch der Zerstörung unterliegt, darzustellen sich bemüht hatte, bildet den von jeder Seite hervortretenden Mittelpunkt der Gruppe, die durch glückliche Beziehungen unter sich verflochten ist. Seine Madonna war eine Niobe in ihrem Schmerze; die Magdalena gefiel mehren Kunstkennern, die als Augenzeugen sprachen, am meisten. Vielleicht hätte der Künstler, der nie die bessernde und nachhelfende Hand von seinen Werken abzog, so lange sie in seinem Bereiche waren, auch an diesem noch Manches bei der Ausführung im Marmor geändert, hätte das Schicksal ihm dazu die Zeit gegönnt. Um es so, wie es aus seinem Geiste hervorging, der Nachwelt zu erhalten, beschloß der Erbe des Künstlers, sein Bruder, das Modell in Bronze gießen zu lassen, und so wird es in dem Tempel von Possagno seine Stelle finden.

Später unternahm er nur noch, eine kolossale Büste des Gr. Cicognara zu beenden; bei ihr entfiel, so zu sagen, dem ermatteten Künstler der Meißel. Die allzu heftige Anstrengung, mit der Conova seit seiner Rückkehr von Paris gearbeitet hatte, war oft der Gegenstand lebhafter Besorgniß seiner Freunde gewesen. Alle Versuche, ihn zu Beschränkungen seiner Arbeitsstunden zu veranlassen, blieben fruchtlos; denn willig, folgsam und gelehrig in allen andern Dingen, war er etwas störrig allein auf diesem Punkt. Jeden andern Grund seiner Magenübel gab er zu, war oft selbst muthwillig, um sein Uebelbefinden zu erklären, aber seine ungemäßigte Arbeitsamkeit wollte er niemals als ausreichend dafür gelten lassen.

Doch die Uebel nahmen zu, und eine völlige Störung der Verdauung zeigte sich namentlich im Frühjahre 1822. Der Künstler unternahm eine Reise nach Neapel, um den Guß des Bronzepferdes für seine Reiterstatue Karls III. zu beaufsichtigen und zugleich sich zu zerstreuen, aber der Zustand verschlimmerte sich, statt sich zu bessern.

Zurückgeeilt nach Rom, vergrub sich Canova, trotz seines Uebelbefindens, während eines glühend heißen Sommers in seine Werkstatt und war dort so angestrengt thätig, daß er nicht Einen Tag seine ermattende Geschäftigkeit aussetzte. Er schien durch Körperanstrengung seine Kränklichkeit besiegen zu wollen. Statt blos zu modelliren, arbeitete er gegen alle Vorstellungen in Marmor und führte zwei Statuen auf einmal aus, seinen Endymion und die liegende Magdalena.

Als er vor Ermattung den Meißel und die Raspel nicht mehr führen konnte, beschloß er, nach Possagno zu reisen. Der Anblick des vorgerückten Gebäudes und die vaterländische Luft sollten ihn herstellen. Aber entkräftet und fast aufgelöst, kam er gegen die Mitte Septembers in seinem Geburtsorte an. Nur die Freude über das Emporsteigen seines prächtigen Werkes und das Zusammentreffen mit Freunden, die herbeieilten, ihn festlich zu begrüßen, und die er bei einem Mahle vereinigte, röthete für Augenblicke seine sonst völlig entfärbten Wangen. Sein Geist war heiter und ruhig.

Besuche bei dem Grafen Collalto, dann in Asolo, bei der edeln Familie Falieri, der er sich durch alle Wechsel seines Schicksals mit gleich treuer Ergebenheit verbunden fühlte, gaben Aufregungen, denen seine Kraft nicht mehr gewachsen war. Auf dem Rückwege von Asolo nach Possagno wurde ihm so übel, daß er beschloß, möchte es kosten was es wolle, nach Venedig zu gehen, um erfahrnern Aerzten näher zu sein. Am Abende des 4. Oct. kam er in Venedig an und betrat das Haus seines Freundes Antonio Francesconi, rechts am St.-Markusplatze, um es nie wieder zu verlassen. Der ausführliche Krankenbericht des Doctors Paolo Zannoni, den er über Canova's Uebelsein und letzte Lebenstage im Athenäum zu Venedig vortrug, bewies, daß menschliche Hülfe hier zu spät kam. Schon im 30. Jahre, bei der Ausarbeitung der Statue der Sanftmuth, am Grabmale des Papstes

Ganganelli und der Löwenmähnen am Denkmale Rezzonico's, mochte er durch unmäßige Anstrengung bei'm Gebrauch des Bohrers den Grund zur Verwachsung des rechten Lungenflügels mit der innern Brustfläche gegeben haben, die früher von den gefährlichsten Folgen hätte sein müssen, wäre seine natürliche Kräftigkeit nicht durch seine Mäßigkeit unterstützt worden. Magen und Leber, gestört in ihren Thätigkeiten, hätten bei weniger geregelter Lebensweise, einer Wirksamkeit früher ein Ende machen müssen, die nur im Schaffen des Schönen kein Maß kannte. Die Langsamkeit, mit der jene Mißbildungen sich bemerklicher machten, schien eine Huldigung der Natur für ein durch Mäßigkeit und so manche Tugenden ausgezeichnetes Leben. — Aerzte, die den Künstler länger beobachteten, würden vielleicht bestimmter die Stadien der Ausbildung seines Uebels angeben können; allgemeiner anerkannt aber galten die Hindernisse, die man der Errichtung seiner Statue der Religion in St.-Peter zu Rom in den Wege legte, und die Aergerlichkeiten, die dies herbeiführte, als vorzüglich einwirkend, um die krankhafte Anlage schneller zu zeitigen. Sein Magen verweigerte von da an fast alle Nahrung, er nahm an Kräften ab, magerte zusehens und erhielt sich nur durch Flüssigkeit. Ein Ritt von Predazzi nach Possagno, wobei das Pferd mit ihm durchging, verschlimmerte wesentlich seinen Zustand. Die Geschichte der letzten Tage, pathologisch genau von Hrn. Zannoni erzählt, der ihn mit Aglietti gemeinschaftlich behandelte, möchte ebenso ausführlich außer den Grenzen dieser Nachricht liegen. Wir empfehlen sie bei Missirini nachzulesen. Immer sanft und selbst fröhlich, wenn der quälende Schlucken ihm Ruhe ließ, hatte er, wie Karl Maria von Weber in seinen letzten Tagen, nicht allein die Hoffnung einer Rückkehr nach Rom gefaßt, sondern von der Luft, die er dort athmen werde, erwartete er auch zuversichtlich seine Herstellung. Nach den leidensvollsten Tagen der Krankheit nahm in den letzten Stunden, wie Graf Cicognara, der gegenwärtig war, versichert, sein Gesicht den Blick der Begeisterung an, und alle die heitern Gestaltungen seines Lebens schienen um seine Stirn zu schweben. Anima pura e bella waren die letzten Worte gewesen, die man an dem Morgen noch von ihm verstanden hatte, als durch die Schwäche ihm die Sprache genommen

wurde. Gegen 8 Uhr des Morgens am 12. Octbr. 1822 hatte er ausgeathmet.

Der Schmerz und die Trauer um den hochgefeierten Künstler verbreitete sich schnell über alle Inseln. Ganz Venedig theilte den Gram über seinen Verlust und gab davon Zeugniß bei der feierlichen Bestattung.

Als die kirchlichen Gebräuche in S.-Marco am 16. Octbr. vollbracht waren, wobei der Patriarch von Venedig, Monsignore Ladislaus Pyrker, umgeben von Allem, was die alte Hauptstadt des adriatischen Meeres nur Großes und Glänzendes hat, die Requiemmesse gelesen hatte, hoben die Lehrer und Zöglinge den Sarg in die Barke, die bei der Piazetta hielt, um wie Charon's Nachen seine theure Beute in die stille Gruft von Possagno zu entführen. Langsam schwamm das Schiff mit seinem traurigen Geleite auf dem großen Canale hinab; als es zum Gebäude der k. k. Akademie gekommen war, enthoben die Professoren und Zöglinge dieser Anstalt in einem allgemein gefühlten Drange des Schmerzes, dem Niemand Einhalt zu thun wagte, die verehrten Reste dem Schiffe und trugen sie zu dem großen akademischen Saale. *) Dort sprach Graf Cicognara seinen Schmerz und seine Verehrung in einer Rede aus, die nach der Lebhaftigkeit des frischen Eindrucks und nach der Scenerie der Umgebung beurtheilt werden muß, um nicht für Uebertreibung zu gelten. Doch war gewiß kein Wort zu viel, das der geistreiche Redner in dem tiefbewegten Kreise über die Milde, die sittliche Hoheit und die reine Humanität des Mannes aussprach, dessen Herz zu früh für Alle still stand. Graf Cicognara fand einen Wiederhall seiner Klagen in Aller Ueberzeugung, denn Alle, die je mit dem Künstler in Berührung gekommen, hatten seine Großmuth und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren. Die eigne Bewegung unterbrach den Sprechenden zu wiederholten Malen und die laut gewordene allgemeine Rührung. Mit einstimmiger Beeiferung wurde daher der Gedanke eines Denkmals von allen Seiten aufgefaßt, den G. Cicognara mit seinem Elogium in Ver-

---

*) Man lese über die Feierlichkeiten der Bestattung einen Aufsatz von G. L. P. Sievers in der „Wiener Zeitschrift", Decbr. 1822, S. 1246, nach, und die oft wiederholte Rede des Gr. Cicognara, deutsch übersetzt im „Kunstblatte", 1822, Nr. 91.

bindung brachte, und die zum Congreß von Verona vereinigten Fürsten sicherten durch reichliche Unterzeichnungen die Ausführung des Vorschlags, von der jedoch bis jetzt noch wenig bekannt geworden ist. Aus frühern Angaben wird erinnerlich sein, daß ein Modell von Canova zu einem entworfenen Denkmal für Tizian dabei als Muster benutzt werden soll.

Herzzerreißender noch als in Venedig, und unverhohlener sprach sich der Schmerz aus, als die Leiche Canova's der letzten Ruhestätte näher kam. Der Jammer, der mit italienischer Heftigkeit laut wurde, schien einen Vater zu betrauern, der Alle verwaist läßt. Bei den Exequien am 25. Oct. war der Zudrang in Possagno so groß, daß unter freiem Himmel auf offenem Platze die Leichenrede gehalten werden mußte. Der französische Biograph Canova's (vor dem „Oeuvre de Canova," Paris 1825, durch Fr. G. Schulz dem deutschen Publikum zu Stuttgart wiederholt wird), führt außerdem als einen merkwürdigen Umstand der Leichenfeierlichkeiten zu Venedig an, daß bei der Messe de profundis in S.=Marco zu Venedig das einzige Licht, das leuchtete, in das Bronzegefäß eingesetzt war, das Jahrhunderte lang bei'm großen Rathe war gebraucht worden, um die Stimmen der Patrizier zu sammeln.

Bald folgten alle Städte Italiens, wo Kunstakademien waren und wo Theilnahme für den Ruhm Italiens die Herzen erwärmte, mit Todtenämtern dem Beispiele Venedigs. Neapel, Florenz, Mailand, und das Athenäum von Treviso nennt Missirini als ausgezeichnet durch die glückliche Anordnung dieser Gedächtnißfeiern. Am berufensten fühlte sich die Akademie von S.=Luca. Auf Hrn. Laboureur's, ihres Präsidenten, Antrag, der mit Camuccini zusammenstimmte, wurde eine Statue Canova's für den Versammlungssaal decretirt. Es entstand ein Wettstreit der Künstler, die sich zum Modelle erboten. Alvarez, Fabbris und Alessandro d'Este traten zuerst hervor, aus eignen Mitteln das Modell der Statue und sogar die Ausführung in Marmor versprechend.

Zur kirchlichen Todtenfeier in Rom, die, um der großen Anstalten willen, erst am 31. Jan. 1823 statt finden konnte, war, des Zudranges wegen, die Kirche Sti.=Apostoli gewählt worden. Von ihr gibt Missirini, der dabei den Panegyrikus sprach, eine ausführliche Nach-

Digitized by Google

richt, die auch in deutsche Blätter zu ihrer Zeit („Kunstblatt", 1823, Nr. 21) übergegangen ist.

Seitdem sind Jahre verflossen; doch schlägt noch das Herz jedes Italieners bei Canova's Namen höher. Die Welt hatte den Künstler bei seinem Leben mit jeder Art von Auszeichnung überschüttet, und der Nachwelt blieb daher nur die weniger verdankte Verpflichtung, Gerechtigkeit an ihm zu üben. Glücklich, wer wie Canova, auch ihres Anspruchs sich freuen darf! Zwar besticht jetzt nicht mehr das Gefällige seiner äußern Erscheinung, das ihm die Herzen vor aller Einsicht in seine Verdienste gewann, aber es liegt eine lange Reihe von dauernden Zeugnissen vor uns, die seinem Namen hoch unter den theuersten ihre Stelle versichern.

Canova's Gestalt war, wie eben erwähnt, einnehmend. Nicht allzu groß und mehr mager als stark, war sie doch kräftig und empfohlen durch die gewinnende Form seiner Züge, die selbst im Tode noch sich zeigte, wie die bei Missirini und Memes aufgenommenen Kupfer beweisen, die uns Canova in den ewigen Schlaf gesunken zeigen. Nur das Einzige kann bei diesem Portrait (gezeichnet am 13. Oct. 1822 von C. Prayer) befremden, daß Canova's Kopf ganz haarlos gebildet ist, der in allen übrigen Portraits durch einfachen Haarwuchs gefällig wird. Von den vielen Bildnissen unsers Künstlers, die bekannt geworden sind (z. B. der Steindruck von Gami, nach dem Gemälde von Bossi, das aber Canova zu jung macht; das ähnlichere von Tresham, ein anderes von Morghen gezeichnet und gestochen), möchte das von Vogel, gestochen von Schwerdgeburth, vor dem Taschenbuch „Urania", 1824, und auch einzeln in der Brockhaus'schen Buchhandlung zu haben, am besten den Künstler zurückrufen. Es zeigt ihn in einer ihm sehr gewöhnlichen Haltung und gibt mit jener bestimmten Charakteristik, die Vogel's Portraits unterscheidet, ganz ihn wieder, wie er im Jahre 1813 war, und wie viele sich noch später ihn einprägten. Die Zeichnungen von Gerard und Girodet, während Canova's Anwesenheit in Paris entworfen, sind, so viel uns bekannt, noch nicht erschienen.

Alle Bilder, die auf den vielen, zu seinen Ehren geprägten Münzen vorkommen, halten sich mehr oder

weniger an seine Büste. Ein Verzeichniß dieser Medaillen mag diese Nachricht beschließen.

Die Heiterkeit, die in seinem ganzen Thun vorwaltete, gab seinen so regelmäßigen Zügen den zusagendsten Ausdruck. Nur im großen Kreise der Gesellschaft trat eine sich zurückziehende Schüchternheit hervor, die übrigens, Vornehmen gegenüber, wieder als ein bescheidenes Selbstgefühl sich geltend machte. Immer hatte er, nach Venezianerart, ein Scherzwort im Munde, war gegen seine Untergebenen mild und ohne Laune und liebte Musik über Alles.

Sein edler Sinn bewährte sich selbst in seiner Kleidung. Zu Hause sah er auf reinliche Eleganz, und Freunde an seinem Tische zu vereinigen, gehörte zu seinen Genüssen. Nur blieb ihm selten dazu die Zeit. Denn früh fing sein Tagewerk an; dann arbeitete er in Einem Striche bis zum Mittagsmahl. Eine kurze Ruhe nach Tische, zu jeder Jahreszeit, stärkte ihn auf's Neue zu seinem mühseligen Geschäfte, und erst gegen Abend dachte er an's Ausgehen. Besuche füllten den Abend; doch nicht allzu spät ging er zur Ruhe, und sein Bett war, nach seiner Versicherung, der beste Thron der Erde. Eigentliche Schüler hatte er nicht, aber sehr Viele fanden bei ihm Beschäftigung; er glaubte so der Welt und den jungen Leuten mehr zu nützen. Auffoderungen, die an ihn kamen, Arbeiten zu sehen, auch von den jüngsten, waren niemals vergeblich. Er konnte mitten in der Arbeit abbrechen, um ihnen mit Lob, mit Rath, mit Unterstützung an die Hand zu gehen, und auf Freundlichkeiten ließ er nie warten. Für Bildung jeder Art hatte er Anerkennung in sich; besonders machte das Talent, gut zu sprechen, auf ihn Eindruck. Ueber die Art, wie er Tadel hinzunehmen verstand, ist früher gesprochen worden. Auch seiner wahren Frömmigkeit, seiner treuen Herzlichkeit in der Freundschaft nochmals zu gedenken, möchte nach allem früher Erzählten überflüssig sein. Daß die Furcht der Kunst abwendiger zu werden ihn vom Heirathen allein abgehalten habe, wird zwar erzählt, doch wird es weniger Glauben finden. Niedrige Leidenschaft hat aber nie ihn befleckt.

Am nächsten seinem Herzen standen im Kreise seiner Bekannten Johann Falieri, der Wohlthäter seiner Jugend und sein treuer Freund bis zum Tode; dann Antonio

Selva zu Venedig, der Architekt von Possagno, dem er von den Jahren der Kindheit an sich treu ergeben fühlte. Ueberhaupt verleugnete seine Vorliebe die Landsmannschaft nicht. Der Ritter Zulian, Prinz Rezzonico, Antonio d'Este, alle waren Venezianer. Die Neigung, die einst Gavin Hamilton für ihn gefaßt hatte, brachten ihm in spätern Jahren Quatremère de Quincy und Gr. Cicognara entgegen. Graf Roberti in Bossano hatte Canova's unbedingtestes Vertrauen. Wer, außer diesen von Jugend an ihm treuverbundenen Freunden, noch Zeitgenossen, wie Bossi, Tambroni (den Herausgeber von Cennino Cennini), Giordani, Gherardo de'Rossi, Gr. Alessandri zum nächsten Umgangs- und Geistesverwandten, Kreise zählte, dann mit Gelehrten (er nannte sie scherzend gewöhnlich Linguari), wie Morelli, Niocola Maria Niccola, Gaetano Marini, Majo und Placido Zurla, im herzlichsten Wechsel der Ansichten und Einsichten stand, der war wenigstens nicht vereinzelt in seiner Zeit und durfte hoffen, verstanden zu werden. Und ein so reich ausgestatteter Mann braucht der Nachwelt kaum alle die Ehrenzeichen herzuzählen, mit der die Mitwelt ihm entgegen kam; doch scheint es zur Vollständigkeit seiner Biographie zu gehören, daß auch sie nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Venedig hatte, wie billig, den Anfang damit gemacht, unserm Künstler die Mitgliedschaft zu ertheilen; 1791 folgte die Akademie zu Florenz; später die Arcadia zu Rom und die Kunstakademien von Kopenhagen und Petersburg, die letztere mit voller Mitgliedschaft, die unter Anderm das Stimmenrecht in den Versammlungen in sich begreift. 1805 folgte die Academia Eugeniana (zu Verona), die seine Aufnahme mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken begleitete, und bald ernannten ihn die Akademien zu Siena, Bologna, Lucca, Neapel, Leipzig (?), Neuyork, Amsterdam, Gent, Philadelphia, Wilna mit gleicher Beeiferung zu ihrem auswärtigen Genossen. Die kleinern Akademien: di disegno in Perugia, die italiana zu Pisa, del collegio zu Viterbo, degli ottusi zu Spoleto, die letteraria zu Foligno, die Accademia veronese, die Tiberina zu Rom, und die Athenäen von Brescio und von Treviso blieben hinter solchem Vorgange nicht zurück. Doch klingender vor Europa war der Titel eines „Membre de l'Institut de France“, mit dem er

beehrt ward, Anfangs als Theil der Classe de littérature et de beaux arts; dann als associé étranger de l'Académie R. des beaux arts. Das Istituto d'Italia überbot diese Huldigung durch die Aufnahme unter seine Mitglieder mit Pension und war in seiner Wahl so einstimmig, daß es dem damaligen Kaiser Napoleon seinen Namen zweimal auf der Liste aufsetzte. 1812 kam zu diesen vielen Auszeichnungen das Diplom der Akademie von Grätz in Steiermark, das durch die huldvollsten Handschreiben des Erzherzogs Johann von Oestreich, die es begleiteten, ihm bedeutender wurde. Gleich schmeichelhaft schien ihm das Diplom der Akademie von München, von Schelling verfaßt, und das einer andern, das eben dadurch interessant wird, weil selbst Geographen in Verlegenheit gerathen würden, den Ort anzugeben, wo sie zu finden ist, das Diplom der Akademie von Orciano (in Umbrien, wie sie sich selbst in jenem Patente ausdrückt, in un angelo del Metauro.) Neapel verband sich den Künstler später dadurch noch enger, daß es ihn zum Präsidenten der Zöglinge, die in Rom sich bilden, ernannte. — Außer diesen der Kunst zunächst geweihten Vereinigungen, wetteiferten auch die Labron'sche Akademie, die Akademie der Filopedici in Cingoli, die Musikgesellschaft des Pantheon, die Akademie der Lincei und die archäologische zu Rom, Canova mit sich zu verbinden, setzte ihm Massa eine öffentliche Inschrift, gab ihm Asolo das Bürgerrecht, und die Republik von S.-Marino im Jahre 1815 ihren Indigenatadel. Die letztere Auszeichnung war dem Künstler eine unerschöpfliche Quelle des Scherzes und der launigsten Einfälle, und aus Dankbarkeit schenkte er der Republik schöne Kupfer nach seinen Werken und widmete ihr sogar den Kupferstich nach seinem Napoleon. — Seit Pius VII. unsern Künstler zum Ritter des goldenen Spornes ernannt hatte, wozu später das Kreuz des Christusordens kam, überhäufte aber auch fürstliche Gunst Canova mit diesen in die Augen fallenden Zeichen der Anerkennung. Der Kaiser von Rußland gab ihm den St.-Wladimirorden (nicht den St.-Georgorden, wie Missirini fälschlich behauptet); Neapel das Commandeurkreuz des Ordens beider Sicilien; Se. Majestät der Kaiser von Oestreich bestätigte ihm den Orden der eisernen Krone, erhob ihn zum Commandeur derselben und fügte den St.-Leopoldorden hinzu. Die Geschenke, die als Zeichen

persönlichen Wohlwollens ihm zu Theil wurden, würden in der Aufzählung ermüden. Geistreich in seiner Anordnung und dem Künstler durch die huldvolle Weise, wie es gegeben ward schmeichelnd, war ihm besonders ein Geschenk Ludwigs, des jetzt regierenden Königs von Baiern, damals noch Kronprinzen, mit der classischen Aufschrift:

Vivos ducit de marmore vultus.

Sie sprach das aus, was der Künstler als das Höchste erstrebt hatte. Denn das Leben im Marmor wiederzugeben, war die Aufgabe aller seiner Studien. Die praktische Skulptur, das Technische der Plastik verdankt ihm mannichfaltige Verbesserungen, die eigentlich nur Wiederauffindungen von Verfahren waren, welche er, mühsam vergleichend, den alten Marmorn abgesehen hatte. Denn er war stolz darauf, Werkzeuge sich erfunden zu haben, deren Gebrauch in der Zeit verloren gegangen war, von deren ehemaligem Dasein seinem Auge jedoch die Denkmäler erzählten. Manches sonst unscheinbare Fragment eines Gewandes ward ihm der Gegenstand der vielfältigsten Untersuchung, und lange konnte er grübeln, um sich der Gründe bewußt zu werden, weshalb hier der Marmor polirt, hier nur scharrirt sei.

Der Gewinn dieser nicht unbedeutenden Forschungen — denn klein ist auch hier nichts, was zur Vollendung eines Kunstwerkes beiträgt —, ging durch seine zahlreich besetzte Werkstatt in das übrige Europa aus. Eine Methodik seines Verfahrens hat er nicht hinterlassen, aber durch die Tradition ist es vererbt. Allgemeinere Sätze Canova's über die Uebung der Kunst, Ansichten und Reflexionen, hat Missirini in 68 Paragraphen uns erhalten, die wenigstens das Verdienst der Anwendbarkeit und Nüchternheit in einer Zeit haben, wo Viele von Kunst meinen nicht hochtrabend und sonntagsmäßig genug sprechen zu dürfen. Hätte diese Nachricht nicht schon zu viel Ausdehnung bekommen, so hätte der Verfasser derselben sich versucht gefühlt, eine und die andere daraus hier beizufügen. Unsere Kunstblätter werden einholen, was er sich versagen muß; aber als eine Reliquie des uns lieben Künstlers sei hier noch ein Brief von ihm gegeben, der darum auf die Aufnahme schon Anspruch hat, weil er von zwei deutschen Antikensammlungen spricht, die

Canova eben damals besucht hatte. Durch die Güte des Hrn. Prof. Lange zu Schulpforta, dem hier öffentlich dafür gedankt sei, besitzt der Verfasser dieser Biographie ihn aus dem Nachlasse eines seiner Amtsvorgänger, des Hofraths W. G. Becker, an den er gerichtet war. Geschrieben, nicht um öffentlich gelesen zu werden, kann er außerdem dazu dienen, uns den liebenswürdigen Künstler zu zeigen, wie er wirklich war.

Veneratissimo Signore Professore.

Ho veduto a Sanssouci le statue che Ella mi avea raccomandato di esaminare, voglio dire le figlie di Licomede (se tali sono), e benchè io sia costretto di doverle esaminare alquanto all' infretta per mancanza di tempo, nulla dimeno posso assicurarla, che le ho trovate (come le deve ritrovare ognuno) belle assai, particolarmente tre o quattro di Esse, ed ho trovato buono anchè il ristauro, almeno paragonandolo col comune de' ristauri. Lei di già saprà che quasi tutte le teste di queste statue sono moderne, e in qualcuna di loro è moderno ancora gran parte del petto e delle braccia; il panneggiamento delle migliori è di uno stile ideale (ein unleserliches Wort) come molte volte gli antichi hanno vestito parecchie *delle loro* muse, come fosse non sconvenevole questo nome alle accennate migliori statue, in loco di quello di figlie di L i c o m e d e perchè nulla corrisponde a queste figlie. Il lavoro della loro, (così chiamata) m a d r e nè quello di Ulisse ecc. — Raporto poi a farne paragone con le tre bellissime statue panneggiate del suo Museo di Dresda ella è cosa alquanto difficile; posso bensi dirle, che le *sue* sono panneggiate di uno stile più vero, più veri i partiti e più grandiosi, i detagli bellissimi, e secondo me molto più utili alla gioventù che vogliono apprendere le belle forme delle pieghe, e ch' io prenderei più volontieri una delle sue, che una di quelle di Sanssouci. Molte cose poi avessimo potuto rimarcare su di quelle, se fossimo stati insieme e con comodo ad esaminarle, ma io con la penna non posso esprimergliele certamente, come

non posso ancora spiegarle il piacere che prova di aver fatta la sua conoscenza tanto interessante per ogni riguardo; e professandomi pieno di vera stima mi dichiaro

P. S. Sua Eccellenza (Eminenza) il Signor Principe Rezzonico le fa i suoi complimenti.

Radisbona, 26 Settembre 1798.

osservandissimo, divotissimo obligatissimo servitore

Antonio Canova.

Erste Beilage.

Verzeichniß von Canova's Arbeiten, nach der Zeitfolge.

(Die beigesetzte Jahrzahl gibt zuweilen an, wann die Marmorausführung, meistentheils jedoch, wann das Modell gearbeitet ward.)

1772.

Zwei Körbe mit Früchten, in Marmor, aufgestellt auf den Treppenpfosten des ehemal. Palastes Farsetti, jetzt Gasthaus della gran Bretagna in Venedig. Eine Skizze davon bei Memes.

1773.

Statue der Eurydice aus pietra dolce, von Costosa, im Vicentinischen.

1776.

Orpheus, Statue aus gleicher Steinart. Beide im Palast Falieri zu Pradazzi di Asolo.

Modell der Büste des Dogen Renier. Verloren gegangen.

1777.

Orpheus zum zweiten Male in carrar. Marmor für den Senator M. A. Grimani. Kam später nach Wien.

1778.

Aeskulap, Statue in Marmor. In Villa Cromar bei Monselice.

Apollo und Daphne, Statuen in pietra tenera angelegt. Nicht mehr vorhanden.

1779.

Dädalus und Ikarus, Gruppe in carrar. Marmor. Im Hause Pisani, bei S.-Paolo zu Venedig.

1780.

Statue des Marchese Polani in Vicent. Stein. Im Prato della Valle zu Padua.

Arbeiten in Rom.

1781.

Der sich krönende Apollo. Kleine Statue in carrar. Marmor. Jetzt im Besitz des Barons Daru.

444316 A

1782.

Theseus, der den Minotaurus erlegt hat. Carrar. Marmor. Einst im Besitz des Grafen Fries.

1787.

Grabmal des Papstes Ganganelli in S.=Apostoli zu Rom. Die Modelle wurden 1783 — 84 gearbeitet.

Statue des Amor. Portrait des Prinzen Czartoriski. Besitz der Fürstin Lubomirska.

1789.

Anderer Amor mit einem idealen Kopfe. Im Besitze Lord Cawdor's

Modell einer Gruppe des sitzenden Adonis, den Venus und die Amorinen mit Kränzen umschlingen. Nicht ausgeführt in Marmor.

Psyche als Kind, Statue. Im Besitz des Sir H. Blundel.

1790.

Tod des Priamus; die Briseide von den Herolden weggeführt; Sokrates, der den Schierling trinkt, Basreliefs nur im Modelle vorhanden. Sokrates, der seine Freunde entläßt, Basrelief in Marmor ausgeführt, bei H. Comello in Venedig. Rückkehr des Telemach nach Ithaka, Basrelief im Modelle vorhanden. Alle nicht verkauft.

Dritter Amor, für H. Latouche, einen Irländer.

1792.

Denkmal des Papstes Rezzonico in S.=Pietro zu Rom.

Basreliefs: Kopf eines Amorino, an den Fürsten Auersberg im Modell verkauft; Hekuba mit den troischen Frauen im Tempel der Minerva; Tanz der Söhne des Alcinous; Sokrates vor seinen Richtern; Krito, der dem Sokrates die Augen schließt.

1793.

Zweite Statue der Psyche. Erst im Hause Mangilli zu Venedig, nach dem Tode des Ritters Julian; dann durch Napoleon an die Königin von Baiern geschenkt.

Gruppe der liegenden Psyche und des übergebeugten Amor. Im Palast zu Compiegne.

1794.

Denkmal des Cav. Emo. Arsenal zu Venedig.

1795.

Venus und Adonis, Gruppe. Neapel, bei'm Marchese Berio. Nach dessen Tode erkauft von H. Favre in Genf.

Die gute Mutter und die Werke der Barmherzigkeit, Basreliefs im Modelle.

1796.

Gruppe des Amor und der liegenden Psyche nochmals; im Besitze des Fürsten Jussuchof.

Magdalene knieend, im Hause Sommariva zu Paris.

Hebe, Statue, im Besitze des H. Vivant Albrizzi zu Venedig. Als sie kürzlich unter den Hammer kam, fand sich Niemand, der 7000 Thlr. für sie geboten hätte.

Geflügelter Amor. Im Besitz des Fürsten Jussuchof.

1797.

Kleiner Apollo. Bei G. Sommariva in Paris.

Basreliefs: Rom schreibt um ein Bildniß; Venus mit den Grazien tanzend; Tod des Adonis; Geburt des Bacchus; Sokrates und Alcibiades bei Potidäa. Alle nur im Modell voranden.

Amor und Psyche stehend. Gruppe. Im Palast zu Compiegne.

Basrelief zu Ehren des Bischofs Giustiniani. In der Congregazione di Carità zu Padua.

1800.

Stehende Gruppe des Amor und Psyche wiederholt, für die Kaiserin Josephine. Mit den Schätzen von Malmaison nach Petersburg gekommen.

Abnahme vom Kreuze; Modell eines Basreliefs, das Antonio d'Este später für H. Widmann in Venedig in Marmor ausführte.

Perseus mit dem Haupt der Medusa, Statue. Vatic. Museum.

Statuen der beiden Faustkämpfer Kreugas und Damoxenos. Vatic. Museum.

Kolossalstatue Ferdinands IV. Königs von Neapel. Im Gebäude der Studj zu Neapel.

Wiederholung des Perseus, für die Gräfin Tarnowska in Warschau.

1801.

Wiederholung der Hebe, für die Kaiserin Josephine, jetzt in St.-Petersburg.

Herkules, die eignen Kinder tödtend. Modell eines Basrelief.

1802.

Kolossale Gruppe des Herkules und Likas, modellirt seit 1795. Im Pal. Torlonia zu Rom.

1803.

Kolossale Statue des Kaisers Napoleon, in Marmor. Die Statue, die 1811 in Paris aufgestellt war, steht jetzt im Hause des Herz. von Wellington in London. Ein Bronzeguß danach im Pal. der Brera zu Mailand.

1804.

Palamedes, Statue über Lebensgröße. In der Villa Sommariva am Comersee.

1805.

Büste Papst Pius VII., vom Künstler dem Kais. Napoleon verehrt.

Büste Kais. Franz I. von Oestreich, für die S.-Markusbibliothek zu Venedig, gegenwärtig in Wien.

Denkmal für die Erzherzogin Christine in der Capuzinerkirche zu Wien.

Modell in Basrelief zu einem Denkmal für Alfieri.

Sitzende Statue der Mutter des Kaisers Napoleon. Jetzt bei'm Herz. von Devonshire.

Venus Victrix, liegende Statue, mit dem Portrait der Prinzessin Pauline Borghese. Palast Borghese zu Rom.

Venus aus dem Bade steigend, in der Größe der mediceischen. Jetzt im Palast Pitti zu Florenz. Eine Wiederholung davon besaß der König von Baiern; eine andere der Prinz von Canino, die jetzt Lord Lansdown in London besitzt.

Kolossale Gruppe des Theseus, Siegers des Centauren, bestimmt für Mailand, seit 1819 im Burggarten zu Wien.

Statue einer Tänzerin mit eingestemmten Armen. Jetzt von Malmaison aus in St.-Petersburg.

1806.

Grabdenkmal für die Tochter des Marquise de St.-Croix, mit Gestalten in mezzo rilievo. Blieb bei dem Meister.

Vase mit kleinem Basrelief, als Grabdenkmal der Baronin Dende. In Parma bei den Eremiten.

Sitzende Statue der Fürstin Leopoldine Lichtenstein. Im Palast Lichtenstein zu Wien.

1807.

Zweites Denkmal für Vitt. Alfieri mit der kolossalen Statue der Italia; in Sta.-Croce zu Florenz.

Büste des Papstes Pius VII., vom Künstler Sr. Heiligkeit verehrt.

Zwei Büsten, Cardinal Fesch und Prinzessin Pauline Borghese.

Paris, Statue, zwei Mal; die eine für die Kaiserin Josephine, vollendet 1813, jetzt in St.-Petersburg; die andere, vollendet 1816, für den damaligen Kronprinzen von Baiern.

Reiterstatue des Kaisers Napoleon, Modell nicht viel über's Leben. Das Pferd ward 1810 in's Kolossale übersetzt und später in Neapel in Bronze gegossen, um den König Karl III. darauf zu setzen.

Kleines Modell zu einem Denkmal für Lord Nelson.

1808.

Kenotaph für Giovanni Volpato. In der Vorhalle von S.-Apostoli zu Rom.

Aehnliches zum Andenken des Grafen Suza. Zwei Mal; eins zu Lissabon, und eins in der Kirche der Portugiesen in Rom.

Grabdenkmal für den Sen. Giovanni Falier. Erst nach Canova's Tode nach Venedig abgegangen.

Grabdenkmal für Friedrich von Oranien, in Padua, bei den Eremiten.

Hektor, nackt, Kolossalstatue. Noch in des Künstlers Werkstatt.

Statue der Muse Terpsichore. Zwei Mal; eine bei Gr. Sommariva in Paris, die andere kam nach London an H. Simon Clarke.

Büste der Fürstin von Canino.

Büste des Paris, für den damaligen französischen Gesandten in Rom, H. Alquier.

1809.

Wiederholung der knienden Magdalene. Jetzt in München im Palast des Herz. von Leuchtenberg.

Statuen zweier Tänzerinnen, die eine Becken schlagend für den Fürsten Rasumovski (mit dessen Palast zu Wien verbrannt); die andere mit dem Finger am Munde, für H. Dom. Manzoni zu Forli.

1811.

Sitzende Statue der Kaiserin Marie Louise von Frankreich, als Concordia. Im Palast Colorno bei Parma.

Ajax, Gegenstück zum Hektor. Noch im Studio des Künstlers.

1812.

Canova's Selbstportrait, kolossale Büste. In des Künstlers Hause.

Sitzende Statue der Polymnia, ursprünglich ein Portrait der Prinzessin Marie Elise von Lukka. Jetzt in der Burg zu Wien.

Büste der Prinzessin Marie Elise, nach der Natur.

Statue des Friedens, vollendet 1815. Im Palast des Grafen Rumanzow zu St.-Petersburg.

Zwei Büsten nach der Natur: König Murat von Neapel und die Königin Karoline, seine Gemahlin.

Zwei Grabdenkmäler. Für die Gemahlin des Grafen Mellerio zu Mailand; das zweite für seinen Oheim. Beide, wie fast alle Grabdenkmäler Canova's, außer den größern, Reliefs mit lebensgroßen Gestalten, in der Villa Melleria al Giarnett bei Mailand.

Grabdenkmal für Canova's Mutter. Später in Marmor ausgeführt.

1814.

Dritte Hebe-Statue, mit einigen Veränderungen, für Lord Cawdor.

Gruppe der Grazien, für die Kaiserin Josephine. Geendigt für den Herzog Eugen von Leuchtenberg. In München.

Wiederholung dieser Gruppe mit einigen Abweichungen, für den Herzog von Bedford.

Büste Cimarosa's. Auf dem Capitol.

Büste des Paris. Ein Geschenk an H. Quatremère de Quincy zu Paris.

Büste der Helena. Geschenk an Signora Totochi Albezzi zu Venedig.

Büste einer Muse, für die Gräfin Albany in Florenz.

Büste einer Muse, abweichend, für H. Giovanni Rossini in Pisa.

Aehnliche Büste, für den Gr. Pezzoli in Bergamo.

Büste eines Paris für den jetzigen König von Baiern.

Büste des Friedens, für Lord Cawdor.

Kolossalbüste des Malers Giuf. Bossi. Im Palast der Brera in Mailand.

1815.

Statue der Religion, von 16 Palmen Höhe; berechnet auf eine Ausführung von 30 Palmen. In Marmor etwas kleiner als das Modell ausgeführt für Lord Browndown.

Denkmal für den Ritter Trento. Vicenza.

Liegende Statue einer Nais mit dem lyraspielenden Amorino. Für Lord Cawdor gearbeitet, von diesem an den damaligen Prinzen-Regenten abgelassen.

Dieselbe Statue wiederholt, doch ohne den Amorino, für Lord Darnley. War noch in des Künstlers Werkstatt.

1816.

Mars und Venus, Gruppe. Für den König von England.

Hebe, zum vierten Male, mit vielen Veränderungen, für die Gräfin Guicciardini in Florenz.

1817.

Monument für die letzten drei Stuarte. In St.-Peter Rom; errichtet 1821.

St.-Johannes der Täufer als Kind. Bei Graf Blacas.

Vier Idealköpfe, vom Künstler verehrt an den Herzog von Wellington, Lord Castlereagh, Chev. W. Hamilton und Mr. Long in London.

Zwei andere Idealköpfe, von der Marquise Grollier an den Grafen Sommariva und an H. Quatremère de Quincy geschenkt.

Kleineres Grabdenkmal mit dem Portrait einer Frau, nach Mailand.

1818.

Modell der sitzenden Statue Washington's, in Marmor ausgeführt 1820 und jetzt im Regierungspalast zu Raleigh, der Hauptstadt von Nordkarolina.

Modell einer Venus, mit Abweichungen von der im Palast Pitti. In Marmor ausgeführt 1822 und jetzt bei H. Thomas Hope in London.

Statue des knienden Papstes Pius VI. Im Marmor vollendet 1822 und aufgestellt in St.-Peter zu Rom.

Karl III. als Reiter zu dem früher erwähnten Pferde; in Bronze gegossen von Francesco Righetti.

Kenotaph, für Domenico Manzoni zu Forli.

1819.

Modell des schlafenden Endymion, für den Herzog von Devonshire; in Marmor 1822 vollendet.

Ruhende Magdalena; im Marmor für Graf Liverpool 1822 vollendet.

Modell einer sitzenden Nymphe, mit der Nebris und dem mystischen Korbe (Dioce, die Amme des Bacchus). Der nicht vollendete Marmor im Besitz des Königs von England.

Herme der Vestalin Tuccia; bei Herrn Friedr. Webb in London.

Herme der Dichterin Corinna, bei Graf Sanseverino zu Crema.

Büste der Laura; Herzog von Devonshire.

Büste der Beatrice; Graf Cicognara.

Büste der Sappho; Lord Bethel.

Büste der Fürstin Eleonore von Este; Graf Paul Tosi in Brescia.

Herme der Sappho, verschieden von der Büste; Marquis Falette di Barolo in Turin.

Büste der Helena; Graf Bac aus Liefland.

Herme einer Vestalin; bei'm Bankier Luigi Uboldi in Mailand.

Kolossale Herme der Philosophie; Papst Pius VII.

1820.

Modell einer schlafenden Nymphe.

1822.

Modell der Gruppe der Pietà; oder Christus im Schoße der Schmerzensmutter und Magdalena.

Modelle zu sieben Metopen für den Tempel von Possagno.

Ein Grabdenkmal, aufgestellt durch Graf Tadini in Lovere.

Modell zu einem großen Denkmal für den Marchese Berio in Neapel.

Statue des Paris mit Veränderungen, noch in des Künstlers Werkstatt.

Tänzerin mit Abweichungen von der ersten, für Hrn. Clarke in London.

Sitzender Johannes, mit Abweichungen für H. Bernig in London.

Zwei Büsten des Papstes Pius VII. Eine für die Büstensammlung (Protometheca) des Capitols, die andere für das Museum Chiaramonti.

Büste der Fürstin Leopoldine Esterhazy-Lichtenstein, nach der Statue.

Büste Cimarosa's, an Card. Consalvi verehrt.

Büste Napoleons, für den Marquis Aubercorne.
Büste der Mad. Lätizia, bei'm Herzog von Devonshire.
Büste der heil. Jungfrau, unter Lebensgröße.
Familie Patrizi in Rom.
Büste des Genius am Grabm. Rezzonico's, kolossal; Fürst Esterhazy.
Büste von Lucrezia v. Este; H. Bering in London.
Büste einer Muse; derselbe.
Büste einer andern Muse; Geschenk an Graf Rasponi in Ravenna.
Kolossale Herme, mit dem Kopfe Marie Louisens; im Schlosse zu Parma.
Herme einer Vestalin; Ritter Marolli, d'Ascoli in Neapel.
Herme des Friedens; H. Bering in London.
Herme der Beatrice; bei demselben.

Marmor, mit denen der Künstler noch beschäftigt war:

Statue der Venus, mit Abweichungen von der florentiner. Canova hatte viel an ihr gethan.
Die liegende Nymphe, ohne Amor, für Lord Darnley.
Kolossalbüste des Grafen Cicognara, bis auf die letzte Hand vollendet. Mit dem Modell bei Gr. Cicognara.

Weniger vorgerückt waren:

Eine Statue des Paris, wie die frühere.
Statue der Venus, Wiederholung der florentiner.
Statue der Tänzerin, wie die in London und Petersburg.
Statue des sitzenden Amor, ohne Najade.
Liegende Najade, kleiner als das Modell.
Basrelief des Engels, zur Rechten am Denkmale der Stuart.
Zwei schlafende Nymphen.
Die Vertheidigung des Sokrates, Basrelief.
Lebensgroße Büste des Künstlers.
Lebensgroße Büste seines Bruders.
Lebensgroße Büste des Kaisers Franz I. von Oestreich.
Kopf der Helena.
Köpfe zweier verschiedenen Musen.
Kopf des Perseus.
Kopf der Mäßigung, vom Grabmal Ganganelli's.

Nur im Modell, für etwaige Ausführung, oder als Studien fanden sich:

Sechszehn Büsten, zum Theil ideal, zum Theil Portrait, darunter Adm. Emo, Madame Recamier, Antonio d'Este, sein Freund und Gehülfe, und viele Andere.

Zweite Beilage.

Verzeichniß von Canova's Gemälden.

Adonis, halbe Figur.

Zwei Venus, ganze Gestalten, jede ein Bild; die eine mit einem Satyr, die andere allein.

Cephalus und Prokris, lebensgroße Gestalten.

Venus und Adonis, beinahe nackt, ganze Gestalten.

Venus und Amor, in Banden.

Bild eines Unbekannten, halbe Figur, im Pelze.

Eins dergl. im Hembe.

Krieger in Waffen, halbe Figur, über's Leben. Vom Künstler Ezzelino genannt. Dem Card. Consalvi geschenkt.

Giorgione, halbe Figur über Lebensgröße. Jetzt bei Gherardo de Rossi.

Bildniß Canova's, wie er malt. Jetzt in der Galerie zu Florenz.

Anderes Bildniß, wie er in Marmor arbeitet. Halbe Gestalt.

Zwei Bildchen mit Kinderköpfen. Eins kam an W. Hamilton.

Die Carità mit drei Kindern verschiedenen Alters, in natürlicher Größe.

Ein Lithoròd, halbe Gestalt.

Die Grazien, lebensgroße halbe Gestalten.

Die Ueberraschung. Ein nacktes Mädchen, das sich zudeckt, beinahe ganze Gestalt, Lebensgröße.

Maria Magdalena auf den Knien. Geschenk an den Grafen Roberti in Bassano.

Kreuzabnahme. Bild des Hochaltars in Possagno.

Scherzbild, bei H. Cacault.

Kind, das einen Vogel auf seiner Schulter ansieht, nur angelegt.

Ungerechnet die unvollendeten Arbeiten, ergeben sich folglich als Arbeiten seiner Hand:

53 Statuen,
12 Gruppen, die 13te nur modellirt,
14 Grabdenkmäler,
8 große Mausoleen,
7 Kolosse,
2 kolossale Gruppen,
54 Büsten, darunter 6 kolossale,
26 Modelle zu Basreliefs, eins davon in Marmor ausgeführt.

Zusammen 176 Denkmäler.

Dritte Beilage.

Medaillen zu Canova's Andenken.

1) Hauptseite: Denkmal des Adm. Emo. Im Abschnitt: Gazzini.

Rückseite: Antonio Canovae — Veneto — artibus elegantioribus — mirifice instructo — ob monumentum publicum — Angelo Emo — egregie insculptum — Senatus munus — MDCCXCV — unter dem Löwen von S.-Markus. 9 Zeilen im Felde.

2) Antonius Canova sculptor. Bloßer Kopf, linksſehend. An ihm angebracht G H.

Rückseite: Hieronymus Zulianus eques amico. Statue der Psyche, mit dem aufgeschriebenen Namen an der Plinthe. Im Abschnitt: MDCCXCV.

(Die Medaille ist von Gazzini.)

3) Antonius Canova. Bloßer Kopf, rechtssehend.

Rückseite: Faventibus Europae regibus monumenta artium restituta. Der belvederische Apollo. Darunter: Romae an. 1816.

4) Antonius Canova. Kopf wie vorher.

Rückseite: Hercules furens prehensum Licham allidit ad scopulum. Canova's Gruppe des Herkules und Lichas. Im Abschn.: S. Passamonti f.

5) Antonio Canova. Kopf rechtssehend. An der Wand der Brust: Putinati (in Mailand).

Rückseite: Innerhalb eines Schlangenkreises: Il Secolo-decimo nono — darüber der Pelasus, darunter eine Büste Minerva.

6) Kopfseite wie auf der vorigen. Putinati.

Rückseite: Lapr. — MDCCCXXIII — Erma — nell' Ateneo — Trev. 5 Zeilen Schrift.

(Geprägt bei der Aufstellung von Canova's Büste im Athenäum zu Treviso.)

7) Antonius Canova. Kopf wie bei Nr. 3, doch kleiner. Darunter: G. Girometti f. Romae.

Rückseite: Collegium — artificum — a. d Ivo. Luca — in funere — d. d. —— cIↃ. IↃcccxxiiI.

(Wurde bei Canova's Todtenfeier in der Kirche S.-Apostoli zu Rom vertheilt.)

8) Antonius Canova. Kopf linkssehend. Darunter: G. Girometti f.

Rückseite: Artium — amatores — virtutum — admiratores — de. omnium — sententia —— cIↃ. IↃcccxxiiI.

Pius VII.

Erste Abtheilung.

Digitized by Google

Pius VII.

Am 29. August 1799 wurde der unglückliche Greis, der die päpstliche Krone trug, von einer Reihefolge harter Bedrängnisse durch den Tod befreit. Als er die Augen schloß, verkündigte kein Glockenruf des hohen Capitols der gläubigen Christenwelt, daß der päpstliche Stuhl verwaist sei. Pius VI. starb zu Valence in schmachvoller Gefangenschaft des kraftlosen französischen Directoriums, nachdem er über 24 Jahre, seit dem 15. Februar 1775, der römischen Kirche als Oberhaupt vorgestanden. Er hatte das Erbtheil des heiligen Petrus, im Strudel wildaufgeregter Zeit, nicht zu beschirmen, nicht zu erhalten gewußt, weder durch weltliche, noch geistliche Waffen. Sein Vorgänger Clemens XIV. versuchte unter gefahrvollen Wagnissen das veraltete Gebäude der Hierarchie den Zeitereignissen angemessener zu machen; gefahrvoll besonders, weil die Hierarchie, als solche, wenn sie nicht jedem Halt verlieren soll, darauf rechnen muß, das Zeitbedürfniß nach ihren Aussprüchen zu gestalten. — Pius VI. sah bei seinem Tode das Papstthum im Innersten erschüttert, der gänzlichen Vernichtung nahe, der weltlichen Gewalt völlig beraubt, mit der geistlichen überall in Bedrängniß. Mit den Begriffen über Staat und Kirche, wie sie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in allen europäischen Ländern festen Fuß gefaßt hatten, konnte kein römisches Papstthum, wie es seit Gregor VII. sich ausbildete und bis

auf die neueste Zeit hin vererbte, bestehen; ein Anschließen an den Zeitgeist war nicht möglich, denn alle überkommene Macht beruhete auf einem starren Festhalten des schlau genug Errungenen oder Gefoderten. — Als darum mit reißender Schnelligkeit Pius VI. unter Wankelmuthe und pfäffischem Treiben, welches manchen seiner Vorfahren zur Machtvermehrung führte, seine dreifache Krone des weltlichen Glanzes und der geistlichen Autorität beraubt sah, erhoben sich vorlaute Stimmen, daß er der Päpste letzter sei, und daß die christliche Kirche eine neue, dem Menschenwohle ersprießliche Gestalt, ohne Papst und Pfaffenthum, erhalten würde. — Für solche Früchte war dieses und das nächste Zeitalter nicht reif. Indeß ist nicht zu verkennen, daß, wenn sich seit den trüben Zeiten des sechszehnten Jahrhunderts auch das Papstthum nicht verbessert hatte, doch das Streben der Menschen nach einem bessern moralischen Zustande insofern nicht erfolglos blieb, als seit Clemenz VIII. Thronbesteigung würdigere Menschen zur päpstlichen Krone gelangten. Man wagte nicht mehr, Mörder, Blutschänder, freche Wollüstlinge zu Oberpriestern der katholischen Christenheit zu wählen.

Italien seufzte bei Pius VI. Tode unter den Verheerungen des Krieges und der politischen Parteiungen. Mit dem Siegerruhme hatten die Franzosen die bei großen Staatsgebrechen leicht entzündbare Revolutionssucht durch viele Länder verbreitet. In mancher Gestalt durchzogen Italien, zum Anfachen vorgespiegelter Freiheit, geheime und öffentliche Aufwiegler, deren unlauteres Beginnen kund wurde und den gewonnenen Theilnehmern, im Bewußtsein auf sich geladener Verschuldung, die Rückkehr zum straflosen Unterthanenverhältnisse unmöglich machte. Zwar hatte Bonaparte's Entfernung nach Aegypten, und die Erschlaffung der Directorialregierung bei'm Wiederausbruche des Krieges gegen die durch Rußlands Zutritt verstärkte Coalition (März 1799) die Waffengewalt Frankreichs für den Augenblick gehemmt und besonders in Italien den östreichisch-russischen Heeren, denen sich neapolitanische Kriegsvölker anschlossen, große Vortheile eingeräumt. Schon war ganz Mittelitalien von der Coalition erobert; die römische Republik, in sich selbst haltungslos, erlag; auf dem Gebiete des Kirchenstaates erschien und plünderte der Muselmann, vor-

züglich zu Sinigaglia, befreundet mit Oestreichs und Rußlands Scharen, unterstützt von britischer Seemacht, alles Vertheidiger des legitimen Papstes. Wurden die katholischen Mächte durch die Gefangennehmung Pius VI. und durch Auflösung der mit der Kirchenleitung beauftragten Behörden in Verlegenheit gesetzt, so kam ihnen der Tod des Kirchenhauptes gewiß gelegen.

Es lag zu Tage, wie das Papstthum seine geistliche Befugniß über die katholische Kirche nicht ohne selbständige weltliche Fürstengewalt ausüben konnte, und wie dieses Kirchenregiment, nach seinen weit um sich greifenden, zuweilen mit Schweigen übergangenen, nie aufgegebenen Ansprüchen, gleich schwierig zu bekämpfen, zu vertheidigen und zu vernichten war. Dieses war der Gegenstand der Berathungen der katholischen Höfe, unter Leitung des ursprünglichen Beschützers der römischen Kirche, des deutsch-römischen Kaisers; man war ernstlich darauf bedacht, der Kirche ein neues Oberhaupt zu geben, ohne sich die Hände zu binden durch vorschnelle Gewährleistung für irdisches Besitzthum, ohne Verantwortlichkeit auf sich zu ziehen durch Bestätigung des verübten Raubes.

Schon bei der Gefangennehmung Pius VI. und der nahen Wahrscheinlichkeit, daß der hinfällige Greis unter dem Uebermaße der Unglücksfälle bald erliegen würde, war von den betheiligten Regenten verabredet, daß bei seinem Tode unverzüglich da zur Papstwahl geschritten werden sollte, wo in der Nähe die meisten Cardinäle ihren Zufluchtsort genommen hätten.

Oestreich unterzog sich der Mühe, die äußern Hindernisse des Wahlgeschäftes zu beseitigen; unter seinem Schutze versammelten sich die in Norditalien zerstreuten Cardinäle und traten zu Venedig im Benedictinerkloster von San Giorgio Maggiore zum Conclave zusammen. Die Cabinette aller katholischen Höfe gaben auf Befragen der Cardinäle die Versicherung, sie würden den, dort in der Lagunenstadt, unter genauer Beobachtung der kanonischen Formen, gewählten Papst als das Kirchenhaupt anerkennen. Die Vorsichtsmaßregeln solcher Befragungen trieben die Cardinäle soweit, daß, während sie auf der einen Seite in'sgeheim die Machthaber Frankreichs für die Anerkennung der bevorstehenden Papstwahl gewannen, sie auf der andern

Seite den französischen Kronprätendenten (Ludwig XVIII.) um seine Zustimmung begrüßten. Dieser antwortete von seinem Zufluchtsorte Mitau, unter'm 24. Novemb. 1799: „Feierlich erkennen Wir den Papst, welchen Sie wählen werden, an. Wenn der Allmächtige, von dem die Könige ihre Herrschaft haben, uns zu dem Thron Unserer Ahnen verholfen haben wird, werden wir jenes Papstes rechtmäßige Macht im ganzen Bereiche unsers Königthums anerkennen und so unsern Namen eines allerchristlichen Königs und erstgeborenen Sohnes der Kirche bestätigen."

Das Conclave dauerte lange; drei Monate und dreizehn Tage, bis zum 14. März 1800. Die Welthändel Europas, das schwankende Schicksal Frankreichs und Italiens, wovon die politische Existenz des Papstes abhängig, riethen den wählenden Kirchenvätern zu zögernder Vorsicht. Kaum waren sie zusammengetreten, so erschien wieder auf dem Schauplatze der europäischen Weltbegebenheiten der Günstling wunderbaren Glückes: Bonaparte, aus Aegypten kommend, bemeisterte sich, durch die Revolution vom 18. Brumaire der Herrschaft Frankreichs als erster Consul, erinnerte an seine erstaunenswerthen Kriegesthaten in Italien und ließ ahnen, daß er das französische Heer zu neuen Siegen führen würde. Die Verhandlungen mit dem ersten Consul, um zu erfahren, wie er hinsichtlich der Papstwahl und des Papstthums gestimmt sei, mußten bei der Fortdauer des Krieges Frankreichs gegen Oestreich sehr zart behandelt werden, um der Kirche nicht dort Feinde zu wecken, während man hier solche zu versöhnen sich bemühte.

Zu den Berücksichtigungen der politischen Verhältnisse kam noch, um die Wahl zu erschweren, die Verschiedenheit der hierarchischen Systeme der Cardinäle, deren streng orthodoxer Theil, befreundet mit dem Nachwuchse der Jesuiten, von einer den Zeitgeist willig berücksichtigenden Partei im Gleichgewichte gehalten wurde.

So gab es viele Ränke im Innern des Conclave, als ob diese kirchliche Angelegenheit solche nothwendig mit sich brächte. Die Factionen Bellisoni's und Mattei's standen sich einander gegenüber; endlich verständigte man sich durch eine Art von Compromiß, nach Mattei's Vorschlage, sodaß Stimmenmehrheit die Wahl entschied; von 35 Cardinälen vereinigten sich 32 zur Erhebung

des Cardinals Chiaramonte, welcher, unter dem Namen Pius VII., am 21. März vom Cardinalpriester Doria mit der dreifachen Krone feierlich gekrönt wurde. Vom Apostel Petrus an gerechnet (der sich gewaltig wundern würde, wenn er im Himmelreiche den Wahn der Gläubigen, welche die heutigen Päpste als seine Nachfolger verehren, erführe), war Pius VII. nach der officiellen Reihenfolge der 255ste Papst. — Den vorläufigen herkömmlichen Anfragen: ob der Erwählte die mit so schwierigem Berufe verknüpfte höchste Kirchenwürde anzunehmen bereit sei, stellte Chiaramonte ohne Heuchelei herkömmliche Weigerungen entgegen, welche durch eifriges Zureden der Cardinal Ruffo erfolgreich bestritt. Die jesuitische Partei erachtete diese Wahl, wie die Zukunft am besten bewies, als einen Triumph; ihre Widersacher unterließen nicht, auf den neuen Papst die Worte anzuwenden, welche bei Clemenz XII. (Alfieri's) Erhebung im Umlauf gesetzt wurden: „Hunc patrem fecit discordia fratrum!" —

Im Kirchenstaate, unter dem Krumstabe des Erzbischofs von Ravenna, zu Cesena, der Stadt, in deren Feldmark, nach der Einwohner Sage, der Rubico zu suchen ist, — wurde Gregor Barnabas Chiaramonte den 14. August 1742 geboren, in einer adeligen Familie, welche sich für einen jüngern Zweig des berühmten franz. Hauses Clermont-Tonnere, dessen Mitglieder sich die ersten Barone der Dauphiné nannten, ausgab.

Die Stammverwandtschaft der Clermont und Chiaramont mag mehr in der Namensbedeutung als in der Ahnenprobe gegründet sein. Doch ist darüber nicht zu streiten; mit dem Nachweise der Herkunft adeliger Familien von erlauchten Vorfahren wird auch in Italien viel Kurzweil getrieben. Die Stammvetterschaft der Clermont und Chiaramont kam erst recht zur Sprache, als Letztere das Glück hatten, ein Mitglied ihrer Familie zum Kirchenfürsten als Cardinal, dann zum Kirchenhaupte als Papst Pius VII. erhoben zu sehen; wer hätte da Interesse finden können, der Verwandtschaft mit dem heil. Vater zu widersprechen, wenngleich Pius VII. auf die Verherrlichung seiner Familie Bedacht zu nehmen aus Grundsatz vermied!

Der junge Chiaramonte wurde, vielleicht schon in der Wiege, dem geistlichen Stande gewidmet und erhielt

Digitized by Google

den Unterricht, welchen Klosterschulen und geistliche Collegien innerhalb der Grenzen herkömmlicher Scholastik ertheilen. Wenn sein späteres Leben bewies, daß er schon früh für das System der Jesuiten gewonnen wurde, so läßt sein Eintritt in den Benedictinerorden, der sich durch wissenschaftliche Bildung auszeichnete, schließen, daß er durch Fleiß und Fähigkeit sich auszeichnete. 1759 legte er, als siebzehnjähriger Jüngling von guten Kenntnissen und tadellosen Sitten, sein Ordensgelübde ab. Bald trat der Zögling in die Reihe der Lehrer, in welcher er in verschiedenen Klöstern Beifall erntete. Er las zu Parma Philosophie; dann, nach Rom berufen, Theologie. Hier, im Collegio Santo Andrea della Valle, hatte er den berühmten Astronomen Piazzi *), Professor der Dogmatik, zum Collegen und trat zu ihm in nahe freundschaftliche Beziehungen, welche die sich später ergebende Ungleichheit der Laufbahn nicht unterbrach. — Pius VI. saß auf dem päpstlichen Throne; mancher gelehrte und verdienstvolle Geistliche in seiner Nähe mochte von dem schwachen Papste übersehen werden. Diese Ungunst des Schicksals traf Chiaramonte nicht: Pius VI. erstreckte seinen Nepotismus auch auf die Vorliebe für seine Landsleute, und Chiaramonte, ihm vielfach empfohlen, hatte das Glück, sein Landsmann und weitläufiger Verwandter zu sein. Er ward Prior, 1782 Abt des Klosters S.-Anselm zu Rom; bald darauf Bischof von Tivoli, und drei Jahre später, am 14. Febr. 1785, zum Cardinalpriester und zum Bischof von Imola erhoben. Während dieser raschen Fortschritte zur höchsten geistlichen Würde vermehrte der Günstling des Glückes seinen Ruhm als ein gelehrter, sittsamer, gutdenkender Prälat, welcher, wenn er sich gleich zu dem rigorösen Systeme der Kirche hinneigte und der bedrängten Jesuitenpartei zugehörte, durch Charaktermilde auffallend gegen die blinden Eiferer und störrischen Zionswächter abstach. Man nannte ihn in den Jahren, welche dem Umsturze des päpstlichen Stuhles vorausgingen, unter den Cardinälen, die sich weniger bemerkbar machten und keiner vorfechtenden Partei zugehörten; übrigens ließ er sich seine geistlichen Pflichten auch als

*) Siehe „Biographie nouvelle des contemporains", Tom. 16, pag. 242.

Digitized by Google

Hirte seines bischöflichen Sprengels angelegen sein. Mit dem Ausbruche der Revolution hatte Frankreich keine Gelegenheit versäumt, was in andern katholischen Ländern, besonders in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, mit wechselndem Glücke versucht war, die päpstliche Kirchengewalt zu beschränken. Ließen es die Gewalthaber Frankreichs nicht an Kränkungen des Papstes fehlen, so ermangelte dieser, unter wankelmüthigen Maßregeln, nicht, durch Aufreizungen die drohende Gefahr zu vergrößern. Diese stieg in der Mitte des Jahres 1796, wo der siegreiche Bonaparte die nördlichen Staaten des Kirchenstaates, Bologna, Ferrara und das Fort Urbino besetzte, auf's höchste. Unter den Cardinälen, welche dem Papste näher standen und an den Staatsangelegenheiten Theil nahmen, finden wir nirgend Chiaramonte genannt; jedoch scheint er in näherer Verbindung gestanden zu haben mit dem geistvollen Ritter Azara, dem spanischen Gesandten in Rom, welcher Alles aufbot, durch Unterhandlungen mit Bonaparte den Kirchenstaat und den Papst zu retten. Wahrscheinlich zog sich Chiaramonte dadurch den Widerwillen der päpstlichen Nepoten zu und fand sich veranlaßt, den unheimlichen Aufenthalt in der Hauptstadt mit dem seines bischöflichen Sitzes zu vertauschen. Bonaparte hatte dafür gesorgt, daß die von Azara zu Mailand begonnenen, zu Bologna abgeschlossenen Waffenstillstandsverhandlungen nicht zur Ausführung kamen, durch Unmäßigkeit der gemachten Geldfoderungen Zwar kamen im Juli französische Gesandte zu Rom an. Die vom Kriegswechsel veranlaßte Aufhebung der Belagerung Mantuas entfernte für kurze Zeit die Franzosen aus den Legationen, machte die päpstliche Regierung zweifelhaft, ob sie die Friedensbedingungen zu erfüllen sich noch willig bezeigen müsse, und entzügelte den Pöbel zu Gewaltthaten und Beschimpfungen der französischen Unterhändler. Die römische Regierung schien zu unerwarteten Kraftanstrengungen zu erwachen, um in kriegerischen Rüstungen sich mit den franz. Waffen zu messen. Ein östreichischer General, Colli, erscheint in Rom, um aus den päpstlichen Scharen ein Heer zu bilden, dem die Priester zurufen: „Ringt Euren Ahnherrn nach! Geht und erobert die Welt!" indeß Bonaparte bei Rivoli, bei Favorite und s. f. siegt, den Meister in der Lombardei spielt und drohende Blicke auf

Digitized by Google

den Kirchenstaat wirft. Am 1. Febr. 1797 erklärte er den Waffenstillstand gebrochen, dringt in den Legationen weiter vor, erobert Urbino, Romagna und die Mark Ancona und datirt schon am 18. Febr. seinen Bericht aus dem Hauptquartier zu Tolentino, einige Meilen jenseits Loretto, dessen Kirchenschatz des Raubes nicht werth ist, da er aus unechten Steinen besteht. Auf diesem Heereszuge, der Rom aus dem Siegerrausche in große Verzweiflung stürzte, traf Bonaparte auch in Imola ein, lernte den Cardinal Chiaramonte persönlich kennen und wußte ihm mächtig zu imponiren: ein entschiedenes Talent des reich begabten Mannes, indem er gleichzeitig die vortheilhafteste Vorstellung von der einsichtsvollen Fügsamkeit des Prälaten faßte. In mehr als einem Lande standen sich damals der alt eingewurzelte hierarchische Unsinn und der in jugendlichem Rausche taumelnde, demokratische Wahnsinn feindselig gegenüber; nirgend feindseliger als im Kirchenstaate. Aber Bonaparte wollte weder Krieg mit dem Papste, noch Vernichtung des Kirchenstaates, sondern nur augenblickliche Abhülfe seiner Geldnoth und ungestörten Verfolg seiner Pläne gegen den wichtigern Feind, gegen das Haus Oestreich; darum dictirte er, noch glimpflicher als bei'm vorjährigen Waffenstillstande, den Frieden von Tolentino, der mit 30 Millionen Livres und der Abtretung von Avignon, Venaissin, Bologna, Ferrara und Romagna erkauft wurde. So sah sich mit dem Februar 1797 der Cardinal Chiaramonte, als Bischof von Imola, in das demokratische Reich der Franzosen, zunächst in den neuerrichteten cisalpinischen Freistaat verpflanzt. Die Folgen jenes, die päpstliche Hoheit und den Stolz der Römer hart verletzenden, Friedensschlusses beugten den Papst Pius VI. tief; er verfiel körperlich in Abspannung und geistig in einen Trübsinn, der vermuthen ließ, auch ein Papst könne Gewissensbisse empfinden; er ward auf das Krankenlager geworfen und man sah mit Gewißheit seiner nahen Auflösung entgegen; dennoch genas er. Es konnte nicht fehlen, daß man sich während der Lebensgefahr Pius VI. im Cardinalcollegio nach einem neuen Nachfolger des heiligen Petrus umsah; die öffentliche Meinung zeichnete drei Wahlcompetenten aus: Mattei, den Unterhändler des eben mit Frankreich geschlossenen Friedens, Antici, einen Mann von schon oft bewiesener Gewandtheit und Einsicht, und Chiaramonte, von dem

man mit einem Male sich überzeugt hielt, daß er dem alten hierarchischen Systeme des römischen Stuhles mit Festigkeit ergeben sei. Hiervon hat Charamonte später als Papst die entscheidendsten Beweise gegeben; vorher aber noch, und am auffallendsten im Laufe des jetzt in Rede gestellten Jahres 1797, ist er öfter mit so entgegengesetzter Gesinnung und Handlungsweise hervorgetreten, daß man ihn für unerhört wankelmüthig halten müßte, wenn nicht jesuitische Politik für solche scheinbare Inconsequenz eine tieferliegende Erklärung zuließe.

Des Pfaffenregiments überdrüssig, riefen die Freiheitsdurstigen zu Rom:

„Non abbiamo pazienza,
Non vogliamo più Eminenza,
Non vogliamo Santità;
Ma eguaglianza, e libertà" —

und büßten den Ernst oder Frevel oft mit dem Kerker. Dagegen war in der Romagna, die nun der cisalpinischen Republik zugehörte, das Vertrauen auf die Glückseligkeit der neuen Institutionen schnell gewichen. In Rom sang man sehnsuchtsvoll die Carmagnola, in den republikanisirten Legationen erhob sich überall Aufruhr wider die Neuerungen und wider ihre Beschützer, die Franzosen. In der Mitte dieser Stürme stand der Bischof von Imola, und er hielt damals die so berüchtigt gewordene Weihnachtspredigt, worin er mit biblischer und patristischer Gelehrsamkeit, oder wol gar mit J. J. Rousseau's Worten, dem Volke an's Herz legte, daß das Christenthum die Grundsätze der Demokratie lehre und zur Seligkeit nothwendig mache. „Ja", rief der hochwürdige Prälat aus, „meine vielgeliebten Brüder! seid gute Christen, so werdet ihr vortreffliche Demokraten sein!" — *) So angenehm wußte sich Chiaramonte den Franzosen und ihren italienischen Parteigängern zu machen; dagegen gelang es ihm, durch Fürsprache bei den commandirenden Generalen, viele Kriegslasten von der ihm vertrauten Heerde abzuwenden; den größten Theil der unerläßlichen Kriegssteuern trug er aus seinen Mitteln.

*) Siehe „Homelie du Citoyen Cardinal Chiaramonte, actuellement souverain Pontife Pius VII. 1797, par Mr. Grégoire." Paris, 1818.

Digitized by Google

Dieses war der Mann, den nun der päpstliche Purpur schmückte. Von allen der katholischen Kirche zugehörigen Nationen brachte ihm die republikanisirte französische vielleicht das größte Vertrauen entgegen. Doch wer kann, wer darf auf die Gesinnung eines römisch-katholischen Priesters bauen?

Kirchliche und weltliche Feste, welche man zu Ehren des neuen Papstes zu Venedig veranstaltete, bewiesen hinlänglich, daß der östreichische Hof mit dieser Entscheidung zufrieden war, wie denn auch Frankreich, unter Bonaparte's Führung, dem neuen Papste Geneigtheit zu erkennen gab. Die ganze katholische Welt beeilte sich, dem Kirchenhaupte die gewöhnlichen Glückwünsche darzubringen; Oestreich ließ sich von Niemand übertreffen; man bot zur Einrichtung des päpstlichen Hofstaates die Hand, gab dem Papste eine Ehrengarde und kam ihm liebevoll entgegen. Zu den Gerüchten damaliger Zeit gehört, daß der deutsche Kaiser den Plan soll gehegt haben, den Papstsitz für immer in seine Staaten verlegt zu sehen, womit er indeß bei den andern katholischen Mächten, bei Pius VII. selbst, und bei'm Cardinalcollegium Widerspruch fand.

Immer bleibt es für die Lebensgeschichte Pius VII. bemerkenswerth, daß er unter so bedenklichen Verhältnissen zur Papstwürde gelangte, während zwei sich feindlich gegenüberstehende Mächte, Oestreich und Frankreich, dieser Wahl Beifall schenkten; daß er ferner, kurz nach seiner Thronerhebung, in einer geflissentlich bekannt gemachten Rede, bei Ernennung des Cardinals Harras, sich offen zu den strengsten Grundsätzen des Papstthums bekennt und alles bisherige Unglück der fortschreitenden Geistesbildung, welche er unter dem Namen Philosophie zu brandmarken versucht, beimißt. Da Weltweisheit und ihre Ergebnisse für das Leben im Staatsverbande, bei allen einsichtsvollen Menschen wol empfohlen sind, so erregte diese Rede, dieses unverholene Aufbieten geistlicher und weltlicher Waffen, Schimpf auf den Zeitgeist zu bringen, Verwunderung. Auf gleiche Weise ließ sich der Papst vernehmen in einem Hirtenbriefe an alle Bischöfe der Kirche, vom 13. Mai, und in der ihm bald folgenden Bulle zur Verkündigung eines Jubeljahres. Der neue Kirchenfürst war ein Zögling der Jesuiten, welche selbst entgegengesetzte Maßregeln zu benutzen wissen. —

Oft streng hierarchisch war Pius im Worte, in der That vorsichtig, bei jeder billigen Ausgleichung streitiger Punkte die Hand der Versöhnung darbietend, tadellos und einfach in seinem Privatleben, würdevoll öffentlich. Er zeigte mehr Lebensklugheit, als man außerhalb der Grenze pfäffischer List von einem Kirchengeistlichen, besonders von einem Papste, der im Greisenalter (Pius VII. hatte damals das 68. Jahr zurückgelegt) unverhofft auf die Regentenbühne gerufen wird, gewöhnlicher Weise erwarten kann.

Zur ungezögerten Besitzergreifung der Lande des Kirchenstaates ernannte der Papst die Cardinäle Albani, Rovanelli und della Somaglia als Legaten a Latere; der Oestreicher Niederlage auf dem Schlachtfelde von Marengo, am 14. Juni, brachte diese Angelegenheit des päpstlichen Stuhles zur Entscheidung. Zu Anfange des Juni hatte sich Pius VII. zu Venedig eingeschifft, um auf dem Landwege nicht die ihm vorenthaltenen Legationen zu berühren, und fuhr auf der Fregatte Bellona gen Rom, wohin ihn Sehnsucht trieb. Die Fahrt war ein Vorbild seiner künftigen Regierung, gefahrvoll, stürmisch; unter Ungewittern wurde er an Istriens Küsten verschlagen; am 17. Juni stieg er zu Pesaro an's Land; endlich am 3. Juli konnte er den Einzug in seine Hauptstadt halten.

Kaiser Franz II. bewirkte die Entfernung der Türken und Russen vom Gebiete des Kirchenstaates und ließ dem neuen Landesherrn den von östreichischen Truppen besetzten Theil desselben endlich übergeben, wie auch der neapolitanische General Naselli das über Rom und die Umgegend geführte Commando niederlegte. Dennoch verschob Pius die feierliche Besitznahme des päpstlichen Thrones mit dem Einzuge in die Laterankirche, unter dem Vorwande nöthiger Vorbereitungen und großen Geldmangels. Bei möglichster Beschränkung des Hofhaltes zwang den Papst dennoch die drückendste Noth zu Maaßregeln, welche den ersten Jubel der Römer bei seinem Erscheinen herabstimmten und die circulirende Geldmasse, wie den Credit, verminderten, mithin die Noth vermehrten. Dahin ist vorzüglich die Verordnung über die im vorigen Jahre verkauften Nationalgüter zu zählen, die der heilige Vater noch vor dem 22. November, wo er den feierlichen Einzug in die La-

teranKirche hielt, erließ, wo gesagt wird, daß die Käufer jener Güter offenbar, nach der allgemeinen Vernunft und dem Privatrechte, auf jene erkauften Güter kein Eigenthumsrecht hätten; dennoch wollte man, um alle Parteien zu versöhnen, ihnen so viel Nachsicht, als die erschöpften Staatsfinanzen erlaubten, angedeihen lassen. Es wurde den Käufern der vierte Theil des auf die Güter verwandten Capitals bei der anbefohlenen Rückgabe verwilligt, welche Entschädigung aber nicht baar, sondern in Schuldbriefen, nach fünf Jahren zahlbar, geleistet werden sollte. — Diese Bestimmung war nur geeignet, Unzufriedenheit zu erregen und fortzupflanzen. Die auf legitimes Besitzthum gehende Partei sah in der dargebotenen Entschädigung eine Gnadenbezeigung für verübten Raub; die Käufer dagegen eine factische Anerkennung der Richtigkeit des Güterkaufes, die man nicht auszusprechen wagte und willkürlich über den Haufen stieß, um das Verlorene wieder zu gewinnen. Mehre päpstliche Gesetze dieser Zeit, welche den Kirchenstaat wiederherstellen sollten, trifft derselbe Vorwurf, daß sie die Rom vorübergezogene Revolution berührten, ohne sich im Guten oder Bösen zum Meister derselben zu machen, ohne ihr kräftig die Spitze zu bieten. Die hieraus erwachsenden Nachtheile sollten vielleicht dadurch überwogen werden, daß keine Untersuchungen, Bestrafungen und Verfolgungen die Rückkehr der päpstlichen Regierung bezeichneten. Diese Milde hemmte den Widerstand feindlich Gesinnter, aber auch die thätige Hülfleistung der Befreundeten, welche durch Rache an den Feinden ihr Verdienst anerkannt sehen wollten.

Das allgemeine Elend, welches die alte hochberühmte Stadt der sieben Hügel drückte, konnte die Spottsucht der Einwohner nicht zum Schweigen bringen; die päpstliche Regierung ließ es an Aufregungen dazu nicht fehlen; so die im October des Jahres erscheinende Verordnung über die weibliche Kleidung. Seine Heiligkeit sagt: Sie wisse, wie der Damenanzug oft so beschaffen sei, daß daß das Auge des Christen sich nirgends hinrichten könne, ohne vor verführerischen Anblicken dasselbe niederschlagen zu müssen. So sei es in den Häusern, auf den Straßen, in Gesellschaften, sogar in den Kirchen. Deshalb empfiehlt der heilige Vater Anstand in der Kleidung, Ehrliebe im Betragen, Sittlichkeit in der Auf-

führung und droht, bei Nichtachtung der väterlichen Ermahnung, mit Geld= und Leibesstrafe. Dieser, fügt er hinzu, sollen auch die zügellosen Frauenzimmer unterworfen sein, die, wenngleich sie sittsam angezogen scheinen, durchsichtige Kleider haben, wollüstigen und prächtigen Schmuck tragen und sich in verschwenderischer, verführerischer Gestalt zeigen. Gleiche Strafen wird den Familienvätern, Gatten und Wirthen, den Manns= und Frauenschneidern, den Modehändlern und besonders den Verfertigern der Schnürleiber angedroht, welche Aergerniß dulden, oder durch ihre Lieferungen befördern. Die geistliche Ritterschaft der Pfarrer, Beichtväter u. s. f. wird aufgeboten, das Unheil zu bekämpfen, damit die verlorene Sittlichkeit wiederhergestellt werde. — Muthwillig erinnerten Pasquino und Marforio daran, daß das genommene Aergerniß schlimmer sei als das gegebene. — Der gute Papst, in seiner frommen Gesinnung, mochte es nicht ahnen, daß gerade diese Maßregel manchem mächtigen, geheimen Wollüstlinge ein Mittel wurde, Eroberungen zu erzwingen, und manche Verfolgung rachsüchtiger Feinde in's Leben rief, welche oft Personen vom geringsten Verschulden gegen den Anstand hart traf. Unter den frühern Päpsten zeichneten sich zwei Innocenze durch die Thorheit aus, mit der Kleidertracht die Reform der Sittlichkeit zu beginnen: Innocenz XI., sonst in der Politik an Sixtus V. erinnernd, kräftig, sparsam und Jesuitenfeind, konnte während seiner dreizehnjährigen Regierung (von 1676 — 89) nicht fertig werden mit dem Aergernisse, so ihm die Frauentracht und die Musik verursachten, und Innocenz XII. (regierte von 1689 — 91) trieb einen ähnlichen Streit mit der Mode; in grämlicher Unbiegsamkeit verfolgte er Weiberputz, Tabackschnupfer und Perückenträger. — Man könnte glauben, Pius VII. sei aus ihrer Schule gekommen, wenn nicht der Innocenze muthvoller Jesuitenhaß dawider zeugte.

Unter heimischer Bedrängniß und schwierigen Aufgaben für die auswärtigen Verhältnisse, als Staats= und Kirchenregent, zog dem Papste das in der politischen Welt so wichtige erste Jahr seiner Regierung (1800) vorüber. Frankreich gestaltete sich neu unter seinem ersten Consul, der unter großen Regenteneigenschaften auch das Organisirungstalent besaß, nachdem er

Digitized by Google

das Kriegsglück den französischen Waffen, besonders in Italien, wieder gesichert hatte. Mit der Verdrängung der Oestreicher wurden im nördlichen Italien, bis zu den Grenzen des Kirchenstaates hin, die französischen Filialrepubliken wiederhergestellt, der unmittelbare Schutz, welchen Pius VII. vom Kaiser Franz II. zu erwarten hatte, trat in den Hintergrund, als das östreichische Cabinet, bei neuem Kriegsunglücke, nur Hülfe suchen, nicht darbieten konnte. Die zwischen Massena und Melas (den 31. Juli 1800) für Italien abgeschlossene Demarcationslinie, nachdem schon im vorhergegangenen Monate jener französische General die nördlichen Legationen des Kirchenstaates, nebst Bologna, besetzt hatte, waren ungünstige Vorzeichen, welche des Papstes Einzuge in Rom folgten. Auch der Friedensschluß zu Luneville (vom 9. Februar 1801) bot keinen Trost, da die ligurische Republick bestätigt und im Besitze der Legationen erhalten wurde; dagegen waren es schwache Tröstungen, daß nach dem Frieden von Florenz (vom 28. März) die südlichen Grenzen des Kirchenstaates gegen die Vergrößerungsplane des Königs von Neapel in Schutz genommen wurden. Der erste Consul ließ es bei den Klagen des Papstes nicht an freundlichen Zusicherungen, die den gläubigen Sohn der Kirche beweisen sollten, fehlen. Die von Paris aus gemachten Eröffnungen galten nur der Wiederherstellung einer ordentlichen Verfassung der römischen Kirche in Frankreich; das Papstthum in weltlicher Beziehung wurde mit Stillschweigen übergangen. Das Verhältniß, in welchem sich erster Consul und Papst einander gegenüberstanden, war noch neu; Beide demonstrirten nun, sich gegenseitig zu prüfen und durch Gefälligkeiten geringern Betrages freundliche Gesinnung kund zu geben. So entfernte Pius VII. bei den im Piemontesischen ausgebrochenen durch französische Bedrückungen geweckten Unruhen den König von Sardinien, Victor Immanuel, der von den Franzosen aus seinen Staaten auf dem festen Lande vertrieben war, aus Rom, den Wünschen des ersten Consuls gemäß. Der flüchtige König ging, wie der Papst rieth, nach Neapel und verließ die alte Hauptstadt der christlichen Welt, welche in der That für katholische Fürsten, ohne Staatsregiment, einen vortheilhaften Zufluchtsort darbietet. — Dem Gebote der Dürftigkeit, welches keine

Wiederherstellung eines päpstlichen Truppencorps verstattete, gab Pius VII. den Anstrich frommer Resignation; er erklärte: „der Diener eines Gottes des Friedens bedürfe keines weltlichen Kriegesheeres“.

Bevor zur Regierungsgeschichte dieses Papstes die hierher gehörigen Beiträge fortgesetzt werden, sei ein Mann eingeführt, der unter den Zeitgenossen eine ausgezeichnete Stelle behauptet und sich das entscheidendste Verdienst um den Kirchenstaat und seinen Fürsten erwarb. In alle wichtige Ereignisse des Lebens Pius VII. war er verflochten; viele derselben entschied er: sein Leben ist mit dem des Papstes und dem Urtheile der Nachwelt darüber zu genau verbunden, als daß Beider Denkwürdigkeiten getrennt werden dürften.

Herkules Consalvi*), dessen Großvater Brunacci von der alten, reichen Familie der Marchesi Consalvi adoptirt war, wurde von seiner Mutter, einer geborenen Gräfin Carandini, während eines Besuches in Rom, am 8. Juni 1757 geboren. Er erhielt mit einem jüngern Bruder, dem Marchese Andrea Consalvi, mit dem er bis zu dessen Tode, 1807, in der zärtlichsten brüderlichen Verbindung lebte, gleiche Erziehung, erst im Collegio zu Urbino, dann im Seminar zu Fraskati, (auf der Stätte des alten Tusculums, dem Geburtsorte eines Cincinnatus und Cato's, des Censors, lange Zeit die Landlust der römischen Großen, wie zahllose, auch in ihrem Verfalle noch bewunderungswerthe Villen bezeugen, seit der Revolution verödet, geflohen von der Modewelt, mit Unrecht der Aria cattiva beschuldigt; sogar die Fraskanerinnen haben den Ruhm der Schönheit verloren, nur noch den Ruf guter Kammermädchen und tüchtiger Ammen erhalten), unter dem Schutze des Bischofes der

---

*) Hier ist der treffliche Aufsatz: „Züge aus dem Leben des Cardinals Consalvi“, welchen Bartholdi in mehren Beilagen der „Allgemeinen Zeitung“ (April 1824) mittheilt, zum Grunde gelegt. Dieser Aufsatz ist nachher besonders abgedruckt erschienen in der Cotta'schen Buchhandlung. — Desgleichen: „Elogio detto alla memoria di Ercole Consalvi, Cardinale diacono di S.-Maria a martiri, da Luigi Carderali.“ Pesaro, 1824. 4. (Prachtwerk, selten.)

letztgenannten Stadt, des bekannten Cardinals von York, welcher für das Brüderpaar unwandelbare Zuneigung faßte.

Herkules Consalvi machte in den Schulstudien schnelle Fortschritte und zeigte Talent und Neigung zur Dichtkunst, sowol in der italienischen Sprache als in der der Voralten, der lateinischen. Als 1772 zu Fraskati, zu Ehren des hohen Gönners, ein literarisches Fest begangen wurde, trat er schon auf, unter dem Namen Floridante Erminiano, als Mitglied der Akademie der Arkadier, welche ihr Dasein der wunderlichen Königin Christine von Schweden und dem patriotischen Crescimbeni verdankt. In einem bei dieser Veranlassung gedruckten Gedichte wurde, unter Einführung der Weisheitsgöttin des alten Griechenlandes, der nicht neue Gedanke entwickelt, daß, bei'm Streben nach dem Trefflichen, Lohn und Preis nur unter Mühseligkeiten erlangt wird.

Der Brüder verschiedener Charakterton sprach sich nicht auf gewöhnliche Weise in der Wahl der künftigen Bestimmung aus. Der ältere Consalvi, Stammhalter der Familie, mehr noch durch lebendige Sinnesart zu einer weltlichen Laufbahn bestimmt, wählte den geistlichen Stand; der Jüngere, mit vorwaltender Neigung zur beschaulichen Zurückgezogenheit, entsagte durch kein kirchliches Gelübde dem Weltleben. Während dieser sich vom geräuschvollen Leben zurückzog, genoß der Aeltere, als Zögling der Kirche, alle Annehmlichkeiten der höhern Gesellschaft, wozu der Herbstaufenthalt des römischen Adels und der hohen Geistlichkeit zu Fraskati Veranlassung darbot. Der Jüngling empfahl sich durch angenehmes Aeußeres, durch seine Sitten, und durch Talent für die schönen Künste, unter denen die Tonkunst an ihm einen fleißigen Schüler fand. Empfohlen durch nähere Bekanntschaft mit römischen Herrn und Damen ersten Standes, bezog er 1776 zu Rom die Accademia ecclesiastica, eine Pflanzschule vieler bedeutenden Prälaten des päpstlichen Hofes. Kaum hatte er hier seinen Cursus (1781) beendet, als Pius VI., für ihn gewonnen, den jungen Mann für die Nunciatur zu Köln bestimmte: einen wichtigen Posten, besonders damals, wo die geistlichen Kurfürsten bei der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands in manche Händel mit

dem päpstlichen Stuhle verwickelt waren. Consalvi mochte die Gesandtschaft für sich zu schwierig halten, oder einer Trennung von Rom sich ungern unterwerfen; er lehnte den ehrenvollen Antrag ab, doch mit so vorsichtiger Gewandtheit, daß der Papst dadurch nicht beleidigt wurde; an seiner Stelle ging Bartholomäus Pacca nach Köln. Da Consalvi für jetzt die diplomatische Laufbahn von sich wies, blieben ihm noch zwei Wege offen, um im Geschäftsleben zu Rom sein Glück zu machen: entweder mußte er sich der Staatsverwaltung oder der Rechtspflege widmen. Er wählte das Letztere, ward 1786 vortragender Rath bei der Regierung (Ponente dei buon governo), drei Jahre nachher trat er als Richter in den Gerichtshof der Segnatura, und 1792 zeichnete ihn Pius VI. von neuem aus, indem er ihm, unter zahlreichen Mitbewerbern, den wichtigen Posten eines Auditors der heiligen Rota vertraute. In diesen verschiedenen Aemtern bewies er Fähigkeit, Fleiß und Rechtschaffenheit, erwarb sich viele Freunde, wußte sich einmal gewonnene Gönner zu erhalten, und benutzte jede neue Vergünstigung des Glücks, die Zuverlässigkeit seiner Dankbarkeit zu beweisen. Gleiche Pietät bewies er für seinen alten Musiklehrer, den Don Angelo Gracioni, den er bis zum Tod gern als Tischgenossen neben sich sah, wie für Cimarosa, dessen Verehrer er auch als Staatssecretair blieb, dessen Compositionen er gegen die Modeproductionen Rossini's in Schutz nahm, dessen nachgelassene Tochter er in einem Kloster versorgte, und ihrer selbst noch in seinen letztwilligen Anordnungen gedachte; so auch für seinen ersten Beschützer, den Cardinal York, und für dessen Bruder, den Prätendenten der Krone Großbritaniens, und dessen Gemahlin, für die Familie Albany; für Lande, ihm unter allen Cardinälen der Vertrauteste. Unter sorgfältiger Beobachtung des sittlichen Anstandes lebte er so weltlich als es seine Lage immer verstattete. Die Tagesgeschichte war sein eigentliches Studium, Zeitungsneuigkeiten sein Element; er unterhielt ausgebreiteten Umgang, wo immer bei empfangenen oder gegebenen Besuchen das Politisiren die erste Stelle der Unterhaltung behauptete und dazu diente, durch liberalen Ideentausch seinen Gesichtskreis zu erweitern. Die römische Spottsucht, welcher so leicht nichts Ungewöhnliches entgeht, nannte ihn Monsignore

Ubique. — Da er es mit der Kirche, in der er sein
Glück zu machen trachtete, und mit dem Papste, seinem
Beschützer, redlich meinte, so mußte er auch ein heftiger
Gegner der Neuerungen sein, welche vor und mit der
französischen Revolution auf das Papstthum einbrachen.
Consalvi war ein Vertrauter der französischen Ausge-
wanderten, welche bald siegreich in die entartete Hei-
math zurückzukehren und mit Schwert und Feuer alle
Spuren der Revolution zu vertilgen hofften; er befreun-
dete sich um so leichter mit diesen Argverblendeten, da
er sie oft an der Seite der kindlich frommen Tanten
Ludwigs XVI., der geflüchteten Mesdames de France
sah. Als gegen den Neuerungsaufflug die geistlichen
Waffen nicht mehr fruchten wollten, entschloß sich Pius
VI. seine weltlichen mit denen der gegen Frankreich ver-
bündeten Mächte in Thätigkeit zu setzen, bei welcher
Maßregel der rüstige Consalvi die Leitung der Kriegs-
angelegenheiten als Assessore dell' armi zugetheilt er-
hielt, ein Beruf, den von sich zu weisen die Klugheit
vielleicht gerathen hätte; doch wenn man recht lebhaft
ergriffen ist von der Unbill der Zeit, glaubt man leicht
in dieser Stimmung eine Bürgschaft zu haben, zur Ab-
helfung des Uebels fähig mitwirken zu können. Zweck
und Mittel waren in keinem Verhältnisse; es geschah zu
viel, um den Feind zu reizen; zu wenig nur konnte ge-
schehen, um ihn zu bekämpfen. Der Papst foderte in
Bekanntmachungen auf, dahin zu trachten, durch alle
möglichen Mittel den gesetz- und gottlosen Feind zu
Grunde zu richten; er verhieß Belohnungen, wenn man
im Kampfe für Staat und Religion begangene Fehler
wieder gut machte, empfahl den Geistlichen auf den Ber-
gen die Hände zum Himmel zu erheben, während die
Gläubigen in der Ebene kämpften, und erklärte dann
wieder in feiger Verzagtheit, er sei mit Frankreich nicht
im Kriege. — Die von Consalvi geleiteten Kriegsrü-
stungen kosteten der päpstlichen Regierung, deren Finanzen
als Schatzmeister der berüchtigte Cardinal Ruffo vor-
stand, vieles Geld, brachte dem Kirchenstaate großen
Nachtheil, und diente den Kriegesverständigen zum Ge-
spött. Schlag auf Schlag folgte, bis Bonaparte im
Februar 1797 mit dem Tractate von Tolentino, dem
Papste die Legationen, eine Auswahl der schönsten Kunst-
werke, den Besitz Ankonas und bedeutende Geldsummen

abdrang. Noch ehe diese harten Bedingungen erfüllt werden konnten, führten Meutereien von allen Seiten, mit der Ermordung des französischen Generals Duphot, den Umsturz der weltlichen Macht des Papstes und eine neue römische Repuplik herbei, deren Dasein auf kurze Zeit den Revolutionsgräueln freien Spielraum verschaffte. Consalvi hatte seinem Militair den Befehl ertheilt, bei ausbrechenden Unruhen Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; ihn haßten, ihn verschrieen die Patrioten, welche bei Frankreichs Machthabern Hülfe suchten. Bonaparte soll damals geäußert haben: „Menschen, wie Consalvi, verdienen, daß ihnen der Henker den Hals bricht". — Pius VI., früher fügsam zu Unterhandlungen die Hand bietend, verweigerte neue Aufopferungen. Da er aus dem stürmischen Rom, wo seine Herrschaft aufgehört hatte, nicht gutwillig sich entfernte, wurde er am 20. Februar 1798 mit Gewalt nach Siena abgeführt. Schon früher war Consalvi gefangen genommen, erst in ein Kloster gebracht, dann in der Engelsburg in Haft gehalten, darauf nach Civita-Vecchia geschleppt und wieder zur Engelsburg zurückgebracht. Der römische Pöbel, ihn hassend, wollte an ihm persönlich Rache nehmen, ihn gleich einem niedrigen Verbrecher, rückwärts auf einen Esel gesetzt, durch die Stadt führen. Dieser unwürdigen Schmach entging Consalvi durch Verwendung des Prinzen Chigi und der Familie Patrizi; Ersterer besuchte ihn im Gefängnisse und rieth ihm, nach Neapel zu gehen; aber Consalvi stimmte nicht bei, seine Wünsche gingen nach Florenz.

Er hatte an dem Commandanten von S.-Angelo, dem Obristen Mouton, einen Mann gefunden, der ihn mit Achtung behandelte. Consalvi löste die Schuld der Dankbarkeit vollkommen, indem er den menschenfreundlichen Offizier, der als Graf von Lobau in der französischen Kriegsgeschichte bekannt ist, dem ersten Consul in einem spätern Zeitpunkte, wo solches Fürwort Gewicht hatte, dringend empfahl. Die französischen Behörden zu Rom ließen indeß den treuen Diener des Papstes am 14. April mit andern Verhafteten auf Wagen laden und gen Terracina führen, wo man von Seiten der neapolitanischen Behörden wenig Willfährigkeit bewies, die Unglücklichen aufzunehmen. Der römische „Moniteur" berichtete: „Der Ex-Monsignore Consalvi ist

Digitized by Google

frei gelassen, und nach einstimmigen Beschlüssen verbannt. Paradisi, Piccirilli und andere Mordgesellen der vorigen Regierung werden nächstens gleiches Schicksal haben".

Die neapolitanische Grenzbesatzung zu Portello drohete auf die Ankömmlinge zu schießen; endlich nach 25 Tagen gelangte von Neapel, durch Vermittelung des Cardinals von York, vom Minister Acton die Erlaubniß an, daß Consalvi seine Reise fortsetzen durfte. Seines Bleibens war aber nicht zu Neapel, wo er sich nicht gefallen mochte; er schiffte, in Gesellschaft des Herzogs Carri, nach Livorno über, und ging nach Florenz, in dessen Nähe Pius VI., durch ein Erdbeben von Siena vertrieben, verweilte. Mehreremale gelang es dem treuen Consalvi hier den Papst zu sprechen. Es waren die letzten Zusammenkünfte, die er mit seinem bewährten Gönner, welcher bald unter strenger Obhut nach Siena zurück, dann nach Frankreich gebracht wurde, hatte. Consalvi ging nach Modena, wo er mütterlicher Seits Verwandte traf, dann nach Picenza, zu seinem Oheim, dem Cardinal Carandini, und hielt sich, bis zu Pius VI. Tode auf venezianischem Gebiete und zu Triest, in der Nähe der Cardinäle York und Joseph Doria's auf, bis die neue Papstwahl ihn nach Venedig rief. Bei den hier versammelten Cardinälen fand er die ausgezeichnetste Aufnahme, die sich gleich bei'm Zusammentritt des Conclaves bestätigte. Gewöhnlich versah nach der Observanz der Secretair der Congregatione de negotii consistoriali auch die Stelle eines Secretairs des Conclaves; doch Jener, Negroni, hatte bei der Cardinalversammlung zu Venedig viele Feinde; man schritt also zur Wahl eines eignen Secretairs des Conclaves und diese fiel auf Consalvi, wodurch dieser mit allen Cardinälen in vertrautes Verhältniß kam und durch regsame Benutzung der sich darbietenden Gelegenheit, auf die Papstwahl selbst entschiedenen Einfluß erhielt. Nach dieser Stellung war es natürlich, daß sein entschiedenes Talent für die Leitung wichtiger Staatsangelegenheiten, unter dem neuen, durch seine Mitwirkung erwählten Papste, einen ausgezeichneten Wirkungskreis erhalten würde.

Pius VII. bedurfte bei seinem schwierigen Berufe eines Mannes, der mit Geschäftsthätigkeit und Geschäfts-

Digitized by Google

kenntniß, Muth, Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, verband, und Einsicht in die politische Lage Europas geltend zu machen wußte; er fand ihn in Consalvi, aber er übereilte sich nicht, dieses auszusprechen. Jene ersprießlichen Eigenschaften erhielten den ausgebreitetsten Wirkungskreis in dem Amte eines Secretairs des Staates und der Memoriale, das nach seiner weiten Befugniß der Gegenstand vieler Bewerbung war. Den darnach verlangenden Cardinälen wich der Papst aus, mit der Entschuldigung, daß er noch ohne Staat sei, und daß er erst mit der Sicherung des Kirchenstaates einen Staatssecretair ernennen würde. Aber er bezeichnete schon den dazu bestimmten Mann, indem er Consalvi provisorisch, als Prosegretario di stato, das Ruder führen ließ. In einem am 11. August 1800 gehaltenen Consistorium wurde Consalvi zum Cardinal, und wenige Tage nachher zum wirklichen Staatssecretair ernannt, welche zweifache Auszeichnung ihn indeß nicht veranlaßte, wie so leicht gewesen wäre, sich der Kirche näher anzuschließen. Consalvi blieb bis zu seinem Tode Cardinal-Diakon und nahm nie die Priesterweihen. Um so muthvoller trat er dem im Elende versunkenen weltlichen Regimente des Kirchenstaates entgegen, dessen Rettung er nicht in auswärtiger Hülfe, sondern in der Belebung der innern Kräfte suchte; bürgerliche Betriebsamkeit, Kunstfleiß, Ackerbau erhielten einen einsichtsvollen Beschützer; die in Misbräuchen jeglicher Art aufgelöste Finanzverwaltung einen thätigen Reformator. Zunächst faßte er die Hemmungen in's Auge, welche sich der Herbeischaffung der ersten Lebensbedürfnisse entgegenstellten. Der Getreidebedarf kostete der päpstlichen Kammer viel; die dessen Verkauf belastenden Privilegien und Abgaben störten den heimischen Landbau, und oft eintretende Noth veranlaßte gefahrvolle Unruhen. *) Diesen Uebeln suchte er ein Ende zu machen,

---

*) „Im Kirchenstaate ist Niemandem erlaubt, Getreide an einen Fremden zu verkaufen, auch nicht sein Brot zu backen, sondern man ist an gewisse Bäcker gewiesen, von denen man es nehmen muß. Wer überflüssiges Korn hat, ist genöthigt, dasselbe um einen gewissen Preis der päpstlichen Kammer zu überlassen, welchen sie selbst setzt, und der gewöhnlich um die Hälfte, oder um ein Dritttheil geringer ist, als sie das Getreide wieder verkauft. Alle Bäcker sind verbunden, das Getreide von der päpstlichen Kammer um ein Dritttheil theurer zu nehmen,

indem er in der vollkommenen Freiheit des Getreidehandels einen entscheidenden Schritt zur Abhülfe der Noth wagte, freilich zum großen Aergerniß Derer, welche in den Kornlieferungen bisher eine sichere Quelle ungeheurer Bereicherungen fanden. Die zu beseitigenden Schwierigkeiten, welche das gemeinnützige Unternehmen fand, waren so weit verzweigt, daß noch bis auf diese Stunde Consalvi's heilbringende Absichten nicht vollständig zur Ausführung gekommen sind. Einzelne Unternehmungen, welche in den ersten Jahren der Regierung des neuen Kirchenfürsten zur Wiederherstellung seines weltlichen Staates versucht wurden, verlieren ihre Bedeutsamkeit durch die unmittelbar folgenden Katastrophen, wo die zur Entwickelung gebrachte Revolution, nach bedeutenden Vorkämpfen, bald eine friedliche Vereinbarung, bald gewaltsamen Umsturz der politischen Verhältnisse Europas erwarten ließ. Frankreich war der Feuerherd, auf welchem die Waffen zu neuen Kämpfen geschmiedet wurden; Bonaparte, der Mann, um sich zum Meister des Erfolgs zu machen. Er hatte genug naheliegende Beispiele, welche ihn anmahnten, seine Gewalt auf dauerhaftere Grundlagen zu bauen als bisher geschehen war; er trat in die Rolle des Vermittlers zwischen dem alten Herkömmlichen und den Erwartungen, in welchen sich die Revolutionshelden berauscht hatten; er durchschaute Beider leicht verwundbare Seiten, darum schritt er siegreich zum Kaiserthrone. In der Beziehung zum

nach einem Maße, das auch wenigstens ein Drittheil kleiner ist, als das, wonach die päpstliche Kammer einkauft; nicht jeder Bäcker darf einkaufen so viel er will, sondern zu Anfang des Jahres wird jedem vorgeschrieben, wie viel er nehmen muß. Bleibt ihm etwas übrig, so muß er es wieder an die päpstliche Kammer verkaufen nach größerm Gemäß. So weit zieht nur die päpstliche Kammer den Profit davon. Dann kommt erst der kleinere Profit, den die päpstlichen Bedienten dabei treiben. Dem Kornmonopolium hat man es besonders zuzuschreiben, daß der Kirchenstaat so äußerst schlecht bebaut ist, daß jetzt das gesegnete Land wie eine Einöde, wie ein Land des Fluches aussieht. Noch 1764 war der Papst genöthigt, auf die Engelsburg zu gehen, vom Schatze Sixtus V. zu holen, um der Hungersnoth in Rom zu steuern. Es bauet Niemand mehr als er braucht; denn alles Andere bauet er für den Papst und nicht für sich". — Siehe Spittler's „Geschichte des Papstthums", von J. Gurlitt (Hamburg, 1825), S. 32.

Papstthume und zur Kirche kam es darauf an, den gläubigen Katholiken seine Rechtgläubigkeit außer Zweifel zu stellen, den Ungläubigen jede Besorgniß zurückkehrender Hierarchie zu nehmen, und den Erwerbern der Kirchengüter Beruhigung für das wohlfeil erhaltene Besitzthum zu verschaffen. Die französischen Priester theilten sich in solche, die dem Befehle des Papstes zuwider, die Constitution beschworen, und in solche, welche dieses verweigerten und daher von den Constitutionsverfechtern als Abtrünnige der Nationalangelegenheit verfolgt wurden. Als sich Bonaparte zwischen diesen beiden Parteien mit dem Schwerte stellte, fand er bald, daß zur Wiederherstellung der Kirche in Frankreich eine Vereinbarung mit dem Papste leichter sei als mit einem Haufen zwieträchtiger Priester, wenn auch vorherzusehen stand, daß auf diesem Wege die völlige Hinwegräumung aller Schranken, welche der Katholicismus der Staatsgewalt entgegensetzt, schwierig zu bewirken sei. Der auf jenen Zweck gerichtete Versuch mit einer Nationalsynode, die der Papst ohnehin nicht anerkannte, war schon misglückt; um so mehr tritt die Wahrheit Dessen hervor, was der Ex-Erzbischof von Mecheln, de Pradt, bemerkt: „Wenn der Papst nicht existirt hätte, so mußte Bonaparte einen machen, wie die Römer in der Noth einen Dictator schufen". Wie schon Hume, in seiner Geschichte Jakobs I., bemerkt: „Für Despoten wird immer die römische Hierarchie die liebste Religion sein. Die blinde Unterwerfung, die jeder Aberglaube, besonders der kirchlich-katholische, befiehlt, die gänzliche Verleugnung aller Einsicht, alles Forschens sind für Gewalthaber sehr vortheilhafte Lehren. Bei solchen Grundsätzen muß die Freiheit der Staatsbürger, nie kann dabei der Despotismus verlieren". Bonaparte wußte die Menschen, besonders die Franzosen, richtig zu würdigen; mochten deren sogenannte Stellvertreter das Dasein Gottes abschaffen oder decretiren, über das Bedürfniß des angeerbten Katholicismus waren sie nicht hinweg. Zwar hatte die Nation schon längst den Enthusiasmus dafür verloren und in allen Beziehungen zum Kirchenthume Gleichgültigkeit offenbart, welche bei dem Mangel wahrer Religiosität, auf der einen Seite, Geisteshohnmacht, Unsittlichkeit und Indifferentismus, auf der andern tiefeingewurzelten Mönchsfanatismus sichtbar machte. Alle diese Wahrzeichen leiteten eine umsichtige Regierung

darauf, an eine legale Verfassung des Kirchenwesens zu denken. Beliebte Wortführer, Châteaubriand, Godfrey, Jondat, die schreiblustige Genlis u. A. fanden nun, bis auf unsere Tage herab, Gelegenheit, ihren Verehrern öffentlich zu predigen, was sie längst im Herzen hegten, um offenbar zu machen, daß die kirchliche wie die politische Aufklärung der Franzosen immer einem chinesischen Schattenspiele glich. Mit überwiegender Geisteskraft ausgestattet, faßte Bonaparte den frivolen Sinn des Zeitalters auf, bemächtigte sich dessen und unterwarf ihn seinen Herrscherabsichten.

Die ersten Schritte gegenseitiger Annäherung zwischen dem Papste und dem ersten Consul waren leicht gethan; Beider Interesse sprach dafür. Pius VII. durfte bald keinen Zweifel hegen, daß der erste Consul wirklich gewillt sei, in Frankreich eine römische Kirche wiederherzustellen und zu diesem Behufe mit dem heiligen Stuhle zu unterhandeln. Der jetzige Cardinallegat Joseph Spina wurde nach Paris gesandt und erhielt dort unverzüglich Bonaparte's Vorschläge zugefertigt; je mehr aber der erste Consul verlangte, die Verhandlungen schnell zum Schlusse gebracht zu sehen, um den Ruhm des luneviller Friedens mit der Wiederherstellung der Kirchenverfassung zu verbinden, um so mehr suchte die römische Curie durch Weiterungen zu gewinnen. Bonaparte nicht gewohnt durch solche Kunstgriffe sich stören zu lassen, ließ durch seinen Gesandten Cacault zu Rom das Ultimatum übergeben, mit der stürmischen Drohung, wenn es binnen 3 Tagen nicht unbedingt angenommen sei, sollte er sofort die Pässe zur Abreise verlangen. Nun ward der Papst mit Besorgniß erfüllt, ohne deshalb willfährig das Interesse der kirchlichen Herrschaft zu opfern. Der Gesandte wurde bestimmt, der Weigerungen ungeachtet, zu bleiben; zur Beschleunigung der Vereinbarung aber unverzüglich der Staatssecretair Consalvi nach Paris geschickt. Der stolze Chef Frankreichs war mit der Absendung dieses neuen Vermittlers wohl zufrieden. Ohne Aufenthelt erhielt Consalvi in den Tuilerien Zutritt. Bei der ersten Audienz, welche, wie gewöhnlich, unter dem Andrange vieler Uniformen statt fand, blickte der erste Consul verdrießlich auf den Cardinal, der ihm gegebene Winke nicht berücksichtigte, und nicht, wie gewünscht war, im festlichen Purpur, sondern in der schwarzen Abbatenkleidung

erschien. Kleinigkeiten des Aeußern zu erwägen, verschmähte die wachsame Consequenz der römischen Curie nicht: es ist nicht herkömmlich, daß Cardinäle an auswärtigen Höfen im vollen Costume ihrer Würde erschienen; aber Bonaparte war gar begierig nach höfischem Pomp. Er redete den päpstlichen Staatssecretair barsch an:

„Herr Cardinal! in fünf Tagen muß die Sache abgemacht sein, ich will es durchaus; wir sind es der Religion schuldig, daß die Kirche erhalten wird". — Dieser stolzen Begrüßung entgegnete Consalvi ruhig: „Ich bezweifle nicht, daß man binnen vier Tagen sich verständigen kann". — Für Rom unterhandelten an des Staatssecretairs Seite die Cardinäle Spina und Caselli, Mitglied des Serviteurordens, später Erzbischof von Parma, beide bald Großkreuze der Ehrenlegion; für Frankreich Joseph Bonaparte, Cretet, später zum Grafen vom Champmol ernannt, reich durch Ankauf von Kirchengütern, und Bernier, vor Kurzem der Apostel, dann Vermittler der Vendée bei'm ersten Consul, nun als Unterhändler bemüht, sich den Cardinalshut zu verschaffen, doch auch zufrieden gestellt mit dem Bisthume von Orleans.*) Letzterer spielte bei dem wichtigen Geschäfte eine sehr untergeordnete Rolle und von den beiden Erstgenannten konnte der römische Stuhl keine zusagende Gesinnung erwarten; dennoch machte es Consalvi möglich, daß die Vereinbarung zu Stande kam und am 15. Juli 1801 das Concordat unterzeichnet wurde: ein diplomatisches Denkmal von großer Bedeutsamkeit, sowol für den Zeitpunkt wo es errichtet wurde, als weil es noch gegenwärtig die Basis der kirchlichen Verfassung Frankreichs ist; auch deshalb merkwürdig, weil es gleichzeitig von

*) Montholon läßt Napoleon auf St.-Helena sagen: „Bernier war Pfarrer zu St.-Lo; ein kleiner, unansehnlicher Mann, ein guter Prediger, listig und fähig, seine Bauern zu fanatisiren, ohne es selbst zu sein. Er hatte großen Einfluß in der Vendée gehabt; sein Credit hatte später etwas abgenommen, aber er war immer noch bedeutend genug, um der Regierung wesentliche Dienste zu leisten. Er ergab sich dem ersten Consul und blieb seinem Versprechen getreu. Nachher wurde er gebraucht, mit dem römischen Hofe das Concordat zu unterhandeln, und Napoleon ernannte ihn zum Bischofe von Orleans".

den Vertheidigern der römischen Curie und den Sachwaltern der Freiheit der gallicanischen Kirche angefochten ist. Ueber einen wichtigen Punkt, welcher jeder Anordnung des Kirchenwesens in Frankreich bisher Hindernisse in den Weg legte, sprach sich das Concordat so aus, wie es die Erben der Revolution wünschen mußten: nach Gewissenspflicht, ihrem Vortheile gemäß, durch politische Systeme, und durch wiederholte Befehle des Papstes aufgefodert, hatten nämlich viele französische Geistliche die Ableistung des von ihnen gefoderten Bürgereides verweigert und waren als Widerspenstige der Aemter beraubt, verbannt. Ihre Aemter, Würden und Pfründen waren zum Theil vereideten Priestern zugetheilt, die der Papst nicht bestätigte, als Usurpatoren verachtete. Von den altfranzösischen Bischöfen lebten allein noch 84. Diese wurden jetzt durch das Concordat aufgeopfert, wo es hieß: „Mit Zuversicht erwartet der Papst von den französischen Bischöfen, zum Vortheil des Friedens und der Einheit der Kirche, daß sie ihren bischöflichen Sitzen und Rechten entsagen, da ohnehin Weigerung nichts helfen sondern den Papst nöthigen wird, ihre Bisthümer erledigt zu erklären". — In der That war das Protestiren vieler so ungerecht behandelten Geistlichen ohne Erfolg. Diese vom Papste aufgestellte oder bestätigte Foderung, war eine Ungerechtigkeit wider die Aufgeopferten, deren verhängnißvolle Folgen bis in die neuesten Zeiten den römischen Stuhl in unangenehme Weiterungen verwickelten. Sonst rettete der Papst dem heiligen Stuhle mehr als man erwarten konnte, als man ihm zu belassen wahrscheinlich gewillt war. Glücklich wurden die Foderungen zur Aufhebung des Cölibats der Geistlichen, als unverträglich mit dem Kirchensysteme, beseitigt, und der alte Streit über die Concurrenz des Papstes bei Besetzung der Bisthümer (Investitur) so vermittelt, daß die kirchliche Obergewalt des Papstes anerkannt wurde; der erste Consul sicherte sich die Ernennung der Erzbischöfe und Bischöfe, der Papst sich das Recht der kanonischen Einsetzung; Pius VI. Verbot, betreffend die Leistung des Bürgereides, auf die damalige Constitution nach seinem revolutionnairen Inhalte, der dem Königthume Haß schwören ließ, wurde mit Stillschweigen übergangen; dagegen gesagt, daß alle französische Geistliche der bestehenden Regierung Treue schwören, und bei'm feier-

Digitized by Google

lichen Gottesdienste singen sollten: Domine! salvam fac rempublicam! Salvos fac Consules! — Die Käufer der geistlichen Güter sollten nicht in ihrem Erwerbe gestört, nur die noch nicht verkauften Kirchen den Bischöfen wieder zum Gottesdienste eingeräumt werden. Die Zahl der Bisthümer ward vermindert; der Staat übernahm den Unterhalt der Geistlichkeit. Der Papst gestand der Regierung das Recht zu, daß ohne ihre Genehmigung in Frankreich keine päpstliche Ausfertigung, kein Conzilienbeschluß bekanntgemacht, keine gottesdienstliche Einrichtung angeordnet würde, daß die Staatsbehörde, wenn geistliche und weltliche Gewalt in Collision kämen, darüber allein entschiede, die Polizei des öffentlichen Gottesdienstes führe und alle Exemptionen von der bischöflichen Aufsicht in jeglichem Sprengel aufgehoben bliebe.

Im französischen Staatsrathe ward eine Stelle für die gottesdienstlichen Angelegenheiten errichtet, mit derselben Portalis bekleidet und das Publicum auf dem Wege öffentlicher Bekanntmachungen für das neue katholische Kirchenthum in Frankreich gestimmt, unter vielen Wahrzeichen, daß Bonaparte nicht gemeint sei, in den kirchlichen Angelegenheiten auf halbem Wege stehen zu bleiben. Am 15. Juli 1801 war das Concordat, wie schon erwähnt, von den beiderseitigen Bevollmächtigten abgeschlossen, vom Papste am 15. Juli, dem Geburtstage Bonaparte's, dem Tauftage Pius VII., dem Feste der Schutzheiligen Frankreichs, bestätigt, und am 10. Sept. die Vertragsurkunde ausgewechselt. Erst am 5. April des folgenden Jahres legte Portalis der gesetzgebenden Versammlung diese wichtige Uebereinkunft vor, in einer langen Rede, zur Auseinandersetzung der Beweggründe. Gewiß nicht ohne höhere Veranlassung gab das Nationalinstitut an demselben Tage die berühmte Preisfrage: „Welches ist der Einfluß der Reformation Luther's auf den Zustand der verschiedenen Staaten Europas und auf fortschreitende Aufklärung?" — Diese Vermuthung erhält Bestätigung durch Portalis's Rede, deren Bekanntmachung den Papst und die gesammte katholische Geistlichkeit darauf hinweisen mußte, daß die Zeit der Prüfung noch nicht vorüber sei; der Redner entwickelt die Nothwendigkeit einer Religion im Allgemeinen, indem er zeigt, daß für das Volk eine philosophische Moral nicht genüge: der große Haufe berücksichtigt mehr die po-

sitive Vorschrift als den philosophischen Beweis. Dieses auf Frankreich angewendet, zeigt er den Staat, nach verlebtem Umsturze aller socialen Ordnung, in der Wiedergeburt. Er sagt: „Diese Lage weckte in Einigen den Gedanken, die Umstände zu benutzen und eine neue Religion hervorzurufen, angemessen der Aufklärung, den Sitten und den Grundsätzen der Freiheit. — Doch man macht nicht so leicht eine Religion, wie man ein Gesetz erläßt. Der Staatsverwaltung schien es rathsam, sich an die bestehenden Religionen, an die katholische und protestantische zu halten, da die christliche Religion sich am besten für gebildete Völker und ihre Staatseinrichtungen paßt". — Nach diesen vorläufigen Betrachtungen wendet sich der Redner zu Frankreich, wo, wie er sagt, die große Mehrzahl der Einwohner an dem Glauben der Väter hängt, wo daher die Zuziehung des Papstes bei Erneuerung der Kirchenverfassung nothwendig erscheint. Von den Unternehmungen des Papstes, als weltlichen Fürsten und als Vorstandes der römischen Kirche sei jetzt nichts mehr zu fürchten, da ohnehin jene aufrührerische, den ultromontanischen Lehren ergebene Heerschar (die Mönche) gesetzlich aufgehoben sei und nur noch Weltgeistliche vorhanden bleiben, das heißt: Bischöfe und Priester, welche mit ihrer eignen Freiheit die bessern Staatsgrundsätze vertheidigen. An einer andern Stelle sagt Portalis: „Der Papst, der als Souverain bei seiner Schwäche des französischen Schutzes bedarf, muß dankbar sein". — Er mußte gewissermaßen in der Person des Legaten den Eid der Treue schwören. — Der Papst brachte zu den Verhandlungen, durch das Organ seines Staatssecretairs den Geist der Milde und der Versöhnung; er ließ über diese Vorfälle, so empfindlich sie ihm sein mochten, keine Empfindlichkeit laut werden, sondern stellte es als ein wahrer Friedensfürst dem Himmel und der Zeit anheim, solchen Widerwärtigkeiten ein Ziel zu setzen.

Das Concordat war und blieb, der damit verbundenen Kränkungen ungeachtet, ein Triumph für die römische Curie; es verhinderte die Losreißung der französischen Kirche vom päpstlichen Stuhle, wie sie Heinrich VIII. von England durchgesetzt, und mancher Verfechter der Revolution im Sinne hatte; es begründete eine neue Kirchenverfassung, als deren Haupt der Papst

in geistlicher Beziehung anerkannt wurde, und wies die Unabhängigkeit der französischen Kirche, die so oft in der Geschichte die päpstliche Curie mit Besorgniß erfüllte, in abgemessene Grenzen. Man erinnere sich des harten Kampfes, welchen in Frankreich die päpstliche Gewalt unter allen ruhmsüchtigen und kraftvollen Regenten zu bestehen hatte, wo z. B., veranlaßt durch den berühmten Bossuet, Ludwig XIV. als unumstößlichen Staatsgrundsatz aussprach: der Papst habe nur Gewalt über eigentlich geistliche Angelegenheiten; von ihm könne kein Regent abgesetzt, zur Verantwortung gezogen, kein Unterthan von seinen Verpflichtungen als Staatsbürger entbunden werden. Selbst in Glaubenssachen sei der Päpste Ausspruch nur dann gültig, wenn sie mit den Dekreten der Kirchenversammlungen übereinstimmten und durch die Einwilligung der Kirche bestätigt würden.

Wenn, wie vorher zu sehen war, die französische Geistlichkeit gegenwätig den Druck der weltlichen Macht bald schmerzlich empfinden mußte, so erfolgte hieraus von selbst, daß jene geneigt wurde, sich willfähriger als sonst dem Papstthume anzuschließen: Betrachtungen, welche weitersehende römische Curialisten geheim hegen mochten, um von der Zukunft Entschädigung für vermeidliche Aufopferungen sich zu verheißen. Dennoch fehlte es gerade unter den eifrigsten Vertheidigern der Kirche nicht an strengen Tadlern des Concordats, denen jene von ihren Bisthümern dadurch verdrängten, nicht vereideten Geistlichen beistimmten. Letztere hatten in Rom einen Franziskaner Hayes zum Sachführer, der so stürmisch auftrat, daß er den Befehl der Landesverweisung erhielt, aber nicht Folge leistete, sondern sich, wie Karl XII. zu Bender, im Kloster von St.-Isidore vertheidigte, von Gensdarmen belagert und mit Gewalt vertrieben werden mußte. Verleumdung, Haß und persönliche Feindschaft traf weniger den für sehr lenksam gehaltenen Papst als seinen Staatssecretair, welcher doch kirchlich so wichtige Begebenheiten nie zu entscheiden wagte, sondern die Wahl der Beschlüsse dem Gutachten einer Congregation von Cardinälen überließ. Nach der allgemeinen Stimmung maß man ihm dabei überwiegenden Einfluß bei, um so mehr, da er den undankbaren Beruf der Ausführung hatte. Dabei war es unmöglich, irgend einer Partei es recht zu machen. Selbst Bonaparte zeigte früh Misvergnü-

gen mit der Gesinnung der nächsten Rathgeber des Papstes; wobei dann Consalvi besonders gemeint war. Der Streit zwischen den alten und neuen, vereideten und unvereideten (großentheils emigrirten oder verbannten) Bischöfen, der unter Napoleons Gewalt gekommenen Staaten hat sich mit politischer Bedeutsamkeit bis zu unsern Tagen hin fortgesponnen.

Dennoch bewies Bonaparte mit keiner seiner diplomatischen Verhandlungen so viel Zufriedenheit als mit denen, welche die Versöhnung mit der Kirche aussprachen. Selbst Kunstwerke sollten den Abschluß des Concordats verewigen. Maximilian Laboureur mußte des ersten Consuls Standbild, in Consulntracht, mit der Toga, als Friedensgeber, verfertigen; die Statue hielt eine Rolle in der Hand, mit der Einschrift: „Concordat"; und in Rom verfertigte Wicars (auf wessen Bestellung?) ein großes Gemälde, auf welchem Consalvi das von Paris gebrachte Concordat dem heiligen Vater bei zahlreicher feierlicher Audienz überreichte. — Was der erste Consul mit dem Concordate erlangte, war in der That etwas Großes: er ordnete das Kirchenthum seines Reiches, ohne sich von demselben abhängig zu machen, er erhielt des Papstes Zustimmung, beeidigte und unbeeidigte Priester auf gleiche Weise zu behandeln; der Existenz der Mönche wurde der Stab gebrochen, die katholische Kirche hörte auf die des Staates zu sein. Alle mit diesem Vorrechte verknüpfte Ansprüche waren factisch vernichtet, der Cultus selbst in gewissem Betrachte zu Gunsten der andern Glaubensgenossen beschränkt, die römische Kirche in Schutz genommen, aber auch dem weltlichen Gesetze unterworfen und dargethan, daß man von Seiten des Staatsregiments sich wohl gerüstet habe, es mit der Hierarchie und dem Pfaffenthume aufzunehmen.

Ehe noch dieser Vertrag vollständig publicirt war, mußte der Cardinal Caprara, der als Legat a latere des heiligen apostolischen Stuhles in Frankreich erschien, Maßregeln treffen, um jene berüchtigte Bischofsfehde zu hemmen. Wie in Frankreich so in Belgien und Lüttich erregte unter den geistlichen die Leistung des constitutionellen Bürgereides ärgerliche kirchliche Zwietracht. Der Legat machte bekannt (Paris, unter'm 2. Dezbr. 1801), wie der Papst von Denen, welche den Eid abgelegt, verlange, daß sie die Autorität des apostolischen Stuhles

jeder andern Meinung vorziehen und eine Verpflichtungsurkunde unterschreiben sollten, wodurch sie sich den päpstlichen Bestimmungen, der Verdammung des frühern Constitutionseides unterwürfen. Jene Unterwerfungsformel besagt, daß der nach der Constitution vom 29. Fructidor beschworene ewige Haß der Monarchie dahin zu erklären sei, daß die Geschworenhabenden nichts dazu beizutragen sich verpflichtet hätten, die Monarchie in Frankreich wieder einzuführen und die bestehende Constitution zu stürzen. Diejenigen, so die Eidesleistung verweigert haben, gewissenshalber und nach den Befehlen des Papstes, werden wegen bewiesener Standhaftigkeit gelobt; doch wird ihnen deshalb verübte Verketzerungssucht zum strengen Vorwurf gemacht, alle daraus entstandene kirchliche Trennung aufgehoben und befohlen, daß über jene Eidesangelegenheit weder für die eine, noch für die andere Meinung Schriften verhandelt und bekannt gemacht werden.

Nicht ohne Besorgniß sah die päpstliche Curie sich die förmliche Bekanntmachung des Concordats, die feierliche Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes und die öffentliche Vorstellung des Cardinallegaten verzögern. Im April 1802 erfolgte das Eine wie das Andere. Das Concordat, nun zum organischen Gesetze erhoben, erschien, als Convention mit dem Papste, nebst einer neuen Kirchenordnung für den katholischen Gottesdienst, in Begleitung der Organisation der protestantischen Kirchen, durch welche den augsburgischen Glaubensverwandten volles Bürgerrecht verliehen wurde, mit der commentirenden Bemerkung: „der katholische Glaube sei zwar die Religion der meisten Mitglieder der Regierung, nicht ausschließlich diejenige der Regierung; sie ist die der Mehrzahl der französischen Nation, nicht des Staates". Den Schluß der organischen Gesetze der Kirche macht die päpstliche Pacificationsbulle vom 9. Sept. 1801, wodurch „die Verdienste des geliebten Sohnes in Christo, Napoleon Bonaparte's, welcher die siegreichen Franzosen zu des Glaubens einzigen Mittelpunkt zurückführt", gehörig gepriesen wird. An demselben Tage wo der Legat Caprara mit der öffentlichen Vorstellung bei'm ersten Consul in dessen Hände den Eid ablegte, erließ jener die Bekanntmachung der Verminderung der Feiertage, welche außer den Sonntagen auf Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Mariä Himmelfahrt und das Fest aller Heili-

Digitized by Google

gen beschränkt wurden, und versuchte, wie die Stimmung der Franzosen für das katholische Kirchenthum sei, indem er einen vollständigen Ablaß für alle in den letzten Jahren begangene Sünden in der Gestalt eines Jubiläums ausschrieb: eine Maßregel, die wenig Erfolg hatte und nicht die hellesten Erwartungen für die Zukunft darbot.

Wie die weltliche Politik jenes Zeitpunkts ihre Berechnungen nach den Anregungen Frankreichs machte, so auch die geistliche des Papstes. Jene organischen Kirchengesetze erfüllten den heiligen Stuhl mit vielfachen Besorgnissen und leiteten eine Menge von Gegenvorstellungen und Beschwerden ein, welche den ersten Consul verstimmten und zu der Meinung führten, er habe dem katholischen Kirchenthume zu viel eingeräumt. Pius VII. dachte das Gegentheil; in einem am 24. Mai gehaltenen geheimen Consistorium gestand er den Cardinälen, daß die Freude über die Wiederherstellung der Religion in Frankreich von Besorgnissen getrübt sei, daß mit dem Concordate ihm bis dahin völlig unbekannte Bestimmungen, deren Abänderung er nachgesucht habe, und zuversichtlich erwarte, erfolgt wären, wie es ihm die Verflichtung, auf der Bahn seiner Vorfahren fortzuschreiten, auferlege. Die Verhandlungen mit dem ersten Consul führten zu keinem entscheidenden Resultate; im Allgemeinen ward von Paris aus bemerklich gemacht, daß das Concordat durch die neueste Gesetzgebung durchaus nicht gefährdet sei, daß der römischen Kirche diese Bestimmungen ersprießlicher wären als das Concordat selbst. Im Wesentlichen ward nichts zurückgenommen, nichts geändert; nur in Hinsicht des Formellen, der Befugniß bei kirchlichen Feierlichkeiten öffentliche Umzüge zu halten, Einiges nachgegeben; doch immer so, daß die Polizei einschreiten durfte bei jeder sich darbietenden Veranlassung.

Ohne auf diese Verhandlungen, welche in Paris wenig beachtet wurden, irgend Gewicht zu legen, glaubte Bonaparte des Papstes Geneigtheit von Neuem zu födern, indem er ihm Anträge zur Abschließung eines Concordats für die italienische Republik machen ließ; hiermit fand er aber zu Rom wenig Bereitwilligkeit. Jener

Digitized by Google

schon bei'm ersten Concordate mit beschäftigte Bernier, jetzt Bischof von Orleans, schrieb bei dieser Veranlassung an Consalvi: „Unbezweifelt fußt man auf die Geneigtheit und Macht des ersten Consuls; warum weist man aber die von ihm dargebotene hülfreiche Hand von sich? Warum ermüdet man sein Wohlwollen durch unerwartete Weigerungen? Ihm muß die Zurückweisung des Projects zu einem Concordate mit der italienischen Republik um so unangenehmer sein, da daraus hervorgeht, daß man überall nicht gewillt ist, eines abzuschließen; Bonaparte konnte nicht glauben, daß der heilige Stuhl den eignen Vortheil soweit gering achten würde". — Der Cardinallegat Caprara berichtete, wie sich der erste Consul sehr verdrießlich über den Papst geäußert und darauf hingedeutet habe: es sei traurig, daß der heilige Vater von Menschen, welche die Folgen ihrer Engherzigkeit nicht ahneten, berathen würde; von Menschen, welche weder Verhältnisse, noch den Zeitgeist kennen, die nur den Drohungen nachgeben und daher dem Papste, wenn er sich endlich in die Nothwendigkeit füge, jedes selbständige Verdienst entzögen. — Diese derbe Aeußerung ging dem Abschlusse des Concordats für die italienische Republik, welches im Wesentlichen nach dem französischen geformt war, voraus. Unverkennbar hatte bei der neuen Vereinbarung der pfäffische Scharfsinn Alles aufgeboten, um jede dem hierarchischen Systeme entgegenlaufende Verwilligung entweder mit Stillschweigen zu übergehen, oder so unbestimmt als möglich auszusprechen.

Gleiche Handlungsweise ward bei jeder Veranlassung befolgt; z. B. bei den kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands. Dort mußte die nothgedrungene Einrichtung eines Erzbisthums zu Regensburg dem Kurfürsten-Erzkanzler zur Entschädigung für das Kurfürstenthum Mainz und für den beträchtlichen Verlust geistlicher und weltlicher Gewalt dienen.

Dieses Abkommen bedurfte, nach bisheriger politischer Verfassung und kirchlicher Beziehung der Bestätigung des römischen Stuhles, welche endlich durch das Breve vom 15. Juli 1803 mit schlauen Winkelzügen ertheilt wurde. Voraus wird das Bedrängniß der Umstände bei damaliger Verwirrung der deutschen Kirche als Entschuldigungsgrund angeführt, um die nothgedrungene Verwilligung in dem einzigen gegenwärtigen Falle zu

motiviren; die neue Einrichtung wird ausdrücklich unkanonisch genannt, solche nur interimistisch zugelassen und der Kur-Erzkanzler nur als Verweser des neuen Erzbisthums bestätigt. Der hierher gehörigen Beschlüsse der weltlichen Mächte wird gar nicht gedacht. Noch deutlicher hatte sich die unwandelbare Tendenz des Papstthums kund gegeben durch eine Bulle vom 7. März 1802, wodurch die kanonische Existenz des Jesuiterordens, zunächst nur für Rußland und nicht anderswo, wiederhergestellt, und der Pater Gabriel Gruber als General des Ordens bestätigt wurde; doch die Abhängigkeit, worin der Papst zum ersten Consul stand, trübte bald die freundschaftlichen Verhältnisse, welche der Kaiser von Rußland mit Rom unterhielt. Diese Geneigtheit für die Jesuiten bethätigte sich, wo Pius VII. nur Gelegenheit dazu fand; schon 1804 ward der Orden im Stillen auch wieder in Sizilien hergestellt.

In der größten Bedrängniß des Papstthums zeigten, nach einer schwer zu enträthselnden politischen Pietät, die nichtkatholischen europäischen Cabinette dem Papste mehr Schonung als die getreuen Kinder seiner Kirche. In den ersten Regierungsjahren Pius VII. kann man kaum einen katholischen Fürsten namhaft machen, welcher blind seine weltliche Befugniß der kirchlichen Autorität unterwarf; es war der vom Erbprinzen von Parma zum Könige von Hetrurien gediehene Infant von Spanien, während der kurzen Zeit seiner Regierung, Ludwig I. genannt. Er züchtigte seine neuen Unterthanen, die Toskaner, die fleißigsten, gebildetsten unter allen italienischen Völkerschaften, durch Einführung eines streng-hierarchischen Systems, das in der spanischen Königsfamilie seit mehren Generationen so beliebt war. In einem neuen Religionsedicte vom 15. April 1802 wurde, im auffallenden Contraste mit den Maßregeln aller gepriesenen Regenten, den Unterthanen unbedingt in allen geistlichen Sachen der Recurs an den päpstlichen Stuhl verstattet, die Ordensgeistlichen dem Papste unterworfen, die Kirchengüter für unantastbar erklärt, die Bischöfe und ihre Befehle in Kirchensachen jeder weltlichen Controle entzogen, Buchdruckerei und Buchhandel der alleinigen Aufsicht der Pfaffen über-

Digitized by Google

antwortet. — Wie oft mochte sich Pius VII. wünschen, recht viele rechtgläubige, vielgeliebte Söhne der Art auf den Königsthronen zu sehen!

Alles Zwiespalts mit Bonaparte ungeachtet, erkannte der Papst, wie viel er ihm zu verdanken habe. Wo es das Papstthum verstattete, bewies er sich freundschaftlich gesinnt, willfährig. In einem, am 17. Januar 1803 gehaltenen geheimen Consistorium wurden elf neue Cardinäle ernannt, unter diesen vier französische Bischöfe, „nach dem Verlangen des ersten Consuls, dieses festentschlossenen, erlauchten Mannes, der die Religion aus einer verzweiflungsvollen Lage in den gegenwärtigen Zustand zurückführte; dem wir, nächst Gott, die Entfernung der Drangsale verdanken, welche die Kirche bedrohten, und der für die katholische Religion neue Vortheile hoffen läßt". — Diese vier neuen Cardinäle waren: Fesch, Erzbischof von Lyon, des ersten Consuls mütterlicher Oheim, Cambacérès, Erzbischof von Rouen, Boisgelin, Erzbischof von Tours, und ein Vierter, „dieser Auszeichnung ebenso würdig", doch wird dessen Benennung noch in petto behalten.

Unwiderlegbar bewies sich Pius VII. bei diesen Promotionen gar fügsam, wie auch Bonaparte, sie verlangend, persönlich; denn z. B. Boisgelin gehörte zu den emigrirten Geistlichen, die zu London im Hause des Erzbischofs von Narbonne neuerlich Zusammenkünfte hielten, auf Bonaparte Bannbullen schleuderten und dem Papste mit der Excommunication drohten, weil er willkürlich mit der französischen Kirche verfahre, ohne Die, welche der heilige Geist zu Regenten berufen habe, um Rath zu fragen. — Noch kürzlich hatte dieser Abbe Boisgelin in seiner Kapelle in der Kingstreet auf Postman-Square zu London den Emigrirten begeistert zugerufen: „Lieber sterben, als den Bund der Kirche und der legitimen Monarchie verletzen!" — Als er aber Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich erlangte, dort huldvolle Aufnahme und hohe Kirchenwürden fand, gab er den Bund mit der Kirche und der legitimen Monarchie ohne Zaudern auf, konnte aber den schlechten Gewinn nicht lange genießen, denn der Tod rief ihn schon im Augustmonate 1804 von seiner Irrfahrt ab.

Die innere Regierung des Kirchenstaates war mit unnennbaren Schwierigkeiten verflochten. Wenig half es, daß das päpstliche Gebiet bei den kriegerischen Begebenheiten von mehren Seiten geschont wurde. Rom blieb von französischer Besatzung frei; aber Ankona und Civita-Vecchia wurden damit belegt; diese Truppen mußten vom Papste unterhalten, außerdem zur Bewachung der Küsten bewaffnete Kutter ausgerüstet werden. Dazu war bei völliger Erschöpfung der Schatzkammer außerordentliche Kriegssteuer erfoderlich, die mit Strenge beigetrieben ward. Auch erfolgte eine Besteurung der Thüren und Fenster: Maßregeln, welche das römische Volk mit Unwillen, dessen Ausbrüche schwer zu hindern waren, ertrug. Die Seele dieser Regierungsangelegenheiten war Consalvi, dessen Einsicht zwischen dem Zeitalter, in welchem er lebte, und dem Kirchenkleide, welches er trug, Uebereinstimmung zu stiften suchte. Bei der gegenwärtigen, wie bei der zweiten Restauration des Papstthums, wo er immer Pius VII. treu zur Seite stand, wirkte er ruhmvoll, könnte ihm auch nur nachgesagt werden, daß er zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, zur Abschaffung der Tortur und zur Einführung einer festen Polizei die Befugniß seiner Staatsämter in Wirksamkeit setzte.

Nachdem Bonaparte der französischen Nation mit dem Schalksspiel einer Kaiserwahl Kurzweil gemacht, bestieg er am 18. Mai 1804, zufolge des vierten und letzten organischen Senatusconsultes, den Kaiserthron, mit der sich selbst auferlegten Verpflichtung, diese Thronbesteigung durch feierliche Salbung und Krönung zu begehen.

Diese Anordnung war ganz auf den Volkscharakter berechnet; die Ausführung sollte durch Beihülfe des Papstes, in Erneuerung uralten Gebrauchs, verherrlicht werden, damit Napoleon I., nach weltlichen und kirchlichen Begriffen, als der erste legitime Regent der Christenheit erschiene. Wie die alten deutsch-römischen Kaiser sich von den römischen Bischöfen krönen und salben ließen, um das weltliche Ansehen durch kirchliche Weihe zu heben, so wollte sich der neue Kaiser neben dem ersten Priester der Kirche stellen, gewiß genug, daß Niemand auf den Gedanken kommen dürfe, er unterwerfe sich und seine Krone der Hierarchie. Wie zu

Konstantins Zeiten, doch kühneres Sinnes, sollte die Gewalt des Siegers neuen Glanz, Bürgschaft der kanonischen Fortdauer, erhalten: ein Verlangen, dem sich Alles fügte, da der neue Regent, an der Spitze siegreicher Heere, jeden Widerspruch als Hochverrath zu strafen wußte.

Dem Papste gingen die dringendsten Einladungen zu, sich nach Paris zu begeben, zur Vollziehung der Salbung und Krönung. Diesen Auffoderungen Folge zu leisten, rieth eine vorsichtige Beachtung der Zeit; sie von der Hand zu weisen, foderten das wiedererwachte Papstthum und jene unwandelbaren Grundsätze der römischen Curie, welche sich kund gegeben hatten, als das Cardinalscollegium noch vor abgehaltenem Conclave zur Papstwahl, vorläufige Anerkennung des zu wählenden Kirchenhauptes bei dem flüchtigen Prätendenten der Krone Frankreichs nachsuchte. Je größer die Zahl der Klagen war, welche Pius VII. seit dem Abschlusse des Concordats mit Frankreich wider die Regierungsmaßregeln des ersten Consuls auf dem Herzen hatte, je schmerzlicher der Verlust der Legationen dem Regenten des Kirchenstaates blieb, um so lockender war die Aussicht, durch Willfährigkeit hinsichtlich der Anwesenheit bei der Kaiserkrönung, den neuen Kaiser nachgiebig zu stimmen. Päpstlicher Seits war man ohnehin geneigt, jeder Vernichtung verhaßter republikanischer Institutionen, welche die Revolution mit sich gebracht hatte, die Hand zu bieten; ein neues französisches Kaiserthum mußte der römischen Politik willkommner sein als eine französische Republik.

Man verglich die gegenwärtige Reise des Papstes, zu der sich Pius VII. wider den Rath des Cardinalcollegiums, und gegen den Wunsch des römischen Volks entschloß, nach dem übeln Erfolge, mit jener bekannten Reise seines Vorgängers nach Wien; doch mit Unrecht, denn Pius VI. begab sich zum Kaiser Joseph II. in der eitlen Voraussetzung, seine Gegenwart werde eine Abänderung der großen Reformen des deutschen Kaisers hervorbringen; er glaubte, vor dem Zauber seiner persönlichen Hoheit werde das weltliche Regiment demuthsvoll sich beugen; er traf in Wien ein, ungebeten und unerwünscht. Pius VII. dagegen mußte nach Paris gehen, wenn er nicht mit dem neuen Kaiser förmlich brechen wollte.

Napoleon wollte durch möglichsten Glanz das in sich tragende Ideal der Herrschermacht der Welt zur Schau stellen; er wollte der Karl der Große seines Zeitalters sein, wozu sein Scherflein darzubringen der Papst fast gezwungen wurde. Vor seinem Abzuge von Rom, am 2. November 1804, entwickelte Pius VII. in einem geheimen Consistorium die Beweggründe der Reise; er legte den Cardinälen die ihm zugegangenen Einladungen vor, und fügte hinzu: „Der mächtige Fürst, welcher sich schon um die katholische Kirche so verdient gemacht hat, unser vielgeliebter Sohn in Christo, Napoleon, Kaiser der Franzosen, gab uns den dringenden Wunsch zu erkennen, von uns die heilige Salbung und die kaiserliche Krone zu empfangen, um so mit der Heiligung dieser Ceremonie der reichen Segnungen der Religion theilhaftig zu werden. — Zwar sind Wir bei Erwägung dieser Angelegenheit auf manche Schwierigkeiten gestoßen, die unser Gewissen mit Unruhe erfüllten; allein es wurden uns auf alle Unsere Bedenken, auf Befehl des Kaisers, solche Zusicherungen gegeben, welche uns von der Nothwendigkeit dieser Reise zum Besten der Religion überzeugten. Wir erachten es indeß nicht für nöthig, über diesen Gegenstand hier ausführlich zu reden, da Ihr den Gang dieser Unterhandlungen bereits vollständig kennt".

Der heilige Vater unternahm die beschwerliche Reise nicht zur Seite seines Rathgebers und Staatssecretairs Consalvi, doch begleiteten ihn mehre Cardinäle, unter denen der gelehrte Borgia das Ziel der Reise nicht erreichte, sondern zu Lyon verstarb. Dieses Zurückbleiben der ersten päpstlichen Ministers mußte auffallen; die Entschuldigungsgründe, welche Consalvi deshalb beibrachte, sprach er in einem Briefe an den Cardinal Caprara aus, und bat ihn, solche bei'm Kaiser geltend zu machen. Hier heißt es: „Ew. Eminenz können sich leicht vorstellen, ich wiederhole es, daß mir, wenn ich den Papst begleiten dürfte, der größte Gefallen geschähe. Doch der heilige Vater hält mein Zurückbleiben zu Rom für durchaus nothwendig; ihn hierüber eines Andern belehren wollen, hieße ihn höchlichst bekümmern und ihn in die traurige Nothwendigkeit versetzen, hierauf gerichteten dringenden Bitten nicht willfahren zu können. Dies ist dem Cardinal Fesch gesagt, der oft mit mir über

diesen Gegenstand gesprochen hat, und der die Wichtigkeit der Gründe Sr. Heiligkeit einsieht. Man muß hier an Ort und Stelle sein, um gewisse Dinge zu begreifen, die sich aus der Entfernung nicht richtig beurtheilen lassen. Ew. Eminenz können überzeugt sein, daß Rom des Papstes Abwesenheit mit dem größten Misvergnügen sieht. Die Ruhe des Landes und der Gang der öffentlichen Geschäfte fodern gebieterisch, daß bei der Entfernung des Papstes sein Minister zurückbleibe. Zudem sind mit verschiedenen fremden Höfen Geschäfte eingeleitet, welche nur hier mit den Ministern jener Mächte verhandelt werden können. — Auf der andern Seite können Ew. Eminenz mir glauben, daß es keinen Schaden bringt, wenn ich nicht mitkomme. Der Cardinal Caselli, welcher schon in Paris war, vereinigt in sich dieselben Vortheile, welche man sich von meiner Gegenwart verheißt. Außerdem ist Ein Grund wichtiger, als alle; Ew. Eminenz befinden sich dort, dies genügt: Sie vereinigen in sich Fähigkeit, Ortskenntniß, Achtung des Kaisers und das Vertrauen unsers Herrn; so wird meine Nichtanwesenheit zu Paris keine Lücke verursachen. — Mögen daher Ew. Eminenz Sorge tragen, daß man über die Reise Sr. Heiligkeit im Wesentlichen beruhigt werde, und daß man sich von den Absichten überzeuge, die der heilige Vater auch in Hinsicht auf den Staat und auf den Platz, den er verläßt, haben muß".

Die Aufnahme, welche das Kirchenhaupt auf französischem Boden fand, war erwünschter als man erwartete. Ueberall wurden Freuden- und Ehrenbezeugungen dargebracht, woran die höchsten Orts getroffenen Anordnungen ihr Theil haben mochten; aber auch der Zeitgeist und die Nationalstimmung der Franzosen zeigten sich wirksam: der zur Kaiserkrönung ziehende Papst war ein Gegenstand der Neugier und der Freude, denn jeder Franzose sah in ihm den in der Vorzeit oft so furchtbaren Kirchenfürsten, welcher dem politischen Uebergewichte Frankreichs huldigte. Die Verehrungsbezeugungen, welche der Papst erhielt, galten weniger der päpstlichen Tiara als der Krone Karls des Großen, welche er auf das Haupt des siegreichen Franzosenkaisers setzen sollte. Doch auch der französische **Muthwille behauptete sein Recht, indem er vom Papste eine Menge von Anekdoten in Umlauf brachte, deren Inhalt dem heiligen Vater, wenn**

sie zu seinen allwissenden Ohren gelangten, keine Freude machen konnten. Da hieß es: man habe in Rom ausgesprengt, der Papst werde in Frankreich mit Koth beworfen werden; bei dem festlichen Empfange habe Pius VII. dem Polizeiminister Fouché über das Betragen der Franzosen schmeichelhafte Aeußerungen gemacht und gesagt: „Ich konnte wol hoffen, als ehrlicher Mann, nicht aber als Papst in Frankreich empfangen zu werden". — Anfänglich sollte dann der Papst sich geweigert haben, sich die Hände küssen zu lassen, mit den Worten: „Ich weiß, daß die Franzosen nur gern schönen Frauen die Hände küssen".

Wo blieb denn damals der Pantoffelkuß? — Portalis, der Minister der kirchlichen Angelegenheiten, hatte genau das Ceremoniel der Empfangsfeierlichkeiten vorgeschrieben.

Am 25. November traf Nachmittags der Papst zu Fontainebleau ein, wohin ihm der Kaiser mit dem Minister Talleyrand und höfischem Gefolge entgegen gekommen war, oder wie pariser Blätter berichten mußten, wohin Napoleon zur Jagd gereist war; mithin erhielt das Entgegenkommen den Anstrich eines zufälligen Zusammentreffens. Der Prunk des neuen Hofes konnte dem Gaste nicht verkennen lassen die untergeordnete Rolle, zu der er hier berufen war. Er mußte dem Kaiser den ersten Besuch machen. Bei der angeordneten Vorstellung der Behörden, die der Papst nicht zurückweisen konnte, erfolgten Anreden, deren Inhalt das Gemüth des heiligen Vaters tief verwunden mußte. So sagte Fontanes, an der Spitze des gesetzgebenden Corps: „Die Zeit ist vorüber, wo Priesterthum und Staat in Eifersucht lebten. Beide reichen sich die Hände zur Abwehrung jener unglücklichen Lehrsätze, welche den Staat mit einer völligen Umkehrung bedrohten. Mögen sie für immer dem vereinten Einflusse der Religion und der Staatsklugheit Platz gemacht haben. Unbezweifelt sind dieses keine nichtigen Wünsche; nie war in Frankreichs Politik mehr Geisteskraft als jetzt; nie bot der päpstliche Stuhl der christlichen Welt ein ehrwürdigeres, rührenderes Bild dar". Noch ärger wurde dem Papste mitgespielt in der Anrede, welche Namens des Tribunals Fabre de L'Aude hielt; hier wurden dem heiligen Vater die Grundsätze, nach welchen er den Kirchenstaat regieren sollte, sehr freimüthig an's Herz gelegt, indem das we-

nige wirklich Geschehene, mit dem vielen noch nicht Geschehenen als schon vorhanden, Lob erhielt. „Ihre Heiligkeit", heißt es, „haben den Aufwand der apostolischen Hofhaltung, der Tafel, des Unterhaltes und der persönlichen Ausgaben wie die eines einfachen Privatmannes beschränkt, im Bewußtsein, daß wahre Größe nicht im Pompe und Gepränge, sondern im Lichte der Tugend und einer wirklich weisen Verwaltung sich offenbart. Landbau, Handel und Kunst erhalten im Kirchenstaate ihren alten Glanz. Die Abgaben waren dort willkürlich, vielfach, schlecht vertheilt; Ihre Heiligkeit haben dagegen eine billige, gleichmäßige Grund- und Personensteuer angeordnet, wie sie für ein Land, das keinen großen Kriegsetat nöthig hat, und wo strenge Sparsamkeit die Ausgaben feststellt, hinreicht. Bevorrechtungen und Befreiungen haben aufgehört, seitdem der Prinz wie der geringste Unterthan gleichmäßige Abgaben zahlt. Die früher angelegten Register des Grundbesitzes sind vollendet, ein Hypothekenbureau ist errichtet und der Reichthum der Capitalbesitzer den bedrängten Grundeigenthümern zugänglich gemacht. Auf Urbarmachung und Pflanzungen sind Preise ausgesetzt. Das Land um Rom, so lange Zeit wüste und unbebauet, wird bald von Fruchtbäumen grünen, wie zur Zeit des römischen Glanzes. — Der Handel hatte zu seinem Emporkommen nöthig, von den fiskalischen Hemmungen, von dem Systeme der Verbote und Bedrückungen befreit zu werden, er will frei sein wie die Luft. Ihre Heiligkeit haben die Freiheit des Handels gesetzlich ausgesprochen. Falsche und geringhaltige Münzen, wodurch Miscredit und Betrug befördert werden, sind durch richtiges Geld ersetzt. Wollen- und andere Zeuchfabriken sind zu Rom und Civita-Vecchia zum Unterhalte der Dürftigen errichtet. Während Ihre Heiligkeit die Mildthätigkeit für Arme auf's höchste treiben, nichts für sich oder Ihre Famile aufbewahren, wachen sie sorgfältig über die stets nützliche Verwendung Ihrer Freigiebigkeit. Die Stadt Rom, ungeachtet manches Verlustes, wird ferner die Heimath der schönen Künste sein. Dieses sind", so schließt der Redner, „die Wohlthaten, welche die väterliche Regierung Ihrer Heiligkeit verherrlichen!"

Wie mußte sich Pius VII. als weltlicher Fürst und als erster Priester der katholischen Kirche gedemüthigt

fühlen bei solchen Lobsprüchen, die gewiß in keinem Betrachte in das System des heiligen Stuhles paßten. Gleich bitter für ihn war die Art, mit der Fontanes seiner geistlichen Würde erwähnte, oder wie Andere solche mit völligem Stillschweigen übergingen.

Die Krönungsfeier, welche den 2. Dezember stattfand, hatte viel ausgezeichnete Fremde nach Paris gebracht; unter ihnen ward vom Kaiser mit vorwaltender Auszeichnung der Kur-Erzkanzler von Dalberg behandelt, der soeben an Klopstock's Stelle zum auswärtigen Mitgliede des französischen Nationalinstituts ernannt war. Jenes geschah oft mit nicht zuvorkommender Zurücksetzung des Papstes und der ihn umgebenden Cardinäle. Wie es bei der Krönung gehalten werden sollte, hatte ein ausführliches Reglement vorgeschrieben; sogar waren darin die Zeitpunkte bezeichnet, wo die Anwesenden das Vive l'empereur et l'imperatrice anstimmen sollten. Bei diesen Ceremonielanordnungen wurde zuweilen Schonung sichtbar, die man der Gegenwart des heiligen Vaters schuldig zu sein glaubte; sobald aber diese Schonung ungünstige Eindrücke auf die Nationalstimmung zeigte, trug Napoleon kein Bedenken, alle Berücksichtigung des hohen Gastes daran zu geben. So waren z. B. zur Krönung alle Präsidenten der Collegien, auch die der reformirten Consistorien eingeladen, welche, obgleich Geistliche, nicht in ihrem geistlichen Ornate, sondern in Hofkleidern, mit gestickten Röcken, Degen und Haarbeuteln erscheinen sollten, um nicht die Blicke des Papstes auf sich zu ziehen. Nun faßten die reformirten Geistlichen einstimmig den Entschluß, von den Festlichkeiten lieber zurückzubleiben. Bei den lutherischen Consistorialpräsidenten, die keine Geistlichen waren, hatte jene Vorschrift nichts Verletzendes; indeß erregte doch der Vorfall bei allen Nichtkatholiken Argwohn und Besorgniß, die Begünstigung des Papstthums möchte ihrer Glaubensfreiheit nachtheilig werden, wogegen der Kaiser bekanntmachen ließ: er habe von jener, von einem untergeordneten Hofbeamten herrührenden Bestimmung nicht gewußt; und als ihm die reformirten Consistorialpräsidenten vorgestellt wurden, redete er sie mit besonderer Freundlichkeit an, versicherte, er kenne den guten Geist sämmtlicher protestantischer Gemeinden, und er sähe Erhaltung der Gewissensfreiheit und Gleichheit

der Bürgerrechte, ohne Unterschied des Religionsbekenntnisses, als eine seiner heiligsten Pflichten an.

War anfänglich das Erscheinen des Papstes in dem sich neugestaltenden Paris den Franzosen ein Gegenstand der Kurzweil, so wurde sein längerer Aufenthalt in der Hauptstadt, besonders die ihm beschiedene Rolle bei der Krönungsfeierlichkeit, bald der Gegenstand des Mitleids. Bekanntlich war die Kirche Notre-Dame zu dieser großen Staatsaction prachtvoll geschmückt. Mit unnennbarem Pompe zog am Morgen des Festes jenem Tempel zu, was Frankreich und sein weitgebietender Kaiser Glänzendes aufzuweisen hatten. Verbunden waren zu diesem Zwecke die Leistungen der Künste und der imponirende Schmuck der siegreichen Kriegsvölker. Unter diesen endlosen Prachtzügen wurde der Papst, welcher um 9 Uhr von den Tuilerien nach dem Dome fuhr, kaum bemerkt. Nicht einmal ein vorzüglich geistreiches Gesicht — eine Empfehlung der Natur, von großer Wirksamkeit auf das Volk — konnte den Mangel irdischen Glanzes ersetzen; in der Kunst der Repräsentation, besonders bei Austheilung des Segens, konnte sich Pius VII. mit seinem Vorgänger nicht messen; doch verließ ihn eine würdevolle Haltung nicht, selbst wenn die muthwilligen Pariser die dem Unglücklichen gebührende Schonung vernachläßigten. — Seine Umgebung wurde verlacht, seinem Wagen ritt nach alter Sitte auf einem Esel ein Geistlicher, in unscheinbarem braunen Mantel gehüllt, das päpstliche Kreuz haltend, vor. Während des Krönungsgottesdienstes trieb draußen vor der Kirche das Volk mit dem päpstlichen Esel, den es zum Sehen und Küssen ausbot, so vielen grausamen Unfug, daß das arme Thier wenige Tage nachher verschied, als Folge der hier ausgestandenen Mishandlungen.

Gegen 11 Uhr gelangte der Papst vor dem Hochaltare der Kirche auf dem ihm errichteten Throne an, wo er bis 12 Uhr auf den Kaiser warten mußte. Augenzeugen versichern, der wenig beachtete Pius VII. habe in tiefen Betrachtungen versunken anderthalb Stunden lang da gesessen, und in dem kalten Dezembertage vor Kälte, Abspannung und Trübsinn gezittert; sein kummervoll bleiches Angesicht konnte nur mit Mitleid betrachtet werden. Endlich schritt man zur eigentlichen Feier: der päpstliche Greis salbte den vor ihm am Altare knienden

Kaiser und die Kaiserin. Die Krone setzte sich Napoleon selbst auf, zum offenkundigen Beweise, daß er unter den Ehrenbezeugungen, die dem Papst erwiesen wurden, nicht vergaß, bemerklich zu machen: er verdanke die Herrschergewalt und ihr Symbol sich selbst, nicht der päpstlichen Verleihung. Der Gekrönte ließ sich vom Papste segnen und küssen, worauf der heilige Vater das Vivat Imperator in aeternum anstimmen mußte. — Nie sah sich wol ein Kirchenfürst gezwungen, bei einer solchen Veranlassung eine mehr untergeordnete Rolle zu spielen. — Dagegen mußte der Papst vielen Einladungen Folge leisten und repräsentiren, wo der Kaiser seine Gegenwart zur Verherrlichung der höfischen Feste für sachdienlich erachtete. Nach allen Beziehungen ward der Eindruck berechnet, welchen seine Gegenwart hervorbringen sollte. Nicht weil das Volk tanzen wollte, ward, wie gewöhnlich, musicirt; sondern musicirt ward, damit das Volk tanze.

Oeffentliche Blätter trugen Sorge, daß die Gegenwart des Papstes nicht ganz vergessen wurde, während man sich bemühte, ihm Zeit und Gelegenheit abzuschneiden, zur Beibringung der Gesuche und Beschwerden, deren günstige Ausgleichnng er sich als den Lohn dieser Reise noch denken mochte. So wurden Ehrenbezeugungen das beste Mittel, die Spannung zu verdecken, in welche Papst und Kaiser verfielen. Keine Veranlassung blieb unbenutzt, den heiligen Vater vom Lichte des Zeitgeistes bescheinen zu lassen, und zahlreiche Anekdoten, die gar nicht in den Ideenkreis Pius VII. paßten, wurden in Umlauf gesetzt. So wurden dem heiligen Vater alle Institute gezeigt; der bekannte Denon mußte ihn auf die kaiserliche Bibliothek, in die Münze und sonst umherführen. In einer dieser literarischen Institute wurde dem heiligen Vater, wie man erzählte, das Vaterunser in 152 Sprachen gedruckt, dargereicht. Pius soll es mit Wohlgefallen angenommen, seinen Begleiter aber gefragt haben: „Vielen Dank, Herr Denon! aber wo ist Ihr Werk über Aegypten"? — Denon antwortete: „Dieses Ihrer Heiligkeit zu überreichen, wagte ich nicht, weil Sie mich deshalb in den Bann gethan haben, denn ich suchte darin zu erweisen, daß die Erde älter als 6000 Jahre sei". — „Still, still!" soll der witzig gewordene Papst entgegnet haben, „Sie thaten Ihre

Schuldigkeit, ich die meinige; legen Sie mir nun unverzüglich Ihr treffliches Werk vor!" — Viele dem Papste in der kaiserlichen Druckerei u. s. f. gezeigten literarischen Schätze waren vor wenigen Jahren noch zu Rom, und mußten trauervolle Empfindungen in ihm rege machen; es waren Beuten des gekrönten Siegers, welcher mit kühnem Selbstgefühle, hier, wie immer, den Geboten billiger Schonung Hohn sprach.

Hatte Pius VII. vor seiner Abreise von Rom verheißen, nach der ausdrücklichen Versicherung des Kaisers sei der Zweck der Reise nach Paris nicht allein Vollziehung der Salbung, sondern das große Interesse der Religion sollte in persönlichen Conferenzen, zur Verherrlichung der Kirche und zum Heile der Völker abgehandelt werden: so gab der lange Aufenthalt des Papstes in der Hauptstadt Frankreichs (die Abreise erfolgte, um den Eintritt milderer Jahreszeit abzuwarten, am 4. April 1805) hinlängliche Gelegenheit, solche Verhandlungen zur Reife zu bringen. Immer sah sich der heilige Vater bei den von ihm in Anregung gebrachten kirchlichen Angelegenheiten in seinen Erwartungen getäuscht. Napoleon zeigte keine Neigung zur Schlichtung der obwaltenden Misverständnisse; er ließ immer ausweichend die päpstlichen Anträge unerörtert; der neue Kaiser zeigte noch mehr Widersetzlichkeit als der erste Consul offenbart hatte; der Papst galt weniger zu Paris als zu Rom. Dagegen zeigte man sich kaiserlicher Seits recht zufrieden, daß der Papst Kirchen besuchte, Segen und Rosenkränze austheilte und manche Stunde daran wendete, sich vom Volke den Fuß küssen zu lassen. Auch wurden Consistorien gehalten, wo de Belloi den rothen Hut empfing, wo ein Concordat mit Deutschland berathen wurde, aber nicht zu Stande kam, ungeachtet der gewichtvollen Bemühungen Dalberg's, des edlen Vielverkannten; daran verhinderte besonders der pfäffische Starrsinn des päpstlichen Nunzius della Genga, welcher alle Hoffnung zur Vereinbarung abschnitt, und die deutsch-katholische Kirche, besonders aus Trotz gegen Baiern und Würtemberg, ihrem Schicksale preisgab. Es blieb bei dem unbestimmten Ausspruche des Breves vom 15. Juli 1803, wonach die Errichtung eines Erzbisthumes zu Regensburg, als Entschädigung für den Kurfürsten-Erzkanzler, welcher sein schönes Mainzerland an

Frankreich abtreten mußte, auf keine Weise bestätigt war, sondern mit schlau ersonnenen Winkelzügen, in dem einzigen gegenwärtigen Falle, als nothgedrungene Verwilligung nachgegeben ward, daß bei dem Bedrängniß der Umstände diese unkanonische Veränderung interimistisch verstattet und der Kurfürst-Erzkanzler zum Verweser des erledigten Bisthums Regensburg ernannt werde. Alle übrigen Veränderungen der bisher vom Krumstabe regierten Länder und die daraus entstandene Auflösung des bischöflichen Regiments in Deutschland sind mit Stillschweigen übergangen. — Um alle kirchlichen Acte durchzumachen, mußte Pius VII. noch am 24. März den Sohn des nachherigen Königs der Niederlande, Napoleon Louis, taufen.

Zum alten Sitze des Papstthums, der entwürdigten Roma, gelangte die erste Nachricht von der vollzogenen Krönung durch einen Luftballon, welchen, unter Garnerin's Leitung, die Stadt Paris am 17. Dezemb., dem Kaiser zu Ehren, dem Volke zur Unterhaltung steigen ließ. Schon den 17. Abends fiel derselbe in den See von Bracciano, sechs Meilen nordwärts von Rom, nieder; er hatte, dem Winde überlassen, die Luftreise von 243 Lieues in 22 Stunden gemacht: eine dem Ballon angeheftete Nachricht verkündete den Römern seine Herkunft und Veranlassung, und gab den Italienern Gelegenheit, über beide manchen beißenden Witz auszusprechen, oder die seltsame Erscheinung zu abergläubischen Gerüchten zu benutzen.

Die lange Abwesenheit des heiligen Vaters steigerte die Erwartungen des Erfolgs. Pius VII. traf endlich den 16. Mai zu Rom wieder ein; er hatte sich am 26. April zu Turin vom Kaiser, der auf dem Wege nach Mailand war, um sich die Krone des neu errichteten Königsreichs von Italien aufzusetzen, getrennt, und fest verweigert, auch bei dieser Feierlichkeit zu figuriren. Der Papst ward mit Spott empfangen: nie zeigte das römische Volk eine ungünstigere Stimmung als gegenwärtig. Die Wirksamkeit geheimer Einflüsterungen, deren Quelle leicht zu errathen, offenbarte sich. Die Beantwortung der wichtigen Frage: was für den Kirchenstaat und für das Papstthum in den persönlichen Zusammenkünften mit

Digitized by Google

dem Kaiser ausgerichtet sei? erfolgte stillschweigend. Erst in einem am 26. Juli gehaltenen geheimen Consistorium gab der heilige Vater von der denkwürdigen Reise in langer Rede also Nachricht:

Ehrwürdige Brüder!

„Seit dem Augenblicke Unserer Rückkehr aus Frankreich nach Rom, wünschten Wir sehnlichst, Euch, Ehrwürdige Brüder, zu einem Consistorium zu versammeln, um Euch von dem Erfolge Unsers Vorhabens, Unsern geliebten Sohne in Christo, Napoleon, mit dem kaiserlichen Ehrenzeichen zu schmücken, Nachricht zu geben, und gleichfalls die heilsamen Früchte, welche Wir unter Gottes Beistande auf dieser Reise einsammelten, unvorzüglich Euch darzulegen. Dennoch konnten Wir bisher diesem Verlangen nicht nachkommen, weil, wie Wir hiernächst anführen werden, für die Kirchen Vieles geschehen, und die Prüfung der damit beauftragten Bischöfe von uns beschleunigt werden mußte. So erfreuen Wir Uns, um Unserm Verlangen genügen zu können, des heutigen Tages, welcher so nahe ist dem herrlichen Feste der heiligen Apostel Petrus und Paulus, um Euch in Kenntniß des Guten, das wir durch ihre Hülfe vorzüglich erlangten, zu setzen, indem Wir mit verdoppelter Frömmigkeit und mit der dankbarsten Gesinnung auf das Andenken jener Märtyrer hinweisen".

„Wir verließen, wie Euch bekannt ist, am 2. November vorigen Jahres Rom, weithin begleitet von den Gebeten und Glücksverheißungen des römischen Volkes, welches Unsere väterliche Liebe anrief und den glücklichen Erfolg der Reise vorherverkündete. Als Wir Etruriens Grenzen überschritten, über Florenz hinaus, überbot jegliche Beschreibung die Freude, mit welcher von allen Seiten herbeiströmende Völker sich Uns zeigten, in Verehrung Unserer Person, als demuthsvollen Nachfolger Petri und Stellvertreter Christi auf Erden. Unter allen ragte Unsere geliebte Tochter in Christo, Maria Aloysia, Königin von Etrurien, hervor, die Uns nicht allein mit den glänzendsten und zärtlichsten Beweisen der Andacht empfing, sondern darauf drang, daß Wir bei ihr verweilen und das Sacrament der Confirmation ihrem geliebten Sohne, dem Könige Ludwig von Etrurien ertheilen möchten. Diese heilige Handlung ward unter prachtvollen Vorkehrungen begangen, wobei Wir die Frömmig-

keit der jene anordnende Mutter, des Sohnes und aller Anwesenden bewundern mußten".

„Auf der eiligen Reise durch Italien, wo Uns aller Orten, vorzüglich zu Mantua, Reggio, Parma, Plazentia u. s. f. die ausgezeichnetsten, glänzendsten Beweise der Ergebenheit dargebracht wurden, erreichten Wir Turin, wo unser ehrwürdiger Bruder, der Cardinal Cambacérès, Erzbischof von Rouen, schon von Seiten des Kaisers der Franzosen eingetroffen war, um in seinem Namen Unsern Eintritt in Frankreich zu beglückwünschen und seinen sehnsuchtsvollen Wunsch, Uns zu sehen und bei sich zu empfangen, darzulegen. So betraten wir Frankreich; dessen berühmte Völker bewiesen bei Unserer Ankunft die alte Liebe zu ihrer Religion und Frömmigkeitssinn, sowol durch Worte als wie in jeglichem äußern Betragen. Aller Orten hielten die Provinzialbehörden, Magistrats-, Civil- und Militairpersonen an Uns Anreden, erfüllt von Gehorsam und Unterwerfung gegen Uns und gegen den apostolischen Stuhl. Zu Lyon wurden Wir bewillkommt von dem ehrwürdigen Bruder, dem Cardinal Fesch, dem Erzbischofe jener Stadt, welcher jeder Art von Dienstleistung für Uns sich in Freigiebigkeit und Pracht befleißigte. Die Frömmigkeit der Menschenmenge war in Lyon so groß, daß die dortige Metropolitankirche, in welcher Wir Gottesdienst hielten, den Andrang der herbeiströmenden guten Bürger nicht fassen konnte. Welche Wonne für Uns! — Wie viel väterliches Mitleid bezeugten Wir willfährig bei dieser veränderten Stimmung! Wie entbrannte Unsere Liebe für den mächtigen Kaiser der Franzosen, dem es rühmlich zu verdanken, daß durch den Abschluß des Concordats mit Uns in Frankreich die Religion zu neuem Ruhme und Glanze gediehen ist".

„Doch es war Uns so zu sagen nicht verstattet, zu Lyon Uns dieses Triumphes länger zu erfreuen. Das dringendste Verlangen des Kaisers berief Uns zur Ueberkunft, um seine Einsegnung zu vollziehen, und zur Verhandlung der Religionsangelegenheiten, um deren Willen Wir, mit Beseitigung aller Schwierigkeiten, diese Reise unternahmen. Ohne Aufenthalt begaben wir Uns also nach Foutainebleau, wo Uns endlich das Glück wurde, den machtvollen, von Uns vielgeliebten Fürsten zu erblicken und Uns seiner Umarmungen zu erfreuen.

Digitized by Google

Von welcher Wollust, welcher Freude wurden Wir ergriffen bei'm ersten Zusammentreffen mit dem Kaiser, dessen Namen das Weltall bis zu den fernsten Grenzen hin erfüllt, und dessen Thaten Gott gebraucht, damit die katholische Religion in Frankreich zu neuem Glanze gedeiht! — Immer wird Uns dankbar unvergeßlich bleiben, Unser Aufenthalt auf dem Schlosse zu Fontainebleau, wo Wir nach dem freundlichen Rathe des mildgesinnten Kaisers einige Tage verweilten, um Uns von den Beschwerden der Reise zu erholen. Voll Bewunderung des Wohlwollens und der Freigiebigkeit des Kaisers gelangten Wir mit ihm nach Paris, wo am 2. Dezember, als am ersten Adventssonntage, seine und der in Christo zärtlich geliebten Tochter Josephine, seiner trefflichen Gemahlin, Salbung und Krönung, unter dem Zuströmen der Glückverheißungen des ganzen Reichs und unter unermeßlicher Pracht, feierlich vollzogen sind".

„Nach Abmachung dieser Feierlichkeit, wandten Wir Uns, wie gesagt, sogleich zu den die Religion betreffenden Verhandlungen, mit desto größerm Vertrauen, da der Kaiser selbst, nach Inhalt der Euch bekannten Briefe, darauf verwiesen hatte, daß er in traulicher Zwiesprache mit Uns Verabredung treffen wolle, zur Verherrlichung der katholischen Religion und zur Herstellung des alten Glanzes des Gottesdienstes. Wir müssen hier mit dem innigsten Dankgefühle erwähnen die Heiterkeit, Gefälligkeit, das Wohlwollen und die Geneigtheit, mit welchen er Unsere, mit apostolischer Freimüthigkeit gemachten Anträge vernahm, und Unsere Vorschläge für das Heil der katholischen Religion, für den Glanz der gallikanischen Kirche und für die würdevolle Machtbefugniß des heiligen Stuhles sich darlegen ließ. Unser vorzügliches Augenmerk war auf die Wiederaufnahme einiger Bischöfe in die Gemeinschaft der Kirche gerichtet, welche früher von Uns kanonisch entsetzt waren; dann eine Bestätigung ihrer Wiederannahme nöthig hatten, solche auch erlangten, aber dennoch Besorgniß über ihre redliche Sinnesart veranlaßten. Doch diese Besorgniß räumten sie in wenigen Tagen hinweg. In mündlichen Versicherungen, wie auch in schriftlichen, welche uns eingereicht wurden, erklärten sie sich zuverläßig für die Anerkennung der Rechte des apostolischen Stuhles, wie der gallikanischen Kirche, und versicherten hiernach ihre An-

Digitized by Google

hänglichkeit und Unterwerfung. — Wie trostreich für Uns! Mit väterlicher Zärtlichkeit widmeten Wir ihnen unsere Zähren! Damit dieser Unser Trost bleibend und ertragreich sei, ertheilten Wir denselben bestimmte, weitgehende Berechtigungen, welche auf die Zuverlässigkeit ihrer Erklärungen berechnet sind, und Unserer Seits jede Beschwerde beseitigen. Wir flehen um diesen Erfolg in innigen Gebeten zu Gott dem Herzenskündiger, damit er das heilsame Werk erhalte, durch seine Gnade stark mache und vervollkommene!"

„Nach Beendung wichtiger Geschäfte dieser Art, wendeten Wir Uns sogleich zu andern Gegenständen, behufs des Heiles der Religion, der Freiheit der Kirche, der Ehre der Geistlichkeit, deren Vermehrung und nothwendigen Ausstattung. Voll des Vertrauens, welches Uns der leutselige Kaiser einflößte, in der Ausübung der Gerechtsame Unsers apostolischen Amtes, setzten Wir demselben mündlich und schriftlich auseinander, welche Nachtheile die gallikanische Kirche erlitten durch Unbill der Zeit und durch damit verknüpfte Verkehrtheit der Meinungen, und machten ihm dieser zu Folge Unsere Anträge. Des Kaisers Antworten waren vollkommen entsprechend und erfüllen Uns mit voller Hoffnung, daß die gallikanische Kirche, unvermerkt und schrittweise genesend, endlich alten Glanz und Verfassung wieder erlangen wird. In der That sind zwar deren Krankheiten von solcher Art, daß sie mit schleuniger Hülfe angegriffen werden müssen; wer sie aber augenblicklich heilen wollte, würde sie mehr verschlimmern als heilen".

„Glaubt nicht, ehrwürdige Brüder, daß Wir blos Hoffnungen nähren, viele Thatsachen sind Uns Pfand und Angeld von dem, was geschehen wird. Schon sind die Priesterschaften der Missionen (die Missionarien) und die barmherzigen Schwestern, welche St.-Vincentius von Paulo heilbringend stiftete, nach ihrer Regel mit ihren Ordenskleidern wieder in's Leben getreten; zur Besorgung des Gottesdienstes und zur Wiederherstellung der Kirchen ist durch Staatsgesetze das Geld ausgesetzt; ansehnliche, geräumige Gebäude sind den Geistlichen zu Seminarien überwiesen. Diese Seminarien können Vermächtnisse an Geld, wie an Grundstücken erwerben; gleichfalls erhalten sie schon jetzt bei den Kathedralkirchen aus dem öffentlichen Schatze bestimmte Unterstützung, welche Ein-

nahmen für die Bischöfe und Chorherrn jener Kathedral-kirchen vermehrt sind; Orts- und Provinzialbehörden sind befehligt, die Kosten zur Erhaltung der Kirchen und zu den Kirchengeräthen herzugeben; die Gesellschaft der Missionen, deren Bestimmung es ist, in den entferntesten Gegenden der Erde den wahren Glauben zu verbreiten, ward, nach dem Willen des Kaisers, so wiederhergestellt, daß sie befugt ist, wo es angeht, sich wieder in den Besitz ihrer Güter zu setzen, und neue Ländereien zu erwerben. Die Arbeiter, bestimmt den Samen des Evangeliums unter den Völkern zu säen, werden des Kaisers Beistand und Schutz genießen. Wir selbst wollen Uns angelegen sein lassen, daß einige vorzügliche Priester der Missionsgesellschaft, unter Ertheilung des apostolischen Segens, zur Verkündigung unserer heiligen Religion, nach dem Lande der Chinesen abgesandt werden. Unter diesen Bemühungen vergaßen Wir nicht Unsere patriarchalische, lateranische Kirche, die Mutter und das Haupt aller Kirchen der Erde; ihr voriges Besitzthum in Frankreich, dessen sie im Bedrängnisse der Zeit verlustig wurde, ist ihr durch die Freigiebigkeit des edelmüthigen Fürsten wiedererstattet. Außerdem ward Vieles, von größter Bedeutung, in's Werk gerichtet. So ist gesetzlich angeordnet, daß die Bischöfe in geistlichen Dingen, und die Sachen des Kirchenwesens erkennen, die Vollziehung der kanonischen Strafen ungehindert betreiben und die Einmischung der weltlichen Behörden zurückzuweisen befugt sind; die Schwierigkeiten, jungen Leuten den Eintritt in den geistlichen Stand zu verschaffen, sind verringert; selbst die Verhinderungen der Kriegspflichtigkeit sind beseitigt. — Dieses sind die Früchte Unserer öftern Zwiesprache mit dem größten Fürsten, Unserer Bitten, Unserer Erwartungen von seiner Rechtgläubigkeit — wie eben gesagt, für Uns Unterpfand und Angeld".

„Vieles Andere, das zu vollziehen Gott, der mitleidsvolle Vater, Uns würdigte, zum Seelenheile, während Unsers Aufenthaltes in Frankreich, darf von Uns nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Welchen Eifer, welchen Frömmigkeitssinn die gallischen Völker Uns als ersten Priester der katholischen Kirche bewiesen, wißt Ihr. Jegliche Euch hierüber zugegangene Botschaft wird der Wirklichkeit nicht gleichkommen, noch weniger übertreiben; denn kein Wort vermag der Franzosen Liebe,

Eifer, Trieb zur Religion auszusprechen. Solche Segnungen verlieh der allbarmherzige Gott Unserer Reise nach Frankreich, daß selbst die Bischöfe oft wiederholt Uns versicherten, der Ertrag dieser Reise sei für die Christgläubigen in Frankreich ganz unermeßlich. Nie unterließen Wir, Jeglichen vor Uns und zur Unterredung zu lassen, Aller Gesuche zu hören, wo es möglich war, zu helfen, geistliche Schaden zu heilen und den Gemüthern Frömmigkeit einzuschärfen. In Paris, und sonst überall, wie nachher zu Lyon, sahen Wir Alles und vertheilten in eigner Person an viele tausend Menschen das geweihte Brot. Wir besuchten die Anstalten christlicher Mildthätigkeit, die Hospitäler und Schulen. Der Katholiken zahllose Menge umgab Uns allerwärts, folgte, führte Uns, und konnte nicht satt werden, von Uns die apostolischen Segenssprüche zu empfangen. — Was sollen Wir von der hochberühmten Geistlichkeit der gallikanischen Kirche sagen! — So dienstbeflissen bewies sie sich uns, so groß um uns sind ihre Verdienste, daß Wir Uns außer Stande fühlen, Unsere Dankbarkeit für sie auszusprechen. Durch Liebe, Eifer, Wachsamkeit, Thätigkeit, womit besonders die Bischöfe ihre Heerden weiden und der Religion, deren Diener sie sind, zur Ehre gereichen, machen sie sich selbst feindlichen Gegnern geneigt. Da Wir hiervon selbst Zeuge waren, so halten wir Uns verbunden, jener Geistlichkeit, Angesichts der allgemeinen Kirche, gebührendes Lob zu ertheilen. Auch entgingen zu Paris Unserer Beachtung die Personen Unsers Ministeriums nicht. Die ehrwürdigen Brüder Cardinäle, die dort sich aufhielten, beriefen Wir zum Consistorium, und ertheilten den Hut, das Ehrenzeichen der Cardinalswürde, dem Erzbischofe von Paris, de Belloy, desgleichen dem Erzbischofe von Rouen, Cambacérès, unter den Vorschriften und Feierlichkeiten der apostolischen Constitutionen. Den erledigten Kirchen gaben wir Bischöfe, deren mehren Wir die Weihe ertheilten, in der geräumigen St.=Sulpitiuskirche, welche der Zuschauer unzählige Menge nicht fassen konnte. Wenige Tage vor Unserer Abreise von Paris tauften Wir, unter großem Prachtgepränge, in glänzender Versammlung der Großen des Hofes, den Prinzen Napoleon, den Brudersohn des Kaisers. Bei dieser festlichen Kirchenverhandlung, welche von Uns zu Saint Cloud=vollzo-

gen wurde, hielt der Kaiser selbst und dessen treffliche Mutter den Säugling bei der Taufe. — So war Unser Bemühen in Frankreich, so des glorreichen Kaisers Bestreben, so der Religionszustand der andächtigen französischen Nation, so endlich der Verfolg Unserer Reise".

„Nach dergestalt vollbrachtem Unternehmen hielten Wir es gerathen, bei'm Eintritte des Frühlingswetters gen Rom und zu Unserm ehrwürdigen Sitze zurückzukehren. Die nöthigen Geschäfte mit dem siegreichen Kaiser waren abgemacht; Wir rissen Uns los von seiner Seite, und begaben Uns endlich auf die Reise, nach Empfang neuer Unterpfänder seiner Geneigtheit gegen Uns. Wir erreichten Chalons und begingen hier das Fest des Leidens und der Auferstehung des Herrn. Welche Frömmigkeit bewiesen die Chalonner und die von allen Seiten aus den entferntesten Ortschaften Herbeieilenden Uns zur Auferbauung, ihnen nach Kirchenbrauche zu genügen".

„Dann gingen Wir nach Lyon, dessen Einwohner Liebe für Uns und den apostolischen Stuhl, wie die Beweise der Ergebenheit, noch sichtbarer vielleicht als zuvor zu zeigen bemüht waren. Unser ehrwürdige Bruder aber, der Cardinal Fesch, Lyons Erzbischof, übte wiederum allen Prachtaufwand der Gastfreundschaft. Nicht unerwähnt lassen wollen Wir, wie während Unsers Aufenthalts zu Lyon, unter unglaublichem Jubel seiner Einwohner, die heilige Marienkirche von Neuem geweiht wurde. Zu Turin, wo Frömmigkeitssinn und Anhänglichkeit an Uns von Neuem sich bethätigte, hatten Wir die hohe Wonne, den Kaiser Napoleon nochmals zu sehen und zu sprechen. Wir erörterten wiederum eifrigst die Angelegenheiten der gallikanischen und italienischen Kirchen, bezeichneten dessen vielseitige Verdienste um Uns und um den katholischen Glauben und gelangten nach Etrurien, wo Wir in Florenz eintrafen. Unser Einzug in diese Stadt war der glänzendste und freudigste, unter den Beweisen unbegrenzter Freigiebigkeit und besonderer Ergebenheit gegen Uns, von Seiten der herrlichen Königin von Etrurien. Zu Florenz hatte Uns der allmächtige, allbarmherzige Gott ganz vorzügliche Tröstungen beschieden. Zuvörderst wußten Wir schon vorher, wie Unser ehrwürdige Bruder Scipio Ricci, zuvor Bischof von Pistoja und Prato, sich sehnte nach der Aussöhnung mit Uns und der heiligen römisch-katho-

lischen Kirche, worin er mit Unsern längst genährten Wünschen zusammentraf, und wohin alle Gutgesinnten wirkten. Dieser Zweck ist während Unsers Aufenthaltes in besagter Stadt auf ausgezeichnete und nachahmungswürdige Weise in Erfüllung gegangen. Er hat Uns nämlich mit kindlichem Vertrauen an den Tag gelegt, daß er die Erklärung (Wiederruf), welche ihm vorzulegen von Uns beschlossen ward, mit aufrichtiger Gesinnung unterschreiben wolle. Er entsprach dem in Uns geweckten Vertrauen. Die durch Unsern Bruder, den Erzbischof ihm zugeschickte Erklärung, las er, erwog sie und unterzeichnete sie eigenhändig. Hierin legte er das Bekenntniß ab, dessen Bekanntwerdung er zur Abhülfe des öffentlich gegebenen Aergernisses sehnlichst wünscht, daß er nämlich einfach, wahr und von ganzer Seele die vom päpstlichen Stuhle ergangenen Befehle annehme und sich ihnen unterwerfe, wodurch die Irrthümer des Bajus, Jansenius, Quesnel und ihrer Anhänger verdammt werden; besonders bekennt er sich zu der dogmatischen Bulle Auctorem fidei, worin 85 Sätze der Synode von Pistoja, die er selbst veranlaßt und bekannt gemacht hatte, verdammt sind. Alle diese Sätze, und jeden besonders, wie jene Bulle ihrer Erwähnung thut, verwirft und verdammt er und erklärt schließlich, daß er im Glauben an die heilige, katholische, apostolische römische Kirche und in wahrer Unterwürfigkeit und Gehorsam gegen Uns, wie gegen Unsere Nachfolger auf dem heiligen Stuhle Petri, die Stellvertreter Jesu Christi, leben und sterben wolle. Nach so ausgestellter feierlicher Erklärung haben Wir ihn vor Uns gelassen und seine nochmalige schriftliche Erklärung und zuverlässige mündliche Zusicherung der Annahme der depomatischen Entscheidungen Pius VI, seligen Andenkens, in Empfang genommen, indem er bekannte, daß er, selbst in Irrthümern befangen, immer im Herzen dem wahren Glauben und dem apostolischen Stuhle angehängt habe. Hiernach haben Wir ihn väterlich umarmt und seines verdienstlichen Betragens halber, jeglichen Erfolg Unserer Milde angedeihen lassen und ihn mit der katholischen Kirche versöhnt. Neuerlich bei Uns eingegangene Briefe, in welchen Uns Glückwünsche zur wohlbehaltenen, glücklichen Heimkehr nach Rom dargebracht wurden, bestätigen den glücklichen Erfolg Unserer

Digitized by Google

in Florenz bewirkten Bekehrung, und erfüllen Unser Herz von Neuem mit väterlichem Wohlgefallen".

„Dieses war es, ehrwürdige Brüder, was Wir für erwähnungswerth erachteten. Schließlich nahen Wir dem Throne des Gebers alles Guten, und flehen durch die heiligen Apostel Petrus und Paulus demüthigst, daß er Jegliches nach Unserer Schwachheit zu seinem Ruhme Begonnene, der Religion zum Gedeihen, zum Seelenheile, der katholischen Kirche und dem apostolischen Stuhle zum Wohle, nach seiner Barmherzigkeit schützen, mehren und vollbringen möge".

Welche günstige Meinung man von dem persönlichen Werthe Pius VII. hegen mag, diese Rede ist ein Gewebe von Eitelkeit und heuchlerischer Lobpreisungen des glücklichen Erfolges einer Reise, welche es offenkundig machte, daß die päpstliche Hierarchie dem Kaiser der Franzosen nichts abzugewinnen im Stande war. Dennoch machte der Papst gute Miene zum bösen Spiele, ergießt sich in Lobpreisungen „des geliebten Sohnes", verschmerzt die unwürdige Figurantenrolle, welche er bei der Kaiserkrönung zu übernehmen herbeigezogen war, und versucht die Welt zu bethören durch das Vorgeben, als habe die göttliche Obhut mit besonderm Wohlgefallen und Segen seine Thaten verherrlicht. Die am Schlusse der Rede so breit hervorgehobene Versöhnung mit Ricci, die Wiederaufnahme dieses vom Papstthume abgewichenen Schäfleins, dient zum Beweise, daß Unterwerfung unter die Anmaßungen des römischen Stuhles durchzusetzen, jegliches Mittel als löblich erachtet wird.

Scipio Ricci*), 1741 zu Florenz geboren, ein naher Verwandter des letzten Generals des Jesuitenor-

---

*) Siehe „Biographie nouvelle des contemporains", Tom. XVII, pag. 427; desgleichen Vater's „Anbau der neuesten Kirchengeschichte", I. Seite 35, und „Mémoires historiques et philosophiques sur Pie VI. et son Pontificat. Tires de sources les plus authentiques". Paris, an 7. Der Verfasser dieser werthvollen Biographie Pius VI., Bourgoing, beurtheilt in dem den Streitigkeiten des römischen Hofes mit der Regierung von Toskana gewidmeten Abschnitte, Ricci mit einseitiger Strenge.

dens, machte, unter großer Auszeichnung seiner Talente, seine Schulstudien zu Rom, und beabsichtigte selbst Jesuit zu werden, woran er durch Abmahnungen seiner Familie verhindert wurde. Schon früh erhielt er eine Anstellung bei der Nunziatur zu Florenz, ward Generalvicarius des dortigen Erzbisthums und bald darauf Bischof von Pistoja und Prato, in welchem Amte sein muthvolles Streben mit seltener Beharrlichkeit dahin ging, die im geistlichen Stande eingerissenen Unordnungen zu bekämpfen, der Unwissenheit das Licht der Vernunft anzuzünden, Frömmigkeit des Wandels, und tugendhafte Gesinnung zu befördern, Aufklärung zu verbreiten und die ursprüngliche Kirchenverfassung, gereinigt von den Zusätzen der spätern päpstlichen Anmaßungen, wiederherzustellen. Dieser würdige Geistliche, der als ein Gegenbild des edlen deutschen Hontheim (Febronius) unsterblichen Ruhm errungen hat, fand in seinem Landesherrn Leopold einen Regenten, der sich mit ihm zur Verherrlichung des wahren Christenthums in Bekämpfung des geistlichen Römerthums verband. Die, jegliches Gedeihen einer guten Staatsverfassung störenden Eingriffe des Kirchenwesens zu beseitigen, Vereinfachung des Gottesdienstes, Verminderung der Prozessionen und Festtage, und Wiederherstellung der Kirchenzucht bei Geistlichen und Weltlichen, waren unverkennbar die Zwecke Ricci's, zu welchen er schon 1781 auftrat.

Fünf Jahre darauf veranstaltete er eine Provinzialsynode zu Pistoja, deren Beschlüsse gegen die unrechtmäßigen Anmaßungen des römischen Stuhles gerichtet waren und im Wesentlichen auch für Toskana die kirchlichen Lehrsätze in Anspruch nahmen, welche die gallikanische Kirche 1682 als Grundlage ihrer Verfassung und ihrer Rechte aussprach und fortwährend vertheidigte. Die Reform der katholischen Kirche Toskanas sollte 1787 auf einer zu Florenz veranstalteten Generalsynode aller Bischöfe des Staates in's Werk gerichtet werden, auf Grundlage der im vorigen Jahre gefaßten Beschlüsse der Provinzialsynode. Hier aber wußte der römische Hof die Stimmen der meisten einberufenen Prälaten zu gewinnen; von den 18 Mitgliedern der Generalsynode verweigerten drei Erzbischöfe ihre Beistimmung zu den vom Großherzoge beabsichtigten, von Ricci betriebenen Reformen. Diesen Triumph benutzten dessen Feinde, die

übertriebensten Gerüchte über ihn im Umlauf zu setzen; es hieß: Ricci wollte die Ohrenbeichte und die Messe abschaffen, ein ketzerisches Glaubensbekenntniß einführen, er erkenne keinen Papst an und verspotte die Anbetung der Reliquien. Der fanatische Pöbel erregte Unruhen wider ihn, welche Leopolds kräftige Regierung unterdrückte; Ricci's großmüthige Vorbitte bewirkte Begnadigung der Verbrecher. Er wollte sich zurückziehen, damit seine Person nicht der Stein des Anstoßes würde, woran die weisen Absichten des Großherzogs scheiterten; aber dieser widersetzte sich und vermehrte des Bescheidenen Wirksamkeit, indem er ihn der Verwaltung der eingezogenen Klostergüter, mit bedeutendem Gehalte, vorsetzte. Ricci übernahm das neue sehr gehässige Amt, schlug aber uneigennützig den dargebotenen Gehalt aus. Leopold gab die zuverlässigste Vertheidigung seiner Zwecke und seines Schützlings, indem er unter seiner unmittelbaren Aufsicht in 7 Bänden (in 4.) die vollständigen Verhandlungen der Synode von Pistoja drucken und bekanntmachen ließ. Unter Fortsetzung landesherrlicher Maßregeln zur Reform des kirchlichen Unwesens und zur Abstellung zahlloser Misbräuche wurde der Haß der Römlinge wider Ricci gesteigert; der muthvolle Mann verlor, als Leopold zur römisch-deutschen Kaiserkrone, nach Josephs II. Tode, gelangte, seine Stütze. Die päpstliche Curie verdammte die von der Synode ausgesprochenen Grundsätze und ihre Vertheidiger; durch die schwache interimistische Regierung zu Florenz während des Regentenwechsels begünstigt, durch Theurung und Fanatismus aufgewiegelt, entstanden neue Unruhen zu Pistoja und Prato; viele Geistliche dieser Bisthümer wollten das ketzerische Kirchenhaupt nicht ferner als solches anerkennen. Mannichfacher Unfug zerstörte den preisgegebenen Keim heilsamer Verbesserungen. Ricci, in seinem edlen Wirken gestört, zog sich zurück in den Privatstand, und widmete sich ganz seinen Studien und den Werken christlicher Mildthätigkeit; aber er war ein zu berühmter Mann, um nicht in den Wechsel politischer Verheerungen, welche Italien erdulden mußte, verflochten zu werden. Ließen ihn die Franzosen Schutz gedeihen, so wurde er von Verfolgungen und Einkerkerungen betroffen, wenn Kriegswechsel und Friedensschlüsse seinen Wohnsitz in Anderer Gewalt brachten; er galt für einen Revolutionsfreund, denn zur

Schande der Menschheit und der christlichen Religion nannte man die Beschlüsse von Pistoja Neuerungen.

Selbst die Briten, unter Vortritt des Gesandten Windham, ließen sich, auf Einflüsterung des Erzbischofs von Florenz, Martini, eines echten Römlings, mißbrauchen, den edlen Ricci zu verhaften und mit den verworfensten Verbrechern, in ein schauderhaftes Gefängniß zu werfen (1799)! Nach drei monatlichen Leiden ward er scheinbar begnadigt, indem er, zu neuer Qual, in ein Dominikanerkloster gesteckt ward, woraus ihn die wieder vordringenden Franzosen befreiten. Die dann über Florenz herrschende etrurische Königsfamilie, der tiefsten Bigotterie zugethan, enthielt sich neuer öffentlicher Gewaltthätigkeiten gegen Ricci, aber begünstigte die geheimen Verfolgungen, vermittels welcher er für das Papstthum zahm gemacht werden sollte. Mancher dieser Versuche scheiterte an der Seelengröße des Mannes; aber endlich erlag er der List, der Entkräftung und der Friedensliebe, welche so natürlich mit der Nähe des Greisenalters vorwaltet. — Dieses war der Mann, über welchen Pius VII., besage seiner Rede, den Sieg der Bekehrung feierte; zur Kenntniß der nähern Umstände dieser kirchlichen Staatsaction noch Folgendes:

Mit heuchlerischer Miene des freundlich gesinnten Vermittlers suchte der Erzbischof Martini dem in genauer Gewahrsam Gehaltenen beizukommen und offenbarte ihm mit faltiger Stirn, daß Ricci's Verfolgungen daher rührten, daß ihn das Volk wie die Geistlichkeit für widerspenstig gegen den Papst hielten und deshalb seine Bestrafung foderten. Der Oberpriester fragte: wie lange daß der Kirche gegebene Aergerniß dauern solle? — Auch die Langmuth, welche ihm so viele Frist zur reuigen Rückkehr verstattet, habe ihre Grenzen; ob er noch nicht seine Schuld bekennen und die willfährig dargebotene Begnadigung zu erlangen streben wollte? — Solche Vorstellungen wechselten mit fürchterlichen Drohungen. Ricci verfiel in den Fehler, daß er äußern Frieden — der innere konnte ihm nicht fehlen — zu gewinnen hoffte, wenn er auf dem Wege der Rechtfertigung seines Thuns den Vorwurf der Anklage beseitigte; es galt seinen Gegnern nur Anschuldigung und Verdammung, nicht um Prüfung und Wahrheit. Ricci schrieb an den Erzbischof und legte demselben die bestimmtesten Zusicherungen sei-

nes Gehorsames gegen den Papst, sowie ihn die Kirchenbeschlüsse fodern, dar. — Gleich darauf erschien Martini wieder; nicht beruhigt durch die erhaltene Zuschrift, sondern zornig schalt er den Bedrängten einen vorwitzigen, halsstarrigen Ketzer. Während die weltlichen Behörden in Florenz dem Ricci jeden Schutz versagten, unter dem unwürdigen Vorgeben, sie könnten sich in kirchliche Angelegenheiten nicht mischen, erreichte Martini so weit das Ziel seiner Bemühungen, daß Ricci in einer schriftlichen Erklärung versicherte: er nehme, den kirchlichen Satzungen ergeben, die wider die pistojer Kirchenbeschlüsse gerichtete Bulle an. — Dieses solle nach dem Sinne des Ausstellers sagen: er bekenne sich zu jener Bulle, insofern sie den Grundbestimmungen der Kirche gemäß sei. — Martini schien diesen trügerischen Rückhalt nicht zu merken; Ricci mußte, in gleicher Form seine Unterwerfung aussprechend, an den heiligen Vater schreiben. Aber die römischen Curialisten waren mit der winkelzügigen Erklärung nicht zufrieden und würdigten des Erzbischofs Bekehrungsverdienst so wenig, daß sie den Vorwurf verlauten ließen, Martini möchte doch wol geheim Ricci's gegebenes Aergerniß unterstützen. Dieses war die Triebfeder, daß der Erzbischof zu neuem Eifer wieder den Angefochtenen entbrannte, den erst kürzlich wider in Freiheit Gesetzten zum zweitenmale in enge Gewahrsam eines Dominikanerklosters stecken ließ und dort wiederholt aufsuchte, um Ermahnungen und Drohungen gegen den Unglücklichen, der hülflos unter so schweren Leiden in Krankheit verfiel, geltend zu machen.

Indeß hatte Pius VI. seine irdische Pilgerfahrt beschlossen, und Pius VII. war zum päpstlichen Stuhle gelangt. An ihn schrieb nun Ricci, sich vertheidigend, aber entmuthigt, schüchtern, bescheiden; es lief der neue Vermittlungsversuch dahin hinaus, daß Ricci versicherte, er verdamme die in der Bulle Auctorem fidei verdammten Irrthümer gleichfalls. — Die hierin liegende Zweideutigkeit war wieder zu handgreiflich, als daß der Papst durch diesen Brief hätte gewonnen werden können. Erst nach 6 Monaten antwortete Consalvi im Namen des heiligen Stuhles: bald werde der Papst gegen Ricci, wenn er sich der erwähnten Bulle nicht unbedingt unterwerfe, zum Aeußersten (— der Kirchenbann ward angedroht —) greifen müssen. — In Florenz wurden

Digitized by Google

Gerüchte von politischem Vergehen, woran Ricci völlig unschuldig war, wider ihn verbreitet, und des Erzbischofs Betrieb ging dahin, daß der Verhaftete zur Bestrafung gen Rom geschleppt werden sollte. — Der Krieg so vieles Unheiles Vater — und der Sieg bei Marengo verhinderte hier heilbringend die Vollziehung dieser Ränke. Am 15. Octbr. 1800 besetzten die Franzosen Florenz; der befreiete Ricci gewann neues Leben, neuen Muth, neues Berufsgefühl zur Ausdauer und zur Vertheidigung der Wahrheit und Kirchenfreiheit gegen das entartete Papstthum. Bald gab es neuen Verdruß unter der Regierung des Großherzogs, wie unter der der bigotten Königin von Etrurien. Ricci's Unternehmen war zu groß, als daß er tüchtigen Beistand hätte finden können, unter einer in blinder Selbstsucht und geistiger Erschlaffung versunkenen Menschenmasse, in einem Lande, wo kirchlicher Unfug für Religion gilt. So gab es Anfechtungen überall: äußere in den Bitten seiner Verwandten, Freunde und andrängender Vermittler, welche zur Versöhnung mit der päpstlichen Curie dringend auffoderten; innere in der Furcht vor neuer Beraubung der Freiheit, in der Sehnsucht nach ehrenvollem Frieden. Ricci bot durch geheim in Rom angeknüpfte Versöhnungsverhandlungen die Hand des Friedens — nicht völlig zurückgewiesen, aber hingehalten, bald mit unziemlichen Foderungen, bald mit unerfüllten Verheißungen, um ihn durch Ermüdung zum Widerstande unfähig zu machen. Diese beabsichtigte Krisis kam zur Entscheidung, als Pius VII. auf der Rückreise von der Kaiserkrönung in Florenz angelangte. Ricci bat um eine Audienz, die verweigert wurde, bevor er die sämmtlichen Beschlüsse der Päpste gegen Bajus, Jansenius, Quesnel und gegen die Synode von Pistoja, unbedingt als sein Glaubensbekenntniß in aller Rechtsform angenommen habe. Die Formel dazu ward ihm vorgelegt: der Papst drohte mit dem Banne; der etrurische Hof mit schauderhaftem Kerker; die beiden letzten Freunde, Palmieri und Fontana, die dem Beängstigten geblieben waren und seinen Widerstand gegen den Andrang der Römlinge belebt hatten, riethen zur Unterschrift — und Ricci unterschrieb, daß auch er die durch jene päpstlichen Verordnungen verworfenen Irrlehren verdamme. Wie dieses so erfolgt war, ward Ricci vor den Papst gelassen. Dieser war heiter

und siegstrunken; jener ungewiß, zitternd, mehr aus Furcht, das Ziel seines Wissens und Wollens verfehlt zu haben, als aus Reue. Den halben, an sich selbst begangenen Verrath glaubte er auszugleichen, indem er dem heiligen Vater, mit der Unterwerfungsacte, eine Vertheidigung seines kirchlichen Systems, wie er es in den Beschlüssen der Synode von Pistoja dargelegt hatte, überreichte. Pius VII. soll, von Freude trunken, den Reuigen umarmt und geküßt haben, soll die Schrift gelesen und wieder gelesen und dann zurückgegeben haben mit der Aeußerung: „Ich untersuche hier nicht, was für Dich und für mich gleich überflüssig sein würde. An Deinem Glauben habe ich nie gezweifelt, und wenn es nöthig sein sollte, will ich der ganzen christlichen Welt erklären, daß Du dem apostolischen Stuhle immer ergeben warst". — Dieses war der Act, nach seinem geschichtlichen Zusammenhange, welcher als ein Lichtpunkt des Reisezugs vom heiligen Vater so sehr hervorgehoben wird, während man in der katholischen Welt verbreitete: Ricci, von seinen Irrthümern zurückgekommen, sei ein neuer Beweis der Verwerflichkeit der kirchlichen Neuerungen. Die Freunde der gesunden Vernunft und der Wahrheit waren mit dem Vorfalle so wenig zufrieden gestellt, als die echten Römlinge, welche sich über den zu nachsichtigen Papst beklagten, daß er sich mit einem Ketzer versöhnt habe, der, obgleich reuig und bittstellig, doch ohne auferlegte Strafe losgesprochen sei.

Ricci's Leben war einem edlen, großen, herrlichen Plane gewidmet. Dessen Frucht ging verloren, als er der Wahrheit ungetreu in winkelzügerischer Unterwerfung sein Heil suchte; — aber der Fruchtkeim ist nicht zerstört, sondern wird sich kund geben in den Tagen der Zukunft.

In friedlicher Zurückgezogenheit starb Scipio Ricci, mehr im Reinen mit seiner Ueberzeugung als mit seinem Thun, zu Florenz am 27. Januar 1810.

Ueber die wahre Stimmung, die gegenseitig zwischen dem Papste und dem Kaiser der Franzosen obwaltete, war Niemand zweifelhaft, und Land und Volk des Kirchenstaates, mit schmachvollem Druck belastet, bildete die Ueberzeugung immer zuversichtlicher aus, daß eine Regierungsveränderung bevorstehe, und daß eine solche

Gerüchte von politischem Vergehen, woran Ricci völlig unschuldig war, wider ihn verbreitet, und des Erzbischofs Betrieb ging dahin, daß der Verhaftete zur Bestrafung gen Rom geschleppt werden sollte. — Der Krieg so vieles Unheiles Vater — und der Sieg bei Marengo verhinderte hier heilbringend die Vollziehung dieser Ränke. Am 15. Octbr. 1800 besetzten die Franzosen Florenz; der befreiete Ricci gewann neues Leben, neuen Muth, neues Berufsgefühl zur Ausdauer und zur Vertheidigung der Wahrheit und Kirchenfreiheit gegen das entartete Papstthum. Bald gab es neuen Verdruß unter der Regierung des Großherzogs, wie unter der der bigotten Königin von Etrurien. Ricci's Unternehmen war zu groß, als daß er tüchtigen Beistand hätte finden können, unter einer in blinder Selbstsucht und geistiger Erschlaffung versunkenen Menschenmasse, in einem Lande, wo kirchlicher Unfug für Religion gilt. So gab es Anfechtungen überall: äußere in den Bitten seiner Verwandten, Freunde und andrängender Vermittler, welche zur Versöhnung mit der päpstlichen Curie dringend auffoderten; innere in der Furcht vor neuer Beraubung der Freiheit, in der Sehnsucht nach ehrenvollem Frieden. Ricci bot durch geheim in Rom angeknüpfte Versöhnungsverhandlungen die Hand des Friedens — nicht völlig zurückgewiesen, aber hingehalten, bald mit unziemlichen Foderungen, bald mit unerfüllten Verheißungen, um ihn durch Ermüdung zum Widerstande unfähig zu machen. Diese beabsichtigte Krisis kam zur Entscheidung, als Pius VII. auf der Rückreise von der Kaiserkrönung in Florenz angelangte. Ricci bat um eine Audienz, die verweigert wurde, bevor er die sämmtlichen Beschlüsse der Päpste gegen Bajus, Jansenius, Quesnel und gegen die Synode von Pistoja, unbedingt als sein Glaubensbekenntniß in aller Rechtsform angenommen habe. Die Formel dazu ward ihm vorgelegt: der Papst drohte mit dem Banne; der etrurische Hof mit schauderhaftem Kerker; die beiden letzten Freunde, Palmieri und Fontana, die dem Beängstigten geblieben waren und seinen Widerstand gegen den Andrang der Römlinge belebt hatten, riethen zur Unterschrift — und Ricci unterschrieb, daß auch er die durch jene päpstlichen Verordnungen verworfenen Irrlehren verdamme. Wie dieses so erfolgt war, ward Ricci vor den Papst gelassen. Dieser war heiter

Digitized by Google

und siegstrunken; jener ungewiß, zitternd, mehr aus Furcht, das Ziel seines Wissens und Wollens verfehlt zu haben, als aus Reue. Den halben, an sich selbst begangenen Verrath glaubte er auszugleichen, indem er dem heiligen Vater, mit der Unterwerfungsacte, eine Vertheidigung seines kirchlichen Systems, wie er es in den Beschlüssen der Synode von Pistoja dargelegt hatte, überreichte. Pius VII. soll, von Freude trunken, den Reuigen umarmt und geküßt haben, soll die Schrift gelesen und wieder gelesen und dann zurückgegeben haben mit der Aeußerung: „Ich untersuche hier nicht, was für Dich und für mich gleich überflüssig sein würde. An Deinem Glauben habe ich nie gezweifelt, und wenn es nöthig sein sollte, will ich der ganzen christlichen Welt erklären, daß Du dem apostolischen Stuhle immer ergeben warst". — Dieses war der Act, nach seinem geschichtlichen Zusammenhange, welcher als ein Lichtpunkt des Reisezugs vom heiligen Vater so sehr hervorgehoben wird, während man in der katholischen Welt verbreitete: Ricci, von seinen Irrthümern zurückgekommen, sei ein neuer Beweis der Verwerflichkeit der kirchlichen Neuerungen. Die Freunde der gesunden Vernunft und der Wahrheit waren mit dem Vorfalle so wenig zufrieden gestellt, als die echten Römlinge, welche sich über den zu nachsichtigen Papst beklagten, daß er sich mit einem Ketzer versöhnt habe, der, obgleich reuig und bittstellig, doch ohne auferlegte Strafe losgesprochen sei.

Ricci's Leben war einem edlen, großen, herrlichen Plane gewidmet. Dessen Frucht ging verloren, als er der Wahrheit ungetreu in winkelzügerischer Unterwerfung sein Heil suchte; — aber der Fruchtkeim ist nicht zerstört, sondern wird sich kund geben in den Tagen der Zukunft.

In friedlicher Zurückgezogenheit starb Scipio Ricci, mehr im Reinen mit seiner Ueberzeugung als mit seinem Thun, zu Florenz am 27. Januar 1810.

Ueber die wahre Stimmung, die gegenseitig zwischen dem Papste und dem Kaiser der Franzosen obwaltete, war Niemand zweifelhaft, und Land und Volk des Kirchenstaates, mit schmachvollem Druck belastet, bildete die Ueberzeugung immer zuversichtlicher aus, daß eine Regierungsveränderung bevorstehe, und daß eine solche

Digitized by Google

keinen schlimmern Zustand als den dermäligen erzeugen könne. Die Bemühungen des Staatssecretairs Consalvi, den Andrang der Noth durch bessere Einrichtung der öffentlichen Verwaltung zu mindern, führten so wenig zu einem entscheidenden Erfolge, als die Verbesserungen des Staatshaushalts durch den Cardinal Russo; es fehlte nicht an einer entgegenwirkenden Partei, welche, vom Eigennutze oder von Dummheit gefesselt, darauf beharrte, daß die Würde der päpstlichen Regierung nur vermittels einer starren Unbeweglichkeit gerettet werden könne. Mit der geistigen Unthätigkeit des Volkes beförderte man dessen körperliche Armuth: Verbrechen und Verwilderung waren unausbleibliche Folgen; binnen wenigen Jahren hatte sich die Bevölkerung Roms um 20,000 Menschen vermindert. Als vom Papste unmittelbar ausgehend, wird seine Kunstliebe bezeichnet, welche in diesen peinlichen Zeiten weniges zur Verherrlichung seiner Regierung schaffen konnte, indeß doch manches Nützliche bewirkte. Wie es seine leere Schatzkammer nur erlaubte, munterte Pius VII. Künstler auf; die Ausgrabung der Alterthümer ward fortgesetzt, die Triumphbogen des Septimius Severus und Konstantins, auch das Colosseum wurden vom Schutte gereinigt; manche aufgefundene Antiken und feilgestellte Kunstwerke erkauft; aber für Belebung industriöser Thätigkeit, für Anbau des wüstliegenden fruchtbaren Bodens, für Abstellung der Bettelei und des Meuchelmordes geschah nichts Entscheidendes. Der Menschheit schönste Verherrlichuug, wahre Gesittung, konnte nirgend gedeihen.

Für die eigentlich kirchlichen Angelegenheiten hatte Consalvi keine entscheidende Stimme; denn Pius VII. hing mit unwandelbarer Vorliebe der jesuitischen Partei an; der Staatssecretair nicht. Er suchte sich zu ihr in einer bewaffneten Neutralität zu halten. Schon hatte der Papst seines Vorfahren Clemens XIV. Bulle Dominus ac Redemtor aufgehoben, in Rußland den Jesuitenorden förmlich wiederhergestellt; ein Gleiches geschah durch ein Breve vom 30. Juli 1804 für die neapolitanischen Staaten, und Tages darauf ward zu Rom das Fest des heiligen Ignatius in der Jesuitenkirche mit außerordentlichem Pompe begangen. Auch im Kirchenstaate wünschten Vertreter des Pfaffenthums, dem Zeit-

Digitized by Google

geiste zum Trotze, Wiederherstellung der Jesuiten; noch aber hielt der Papst solches für zu gewagt. Man versuchte diesen Schritt vorzubereiten, durch Stiftung des Ordens vom Glauben Jesu, für welchen sein Stifter Paccanari Anhänger warb und mächtige Unterstützung erhielt. Bei einer theologischen Disputation wurde, im Beisein von 18 Cardinälen und vielen Bischöfen des neuen Instituts Trefflichkeit in's Licht gesetzt und dem Orden der Palast Salviati eingeräumt.

Die Erzherzogin Mariane, Schwester des Kaisers von Oestreich, bewies sich der neuen Verbindung besonders zugethan. Wenn es darauf ankam, ein blindes Werkzeug der Rachsucht der Jesuiten zu sein, gab Pius VII. seinen Willen gefangen und wagte es nicht, die ihm sonst beigemessene milde Gesinnung hervortreten zu lassen. Ein recht auffallendes Beispiel gab er hiervon durch die barbarische Behandlung, die ein tadelloser, verdienstvoller Geistlicher am Schlusse seiner mühevollen Laufbahn erdulden mußte. Pater Paolino, ein geborener Oestreicher, hatte sich in Missionsangelegenheiten lange in Ostindien aufgehalten, und mit der Kenntniß der Sanskritsprache einen Schatz großer Gelehrsamkeit und den Ruhm eines frommen Wandels heim nach Rom gebracht. Hier bezog er, mit zwei ihn begleitenden jungen Indianern, deren Unterricht er sich zum Berufe machte, das halbverwüstete Carmelitercloster des heiligen Pancratius und widmete seine Mußestunden einer Biographie seines vertrauten Gönners, des auf der päpstlichen Reise zur Kaiserkrönung zu Lyon verstorbenen Cardinals Borgia. Der Papst selbst bewies dem würdigen Paolino bei mehren Veranlassungen entschiedene Zuneigung. Als aber die Biographie Borgia's erschien, witterten in derselben die Jesuiten mehre Stellen, in welchen ihrer nicht vortheilhaft gedacht, und von andern Schriftstellern über sie ausgesprochene strenge Urtheile wiederholt wurden. Hierdurch veranlaßt, befahl der in Zorn gebrachte Papst, daß die seinen Schooßkindern anstößige Schrift unterdrückt, Paolino aus seiner friedlichen Wohnung gerissen, in ein anderes Kloster gesteckt wurde, wo er bald auf das Krankenlager geworfen, ein Opfer pfäffischer Rache, namenloser Quälereien und über ihn verhängter Büßungen wurde.

Solche Ereignisse, wie wichtig sie auch zur Charakteristik des unabänderlichen Systems der römischen Curie sein mochten, wurden unter den Verwicklungen der politischen Welt übersehen oder bald vergessen.

(Schluß der ersten Abtheilung.)

Ludwig Freiherr von Vinke.

Digitized by Google

Ludwig Freiherr von Vinke.

Vinke, bekannt als Schriftsteller, ausgezeichnet als Staatsbeamter, und ehrenwerth als einer der deutschen Männer, die sich nie zu Werkzeugen des französischen Despotismus hergaben, ward den 23. Dezember 1775 zu Ostenwalde im Osnabrückischen geboren, auf welchem Landgute sein Vater, der osnabrückische Oberstallmeister und Landdrost, wie auch Dompropst zu Minden, abwechselnd wohnte. Seine erste Bildung erhielt von Vinke zwar im väterlichen Hause, doch kam er früh auf das Gymnasium zu Minden, um die Einseitigkeit der häuslichen Erziehung zu vermeiden, und hierauf auf die Ritterakademie zu Lüneburg, von wo er die Universitäten Erlangen und Marburg mit dem größten Nutzen besuchte. Da sein wohlhabender Vater auch im Preußischen Güter besaß, aus welcher Erbschaft ihm das Gut Bellinghausen zugefallen ist, so ward er für den preußischen Staatsdienst bestimmt, und bereitete sich dazu als Referendar bei der kurmärkischen Kriegs- und Damainenkammer zu Berlin vor. Bald ward er Landrath in der Nähe seiner Heimath, nämlich im mindenschen Kreise, von wo er sofort im Jahr 1805 zum Kammerpräsidenten in Aurich für das Fürstenthum Ostfriesland befördert wurde. Damals nahm ihn auch das Capitel des Johanniterordens der Ballei Brandenburg zum Ritter auf. Der nachherige Minister von Stein, als der erste Verwaltungsbeamte (Oberpräsident) der gesammten preußisch-westfälischen

Provinzen, hatte immer mehr Gelegenheit gehabt, die rechtliche, umsichtige und kraftvolle Administration dieses jungen Beamten anzuerkennen; von Vinke wurde daher sein Nachfolger im Jahr 1806, als der Erstere in's Ministerium nach Berlin berufen ward. Die damaligen Kriegs- und Domainenkammern zu Münster, Aurich, Minden, Hamm, und die Kammerdeputation zu Lingen standen nunmehr unter dem Oberpräsidenten von Vinke, mithin sein ganzes Vaterland, soweit es der preußischen Herrschaft unterworfen war. Bei seiner vorzugsweisen Neigung für sein Vaterland, mußte dieser bedeutende Wirkungskreis dem etwa dreißigjährigen Manne sehr erfreulich sein; auch entwickelte er nunmehr mit einer beispiellosen Thätigkeit seine Talente als Verwaltungsbeamter und zeigte, mit welchem Nutzen er sich dazu vorbereitet hatte, wozu ihm seine frühern Reisen trefflich zu Statten kamen, indem er bald zu Anfange seines Geschäftslebens von dem für Preußens Gewerbeflor unvergeßlichen Minister von Heinitz nach Spanien geschickt worden war, um Merinosschafe für Preußen anzukaufen; auch in England hatte er sich mit dem Innern der Verwaltung bekannt gemacht. Seine Heirath mit der ebenso unterrichteten als reichen Erbtochter des Freiherrn von Syberg-Bosch, in der Grafschaft Mark, welche ihm fünf Kinder schenkte, vermehrte seinen Grundbesitz in seinem Vaterlande, das sich unter seiner Leitung eben recht emporschwingen sollte, als der unheilschwangere Tag von Jena auf einmal Alles vernichtete. Damals bestand noch nicht der Befehl, daß alle Verwaltungsbeamten bei der Annäherung des Feindes mit der Besatzung abziehen mußten; unser Oberpräsident konnte daher nur in Münster bleiben, wo er die Verwaltung fortsetzte, indem die Franzosen dort ein Administrationscollegium für einen Theil der eroberten Provinzen anordneten. Die Franzosen verstanden ihrem Verwaltungssystem mehr allgemeine Theilnahme anzueignen als es nach dem preußischen System der Fall war. Dieses verlangt schulgerecht gebildete Beamte, die nachher auch so anständig belohnt werden, daß man in der Regel nur rechtliche und gute Beamte findet. Jenes dagegen fragt wenig nach einer solchen Vorbereitung, sondern stellt gern Leute an die Spitze, welche Vermögen genug haben, sich für das dadurch wachsende Ansehen und der Ehre

wegen den öffentlichen Geschäften zu unterziehen. Verlangt dann der Staat größere Opfer, so kann der Zahlende nicht sagen: „Der Ausschreibende und Beitreibende hat gut reden, er selbst gibt nichts, sondern wird dafür bezahlt"; deshalb nahmen die Franzosen mehre der reichsten Leute in das münstersche Administrationscollegium auf, und eben dadurch konnte selbst in jener Zeit noch manches Gute durch einen preußischen Beamten für ein Land geschehen, welches früher einer aristokratischen Domcapitelsverwaltung unterworfen gewesen war, wo wenige Familien als die herrschenden, das Ganze aber entweder als Leibeigne, oder wenigstens als Schutzpflichtige erschienen; wo also, eine, besonders eine evangelische, monarchische Verfassung nicht allgemein gefallen konnte, bei welcher alle Staatsbürger vor dem Gesetz, so viel möglich, als gleich erklärt wurden. Nach dem Frieden von Tilsit zog es von Vinke vor, wieder preußischer Beamter zu werden, als unter dem den deutschen Namen schändenden Joche der Franzosen länger zu dienen; er verließ sein Vermögen und sein Vaterland mit der gewissen Hoffnung der baldigen Rückkehr und ward Chefpräsident der Regierung zu Potsdam, wo er vom Jahre 1809 an sehr viel geleistet hat. Ein den Geist tödtender Schlendrian hatte vor dem Kriege in manchen preußischen Kriegs- und Domainenkammern geherrscht; mit ihrer Umwandlung in Regierungen kam mitunter ein neuer Geist in dieselben, und man darf nur die zweckmäßigen Einrichtungen kennen, welche damals von der potsdamschen Regierung ausgingen, so erkennt man den ausgezeichneten Verwaltungsbeamten am besten. Sein Streben ging vorzüglich dahin, die bessern Zeiten durch Erziehung des Volkes vorzubereiten; daher seine vortrefflichen Einrichtungen im Schulwesen, worin er von dem rühmlich bekannten Consistorialrath Natorp kräftigst unterstützt ward. Im Jahr 1812 ging er, gewiß nicht ohne Pläne für die Zukunft, bei den damals immer trübern Aussichten, in sein Vaterland zurück, indem er seinen Abschied nahm, und auf seinen Gütern privatisirte; dort arbeitete er das classische Werk über die Verwaltung Englands aus, welches, mit einer Vorrede von Niebuhr versehen, ganz neue Aufschlüsse über jenes Land gab, wo so viel Großes im Innern geschieht, ohne daß eigentliche Verwaltungsbeamte angestellt sind.

Man glaubt, daß in Deutschland sich nicht Leute finden werden, die umsonst sich für das öffentliche Wohl aufopfern würden. Doch, das sind die Vorurtheile der Beamten, die sich am besten widerlegen, wenn man den Leuten nur Zutrauen schenkt und ihnen etwas zu verwalten gibt; dann leisten sie auch etwas, und es entwickeln sich ohne alle Examina die größten Verwaltungstalente. Man hat dies in Preußen hinreichend bei den Landwehr-Ersatz-Commissionen im letzten Kriege, bei Armenverwaltungen, und selbst bei den Frauenvereinen gesehen. Den französischen Behörden, denen sobald nichts entging, weil sie weniger schrieben, war ein solcher Mann wie von Vinke, besonders in seiner scheinbaren Ruhe verdächtig; er ward daher observirt, arretirt, seine Papiere wurden inspicirt, und er ward endlich auf das linke Rheinufer exilirt, wo man schon so viele loyale Gesinnungen für die französischen Gewalthaber voraussetzte, daß ein Mann mit seinem für Deutschlands Ehre glühenden Eifer nicht mehr schaden konnte. Doch bald flohen die französischen Söldner vor der deutschen Jugend, die unterdeß gelernt hatte, fremde Knechtschaft unerträglich zu finden; als Befreier von Westfalen erschien der Sieger von Dennewitz, und sogleich war von Vinke auch da, um schon zu Ende des Jahres 1813 als Civilgouverneur die obere Verwaltung seines Vaterlandes wieder zu übernehmen. Nun entwickelte sich seine ganze Thatkraft; mit wenig Beamten leistete er das Unglaubliche. Zuerst wurden alle Hülfsmittel zur Befreiung Deutschlands in Bewegung gesetzt, Freiwillige aufgerufen, der Landsturm organisirt, und die Landwehren ausgeschrieben. Die braven Bauern schossen sich vor Wesel bald mit den Franzosen herum und trieben, von dem kleinen preußischen Blocadecorps unterstützt, öfters Ausfälle muthig zurück. Bald marschirten ganze Bataillone westfälischer Landwehr den Preußen nach, die im Sturme Holland eroberten. Daß Viele davon desertirten, machte unserm von Vinke großen Kummer, allein, in vormals geistlichen Ländern war dies kaum zu vermeiden, und den besten Trost gewährte das brave Benehmen der ihren Fahnen treu gebliebenen Westfalen. Zum Andenken an seine Mitwirkung bei Deutschlands Befreiung erhielt er das eiserne Kreuz, an das sich so große Erinnerungen knü-

pfen. Im Jahr 1815 ward er Oberpräsident der neu zu organisirenden Provinz Westfalen, doch erst war ein neuer Kampf mit dem wortbrüchig von Elba zurückkehrenden Helden des Jahrhunderts nothwendig geworden. Auch jetzt leistete von Vinke Außerordentliches, und man kann sich am besten davon überzeugen, wie er auf alle Gemüther zu wirken wußte, wenn man die Verzeichnisse der damals freiwillig gebrachten Opfer sieht, und Dessen, was die von ihm geordneten Frauenvereine leisteten. Er wußte alle Parteien zu begeistern und den guten Willen zum großen Zweck zu leiten. Seine Gemahlin erhielt den Louisenorden, er den rothen Adlerorden dritter Classe. Im Jahr 1816 organisirte er die Regierungen zu Münster, Minden und Arnsberg und wußte die damals an Preußen abgetretene neue Provinz, das Herzogthum Westfalen, so sehr für den neuen Landesherrn zu gewinnen, daß den Meisten nur Ein Wunsch, die Einführung der preußischen Justiz-Verfassung, übrig blieb, welche sie endlich jetzt der Thätigkeit des neuen Justizministers, Grafen von Dankelmann, zu verdanken haben. Im Jahr 1817 ward von Vinke Mitglied des Staatsraths und, als solcher, öfters nach Berlin berufen, wobei es wohl erwartet werden konnte, daß seine Stimme stets von bedeutendem Gewicht war. Er erhielt in der Folge den rothen Adlerorden zweiter Classe, und bei Gelegenheit der letzten Anwesenheit des Königs im J. 1825 bei der Heerschau zu Lippstadt, wurde er zum wirklichen Geheimenathe, mit dem Titel „Excellenz", ernannt. Selten mag einem Beamten so allgemein die Belohnung seines Verdienstes gegönnt worden sein als unserm von Vinke. Was er als Verwaltungsbeamter geleistet, muß Jedem die gerechteste Anerkennung aufdringen. Früher war das Herzogthum Westfalen ein in Deutschland beinahe noch unbekanntes Land, wegen seiner Berge unzugänglich. Die unter der von Vinke'schen Verwaltung gebaute Kunststraße von Unna nach Werl, Soest und Paderborn, die von Iserlohn und Werl nach Arnsberg, haben dieses Land den Nachbarn aufgeschlossen, und schon wird die Verbindung zwischen Hamm und Werl, und zwischen Arnsberg und Olpe der Vollendung nahe gebracht, sodaß diese neue Provinz schon in allen Richtungen mit dem Norden und Süden, sowie mit dem

Osten und Westen von Deutschland in Verbindung gebracht worden ist. Das Münsterland war sonst wegen seines morastigen Bodens noch unzugänglicher; auch hier ist jetzt das Land aufgeschlossen, und in jeder Jahrszeit, nach allen Hauptrichtungen mit Kunststraßen versehen; wo man sonst 2 Tage mit 4 Pferden zubrachte und oft noch stecken blieb, rollen jetzt in 4 Stunden beladene Wagen mit 2 Pferden dahin. Ebenso viel hat von Vinke auch für die Wassercommunication gethan. Die Lippe ist bis Hamm bereits mit Schleusen versehen und schiffbar schon bis Lippstadt; ja, bis nach Paderborn, an die Quelle dieses Flusses hinauf, werden die Steinkohlen aus den märkischen Gruben gebracht, und bald wird auf seinen Betrieb die Verbindung des Rheins mit Embden und der Nordsee bewirkt werden. Der Canal, der im Hanöverschen die Ems schiffbar macht, nähert sich der preußischen Grenze; dann soll die Ems bis zu ihren Quellen in den Niederungen unfern Lippstadt schiffbar gemacht und mit der Lippe vereinigt, oder durch den münsterschen Canal mit der Lippe bei Lünen in Verbindung gesetzt werden. Unter Vinke's Leitung ist ein großer Hafen am Rhein bei Ruhrort entstanden. Ein vorzüglicher Gegenstand seiner Thätigkeit sind die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse gewesen, die endlich durch ein Gesetz vom 21. April 1825 eine feste Bestimmung erhalten haben. Eine von ihm darüber ausgegebene, aber nicht in den Buchhandel gekommene Schrift, welche den zu großen Nachtheil der Zersplitterung des Grundvermögens darthut, ist sehr beherzigungswerth. Wie sehr er übrigens die Landescultur befördert, geht aus der thätigen Gemeinheits- und Heidetheilung hervor, die ebenfalls unter seiner oberen Leitung steht. Jetzt fährt man durch fruchtbare Kornfelder, wo man noch vor 5 Jahren wüste dürre Heidestrecken sah. Besonders muß anerkannt werden, was Vinke für den öffentlichen Unterricht gethan hat. Die vormalige stets obscure Universität zu Münster ist jetzt in eine philosophische und theologische Facultät für die katholische Geistlichkeit umgewandelt, und damit eine Spezialschule für Chirurgie verbunden worden. Ein Schullehrerseminar für die Evangelischen hat er in Soest, und eins für die Katholischen zu Büren angelegt. In Könighausen stiftete er ein Arbeitshaus, das, durch gute

Oekonomie berühmt, schon mehre Hunderte als gebesserte Menschen entlassen hat. Für die westfälische Geschichte ist er ebenso thätig als deren kundig, er hat die münstersche Bibliothek ordnen lassen und zugänglich gemacht, sowie andere Archive; er befördert alle wissenschaftliche Institute der Provinz und hat noch vor Kurzem ein Museum westfälischer Alterthümer in Münster eröffnet. Wir können hier nicht mehr von Vinke's gemeinnützigen Anstalten anführen, uns aber auf die allgemeine Stimme berufen, und von seinen wenigen Gegnern kann man mit Beruhigung für ihn sagen: „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens".

Druckfehler.

Seite 18, Zeile 4, muß aus wegfallen
— 22, — 20, fehlt in
— 32, — 11, l. genommen, st. gewonnen
— 40, — 26, l. Physiognomie der Gestalt
— 42, — 21, l. sie das dritte Mal
— 110, — 13, l. a divo

Zeitgenossen.

Neue Reihe.

Nr. XXII.

(Der gesammten Folge Nr. XLVI.)

(Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.)

(Preis dieses Hefts auf Druckpap. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. Rhein.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1827.

Digitized by Google

Einladung.

Das Unternehmen, welches die Lebensbilder ausgezeichneter Zeitgenossen darzustellen versucht, ist von der Art, daß es nur durch ein kräftiges und sichres Mitwirken vieler geistreicher und erfahrner Männer gedeihen kann. Es werden daher Alle, die dasselbe zu bereichern vermögen, hierdurch vertrauend und dringend eingeladen, mit ihren Beiträgen ein Werk zu unterstützen, das für die Zeitgeschichte nicht unwichtig werden kann. Für alle künftige Theilnehmer sollen hier die Hauptgesichtspunkte des ganzen Unternehmens angedeutet werden.

Mit „Zeitgenossen" bezeichnen wir Lebende und Verstorbene, die unserer Zeit angehört, in derselben gewirkt haben. Als Grenzpunkt nehmen wir das Jahr 1789 (wahrhaft den Anfang einer neuen Zeit!) an, dergestalt, daß denkwürdige Menschenleben, die nach jenem Jahr hervorleuchteten (ob auch der größere Theil ihrer Dauer einer frühern Zeit angehöre), noch dazu gerechnet werden.

Nicht auf das Vaterland nur beschränken wir den Plan. Was als eine große, seltne Erscheinung innerhalb dieser unserer Zeit bei irgend einem Volke sich bemerkbar machte, findet unter unsern Zeitgenossen seinen Platz.

Das Unternehmen ist aber an sich so umfassend, daß (weil wir nicht ein endloses Werk beginnen wollen) nothwendige Grenzen auch in Hinsicht der Wichtigkeit der hier abzubildenden Zeitgenossen, und die Bedingungen, unter welchen sie hier aufzunehmen sind, festgestellt werden müssen.

Männer und Frauen sollen es sein, die der Welt schon bekannt sind, die in einem größern Kreise bedeutend und wirksam waren oder sind, auf irgend eine Weise, durch ihre Stellung in der Gesellschaft, durch ungemeinen Geist und weitverbreitete Wirksamkeit, durch ihre Meisterschaft in einem Zweige des Lebens, durch große Tugenden oder Irrthümer, hervortraten. Sie müssen in einem öffentlichen Leben eine sichtbar geschichtliche Beziehung zu ihrer Zeit, ihre Biographien müssen wirklich für die Zeitgeschichte eine höhere Bedeutsamkeit haben, und es bleiben daher solche, ob auch noch so erfreuliche Erscheinungen, die in stiller Verborgenheit dahin wandelten, von unserm Plan ausgeschlossen.

Wir werden also vorzüglich große Staatsmänner, Feldherren und Krieger, ausgezeichnete Meister in Kunst und Wissenschaft (nicht bloße Schriftsteller oder sogenannte Gelehrte), ungemeine Geschäftsmänner, — auch Frauen, die in einem größern Kreise wirkten, darzustellen versuchen.

Solche Zeitgenossen sollen mit geschichtlicher Treue, im echten Geist der Biographie, nach ihrem äußern und innern Leben (so weit der Forscher einzubringen vermag), mit dem möglichst tiefsten Begreifen ihrer Eigenthümlichkeit, geschildert werden. Wohlgetroffene Schattenbilder, die doch dem hellen Auge mehr als Schatten, die wahrhaftes Leben vorüberführen; wo es möglich ist, in

Pius VII.

Zweite Abtheilung.

Digitized by Google

Pius VII.

Zweite Abtheilung.

Ehe wir den in seiner Residenz wieder angelangten Papst auf dem Wege des Misgeschicks, welches von Frankreich aus über ihn verhängt wurde, folgen, wollen wir ihn sehen, wie er in Rom in anspruchloser Einfachheit sein Leben gestaltete. *)

Bleich und abgezehrt war Pius VII. heimgekehrt; seine erste Handlung war, an dem Grabe St.-Peters seine Andacht zu verrichten, dem Volke den Segen zu ertheilen, dann seine Residenz auf dem Monte Cavallo zu beziehen. Dieser Quirinalische Palast, früher ein päpstlicher Sommersitz, ist jetzt der heiligen Väter gewöhnliche Wohnung. Die Aussicht von dort ist überaus reizend; der vorliegende Platz einsam; die Umgegend verlassen; die nächste Umgebung bildet ein Garten, aus dem jeder Reiz der Natur mühsam verdrängt ist; hohe Buchsbaumwände und geschmacklose Verzierungen des Bodens beleidigen das Auge. Ein Lusthaus in des Gartens Mitte, mit altem Geräth ausgeschmückt, wird vom Papst besucht, um durch Rang ausgezeichneten Damen Audienz zu geben. Das Aeußere des Palastes ist ma-

*) Bei diesen Mittheilungen sind die Nachrichten zum Grunde gelegt, welche Elisa von der Recke, in dem „Tagebuche ihrer Reise durch Deutschland und Italien, in den Jahren 1804 bis 1806“ aufbewahrt hat; doch die dort ausgesprochenen Urtheile sind nicht ohne manche Modificationen angenommen.

jestätisch und großartig, das Innere leer, geschmacklos und ärmlich. Im Vorzimmer der päpstlichen Wohnung befinden sich statt der Stühle blau angestrichene hölzerne Bänke; im weiten Speisesaal steht unter einem Thronhimmel vor einem mit Karmesinsammet bezogenen Armstuhl ein kleiner Tisch, woran der heilige Vater, dem Herkommen gemäß, allein speist. Während der Mahlzeit steht in der Mitte des Saales der Leibarzt; ein Bedienter bringt jedes Gericht bis zur Thür; dort nimmt der Kämmerer, welcher Prälatenrang hat, die Schüssel in Empfang, trägt sie zum Leibarzt, der einige Bissen kostet, und übergibt sie dem Maggiordomo, welcher sie dem Papste vorsetzt. Zwei Prälaten versehen während der Tafel Kammerherrndienste und zerlegen die Speisen. Wenn der Papst trinkt (auch der Wein wird zuvor vom Leibarzte gekostet), fallen alle Anwesenden auf's Knie, wie man sagt, zum Andenken der Kelcheseinsetzung. — Im Schlafzimmer, welches mit rothen Damasttapeten bekleidet, umgeben gleiche Umhänge das Bett; rechts hängt ein Crucifix, links das Bildniß der Mutter des Papstes in bescheidener Nonnentracht. Ein schönes Madonnengemälde sieht man über dem Schreibtische. Das Ganze, in seiner ungemüthlichen Einförmigkeit, weckt gleiche Stimmung wie die einer einsamen Mönchswohnung. Der Hofstaat zeigt, in seiner gegenwärtigen Beschränktheit, sehr spärliche Ueberreste alter Größe. — In solcher Umgebung erscheint Pius VII., dessen Anblick, ohne persönliche Auszeichnung, die allgemeine Achtung des Greises und seines hohen kirchlichen Standpunktes nicht verletzt. Sein Gesicht verräth weder tiefen Geist, noch tiefen Ernst, den die Zeiterscheinung gebieten. Seine Gestalt ist von mittlerer Größe, ziemlich hager und macht gefälligen Eindruck. Sein längliches Gesicht, von bräunlicher Hautfarbe, umgibt volles, schwarzes, krauses Haar, welches nur geringe Spuren des Greisenalters zeigt. Eine echt römische Nase und ein wohlgeformter Mund heben die Sanftheit seines Wesens; seine persönliche Würde geht von dem Bewußtsein aus, daran fest zu halten, was dem Papstthume durch günstige Concilienbeschlüsse, mit Hülfe der unweisen Nachgiebigkeit weltlicher Regenten, als Satzung und Recht eingeräumt wurde. Die fast wundersame Wiederherstellung des heiligen Stuhles in seiner Person, die

Pius VII. zwei Mal erlebte, mußte in ihm die Idee von der Unerschütterlichkeit seiner Kirchenwürde steigern, während geringe Geisteskraft und Thätigkeit ihn in den engen Kreis der in der Jugend eingesogenen Vorurtheile und Ansichten bannten. Er begnügte sich mit den Lehren der Jesuiten, deren Consequenz noch tüchtigere Geister zu umstricken geeignet ist; bei ihnen fand er, mehr als irgend sonst wo, die Lehre von der Nothwendigkeit einer unbedingt gehorchenden Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl, dem Grundpfeiler der römischen Kirche. So ward seine Beharrlichkeit in dem Systeme der Hierarchie und der Erfolg, welchen er dadurch hervorbrachte, ein Denkmal des im Gährungsprozesse stöhnenden Zeitalters. Aber seine vielgepriesene Regentenmilde und Weisheit beschränkte sich auf die sehr untergeordnete Fähigkeit, wo es die Nothwendigkeit erheischte, zu schweigen, oder den Versuch zu wagen, Streitpunkten eine vermittelnde Ansicht abzugewinnen. Alles Verschulden der Revolution und ihres Gefolges maß er der Vernachlässigung des Kirchenthums, welches von Frankreich ausging, bei, wo dann Helvetius, und durch blendenden Witz und durch Popularität mehr noch Voltaire als Haupturheber der Zeitverirrungen erschienen; was die Kirche gegen Menschenwohl, Geist, Zucht und Gesittung gesündigt hat, blieb unberücksichtigt; aber er war billig genug, es auszusprechen, daß eine gewisse Scheidung der Christen durch dogmatische Formen zugegeben werden könne, nur müsse, zur Hoffnung der Besserung jedes Glaubenssystems, das Christenthum seinem w a h r e n (?) Geiste nach wieder lebendig werden. Das jesuitisch Zweideutige dieser Aeußerung beruhete vorzüglich in dem Begriffe des w a h r e n Geistes des Christenthums, der ein anderer ist im Bereiche der päpstlichen Curie, ein anderer vor dem Richterstuhle der heiligen Schrift und der Vernunft. Viele Fehlgriffe der kirchlichen und weltlichen Politik, welche Pius VII verschuldete, wurden ihm gering angerechnet, da die Schuldlosigkeit seines Wandels, seine Mäßigkeit in jeder Beziehung, den ihm nachgetragenen Tadel mildern mußte; auch war er von der Sünde des Nepotismus, die sein nächster Vorgänger ungescheut übte, völlig frei. Um so ernstlicher aber war er darauf bedacht, Jedem sich als heiliger Vater

jestätisch und großartig, das Innere leer, geschmacklos und ärmlich. Im Vorzimmer der päpstlichen Wohnung befinden sich statt der Stühle blau angestrichene hölzerne Bänke; im weiten Speisesaal steht unter einem Thronhimmel vor einem mit Karmesinsammet bezogenen Armstuhl ein kleiner Tisch, woran der heilige Vater, dem Herkommen gemäß, allein speist. Während der Mahlzeit steht in der Mitte des Saales der Leibarzt; ein Bedienter bringt jedes Gericht bis zur Thür; dort nimmt der Kämmerer, welcher Prälatenrang hat, die Schüssel in Empfang, trägt sie zum Leibarzt, der einige Bissen kostet, und übergibt sie dem Maggiordomo, welcher sie dem Papste vorsetzt. Zwei Prälaten versehen während der Tafel Kammerherrndienste und zerlegen die Speisen. Wenn der Papst trinkt (auch der Wein wird zuvor vom Leibarzte gekostet), fallen alle Anwesenden auf's Knie, wie man sagt, zum Andenken der Kelchseinsetzung. — Im Schlafzimmer, welches mit rothen Damasttapeten bekleidet, umgeben gleiche Umhänge das Bett; rechts hängt ein Crucifix, links das Bildniß der Mutter des Papstes in bescheidener Nonnentracht. Ein schönes Madonnengemälde sieht man über dem Schreibtische. Das Ganze, in seiner ungemüthlichen Einförmigkeit, weckt gleiche Stimmung wie die einer einsamen Mönchswohnung. Der Hofstaat zeigt, in seiner gegenwärtigen Beschränktheit, sehr spärliche Ueberreste alter Größe. — In solcher Umgebung erscheint Pius VII., dessen Anblick, ohne persönliche Auszeichnung, die allgemeine Achtung des Greises und seines hohen kirchlichen Standpunktes nicht verletzt. Sein Gesicht verräth weder tiefen Geist, noch tiefen Ernst, den die Zeiterscheinung gebieten. Seine Gestalt ist von mittlerer Größe, ziemlich hager und macht gefälligen Eindruck. Sein längliches Gesicht, von bräunlicher Hautfarbe, umgibt volles, schwarzes, krauses Haar, welches nur geringe Spuren des Greisenalters zeigt. Eine echt römische Nase und ein wohlgeformter Mund heben die Sanftheit seines Wesens; seine persönliche Würde geht von dem Bewußtsein aus, daran fest zu halten, was dem Papstthume durch günstige Concilienbeschlüsse, mit Hülfe der unweisen Nachgiebigkeit weltlicher Regenten, als Satzung und Recht eingeräumt wurde. Die fast wundersame Wiederherstellung des heiligen Stuhles in seiner Person, die

Pius VII. zwei Mal erlebte, mußte in ihm die Idee von der Unerschütterlichkeit seiner Kirchenwürde steigern, während geringe Geisteskraft und Thätigkeit ihn in den engen Kreis der in der Jugend eingesogenen Vorurtheile und Ansichten bannten. Er begnügte sich mit den Lehren der Jesuiten, deren Consequenz noch tüchtigere Geister zu umstricken geeignet ist; bei ihnen fand er, mehr als irgend sonst wo, die Lehre von der Nothwendigkeit einer unbedingt gehorchenden Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl, den Grundpfeiler der römischen Kirche. So ward seine Beharrlichkeit in dem Systeme der Hierarchie und der Erfolg, welchen er dadurch hervorbrachte, ein Denkmal des im Gährungsprozesse stöhnenden Zeitalters. Aber seine vielgepriesene Regentenmilde und Weisheit beschränkte sich auf die sehr untergeordnete Fähigkeit, wo es die Nothwendigkeit erheischte, zu schweigen, oder den Versuch zu wagen, Streitpunkten eine vermittelnde Ansicht abzugewinnen. Alles Verschulden der Revolution und ihres Gefolges maß er der Vernachlässigung des Kirchenthums, welches von Frankreich ausging, bei, wo dann Helvetius, und durch blendenden Witz und durch Popularität mehr noch Voltaire als Haupturheber der Zeitverirrungen erschienen; was die Kirche gegen Menschenwohl, Geist, Zucht und Gesittung gesündigt hat, blieb unberücksichtigt; aber er war billig genug, es auszusprechen, daß eine gewisse Scheidung der Christen durch dogmatische Formen zugegeben werden könne, nur müsse, zur Hoffnung der Besserung jedes Glaubenssystems, das Christenthum seinem *wahren* (?) Geiste nach wieder lebendig werden. Das jesuitisch Zweideutige dieser Aeußerung beruhete vorzüglich in dem Begriffe des *wahren* Geistes des Christenthums, der ein anderer ist im Bereiche der päpstlichen Curie, ein anderer vor dem Richterstuhle der heiligen Schrift und der Vernunft. Viele Fehlgriffe der kirchlichen und weltlichen Politik, welche Pius VII verschuldete, wurden ihm gering angerechnet, da die Schuldlosigkeit seines Wandels, seine Mäßigkeit in jeder Beziehung, den ihm nachgetragenen Tadel mildern mußte; auch war er von der Sünde des Nepotismus, die sein nächster Vorgänger ungescheut übte, völlig frei. Um so ernstlicher aber war er darauf bedacht, Jedem sich als heiliger Vater

zu zeigen, in voller Machtbefugniß der dreifachen Krone und des Binde- und Löseschlüssels.

Ehe noch der Bannfluch wider ein mächtiges, gekröntes und gesalbtes Regentenhaupt ausgesprochen wurde, freute sich Pius VII., das selten gewordene kirchliche Schauspiel der Seligsprechung vollziehen zu können, um seinen Jesuiten den Stralenkranz der kirchlichen Ehre öffentlich darzubringen. Benedict XIV., der die Seligsprechungen zu seinen Hauptergötzlichkeiten zählte, hatte diesen kirchlichen Act sehr in Miscredit gebracht; die Stimmung des Zeitalters vollendete diesen; doch Pius VII. ließ sich dadurch nicht abhalten, den Himmel und den Kirchenkalender mit einem neuen Heiligen zu bereichern. Die Seligsprechung, als die Vorläuferin der eigentlichen Erhebung zum Kirchenheiligen, ertheilte der Papst einem Jesuiten aus Neapel, dem Francesco di Girolamo, der 1716 verstorben war. Nicht moralische Verdienste, Sittenreinheit oder wahrhafte Frömmigkeit wurden an diesem Manne, welchen zu kanonisiren Benedict XIV. durch den Tod verhindert war, gepriesen; sondern seine Gabe Wunder zu thun, welche durch das Zeugniß einer verworfenen Weibsperson und Vatermörderin bewiesen wurde. Mit den Zweifeln, welche hiergegen der angeordnete Widersacher des Seligsprechens, Advocatus diaboli genannt, vorbrachte, wurde man leicht fertig. So erfolgte am 11. Mai 1806 die Feierlichkeit, zur Unterhaltung der Römer, unter dem Vorsitze des Cardinals della Somaglia, der als Haupt der Congregazione dei riti das Ganze zu leiten hatte. Ein Kanonikus, Muzarelli, hielt unter vielem Prunke in der St.-Peterskirche die Rede, durch welche die himmlische Verherrlichung ausgesprochen wurde. Der Redner berichtet, wie durch den Tod Benedicts XIV., und durch Aufhebung der Gesellschaft Jesu im Königreiche Neapel, bisher die dem ehrwürdigen Francesco gebührende Ehrenbezeigung verhindert sei; dann fährt er fort: „Unerwartet aber kehrte die Gesellschaft Jesu nach Neapel zurück und fand die alte zerstörte Heimath wieder, welche ihr Francesco da, wo seine ehrwürdige Asche ruht, aufbewahrt hatte; darum glaubte sie es der Dankbarkeit schuldig zu sein, die eifrigste Thätigkeit anzuwenden, um ihrem Genossen, bei dem sie

gleichfalls gastlich einkehrt, die verschobene Verherrlichung zukommen zu lassen. Pius VII. war ihrem Anliegen nicht entgegen; er hatte bereits die Gesellschaft durch sein Machtwort und durch seine väterlichen Gesinnungen wieder emporgerichtet, und glaubte nun, zum neuen Beginn ihres hohen Berufes (!!!) ihr kein besseres Haupt als den Franziskus an die Spitze stellen zu können. Und wahrlich! nicht ohne besondere Fügung Gottes ist es geschehen, daß die Gesellschaft ihren neuen Beruf mit der Verherrlichung Desjenigen anfangen wird, durch dessen Ruhm sie so glänzend bestanden; und so wird Franziskus hinführo den aus allen Gegenden zurückkehrenden Brüdern auf dem Wege des evangelischen Wandels als ein stralendes Licht vorleuchten".

Die bei dieser Veranlassung auf Befehl der Obern durch den Druck bekannt gemachte Biographie des neuen Seligen hebt von den sittlichen Eigenschaften Francescos nur seine Demuth heraus, durch die Erzählung, daß er sich selbst „einen Pöbelgenossen, einen Unwissenden, einen Esel, ein vernunftloses Thier, ein Vieh" genannt habe. Wir wollen ihm keine dieser Eigenschaften, denen ihn Anbetenden nicht den Glauben an seine Wunderthaten, dem Papste nicht die Kanonisationsbefugniß, den Jesuiten nicht ihren neuen Wirkungskreis streitig machen; selbst der Advocatus diaboli mag schweigen, oder seine Stimme erheben, je nachdem das vorgeschriebene Rituale es verstattet.

Pius VII. ließ es bei diesem Versuche der Selig- und Heiligsprechung nicht bewenden; schon im folgenden Jahre wurden unter herkömmlichen Feierlichkeiten fünf neue Heiligen installirt; unter diesen war auch ein Mohr, Francesco Carraciolo, worüber Pasquino wieder Spott trieb, aber gewiß mit Unrecht: warum soll die schwarze Hautfarbe verhindern, von einem Kirchenlichte Wunder zu erzählen?

Die fortschreitende Ausbildung der monarchischen Regierungsform in Frankreich schien dem römisch-katholischen Priesterthume eine zu günstige Begebenheit, um nicht zu versuchen, alte Pläne und Ansprüche zu erneuern und die neue Dynastie für dieselben zu gewinnen. Man erkannte, daß zur Ausführung eines so schwierigen

Digitized by Google

Planes das Institut der Jesuiten das brauchbarste sei, um dessen Wiedergeburt und Wirksamkeit einzuleiten, ließ der päpstliche Stuhl solchen geistlichen Verbindungen, welche als Vorschule des herzustellenden Jesuitenordens zu erachten, Schutz, Unterstützung und geheime Empfehlungen angedeihen, mit so gutem Erfolge, daß sie in mehren katholischen Staaten, selbst in protestantischen (wie in England, wo die Paccanaristen, in der Nähe von London, unter dem Abbé de Broglie, eine Niederlassung anlegten), festen Fuß faßten. In Frankreich blieben die Bemühungen auch nicht erfolglos, da mehre Mitglieder der Bonaparte'schen Familie, als des Kaisers Mutter und der Cardinal Fesch, gewonnen waren, und man sich mit der Hoffnung schmeichelte, Napoleon würde seinen Widerstand gegen hierarchische Vorschritte aufgeben und folgsamer Diener der Kirche werden, indem man ihm vorzuspiegeln suchte, daß das Pfaffenthum der treue Verbündete seines Despotismus sei. Der Kaiser aber hielt die hieraus erwachsende Verwickelung der Verhältnisse seinem Standpunkte nicht angemessen; er hatte genug Veranlassung, pfäffischen Verheißungen nicht zu trauen; er mußte ferner die dem Priesterthume ungünstige Volksstimmung erwägen. Seine Fähigkeit für entscheidende Maßregeln bewährte sich auch in dieser Angelegenheit: er ließ die weitere Verbreitung der neuen geistlichen Orden nicht schweigend zu, oder erschwerte sich die Entscheidung der Angelegenheit durch Anknüpfung weitausgesponnener Unterhandlungen mit dem Papste, sondern er entschied unmittelbar auf kraftvolle Weise, nachdem er, die Form der Staatsangelegenheit beachtend, eine offenkundige Prüfung des Gegenstandes durch seine Beamten hatte vornehmen lassen. Der verdienstvolle Portalis trat 1805 vor dem Staatsrathe als Berichterstatter in dieser Sache auf.

„Ich habe den Auftrag", sagte er, „Bericht zu erstatten über die Geistlichen, welche sich in Frankreich verbinden unter dem Namen: Väter des Glaubens, des Herzens Jesu u. s. f., und einen Befehl in Vorschlag zu bringen zur Auflösung solcher Verbindungen, und zur gerichtlichen Verfolgung Aller, die deren Fortbestehen vertreten. Zwar geht die Absicht der Regierung dahin, die gemeinnützige Anstalt der barmherzigen Schwestern, nach vorgängiger Bestätigung ihrer Statuten und deren

Digitized by Google

Eintragung in die Staatsrathsverhandlungen, zu erhalten, sodaß es in Frankreich keine geistliche oder kirchliche Verbindungen gibt, als die im Concordate und in den organischen Gesetzen anerkannten".

„Vierundzwanzig Jahre vor der Revolution berief man in Frankreich einen Ausschuß von Bischöfen und Civilbeamten zur Wiederherstellung der Zucht in den Klöstern, zur Wiedervereinigung der ursprünglich verbundenen Orden, deren Auflösung unstatthaft ist, zur Aufhebung der gesetzwidrigen und keiner Besserung Fähigen. Doch alle Verbesserungsversuche hatten keinen Erfolg und blieben ohne Nutzen. Die Erfahrung aller Zeiten bestätigt, daß solche Anstalten leichter gewaltsamen Angriffen als innerer Verderbtheit entgehen. Uebrigens hat jedes Zeitalter seine besondern Bestrebungen, seine vorwaltenden Ansichten. Der Wechsel der Lebensweise und der Ideen erschüttert mehr oder weniger solche Einrichtungen, welche unter andern Ansichten, andern Sitten hervorgingen. Es ist nicht zu leugnen, daß längst ein anderer Geist vorwaltete als jener, welcher die Errichtung der verschiedenen geistlichen Orden bewirkte. Die letzten Stifter derselben gingen von liberalern Ideen aus; sie faßten der menschlichen Gesellschaft nützlichere Zwecke auf, als die ehemaligen strengen Regeln der Klöster beabsichtigten; sie suchten freiere Körperschaften, Verbindungen von Weltgeistlichen, wie das Oratorium, zu stiften, deren Verfassung und Zweck auch jetzt mit dem Zeitgeiste nicht mehr übereinstimmt. — Dann hob 1789 die gesetzgebende Versammlung gesetzlich die öffentlichen Gelübde auf. Unglücklicherweise entartete die Revolution bald unter der Wuth der Parteien und der Systeme. Ueberall walteten Leidenschaften; hatte man bisher unter Misbräuchen geseufzt, so verfiel man nun in Gewaltthätigkeiten. Die Ansichten einer gesunden Philosophie gingen verloren und verdunkelten sich für die ganze Welt unter politischen Stürmen. Der Fanatismus des Frevels weckte den religiösen: es bildete sich eine Menge kleiner Sekten, in welchen die aufgeregten, beunruhigten Seelen, welche im Misgeschicke der Zeitergebnisse Kraft entwickelten, ein Asyl fanden. Dieses ist der Ursprung der verschiedenen Vereine, welche dermalen in Frankreich vorgefunden werden, unter den Namen: Gesellschaft des Herzens Jesu, Gesellschaft der Opfer der Liebe Got-

tes, Gesellschaft der Glaubensväter. Der erstgenannte hat sein Entstehen in den ersten Jahren der Revolution; er ward in dem Sprengel von St.-Malo errichtet; sein Stifter war ein Priester Corivieri. Seine Regel ist Geheimniß, selbst den Mitgliedern, denen er Verschwiegenheit und Klugheit vorschreibt. Dieses ist reiner Jesuitismus, mithin staatsgefährlich. Die Gesellschaft der Opfer der Gottesliebe scheint mir vom Ursprunge her verwerflich. Die Beigetretenen lehren, daß man mit der Liebe zu Gott, so zu sagen, in Gott aufgelöst ist, daß mithin die äußern Handlungen gleichgültig sind, was allen Unordnungen Thür und Thor öffnet. Diese Lehre ist Erneuerung alter Irrthümer, die mit dem Namen Quietismus bezeichnet werden. Die Gesellschaft der Glaubensväter, welche sich auch Anbeter Jesu oder Paccanaristen nennen, hat einen viel ausgebreitetern Plan als die vorgenannten beiden Vereine; sie ist eine Nachfolgerin der Jesuiten. Der deutsche Kaiser hat die Paccanaristen begünstigt. Sie besitzen zu Rom ein Haus. Man behauptet, die alten nach Rußland geflüchteten Jesuiten hätten die Anerkennung und Vereinigung mit den Paccanaristen verweigert; doch ist gewiß, daß Letztere gleichen Grundgesetzen unterworfen sind, sich zu demselben Gelübde verpflichten, und nur vom Papste abhängig zu sein behaupten. — Ein allgemeiner Tadel trifft alle Verbindungen und Gesellschaften der in Rede gestellten Art: es ist der, daß sie sich ohne Bewilligung der öffentlichen Behörden bildeten. Ist es nicht gegen die öffentliche Ordnung, wenn im Staate Vereine und Orden ohne des Staates Erlaubniß zusammentreten? Ist das Recht, neue weltliche oder geistliche Verbindungen zu bestätigen oder zu verbieten, nicht nothwendige Folge der Selbsterhaltung der Staaten? Die Statuten eines geistlichen Ordens enthalten die Bedingungen, nach welchen er sich der Kirche verpflichtet; da nun der Papst in dieser Beziehung ihr Stellvertreter ist, so steht ihm die Bestätigung der in der Christenheit sich bildenden geistlichen Orden zu. Aber der Papst ist nicht unumschränkter Gebieter der Kirche und selbst diese hat keine zeitliche Gewalt; sie ist und hat ihr Dasein im Staate; deshalb gebührt es dem Staate, in seinem Bereiche einen Orden oder eine Verbrüderung zu verstatten oder zu verbreiten. Unerhört wäre es, wenn der Staat gezwungen sein sollte,

Digitized by Google

ihm unbekannte Menschen aufzunehmen; — aber er kann sie nicht kennen, als wenn sie ihm ihre Verfassungsurkunde, ihre Gesetze und Einrichtungen darlegen. Die Weigerung dieser Foderung verstößt gegen Vernunft und gesunden Menschenverstand. Um die Auflösung der geistlichen Verbindungen, über welche ich Bericht zu erstatten habe, zu entscheiden, ist die Bemerkung hinreichend, daß sich diese Gesellschaften ohne Vorwissen des Staates, und ohne den öffentlichen Behörden ihr Verfassungsstatut vorzulegen, bildeten. Doch noch besondere Vorwürfe treffen jeglichen dieser Vereine".

„Die Gesellschaft der Opfer der Liebe Gottes ist eine geheime Verbindung, deren Entstehen, während der Revolutionsunruhen, in finstern Zufluchtsorten zu finden ist; sie gründet sich auf eine falsche gefährliche Lehre und besteht nur durch den Fanatismus".

„Die Gesellschaft des Jesuordens ist von ihrem Ursprunge her nicht löblicher. Ihre Mitglieder können bei ihren Handlungen sich auf die wenigstens schweigende Billigung ihrer geistlichen Obern stützen; die Regeln ihrer Lebensweise sind unbekannt; sie haben Geheimnisse, sie sprechen den Wunsch aus, sich durch unauflösliche Gelübde zu verbinden. Alles dieses setzt sie in Widerspruch mit unsern Gesetzen".

„Die Väter des Glaubens sind eine Abart der Jesuiten; sie folgen der Regel der alten Jesuiten, bekennen sich zu deren Maximen; mithin ist ihr Verein unverträglich mit den Grundsätzen der gallikanischen Kirche und mit dem Staatsrechte der Nation. Man darf eine Körperschaft nicht wieder in's Leben rufen, welche durch die Befehle aller katholischen Regenten der Christenheit und durch eine Bulle des Kirchenhauptes aufgelöst wurde".

„Wozu überall geistliche Orden von Neuem einführen und hervorrufen, deren Vernichtung als nothwendig erachtet wurde? Bischöfe und Priester sind von Gott angeordnet zum Unterrichte der Völker, zur Verkündigung der Religion an Gläubige und Ungläubige. Geistliche Orden sind der Grundverfassung der Kirche völlig fremdartige Einrichtungen. Ich verschweige nicht, daß dergleichen nach Zeit und Umständen einst nützlich sein konnten; doch in unsern Tagen fodert das große Interesse der Religion, die Seelsorger, deren Beruf es ist, Licht und Liebe zu lehren, zu be-

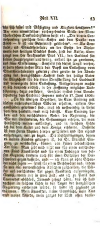
schützen, anstatt ihnen zur Seite und über ihren Häuptern Menschen, die sie unterdrücken, festen Fuß fassen zu lassen".

Von so weisen Ansichten geleitet, mit so triftigen Gründen ausgerüstet, setzte Portalis das Verbot der neuen Gestaltung des gefährlichsten Pfaffenthums durch: eines Unheils, das in neuester Zeit, in mannichfacher Gestalt, seiner Verfechter nicht entbehrt, und im Missionariengewande unter Unheil und Blutschuld um sich greift. Dem Statthalter Christi zu Rom mußte die Art dieser Verhandlung und der Ton der Entscheidung sehr mißfallen: doch war es noch nicht an der Zeit, die Empfindlichkeit des Beleidigten sichtbar werden zu lassen, oder, wie später mit besserm Erfolge geschehen konnte, ungescheut kundzugeben, daß die Wiedergeburt des Jesuitenordens vom Papste selbst, mit weitaussehenden und richtig berechneten Erwartungen, betrieben würde.*)

Gegenseitige Täuschung hatte die erste Vereinbarung des Papstes mit Frankreich unter Bonaparte's Herrschaft bewirkt. Doch Napoleon zeigte, daß er von gewissen Seiten der Hierarchie einseitige Ansichten hatte. Neue Feindseligkeiten gegen den Kirchenstaat begannen mit der unerwarteten Besetzung der Citadelle von Ankona. Die bisher in gehöriger Form geführten diplomatischen Verhandlungen erhielten päpstlicher Seits den Charakter scharfer Rügen und Vorwürfe, während Napoleon, verwöhnt, die Stimme des übermüthigen Gewalthabers führte; Montholon läßt dem Verbannten auf St.-Helena sagen: „Seit der Krönung waren Streitigkeiten über Cardinalshüte gewesen; über Ausfälle, die sich der Papst in seinen Allocutionen über die organischen Gesetze und über Breves der Penitenzeria erlaubt hatte; über einige Beschränkungen der Bisthümer in Toskana und Genua; über einige geheime Angelegenheiten, die auf das Königreich Italien Bezug hatten. Aber keine dieser Verhandlungen veranlaßte eine directe Mittheilung zwischen den beiden Souverainen. Sie wurden blos durch die Kanzleien verhandelt,

---

*) Siehe: „Histoire abrégée des Jésuites et des missionnaires Pères de la Foi". Paris, 1820. II., S. 368. fg.



die sich dabei mit Mäßigung und Klugheit benahmen?" An einer unmittelbar vorhergehenden Stelle der Montholon'schen Denkwürdigkeiten heißt es: „Die directe Correspondenz zwischen dem Kaiser und dem Papste von 1805 — 9 ist ein Geheimniß geblieben". — Da Consalvi, als Staatssecretair, an der Spitze der Diplomatie des heiligen Stuhles stand, hielt der Kaiser, überzeugt von der Lenksamkeit Pius VII., den Cardinal für seinen Hauptgegner und drang, anstatt ihn zu gewinnen, auf seine Entfernung. Consalvi sah dieses längst vorher, er hatte schon mehre Male den Papst um Entlassung vom Staatssecretairamte gebeten; aber gerade in der Abneigung des französischen Kaisers fand der heilige Vater die Bürgschaft für die treue Dienstleistung des Cardinals und verweigerte seine Entlassung. Nothgedrungen mußte er sich dennoch endlich, in der Hoffnung möglicher Aussöhnung, dazu verstehen. Consalvi meldet seine Verabschiedung dem Cardinal Caprara unter'm 17. Juni 1806:

„Da die übrigen Depeschen, die Eure Eminenz mit diesem außerordentlichen Eilboten erhalten, andern Gegenständen gewidmet sind, muß ich nothwendig in dieser von dem handeln, was mich betrifft. Eure Eminenz haben aus den verschiedenen Noten der Regierung, die Sie mir übersendeten, die Gesinnungen ersehen, die man hinsichtlich meiner ankündigt, und in welchem Lichte ich bei dem Kaiser und dem Könige erscheine. Dasselbe ist dem Herrn Alquier hierher geschrieben und ihm eigens aufgetragen, mir zu sagen. Die Beschuldigungen, denen es meinen Feinden gelungen ist, bei Sr. Majestät Eingang zu verschaffen, können von keiner bedenklichern Art sein. Man gibt mich nicht nur für einen entschiedenen Feind Frankreichs und für einen Anhänger von dessen Gegnern, sondern auch für einen Beschützer der Verschwörer gegen dasselbe, und — ich kann es ohne Schauder nicht sagen — selbst für einen Verschwörer aus, indem sie mir die verwerflichsten Absichten zuschreiben, die Völker auf verschiedene Art gegen Frankreich aufzuwiegeln. Gewiß, wenn mir in jener Zeit, als ich zu Paris das Concordat abschloß, Jemand gesagt hätte, daß ich bald nachher in solchem Lichte in den Augen der französischen Regierung erscheinen würde, so hätte ich geglaubt zu träumen. Mein Charakter, meine Grundsätze, mein Amt und meine Würde, mein ganzes der Welt offen darlie-

Digitized by Google

gendes Betragen überheben mich einer weitläufigern Vertheidigung. Ich erkläre feierlich in wenig Worten auf meine Ehre (und wie theuer mir diese sei, habe ich stets durch alle meine Handlungen bewiesen), daß meine Feinde auf eine unwürdige Art mich verleumdet haben, und daß ich in Allem unschuldig bin. Allein Eure Eminenz müssen zugeben, daß, da ich nun einmal das Mistrauen der französischen Regierung mir zugezogen habe, ja sogar in ihren Augen unter den oben geschilderten Farben erscheine, ich eine Stelle länger weder beibehalten kann, noch darf, in welcher ich nicht mehr nützen, sondern selbst eine, obgleich sehr unfreiwillige Ursache der größten Nachtheile sein würde. Ich bin dem heiligen Stuhle, meinem Souveraine und Wohlthäter, und meinem Lande zu sehr ergeben, um mich nicht für verpflichtet zu halten, mit meiner Entfernung allen Anlaß zu den Uebeln zu beseitigen, die daraus entstehen könnten, wenn ich meine Stelle behielte. Die französische Regierung hat ihren Wunsch deutlich zu erkennen gegeben, indem sie in der letzten Note des Herrn v. Talleyrand sagte, daß die Gesinnung des Kaisers gegen den heiligen Vater ihr den Wunsch einflößten, Letzterer möchte die bösen Rathgeber, die ihn umringen, von seiner Seite entfernen. Alle vorhergehenden Noten, in denen ich bezeichnet und ausdrücklich genannt bin, sowie das, was gegen mich an Herrn Alquier geschrieben ward, gaben deutlich zu erkennen, daß der oben erwähnte Sr. Heiligkeit eröffnete Wunsch entweder allein gegen mich gerichtet ist, oder mich doch hauptsächlich betrifft. Von den Tagen an, wo ich gewahr wurde, daß ich in Frankreich in Verdacht oder Mistrauen verfallen war, bat ich den heiligen Vater, mir zu erlauben, mich von den Geschäften zurückzuziehen, und zwar eben aus dem Grunde, weil ich nicht mehr nützlich, wol aber vielleicht schädlich sein könnte. Der heilige Vater wollte nie meinen wiederholten Bitten Gehör geben, weil er glaubte, die Verleumdung meiner Feinde würde entdeckt und vernichtet werden. Sie wuchsen aber an Zahl und waren von der Eurer Eminenz bekannten Art; da sie demnach öffentliche Ruhe und Sicherheit sehr nahe berühren, so hat Seine Heiligkeit endlich meinen Bitten beistimmen zu müssen geglaubt, und mir meine Entlassung bewilligt. Ich kann Eurer Eminenz versichern, daß der heilige Vater bei diesem Entschlusse die Absicht

Digitized by Google

hatte, die französische Regierung zufriedenzustellen und ihr einen Beweis von dem Verlangen zu geben, die Eintracht mit ihr aufrecht zu erhalten, und Alles zu entfernen, was solche stören könnte. Ich beeile mich demnach, meine Stelle sogleich meinem Nachfolger abzutreten und mich gänzlich von den Geschäften zurückzuziehen, von denen ich zu bittere Früchte erntete, um nicht mehr als den Tod jede neue Einmischung in dieselben zu verabscheuen. Eine einzige Gnade erbitte ich mir von Eurer Eminenz, und auf dieselbe gibt mir meine Unschuld ein nicht minderes Recht als Ihre Güte für mich. Meiner Ehre ist Alles daran gelegen, daß auf meinen Namen nicht jener schimpfliche Verdacht haften bleibe, den einzuflößen meinen Feinden gelungen ist. Möchten demnach Eure Eminenz jede schickliche Gelegenheit ergreifen, um meine Unschuld bekanntzumachen und mir Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Diese Gunst, welche ich von Eurer Eminenz hoffe, wird meine ganze Dankbarkeit gegen Sie rege machen. Voll Vertrauen, sie zu erhalten, küsse ich Ihnen mit tiefer Ergebenheit demüthigst die Hände".

Abgesehen von diesen kriechenden Schlußworten, die vielleicht conventionelle Redeformen sind, gibt der Inhalt nach seiner Breite weder von dem Geiste Consalvi's, noch von seiner diplomatischen Gewandtheit, noch von seiner Wahrheitsliebe ein sonderliches Zeugniß. Obgleich er seine Amtswohnung im Quirinale sofort nach dieser öffentlichen Abdankung verließ, den Palast Gaetani bezog und öffentlich keinen Zutritt zum Papste hatte, sondern ihn nur bei kirchlichen Veranlassungen und in Consistorien sah, blieb er doch die Seele der auswärtigen Verhandlungen des heiligen Stuhles und bearbeitete selbst die wichtigsten Noten, indeß die Cardinäle Casoni, Doria und Gabrielli, welche sich schnell als Staatssecretairs ablösten, dazu den Namen hergaben. Immer bleibt es denkwürdig, wie unentbehrlich sich Consalvi mußte gemacht haben, daß seine im Schoße des Papstes sitzenden geheimen Feinde, die ganze jesuitische Partei, so wenig, als die öffentlichen Gegner seinen Einfluß auf die Verhandlungen mit dem französischen Kaiser, der wichtigste Gegenstand der päpstlichen Diplomatie in so peinlicher Lage, vernichten konnte. Hier wirkten Triebfedern, deren Wirksamkeit in Dunkel gehüllt sind.

Digitized by Google

Zwei Tage zuvor, ehe die Nachricht von Consalvi's Entfernung vom Staatssecretariate in Paris ankam, wiederholte Napoleon bei einer Audienz den gegenwärtigen Cardinälen Caprara und Spina seine Beschuldigungen über den päpstlichen Minister und fügte die drohenden Worte hinzu: „Der Cardinal Consalvi wird Gott Rechenschaft ablegen müssen und dem Volke verantwortlich bleiben in Betreff alles Unglücks und Verderbens, worin er den Staat gestürzt hat".

In den Noten, welche zwischen dem päpstlichen Hofe und dem Cabinete von St.-Cloud gewechselt wurden, gab man sich gegenseitig das Ansehen, als komme es nur auf ein Verständigen über gegenseitige Misverständnisse an. Doch beider Standpunkt und Zweck war völlig verschieden; alle Demonstrationen konnten zu keiner Ausgleichung führen; die Entscheidung rückte immer näher, gewaltsam und doch nicht schnell, denn Napoleon wollte die öffentliche Meinung festhalten. Bei diesen Verwicklungen ist es wichtiger, sich an Thatsachen als an die vielfach bewunderten politischen Bekenntnisse zu halten, welche der reichbegabte Irrstern seines Zeitalters nach beendeter Laufbahn seinen gläubigen Verehrern auf St.-Helena soll anvertraut haben. Wirft man sich die Frage auf: Welches waren die Beweggründe, welche den französischen Kaiser trieben, zum Aergerniß der Gläubigen, gegen den Papst zu verfahren, nicht zur Abstellung kirchlicher Misbräuche und zur Erschaffung einer wünschenswerthen vernünftigen Kirchenverfassung, wozu ihm alle Mittel zu Gebote standen, sondern zur Unterdrückung der weltlichen Herrschaft des Kirchenstaates, die bereits so in seinen Händen lag, daß er sie, ohne gewaltsame Beraubung seinen Zwecken anordnen konnte? — so mochte es der Papst an geheimen Widerspielen, den letzten Waffen der Ohnmacht, nicht fehlen lassen. Hierdurch ward des Uebermächtigen Rachsucht gereizt, und der Eintritt der Katastrophe beschleunigt, deren Verstoß gegen wahrhafte Staatsweisheit nicht ungestraft blieb.

Im Kirchenstaate erreichte jegliches Elend die höchste Stufe: die Natur selbst vermehrte durch schreckliche Verheerungen und Erdbeben den allgemeinen Jammer. Man

darf nicht vorgeben, daß die päpstliche Herrschaft an den Maßregeln einer weisen Regierung verhindert sei durch den Druck von Außen, durch die Bedrängniß der das Land durchziehenden Kriegsvölker; man darf nicht entschuldigend anführen, daß dadurch Hungersnoth, Banditengräuel, Straflosigkeit für jegliches Verbrechen, — Verfall der öffentlichen Gewalt, Hemmung der Rechtspflege, Druck finanzieller Bedrängniß veranlaßt sei; denn die Frage: Was that die päpstliche Regierung, diesen namenlosen Leiden zuvorzukommen; was geschah zu ihrer Abhülfe damals wie in ruhigern Zeiten, wo Alles dazu anmahnte? — tritt, ohne erfreuliche Erwiderung zu finden, hervor und zeigt das Pfaffenregiment in seiner eigenthümlichen Blöße. — Wer möchte, vom gehaltlosen Glauben geblendet, sich täuschen lassen durch den schlecht gemalten Nimbus?

In jeglicher Beziehung war Pius VII. in qualvoller Noth, als er dem Zeitraume seines Lebens entgegenging, in welchem er der früher bewiesenen Fügsamkeit für Napoleons Willen entsagte und durch unveränderliche Festigkeit, durch Geduld und unerschütterliches Beharren im Kreise gewisser Pflichten, Bewunderung, deren Früchte er bei der Restauration des Kirchenstaates noch reifen sah, erwarb. Der Maßstab, nach welchem der gepriesene Muth der Märtyrerkrone würdig geachtet wird, verdient näher geprüft zu werden, um Ueberschätzung zu verhindern.

Mit dem Bewußtsein erlittenen Undanks und unverschuldeten, rettungslosen Unglücks bemächtigt sich leicht der menschlichen Seele, besonders der eines kraftlosen Greises, eine starre Resignation, welche jede That nutzlos hält und in duldender Ausdauer von der göttlichen Vorsehung rettende Entscheidung des Verhängnisses erfleht. Dem mit dem Papstthume bekleideten Fürsten konnte solche Gesinnung am wenigsten fehlen, da er mit der dreifachen Krone auf das Nichtvergeben ihrer Bevorrechtung verpflichtet war; aus diesem Kreise der legitimen Hierarchie herauszutreten, würde als verbrecherische Verleugnung der katholischen Kirche erachtet sein; bei ihr zu beharren, war für den Papst der einzige Stützpunkt. So verschmerzte Pius VII. Napoleons Uebermuth und Gewaltthaten, so lange die Grundbestimmungen der äußern Befugnisse des Papstthums, wenigstens dem

Scheine nach, erhalten werden konnten; er machte mit dem Widerstande erst Ernst, als der Kaiser seine blutigen Hände ausstreckte, um die äußere Macht des heiligen Vaters und den weltlichen Länderbesitz desselben zu gefährden; wäre dieses gerettet, so hätte eine kirchliche Reform, ohne Bruch mit dem römischen Stuhle, unbezweifelt durchgeführt werden können; in Eintracht, wenigstens scheinbar, mit dem Papste, hätte der französische Kaiser hiermit unendlich leichter zum Ziele kommen können als mit einer später oft vergeblich versuchten Versammlung des katholischen Klerus seiner Reiche. Napoleon hielt das Priesterthum für ein dem Despotismus sehr zusagendes Institut, mit welchem er gar ungern in Zwiespalt sich versetzt sah. Bei jeder Veranlassung zeigte er sich geneigt, der Geistlichkeit Verwilligungen zu machen, welche er mit der weltlichen Herrschergewalt, mit der öffentlichen Sicherheit und mit Durchsetzung seines Willens vereinbar erachtete.

Doch diese Bedingungen führten zu Verwickelungen, deren Knoten der mächtige Despot vergeblich mit dem Schwerte zu durchhauen versuchte. Es bildete sich in Frankreich, wie in Italien, eine katholisch rechtgläubige Partei, deren Streben offenbar dahin gerichtet war, durch selbständige Macht der Kirche der weltlichen Herrschergewalt des Kaisers ein Gegengewicht zu geben; an ihrer Spitze stand das Papstthum, und selbst Napoleons mütterlicher Oheim, der Cardinal Fesch, gehörte ihr zu. An Aufreizungen konnte es nicht fehlen. Man nahm zu pfäffischen Ränken seine Zuflucht, deren Spiel zur eignen Schmach offenbar wurde und des französischen Kaisers Entschluß, dem Kirchenhaupte nicht länger weltliche Fürstenherrschaft zuzugestehen, zur Reife brachte. Das eitele Gefallen Napoleons, der Mitwelt als ein verjüngter Karl der Große zu erscheinen, hätte dem Papste sehr vortheilhaft werden können, wenn er solches gehörig zu benutzen verstanden hätte.

Der sprichwörtlich gewordene Schreckensruf: „Hannibal ist vor den Thoren!“ hieß nun: „Napoleon vor den Thoren!“ und leider lag der Kirchenstaat, mit seiner Siebenhügelstadt, unbewehrt der Beutelust da. Der Papst konnte weder als Fürst, noch als Oberpriester durchgreifende Rettung verleihen; weder Kirche noch Rom konnten es dem Papste. — Der Kaiser ließ dem

Fürsten des Kirchenstaates entgelten, was er dem Oberpriester als feindselige Hartnäckigkeit anschuldigte. Die trotzigen Foderungen an das Kirchenhaupt wurden gesteigert durch die Beschuldigungen wider den weltlichen Regenten. Mit dem Jahresschluß 1807 walteten in Italien viele gegen die Franzosen gerichtete Umtriebe, während in den Cabinetten sich die Verhandlungen zu einer neuen Coalition wider Frankreich anspannen. Napoleon gab sich das Ansehen, als ob er nicht daran glaube, daß sein Despotismus diese Feindseligkeiten veranlasse und unterhalte; er schob alle Schuld auf den Einfluß der Briten und der Hierarchie. Er foderte vom Papste Einführung des Napoleonischen Gesetzbuches und Kriegeserklärung gegen die Engländer: Ersteres war in vielen Punkten im Widerspruche mit dem Kanon der Kirche; auch Letzteres lehnte Pius VII. ab durch die Erklärung: „Die Engländer haben mir nichts zu Leide gethan; ich bin ein Diener des Friedens; ein Vater aller meiner Kinder!" Nun wurden alle wichtigen Punkte des päpstlichen Gebiets von französischen Truppen besetzt; alle Widerstand Zeigende gefangen genommen; bei Civita-Castellana ein beträchtliches Corps aufgestellt, von Florenz aus verstärkt, und in den letzten Tagen des Januars 1808 Truppen in die Umgegend von Rom geführt. Am 1. Februar erließ Cardinal Casoni, als Staatssecretair, die Bekanntmachung, daß Seine Heiligkeit nach Pflicht und Gewissen den Auffoderungen der französischen Regierung in ihrem ganzen Umfange nicht genügen dürfe; sie müsse daher die unglücklichen Folgen militairischer Gewaltthaten über sich ergehen lassen, in demüthiger Unterwerfung in die Rathschlüsse des Höchsten; aber sie protestire feierlichst gegen jede Verletzung päpstlicher Rechte, ermahne, als Statthalter Gottes, zum Frieden und verbäete jede Gewaltthat und Feindseligkeit gegen eine Nation, die dem Papste bei seiner Reise nach Paris so viele Beweise der Ergebenheit dargebracht habe.

Der französische Befehlshaber, General Miollis, ließ sich dadurch nicht aufhalten. Schon am 2. Februar rückten die kaiserlichen Truppen in Rom ein, mit brennender Lunte und gefälltem Bajonette. Der kriegerische Zug ging, ohne Widerstand, zum Monte Cavallo hin; alle Posten mußten die päpstliche Besatzung räumen; man ließ sie mit Gewehr und Trommeln abziehen.

Man hatte versucht, durch vorläufige Drohung den Papst nachgiebig zu machen; er wich und wankte nicht. „Es ist unnöthig", erwiderte er, „daß der Soldaten so viele kommen, es soll kein Widerstand stattfinden".

Als die Stadt von 8000 Mann erstürmt wurde, ergab sich der Papst, in der Mitte seiner Cardinäle, kirchlichen Andachtsübungen. So weihete er sich dem neuen Märtyrerthume, in dessen Bereiche Verbannung, Absetzung und Tod nichts Furchterregendes mehr hatten. Als frommer Leidender gewann er in eben dem Maße Verzeihung für alle politische Fehlgriffe, als ihm das Mitleid nicht versagt werden konnte, indem der Uebermuth seines Feindes empörte. Pius VII. foderte die Cardinäle, welchen es an Muth gebrechen möchte zum standhaften Ausharren, auf, sich zu entfernen; alle blieben einmüthig; für jeden möglichen Fall machte er sein Testament. Der französische Gesandte drängte sich zum Papste, mit ihm der französische Befehlshaber der Truppen, Miollis, welcher dem heiligen Vater förmlich vorgestellt sein wollte; was der Papst nicht zu verweigern Gewalt hatte, ließ er, ohne Demüthigung an sich kommen zu lassen, geschehen. Er ließ den General eintreten, betrachtete ihn mit hohem Ernste und strenger Würde, fragte ihn: „Sind Sie ein katholischer Christ?" und ertheilte ihm, als dieses bejaht wurde, den Segen, ohne sich weiter mit ihm in Worttausch einzulassen: ein Zug der Geistesgegenwart und Lebensklugheit, der jedem Regenten zum Lobe gereichen würde.

Die mit der Mönchserziehung eingeflößte Kunst, ohne Veränderung der Miene, ohne Wahrzeichen des im Innern waltenden Aergers, schwere Beleidigungen zu dulden, verstand der heilige Vater; scheinbar unempfindlich, ließ er geschehen, was nicht zu hindern stand. Unter seinen Augen mußte sein Sbirrenhauptmann (Barigello) jene Bekanntmachung überall abreißen, die päpstliche Nobelgarde ward gefangen, ihre Waffensäle in Beschlag genommen, das päpstliche Militair verhöhnt und unter lockenden Verheißungen zur Untreue gereizt.

Der Papst selbst trat nur durch das Organ seines Ministers mit nutzlosen Verhandlungen, aber auch mit festsinnigen Proclamationen öffentlich auf; er hielt sich in seinem Palaste zurückgezogen, beschäftigt mit An-

dachts- und Bußübungen, welche in allen Kirchen von der Geistlichkeit abgehalten wurden und wobei, wie immer bei großer Noth, die Heiligenbilder weinen und andere Wunderzeichen geschehen mußten. Wie vielfach Pius VII. in dieser resignirten Lebensweise gestört wurde, ergibt sich von selbst, da die französische Besatzung Roms auf eine tüchtige, strenge Verwaltung der Polizei zur öffentlichen Sicherheit sehr bedacht war und mit wenigen, zweckmäßig angeordneten, rücksichtslos ausgeübten Maßregeln bewunderungswürdigen Erfolg erntete. Da die den Papst umgebende geistliche Aristokratie, vorzüglich das Cardinalscollegium, diesem entgegenarbeitete und als der eigentliche Stützpunkt der päpstlichen Festigkeit erkannt wurde, so trachtete man französischer Seits solches aufzulösen. Als Mittel hierzu stellte Napoleon den unerhörten Grundsatz auf, daß die Cardinäle Unterthanen des Regenten wären, in dessen Gebiet ihr Geburtsort belegen, und daß sie sich unverzüglich dorthin begeben sollten; er ignorirte absichtlich den im Wesen der katholischen Geistlichkeit so tief liegenden Grundsatz, daß ein Priester kein anderes Vaterland habe, als die Kirche. Unter'm 23. März 1808 verbot der Papst, in besonderen Zuschriften an jeden einzelnen Cardinal, diesem Entfernungsbefehle Folge zu leisten. Der Cardinal Doria Pamfili sagt bei der Ausfertigung dieser Gegenbefehle: „Seine Heiligkeit ersieht deutlich, daß diese Maßregel, ein Erzeugniß der Gewaltthätigkeit und Uebermacht, dahin gerichtet ist, das geistliche Reich der Kirche Gottes zu zerstören und dem höchsten Oberhaupte viele zur Führung der Geschäfte nothwendige Gehülfen zu rauben; sie verbietet daher, diesem Abreisebefehl, ohne Gewalt, Folge zu leisten; aber auch dann nicht weiter sich zu entfernen, als jene Gewalt reicht, damit sich offenbare, daß die Entfernung vom Haupte der Kirche nicht eine freiwillige, sondern erzwungene sei. Jedem wird anempfohlen, nach dem Vorbilde des heiligen Vaters, in Geduld Verfolgungen zu ertragen und der Welt bei diesem traurigen Ereignisse zu zeigen, daß durch die verhängten Leiden die Standhaftigkeit des heiligen Collegiums nicht vermindert, nur vermehrt wird".

Verdruß erweckt es in der Seele des selbsüchtig Herrschlustigen, wenn geheime Triebfedern seiner Anordnungen erkannt werden; dieser Verdruß wird unver-

söhnliche Rachsucht, wann der in Ketten Geschmiedete, statt Gnadengesuche zu Füßen zu legen, in unverzagter Haltung das erkannte Spiel des Despotismus darlegte und seiner Rüge unterwirft. Mehr als einmal trafen in so aufregender Berührung Kaiser und Papst zusammen, zur Beschleunigung des Unsterns, welcher über dem Haupte des Letztern waltete.

Bei'm Rückblicke auf die damaligen Ausfertigungen der Curie, und auf die ihr eingesandten diplomatischen Erklärungen verdient das päpstliche Sendschreiben an die Cardinäle, worin die von Frankreich gemachten Foderungen und des Papstes Rechtfertigung seines politischen Lebens zusammengestellt wird, vorzügliche Aufmerksamkeit; es ist vom 5. Februar 1808 und lautet vollständig:

„Weder Unsere eignen Angelegenheiten, noch Unsere apostolische Sorgfalt, weder Unsere Pflicht, noch Unser Gewissen, noch Unsere achtungswerthe und unverletzbare Souverainetät und Befugniß machen es nothwendig, das Andenken des langwierigen Wechsels von Verfolgungen, Verweisungen und blutigen Kriegen zurückzurufen, welche so vielfältig gegen die Religion Jesu Christi, gegen ihre Bekenner, und gegen die Nachfolger des heiligen Petrus von barbarischen Nationen, Ketzern und Heiden stattgefunden haben. Die Geschichtschreiber thun hiervon hinreichende Meldung, und die Reliquien glorreicher Märtyrer, welche ihr Leben der Vertheidigung der Religion zum Opfer brachten, die Wir in Unsern Tempeln verehren, die Unsere Mittler im Himmel sind, liefern davon untrügliche Beweise. Es genügt Unserm apostolischen Amte, zu protestiren, wie Wir es hiermit thun, vor Gott, vor der katholischen und nicht-katholischen Welt, und vor Eure Eminenzen, Brüder und Söhne in Jesu Christo, gegen alle Eingriffe, und gegen die durch die Franzosen verübte militairische Besitznahme der Uns anvertrauten Staaten, wie Wir sie nach ihrem ganzen Umfange von Unsern Vorfahren überkommen haben, obgleich Wir wissen und bekennen, daß Unsere zeitliche Herrschergewalt weder absolut, noch erblich ist, sondern nur durch die Wahl Uns zugetheilt wurde; weswegen Wir standhaft Alles verweigert haben und verweigern werden, was man Unserer zeitlichen und weltlichen Gewalt, die von den Aposteln auf Uns kam und von Gott

ihren Ursprung hat, zuwider fodern könnte, entschlossen, Unser Blut, wenn es nöthig ist, zur Behauptung und Erhaltung der einen, wie der andern zu vergießen. Dieses ist Unser freier, wirklicher Wille in Jesu Christo".

„Die französische Regierung verletzt unter den ungerechtesten, haltungslosesten Vorwänden Unsere geistliche und weltliche Machtbefugniß. Allein Wir haben Gott zum Zeugen und alle Völker als Bürgen Unsers Verhaltens, weshalb Wir für zweckmäßig erachten, Eure Eminenzen, Unsern Brüdern, insbesondere den Grund der erwähnten Vorwände bekanntzumachen, sowie Unsern unabänderlichen, standhaften Entschluß. — Vor Allem, welche Beweise hat die französische Regierung in Unserm standhaften Eifer erhalten, um Uns mit ihren vielen Einwohnern, welche sich von der römisch-katholischen Kirche entfernt hatten, wieder zu vereinigen? Welche Mittel haben Wir nicht aufgeboten, um daselbst die öffentliche Staatsautorität zu befestigen? Noch ehe Wir zum Nachfolger des heiligen Petrus erwählt wurden, war Unser Herz so lebhaft besorgt, daß Wir den Wunsch nicht unterdrücken konnten, Uns ganz zu opfern, um einer Nation Friede, Einigkeit und Ruhe wieder zu verschaffen, deren Hände noch von dem Blute ihrer geopferten Brüder jeglichen Alters und Standes rauchten und sich und ihren Nachkommen durch Blutschuld ihres rechtmäßigen Fürsten Misfallen zugezogen hatten".

„Vom heiligen Stuhle zur Verwaltung der Kirche von Imola berufen, hiernächst als Bischof, strebten Wir dahin, Unsere Zuneigung für diese Nation an den Tag zu legen, indem Wir Uns mit dem Heerführer der Armee in Italien, welche Uns in der Nähe und in der Ferne mit Verwüstung und Tod bedrohete, unterredeten. Zuschriften, voll Eifer und Wahrheit, von Uns an das Volk erlassen, beweisen und verbürgen die aufrichtige Zärtlichkeit Unserer Gesinnungen in jenem Zeitpunkte; unter Angst und Furcht hatten Wir die Freude, von diesem Heerführer Begnadigunug und Leben für diejenigen Unserer Kinder zu erhalten, welche mit bewaffneter Hand die Stellvertreter Unserer Stadt meuchelmörderisch getödtet hatten. — Durch die göttliche Vorsicht, nach dem rühmlichen Tode des großen und unsterblichen Pius VI., Unsres Vorgängers, seligen Andenkens, zur Würde des

söhnliche Rachsucht, wann der in Ketten Geschmiedete, statt Gnadengesuche zu Füßen zu legen, in unverzagter Haltung das erkannte Spiel des Despotismus darlegte und seiner Rüge unterwirft. Mehr als einmal trafen in so aufregender Berührung Kaiser und Papst zusammen, zur Beschleunigung des Unsterns, welcher über dem Haupte des Letztern waltete.

Bei'm Rückblicke auf die damaligen Ausfertigungen der Curie, und auf die ihr eingesandten diplomatischen Erklärungen verdient das päpstliche Sendschreiben an die Cardinäle, worin die von Frankreich gemachten Foderungen und des Papstes Rechtfertigung seines politischen Lebens zusammengestellt wird, vorzügliche Aufmerksamkeit; es ist vom 5. Februar 1808 und lautet vollständig:

„Weder Unsere eignen Angelegenheiten, noch Unsere apostolische Sorgfalt, weder Unsere Pflicht, noch Unser Gewissen, noch Unsere achtungswerthe und unverletzbare Souverainetät und Befugniß machen es nothwendig, das Andenken des langwierigen Wechsels von Verfolgungen, Verweisungen und blutigen Kriegen zurückzurufen, welche so vielfältig gegen die Religion Jesu Christi, gegen ihre Bekenner, und gegen die Nachfolger des heiligen Petrus von barbarischen Nationen, Ketzern und Heiden stattgefunden haben. Die Geschichtschreiber thun hiervon hinreichende Meldung, und die Reliquien glorreicher Märtyrer, welche ihr Leben der Vertheidigung der Religion zum Opfer brachten, die Wir in Unsern Tempeln verehren, die Unsere Mittler im Himmel sind, liefern davon untrügliche Beweise. Es genügt Unserm apostolischen Amte, zu protestiren, wie Wir es hiermit thun, vor Gott, vor der katholischen und nicht-katholischen Welt, und vor Eure Eminenzen, Brüder und Söhne in Jesu Christo, gegen alle Eingriffe, und gegen die durch die Franzosen verübte militairische Besitznahme der Uns anvertrauten Staaten, wie Wir sie nach ihrem ganzen Umfange von Unsern Vorfahren überkommen haben, obgleich Wir wissen und bekennen, daß Unsere zeitliche Herrschergewalt weder absolut, noch erblich ist, sondern nur durch die Wahl Uns zugetheilt wurde; weswegen Wir standhaft Alles verweigert haben und verweigern werden, was man Unserer zeitlichen und weltlichen Gewalt, die von den Aposteln auf Uns kam und von Gott

ihren Ursprung hat, zuwider fodern könnte, entschlossen, Unser Blut, wenn es nöthig ist, zur Behauptung und Erhaltung der einen, wie der andern zu vergießen. Dieses ist Unser freier, wirklicher Wille in Jesu Christo".

„Die französische Regierung verletzt unter den ungerechtesten, haltungslosesten Vorwänden Unsere geistliche und weltliche Machtbefugniß. Allein Wir haben Gott zum Zeugen und alle Völker als Bürgen Unsers Verhaltens, weshalb Wir für zweckmäßig erachten, Eure Eminenzen, Unsern Brüdern, insbesondere den Grund der erwähnten Vorwände bekanntzumachen, sowie Un- Unsern unabänderlichen, standhaften Entschluß. — Vor Allem, welche Beweise hat die französische Regierung in serm standhaften Eifer erhalten, um Uns mit ihren vielen Einwohnern, welche sich von der römisch-katholischen Kirche entfernt hatten, wieder zu vereinigen? Welche Mittel haben Wir nicht aufgeboten, um daselbst die öffentliche Staatsautorität zu befestigen? Noch ehe Wir zum Nachfolger des heiligen Petrus erwählt wurden, war Unser Herz so lebhaft besorgt, daß Wir den Wunsch nicht unterdrücken konnten, Uns ganz zu opfern, um einer Nation Friede, Einigkeit und Ruhe wieder zu verschaffen, deren Hände noch von dem Blute ihrer geopferten Brüder jeglichen Alters und Standes rauchten und sich und ihren Nachkommen durch Blutschuld ihres rechtmäßigen Fürsten Misfallen zugezogen hatten".

„Vom heiligen Stuhle zur Verwaltung der Kirche von Imola berufen, hiernächst als Bischof, strebten Wir dahin, Unsere Zuneigung für diese Nation an den Tag zu legen, indem Wir Uns mit dem Heerführer der Armee in Italien, welche Uns in der Nähe und in der Ferne mit Verwüstung und Tod bedrohete, unterredeten. Zuschriften, voll Eifer und Wahrheit, von Uns an das Volk erlassen, beweisen und verbürgen die aufrichtige Zärtlichkeit Unserer Gesinnungen in jenem Zeitpunkte; unter Angst und Furcht hatten Wir die Freude, von diesem Heerführer Begnadigung und Leben für diejenigen Unserer Kinder zu erhalten, welche mit bewaffneter Hand die Stellvertreter Unserer Stadt meuchelmörderisch getödtet hatten. — Durch die göttliche Vorsicht, nach dem rühmlichen Tode des großen und unsterblichen Pius VI., Unsres Vorgängers, seligen Andenkens, zur Würde des

obersten Bischofs erhoben, bekleidet mit der vollen Gewalt des heiligen Petrus und des heiligen Stuhles, was haben Wir nicht Alles gethan? Welche Anstrengungen, welche Prüfungen, welche Opfer Unserer Seits, um die französische Regierung von Unserer Sorgfalt, Unsern väterlichen Bemühungen zu überzeugen? Die Welt ist hiervon Zeuge, und Gott kennt das Ziel Unserer Wünsche. — Und diese nämliche Regierung kann Uns gegenwärtig, ohne ein Verbrechen zu begehen, unterdrücken, herabwürdigen, verdrängen wollen? — Nicht doch! Pius VII. ist furchtlos: er widersetzt sich nicht, er erniedrigt sich nicht. Unsere Stärke, Unser Trost und Unsere Hoffnung ist auf Jesum Christum und seine Religion gestützt. Verfolgungen werden Unser Ruhm, der Tod Unser Triumph. Die aufgebotenen Mittel, um eine vom rechten Wege so weit gewichene Nation zu gewinnen, haben sich während der Versammlungen zu Lyon erwiesen, indem Wir letztere leiteten, billigten und bestätigten, ohne einer Glaubenslehre, oder einer wesentlichen Einrichtung der Kirchenzucht zu nahe zu treten. Während Wir Uns gegen fernere Beschädigung gesichert glaubten, hat man gegen Uns neue Angriffe vorbereitet. Die französische Regierung, Bonaparte zu ihrem Haupte und Kaiser erklärend und ausrufend, machte Uns den Antrag, Unsern Sitz zu verlassen und Uns nach Paris zu begeben, um den neuen Kaiser zu salben und zu krönen. Wir haben den größten Ungemächlichkeiten Uns unterzogen, um dem möglichen Eintritte neuer Unglücksfälle zu begegnen, haben Unsere Residenz verlassen und eine beschwerliche, unangenehme Reise unternommen. Wir fanden Uns in Paris ein, um jene Ceremonie zu vollziehen, und indem Wir das kaiserliche Diadem auf Napoleons Haupt setzten*), waren Wir darauf bedacht, endlich Frieden, Sicherheit und Eintracht zwischen diesem Herrscher und Uns, zwischen der katholischen Religion und seinen Völkern, welche unablässig Wahrzeichen der Ehrfurcht, der Hochachtung und Ergebenheit an den Tag legten, vollkommen zu befestigen.

„Wir glaubten, nun sei jede neue Störung unmöglich" keine neue Beunruhigung zu fürchten. Bald er-

*) Unwahr! Napoleon setzte sich selbst das kaiserliche Diadem auf; der Papst verrichtete nur die Salbung.

Digitized by Google

hielten Wir von dieser Regierung unzulässige und ungerechte Anträge vermittels eines Schreibens, von dessen Inhalt Wir Sie schon in einem geheimen Consistorio benachrichtigten. Wir halten es für zweckmäßig, jene Verhandlung in Ihr Gedächtniß zurückzurufen, damit Sie Unsern unabänderlichen Beschlüssen Beifall schenken, Unsere muthvolle Stimmung unterstützen und mit Standhaftigkeit Alles zum Schutze des apostolisch-katholischen Glaubens und zur Erhaltung der Rechte des heiligen Stuhles erdulden. Wahr ist es, daß sich immer die französische Kirche gewisser von Unsern Vorfahren anerkannter Bevorrechtungen erfreut hat, die Wir ihr, weit entfernt, sie aufzuheben oder zu vermindern, auf's Neue zugestanden, insofern sie nicht mit Unserm Gewissen in Widerspruch waren. Was hätte man mehr thun, was weiter von Uns verlangen können? — Es ward beschlossen, Unsere Standhaftigkeit in Versuchung zu bringen und Unser Ansehen zu vernichten. O Regierung! O Volk! Indem Du Dich gegen Uns empörst, empörst Du Dich gegen Dich selbst! — Die französische Regierung verlangt gegenwärtig einen von Uns unabhängigen Patriarchen, der, von ihr anerkannt, mit Unserer Autorität bekleidet, von Uns bereitwillig bestätigt werden soll. Wir haben hiergegen protestirt und verwahren Uns, ihn unter solchen Bedingungen nie anzuerkennen; Wir erklären ihn als einen Aufgedrungenen und für alle Zeit aus dem Schoße der römisch-apostolischen Kirche Verstoßenen. Man will, daß Napoleons Gesetzbuch in Unsern Staaten eingeführt werde; da dasselbe aber Unserer höchsten Gewalt zuwider, dem heiligen Kanon und den Kirchenversammlungen entgegen ist, so haben Wir dieses zu thun verweigert. — Man verlangt, daß jeder Gottesdienst frei und öffentlich dürfe geübt werden; Wir aber haben diesen Artikel, als den kanonischen Lehrsätzen und den Concilien der Kirche, der Ruhe des Lebens und der Wohlfahrt der Staaten entgegenlaufend, und wegen der traurigen daraus entstehenden Folgen verworfen. — Man verlangt ferner Reform der Bisthümer und Unabhängigkeit der Bischöfe von Uns. Da dieses den Absichten Unsers Gesetzgebers und Herrn Jesu Christi widerstrebt, welcher anordnete, daß zwischen Petrus und den Aposteln eine gegenwärtig durch Unser Verhältniß mit den Bischöfen vorgestellte Einheit herrsche, nach dem Aus-

spruche, daß er der Felsen sei, und daß er der Grundstein wäre, auf welchen er seine Kirche bauen wolle; ferner nach dem Petrus gegebenen Auftrage, daß er die Einheit seiner Brüder mit sich zu erhalten und sie im Glauben zu stärken habe: et tu conversus confirma Fratres tuos: so protestiren Wir, diesem zufolge, weil Wir für Uns und Unsere Nachfolger die Vollkommenheit Unsers Primats und die Abhängigkeit der Bischöfe von Unserm Stuhle erhalten wollen, sowie dieser Gegenstand durch päpstliche Bullen, welche die Bisthümer und Pfarren Unserer richterlichen Gewalt übertragen, entschieden ist. Da diese Foderung eine Veranlassung zu Unordnungen und zur Unabhängigkeit wäre, haben Wir ihn mit gleicher Standhaftigkeit verworfen. — Man besteht darauf, daß Wir die allgemeine Aufhebung der geistlichen Orden beider Geschlechter verfügen. Allein, Wir erkennen keinen Beweggrund, dieses zu thun, im Gegentheile erachten Wir es für Unsere Schuldigkeit, sie beizubehalten und ihnen Muth einzuflößen".

„Man dringt ferner auf Aufhebung des Cölibats und daß die zu gottesdienstlichen Verrichtungen geweihten und selbst durch ein feierliches Gelübde zum Cölibat verbundenen geistlichen Personen sich verheirathen dürfen. Dieser Artikel streitet gegen Heiligkeit und Reinheit der Religion selbst und widerspricht den Verheißungen, welche geistliche Personen Gott machten, indem sie es für ein großes Gut hielten, sich freiwillig ihrer Freiheit zu berauben. — Endlich sinnt Uns die französische Regierung an, den König von Neapel, Joseph Murat, zu krönen und zu salben. Allein, wie können Wir dieses ohne Verbrechen thun? Ferdinand Bourbon, der rechtmäßige Fürst dieses Landes, lebt noch; Wir wissen nicht, daß er auf seine Staaten verzichtete und Wir sind sogar von seinen Rechten darauf vollkommen überzeugt. Wie können Wir einen andern Fürsten an seine Stelle setzen, ohne ungerecht und unbedachtsam zu handeln?"

„Sehen Eure Eminenzen und Brüder die Foderungen der französischen Regierung und Unsere denselben entgegengesetzte Beschlüsse. Sie bereiten Uns sehr schwere Leiden, aber, ungeachtet der Uns gemachten Drohungen, wünschen Wir und erklären mit gleicher Standhaftigkeit, daß Wir alle Opfer darbringen werden, welche zum Vortheile der Religion und des heiligen Stuhles

gereichen können. Man ist auf dem Punkte, den Kirchenstaat kriegerisch zu überziehen, und Wir werden von Personen einer Nation umgeben werden, die vor kurzer Zeit Uns so viele Beweise der Anhänglichkeit, der Ehrfurcht und Ergebung an die Religion und an Unsere Person gegeben hat. Man sagt Uns in drohendem Tone, daß zu erwarten stehe, bald einen neuen Fürsten in Unsern Staaten zu sehen, und man läßt Uns die Wahl eines Uns gefälligen Aufenthaltsortes, mit der Bedingung, daß solcher nicht in Unsern geliebten Staaten liege: alles dieses, um Unser Widerstreben gegen so ungerechte Forderungen zu strafen. Ewiger Gott! der Du das Herz des Menschen kennst und dessen Geheimnisse durchschauest, zeige Dein Erbarmen gegen Uns, aber noch mehr gegen jenes mit Finsterniß und Blindheit des Irrthums geschlagene Volk. Wir bringen Uns selbst zum Opfer dar, und wenn, um Sünden zu versöhnen, Unser Blut gefodert wird, wollen Wir nicht anstehen, es zu vergießen. Wir werfen Uns zu Deinen heiligen Füßen nieder, und flehen um Deinen heiligen Segen, daß Wir, mit Kraft erfüllt, in dem heiligen Entschlusse verharren, eher Alles zu leiden, als einen so großen Theil Unserer zerstreuten, entwichenen Heerde zu verlieren. Deinen Händen überlassen Wir den Schutz der katholischen Religion. Schlage, ja! schlage den Hirten; doch verschone die Schafe, welche Wir Deiner Obhut überantworten und erhalte sie mit Dir vereinigt, daß Deine göttlichen Wunden, o großer Gott! Unsere Zuflucht und Schirm, Dein Blut Unsere Ruhe, Dein Tod Unser Vorbild sei!"

„Empfangen Sie, geliebter Sohn und Bruder, dieses an Sie gerichtete Circular als einen Beweis Unserer väterlichen Sorgfalt und für Sie hegender Hochachtung, um Sie, während Wir Unsere Uebel zu vermindern bedacht sind, mit den Quellen derselben vollständig bekanntzumachen. Wir bitten Sie, Ihre Gebete mit den Unserigen zu vereinigen, damit der gütige Gott Uns eine unerschütterliche Standhaftigkeit verleihe, der Religion, der Gerechtigkeit und Wahrheit zu dienen. Wir wollen Uns täglich erinnern, daß die Franzosen nicht die ersten Verfolger der Religion Jesu Christi und seines Stellvertreters auf Erden gewesen sind, und daß Wir nicht die ersten Märtyrer sein werden, wenn Gott Uns die

Gnade erweist, Unser Blut zum Opfer zu fodern. Wir ertheilen Ihnen Unsern apostolischen Segen".

Dieses Denkmal des päpstlichen Ernstes wider die französischen Verfolgungen, zunächst für die Mitglieder des heiligen Collegiums bestimmt, wurde den Botschaftern der auswärtigen Höfe mitgetheilt und erweckte lebhafte Theilnahme, wenngleich der Vortrag selbst, wie es der Styl der päpstlichen Curie einmal mit sich bringt, in seiner Breite misfällt.

Gewaltthaten zu verüben ist leichter als vor dem Richterstuhle der Oeffentlichkeit dafür einen haltbaren Beschönigungsgrund aufzustellen; dieses bewies der Franzosenkaiser, indem er dem Kampfe gegen den ersten Bischof der katholischen Kirche und gegen das Wesen der Hierarchie den Anstrich gab, als sei es eine Fehde wider den feindselig handelnden Regenten des Kirchenstaates, der um so sorgfältiger schlau vermied, seine Qualität als weltlicher Fürst in die Vorhut der Vertheidigung zu stellen. So konnte Napoleon mit aller Kriegermacht wider den Papst nicht zu seinem Zwecke kommen, wie leicht ihm auch die Eroberung des päpstlichen Gebiets wurde, denn Pius vertheidigte sich nicht da, wo der Kaiser öffentlich seinen Angriff machte, sondern im Bereiche der geistlich-kirchlichen Machtvollkommenheit; dagegen machte der heilige Vater das zum Gegenstande seiner Gegenangriffe, was jener als sich von selbst ordnend betrachtet, in den öffentlichen Verhandlungen gewissermaßen übergangen wissen wollte. In dem Wesen dieses Verhältnisses, wie in der unablässigen Verpflichtung jedes Papstes, unter keiner Bedingung zum Umsturze der Grundpfeiler der Kirchenhierarchie die Hand zu bieten, lag der Keim des Widerstandes, durch welchen das Papstthum gerettet wurde. Pius VII. Persönlichkeit hatte an dem dadurch erlangten Ruhm geringern Antheil.

Nach jenem Gesichtspunkte erschienen die Beschuldigungen, welche französischer Seits gegen den heiligen Vater zur Kunde gebracht wurden, kleinlich. Bald wurde es der römischen Curie zum Verbrechen gemacht, daß selbige in ihren diplomatischen Ausfertigungen gewöhnlich nur von der französischen Regierung, nicht vom französischen Kaiser redete. Mochte dabei eine feindselige Gesinnung zum Grunde liegen, so gebot doch ge-

wiß die Klugheit, solche Geringfügigkeit nicht zu beachten, da der Papst auf die feierlichste Weise zur Verherrlichung des neuen Kaiserthrons mitgewirkt hatte. Doch die Diplomatie konnte dergleichen Verstoß nicht ungerügt lassen; Montholon erzählt: „Da Napoleon wahrnahm, daß der römische Hof affectirte, seinen Namen nicht mehr auszusprechen, so ließ er vorschlagen, daß in Zukunft die Bullen nicht mehr durch ihn selbst bei dem Papste nachgesucht werden sollten, sondern durch den Minister des Cultus, und daß folglich in Bullen zur Einsetzung der Bischöfe sein Name nicht mehr genannt werde (ohne weitere Veränderung der Form). Der Papst erkannte die Falle vollkommen. Der Zweck war, den heiligen Stuhl herabzusetzen, indem man seine Correspondenz, wie die anderer Bischöfe, blos an den Minister wies. Er schlug diesen Ausweg ab, welcher seine Stellung verschlimmert hätte, und that wohl daran. Bei dem Glanze, der den Kaiserthron umgab, konnte der Papst nichts auf denselben zurückfallen lassen, anstatt daß die Etiquette der Kaiserhofes und directe Mittheilungen an den Souverain den Bischof von Rom auszeichneten und seinen Glanz und Rang aufrecht hielten. Der Vorschlag hatte die gute Wirkung, daß er dem römischen Hofe bemerklich machte, wie sehr sich die Zeiten geändert hatten". Am 23. Februar erschien eine französische Bekanntmachung, nach welcher die Besetzung der päpstlichen Staaten verursacht sein *sollte*, *weil* neapolitanische Verschwörer und Straßenräuber im Kirchenstaate Schutz gefunden hätten. Der Papst leugnete dieses und verlangte vergeblich, daß man jenes Vorgeben durch Anzeige der gemeinten Verbrecher bewahrheiten solle. Auch die Anzettelung von Verschwörungen durch fremde Agenten konnte nicht bewiesen werden; aber das Umsichgreifen der Franzosen schritt unaufhaltsam vor: alle päpstliche Beamte wurden entsetzt, oder in ihren Amtsverrichtungen unaufhörlichen Plackereien unterworfen. Eines Verdienstes Meisterschaft erlangten die nicht allen Bewohnern des Kirchenstaates unwillkommenen Fremdlinge: ihre Polizeiverwaltung bewirkte schnell eine unter der Leitung der dreifachen Krone nie erreichte Sicherheit.

Unter fortwährenden Mishandlungen der dem Papste getreuen Geistlichkeit und sonstigen Dienerschaft, sah sich Pius VII. gedrungen, am 25. Februar die offizielle Er=

Digitized by Google

klärung zu geben: daß er sich so lange, als Rom von französischen Truppen besetzt sei, in keine Unterhandlungen einlassen würde, indem er eine Besatzung, welche nur Feindseligkeiten verübte, nicht als Freunde ansehen könne. Gleichzeitig ließ er die europäischen Mächte von der Bedrängniß des heiligen Stuhles benachrichtigen, während die angedrohete Verweisung der Cardinäle nach ihren Geburtsorten mit Gewalt vollzogen wurde. Um hierdurch nicht seines Dienstpersonals beraubt zu werden, bekleidete Pius VII. andere Cardinäle mit den Aemtern der fortgeführten: so trat Gabrielli an die Stelle Casoni's als Staatssecretair, Antonelli ward für Braschi Prosecretair der päpstlichen Breven, Visconti für Joseph Doria Kämmerling u. s. f. Der Widerstand der Bleibenden ward durch die an den Vertriebenen verübte Gewalt natürlich gesteigert. Pius VII. erließ an den Kaiser Napoleon, unter'm 27. März 1808, folgendes Schreiben:

„Unserm geliebten Sohne, dem Kaiser der Franzosen!"

„Von dem Zeitpunkte, wo Wir, ohne eignes Verdienst, nach göttlichem Rathschlusse zum Papstthume erhoben sind, waren Sie Zeuge Unsers Strebens zur Beförderung des Friedens unter allen Völkern und des der katholischen Kirche. Sie waren Zeuge Unserer Sorgfalt für das Seelenheil der französischen Nation und Unserer väterlichen Nachgiebigkeit. Sie waren Zeuge Unserer Begünstigungen der gallikanischen Kirche und Ihrer Unterthanen. Sie waren Zeuge, wie bereitwillig Wir in allen Verhältnissen gewesen sind, insoweit sich die Gewalt Unsers Amtes in die Verhandlungen und Concordaten mit dem französischen Reiche und mit dem Königreiche Italien fügen durfte; endlich waren Sie Zeuge der unermeßlichen Opfer, welche Wir darbrachten, denen Wir nachgaben für die Wohlfahrt und Beruhigung der französischen und italienischen Nation, zum Nachtheile Unsers Volkes, das bereits durch die erlittenen Veränderungen in Schulden und Unvermögen verfallen war".

„Aller ausgezeichneten Begünstigungen ohnerachtet, haben Sie nicht aufgehört, Unser Herz zu zerreißen, Uns unter gehaltlosen Vorwänden in die tiefste Bekümmerniß zu versetzen, Unsere heiligen Verpflichtungen und Unser Gewissen auf die Probe zu stellen. Zur Vergel-

Digitized by Google

tung des Concordats haben sie dasselbe durch einseitige, organisch benannte Gesetze zu vernichten gewußt. Sie haben an Uns gerichtete Anträge ersonnen, welche mit der evangelischen Moral, wie mit den Grundsätzen der allgemeinen Kirche, unvereinbar sind. Zur Vergeltung des Friedens und Unserer Bewilligungen haben Sie zeither die Besitzungen des heiligen Stuhles mit Ihren Truppen unerhört bedrückt und die ehrsüchtigen Absichten Ihrer Befehlshaber dergestalt befriedigt, daß seit 1807 bis jetzt beinahe 5 Millionen römischer Thaler von denselben verschlungen wurden, ohne das feierliche Versprechen der Rückzahlung durch das Königreich Italien zu genügen. In Vergeltung aller Aufopferungen, haben Sie Uns der Herzogthümer Benevent und Pontecorvo beraubt, indem Sie dem heiligen Stuhle den großmüthigsten Ersatz versprachen; um das Maß voll zu machen, haben Sie Unserer Genehmigung einige Artikel vorgelegt, die dem Völkerrechte, der Einheit und dem Kanon der katholischen Kirche, wie der Wohlfahrt der in andern Reichen zerstreuten Katholiken entgegen, Unserer Unabhängigkeit und kirchlichen Freiheit verletzend sind. Ja zur Vollendung dieser Vergeltung, haben Sie Unsere Besitzungen feindlich überzogen; Besitzungen, verliehen dem heiligen Stuhle durch die Freigiebigkeit und Frömmigkeit der Regenten, besonders der französischen, gewidmet der Unabhängigkeit und Freiheit des Nachfolgers des heiligen Petrus, bestätigt von allen katholischen Fürsten bis jetzt, seit mehr denn zehn Jahrhunderten dem gemeinschaftlichen Vater aller Gläubigen der katholischen Kirche, damit er in der Mitte seiner Erstgeborenen in Freiheit und unbedingter Unabhängigkeit verweile. Endlich haben Sie die Hauptstadt selbst feindlich besetzt, deren Besatzung zum Aufstande verleitet, sich der Posten und Druckereien*) bemächtigt, Sie haben die vertrauten Räthe zur Leitung der geistlichen Angelegenheiten der Kirche, Unsere Staatsminister, von Unserer Seite gerissen und Uns

*) Wunderbar genug erscheint hier der Papst als Vertreter der Preßfreiheit. Man möchte daraus fast schließen, daß unverkümmerte Preßfreiheit ein bewährtes Hülfsmittel sei gegen politische Gewaltthaten, deren Gelingen die Päpste zu andern Zeiten durch Censurzwang und Bücherverbote zu fördern suchten.

Digitized by Google

selbst, in Unserer apostolischen Residenz, in gefängliche Haft versetzt, indem Sie Unser Volk kriegerisch unterjochten. Zur Beurtheilung Ihres Verfahrens appelliren Wir an das allgemeine Völkerrecht, an Ihre heiligen Verpflichtungen und an die Ihres Volkes; Wir appelliren an Sie selbst, als an einen geweihten und vereideten Sohn, Behufs des Schadenersatzes und zur Aufrechthaltung der Rechte der katholischen Kirche; Wir appelliren endlich an die göttliche Gerechtigkeit. Sie misbrauchen die Gewalt, indem Sie jegliche heilige Pflicht mit Füßen treten, vorzüglich zum Nachtheile der Kirche; so zwingen Sie Uns, in der Demuth Unsers Herzens, von der Gewalt, welche der allmächtige Gott in Unsere Hände legte, Gebrauch zu machen, wenn Sie ferner Uns durch weitere Beweggründe veranlassen, der ganzen Welt die Gerechtigkeit Unserer Sache darzulegen; die daraus entstehenden Uebel werden Sie zu verantworten haben".

So ließ schon jetzt der Papst deutlich erkennen, wie er, nicht durch irdische Gewalt geschreckt, seine letzte Zuflucht zu kirchlichen Strafmitteln nehmen würde, welche, angedroht, des Kaisers Rachsucht weckte, vollzogen aber furchtbarer wirkten, als er es sich selbst gestehen wollte. Napoleon erscheint nicht mächtig genug, mit der kirchlichen Legitimität den Kampf zu bestehen, nicht klug genug, dem Kampfe auszuweichen, nicht besonnen genug, um den Erfolg seiner Gewaltthaten zu berechnen: düsterer Schatten in dem Gemälde des oft so weit blickenden Mannes.

Da jener Brief des Papstes keine wesentliche Abänderung der gedrückten Lage des Kirchenstaates hervorbrachte, ließ Pius VII. am kaiserlichen Hoflager eine Note übergeben, worin die Vollmachten des Cardinallegaten Caprara als erloschen erklärt wurden, und worin dieser päpstliche Gesandte zugleich um Ertheilung der Pässe zur Abreise bat. Auf solche ungewöhnlich rasche Schritte antwortete, Namens des Kaisers, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Champagny; er wiederholte, als unerläßliche Foderung einer Vereinbarung, Napoleons Willensmeinung, daß die Cardinäle den Regenten ihres Geburtsortes unterworfen seien, und daß der Papst dem Bündnisse mit Frankreich unbedingt beitreten müsse. Der übrigen wichtigen Punkte des Zwie-

spaltes geschah keiner Erwähnung. Dann fährt Champagny fort:

„Wenn der heilige Vater auf seine Weigerungen ferner beharrt, wird hieraus keine Verringerung seiner geistlichen Rechte entstehen; denn er fährt fort, Bischof von Rom zu sein, wie es seine Vorgänger in den ersten acht Jahrhunderten und unter Karl dem Großen waren. Aber es wird der Gegenstand des Schmerzes Sr. Majestät sein, zu sehen, daß Unklugheit und Blindheit das Werk des Genies, der Staatsweisheit und der Aufklärung zu stürzen suche. In dem Augenblicke, wo der Unterzeichnete den Befehl erhält, diese Antwort dem Herrn Cardinal Caprara zugehen zu lassen, erhielt er auch die Note Sr. Eminenz vom 30. März. Sie enthält zwei Gegenstände. Erstlich, die Anzeige von der Erlöschung der Vollmachten des Legaten des heiligen Stuhles; diese Bekanntmachung ist dem Herkommen und den gewöhnlichen Formen entgegen, da der römische Hof, in dem Zeitraume der heiligen Woche, wenn er vom wahren evangelischen Geiste beseelt wäre, darauf bedacht gewesen sein würde, seine geistliche Sorgfalt zu verdoppeln und durch sein Vorbild unter den Gläubigen Eintracht gepredigt haben würde. — Wie dem auch sei, der heilige Vater nimmt die Vollmachten Eurer Eminenz zurück, er kennt Sie nicht mehr als Legat. Die gallikanische Kirche tritt in die völlige Integrität ihrer Lehre zurück".

„Der zweite Gegenstand der Note Sr. Eminenz ist der Antrag, Ihre Reisepässe als Gesandter zu erhalten. Diese ihm zu überreichen, hat der Unterzeichnete die Ehre. Se. Majestät vernehmen mit Bedauern dieses Gesuch um die Reisepässe, welches nach dem Gebrauche Unserer Zeiten eine wahre Kriegserklärung ist. Rom ist also mit Frankreich im Kriege; in dieser Lage haben Seine Majestät die für die Ruhe Italiens nothwendigen Befehle gegeben. Der Umstand, daß der römische Hof zu diesem Bruche einen Zeitpunkt wählte, wo er seine Streitkräfte für gewichtvoller erachten konnte, läßt von seiner Seite noch anderweitige äußerste Maßregeln vorhersehen; doch den Erfolg davon wird die Aufklärung des Jahrhunderts verhindern. Weltliche und geistliche Macht ist nicht mehr vermischt: die von Gott selbst geheiligte Regentenwürde ist über alle Anfechtun-

gen erhoben. Der Unterzeichnete wünscht, daß die Betrachtungen, welche er die Ehre hat, Sr. Eminenz vorzulegen, den heiligen Stuhl veranlassen mögen, den Anträgen Sr. Majestät beizutreten".

Montholon erzählt: „Der römische Hof gerieth in Wahnsinn. Monitorien, Gebete, Predigten, Circularnoten an das diplomatische Corps, Alles ward aufgeboten, um das Uebel zu vergrößern. Alle geistlichen Waffen wurden zum Schutze des Weltlichen in Bewegung gesetzt; aber das Cabinet von St.-Cloud hatte schon im Voraus berechnet, wie weit ihre Wirkung gehen könne. Endlich, zu Anfange des Jahres 1808, schrieb der Kaiser an den Papst, daß dies ein Ende nehmen müsse, und, wenn er in zwei Monaten der Föderation der italienischen Staaten nicht beigetreten wäre, so würde er die Schenkung Karls des Großen als nicht geschehen betrachten und St.-Peters Erbtheil confisciren, ohne jedoch ihm den schuldigen Respect zu entziehen und ohne die Freiheit seiner geheiligten Person, als Oberhaupt der katholischen Kirche, zu gefährden. Keine Bekanntmachung konnte deutlicher sein; aber sie blieb unbeachtet. So durch Trotz auf's Aeußerste getrieben, decretirte Napoleon die Vereinigung der Marken mit dem Königreiche Italien, und ließ dem Papste nur Rom und den Theil des Kirchenstaates zwischen den Apenninen und dem mittelländischen Meere. Zugleich gaben die Agenten Frankreichs zu erkennen, daß die französischen Truppen Rom und den Kirchenstaat räumen würden, sobald der päpstliche Hof die Abtretung der Marken anerkannt hätte. Anstatt dessen befahl derselbe seinem Minister in Paris, seine Pässe zu verlangen und ohne Abschied abzureisen; jene wurden ertheilt und der Krieg erklärt. Es war also die schwächere Macht, die keinen Widerstand leisten konnte, welche das Maß überschritt und den Krieg der stärkern Macht erklärte, welche die ganze Welt besiegt hatte; allein das System zu Rom war, Alles auf's Aeußerste zu treiben und die geistlichen Waffen den weltlichen entgegenzustellen". — Mit wie vieler Feinheit, doch dem unbestochenen Beobachter in die Augen springend, ist in dieser Darstellung lügenhafte Vertheidigung Napoleons mit Wahrheit vermischt!

Der am Schlusse der Note von Champagny ausgesprochene Wunsch war nichts weiter als eine Rede-

form; man glaubte zu Paris nicht an dessen Beachtung und erfuhr zu Rom nur zu bald, wie wenig auf demselben zu geben sei. Gewaltsame Entscheidung konnte nicht ausbleiben; das gespannte Verhältniß an sich, wie die sichern Vorzeichen einer neuen Verbündung wider Frankreich, unter Englands und Oestreichs Vortritte, beschleunigten sie.

Unter dem 2. April erschienen zu St.-Cloud zwei kaiserliche Decrete, welche der weltlichen Fürstenmacht des Papstes einen tödtlichen Streich versetzten: eine Begebenheit, die nach den erzählten Vorgängen weniger Verwunderung erregen mußte als die Beweggründe, welche den kaiserlichen Beschlüssen zur diplomatischen Rechtfertigung dienen sollten, in der That aber armselig zusammengestellt waren. Das erste Decret verleibte die Provinzen des Kirchenstaates, Urbino, Ankona, Macerata und Camerino dem Königreiche Italien ein und zeichnete die Organisation dieses neuen Ländererwerbes vor, wie es in der Einleitung lautet: „In Erwägung, daß der gegenwärtige Souverain von Rom fest verweigert, die Engländer zu bekriegen, und zur Vertheidigung der Halbinsel von Italien sich mit den Königen von Italien und Neapel zu verbinden; daß das Interesse beider Königreiche, wie der Heere Italiens und Neapels erheischt, daß beider Verbindung durch keine feindliche Macht unterbrochen werde; daß die Schenkung unsers erlauchten Vorfahren Karls des Großen, welche den päpstlichen Staat bilden, zum Besten der Christenheit gemacht ist, und nicht zum Vortheile der Feinde Unserer heiligen Religion; und mit Hinsicht auf das Uns vom Gesandten des römischen Hofes am 8. März vorgelegte Verlangen um Pässe zur Abreise, haben Wir beschlossen und beschließen u. s. f.". Das zweite Decret wies alle Cardinäle, Prälaten, Beamte und andere am römischen Hofe Angestellte, welche im Königreiche Italien geboren, an, sich in jenes Königreich bis zum 25. Mai zurückzubegeben, bei Strafe des Ungehorsams und der Einziehung der Güter.

Caprara erhielt die verlangten Pässe und traf unverzüglich in Rom ein. Die diplomatischen Verhandlungen wurden erfolglos noch einige Zeit fortgesetzt, wäh-

rend ununterbrochen neue Gewaltthätigkeiten den Papst selbst in dem Innern seiner Wohnung beunruhigten. Diese Mißhandlungen, wie sorgsam sie auch berechnet waren, Nachgeben zu bewirken, verfehlten durchaus ihren Zweck. So drang am 7. April, Morgens 6 Uhr, ein Commando französischer Truppen mit List und Gewalt in das Innere des päpstlichen Palastes, sprengte die Thüren zu den von der Leibgarde besetzten Zimmern und nahm diese, da sie sich nicht unter französischem Befehl stellen lassen wollte, gefangen. Pius VII. erneuerte, ohne zu wanken, seine Protestationen, deren wehmüthiger Ton manchen Widersacher zum Mitleid brachte, nur den eisernen Napoleon nicht; so läßt jener in einer dem französischen Geschäftsträger zu Rom, Lefevre, am 19. April übergebenen Note, nachdem die Streitpunkte zur Vertheidigung des Papstes durchgefochten sind, den Cardinal Gabrielli sagen: „Nicht der heilige Vater, es wird wiederholt, ist es, der den Bruch beabsichtigt. Als friedliebender Fürst, waffenlos, sieht er sich seiner Besitzungen, Benevento und Ponte = Corvo, beraubt, trotz der außerordentlichen Aufopferungen, welche er zum Besten der französischen Heere machte; trotz der Usurpation seiner Provinzen, dauern die Unterhandlungen Behufs eines Vertrages fort; trotz der gewaltsamen Vertreibung vieler würdigen Mitglieder seines heiligen Rathscollegiums; trotz so vieler Verletzungen seiner Würde, hat Se. Heiligkeit seinen Unterthanen die Achtung für die französischen Heere, seit deren Einzug in Rom, wo sie gastfreundschaftlich nach Möglichkeit aufgenommen wurden, immer anempfohlen, während Sie Se. Majestät baten um Erleichterung dieser Lasten, dieser zahllosen Beleidigungen und Bedrückungen. Se. Heiligkeit thaten bei diesen betrübenden Ereignissen nichts, als zwischen der Außenwelt und dem Altare zu weinen, im Gebete zu dem Herrn, daß er seinem Volke Barmherzigkeit angedeihen lassen, die große Macht des Kaisers Napoleon leiten und nicht gestatten möchte, daß das Erbtheil des römischen Stuhles, welches die Vorsehung dem Oberhaupte der katholischen Religion zu deren freier Ausübung anvertraute, verringert oder vernichtet würde".

„Sehen Sie, auf diese Weise gab Seine Heiligkeit eine Kriegserklärung; so betrug Sie sich gegen Seine Majestät. Wie betrübend und unglücklich auch die Fol-

gen davon sein mögen, Se. Heiligkeit will noch nicht auf jegliche Hoffnung verzichten, daß Se. Majestät sich losmachen wird von den Einflüsterungen der Feinde des heiligen Stuhles, welche alle Kunstgriffe aufgeboten haben, um seine Gesinnung zu verändern, und daß Sie zum den frühern freundschaftlichen Briefwechsel zurückkommen und sich mit den in der Note vom 28. Januar enthaltenen Verwilligungen begnügen werden. Sollte es aber nach den verborgenen Rathschlüssen Gottes anders geschehen, und Se. Majestät, ohne Berücksichtigung seines Ruhmes, ohne Gehörgebung der Gerechtigkeit, Ihre Drohungen vollziehen, sich der Kirchenstaaten unter dem Vorgeben der Eroberung bemächtigen und als Ergebniß derselben, die Regierung abändern, so hat Se. Heiligkeit keine Mittel wider solche traurigen Begebenheiten; doch Sie erklärt feierlich, zuvörderst, daß dieses keine rechtmäßige Eroberung sei, weil Sie mit aller Welt in Frieden lebt, sondern die gewaltthätigste Usurpation, so jemals gesehen ist; zweitens, daß die Regierungsabänderung keine Folge sein könne des Eroberungsrechtes, sondern eben der Usurpation; gleichzeitig erklärt sie, daß dieses nicht das Unternehmen des Genies, der Staatsklugheit und der Vernunft sei, sondern das Werk der Gottheit selbst, von der alle Herrschaft kommt und vorzugsweise die dem Kirchenhaupte, zur größten Wohlfahrt der Religion, verliehene. In diesem Falle bete Se. Heiligkeit unterwürfig die Rathschlüsse des Himmels an, sich tröstend mit dem Gedanken, daß Gott der Vater und unumschränkt allmächtige Gebieter sei, daß Alles seinem heiligen Willen weichen müsse, wenn die Zeit der Erfüllung erschienen ist".

Immer erscheint der dem Kirchenstaate entrissene Länderbestand als Hauptpunkt der Protestation, wo denn das angemaßte Recht Napoleons, als Nachfolger Karls des Großen, die seit mehr denn tausend Jahren anerkannte Länderschenkung zurücknehmen zu können; — eine Behauptung, welche die Verblendung lächerlicher Eitelkeit beweist, — eine Abfertigung erhält. Es heißt in der am 19. Mai 1808 dem Ritter Alberti, Geschäftsträger des Königreichs Italien, eingehändigten Note: „Se. Heiligkeit waren befremdet über die beiden ersten Vorgeben (siehe das kaiserliche Decret vom 2. April d. J.), die man zur Rechtfertigung der gewaltsamen Entreißung

der vier Provinzen vorbrachte; wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie das dritte las: es ist von der Schenkung Karls des Großen hergenommen, welche, wie man anführt, gemacht wurde zum Vortheile des Christenthumes, nicht zur Begünstigung der Feinde unserer heiligen Religion. Es ist nur zu weltkundig, daß jener berühmte und ruhmwürdige Monarch, dessen Gedächtniß im ewigen Segen der Kirche bleiben wird, dem heiligen Stuhle jene, jetzt usurpirten Provinzen nicht geschenkt hat; man weiß, daß sie seit einem weit frühern Zeitpunkte im Besitze der römischen Päpste waren, durch freiwillige Unterwerfung der von den morgenländischen Kaisern verlassenen Völkerschaften; daß in der Folge, nachdem das Exarchat von Ravenna und von Pantapolis, welche diese Länder in sich begriffen, von den Longobarden erobert waren, der erlauchte und gottesfürchtige Pipin, Karls des Großen Vater, sie ihren Händen entriß und durch einen Schenkungsvertrag dem Papste Stephan zurückgab; daß dieser große Kaiser, die Zierde und Bewunderung des achten Jahrhunderts, weit entfernt jenen frommen und edelmüthigen Act seines Vaters Pipin zu widerrufen, ihn unter Adrian bestätigte; daß er, weit entfernt den heiligen Stuhl seiner Besitzungen zu berauben, auf deren Zurückgabe und Vergrößerung bedacht war, indem er sogar in seinem Testamente seine drei Söhne ausdrücklich zu deren Vertheidigung verpflichtete; daß er auf seine Nachfolger kein Recht der Rückfoderung der von ihm selbst und von seinem Vater Pipin zu Gunsten des Stuhles des heiligen Petrus gemachten Schenkungen vererbte; daß seine Willensbestimmung allein auf Beschützung der römischen Päpste wider ihre Feinde, nicht auf Feindseligkeiten wider sie, gerichtet war; daß zehn Jahrhunderte ungestörten Besitzes alle vorgängige Untersuchungen und alle nachfolgenden Erörterungen des Besitzstandes unnütz machen. Selbst das Vorgeben, jener gottesfürchtige Fürst habe, anstatt dem heiligen Stuhle diese Besitzungen unbedingt zurückzugeben, sie nur verliehen zum Besten des Christenthumes, oder, um es genauer auszusprechen, zum Vortheile der katholischen Kirche, so will ja der heilige Vater mit aller Welt Frieden, er will keine Macht zum Unwillen reizen, sich in keine politischen Angelegenheiten mischen, indem man so großes Geschrei erhob gegen die Päpste, daß sie sich,

wenngleich aus sehr gerechten Ursachen, in Krieg einließen; so sieht der heilige Vater nicht ab, wie man ihm ein Verbrechen daraus machen will, wenn er verweigert, ohne Veranlassung, blos aus Hingebung in eines Andern Willen, eine kriegerische Haltung anzunehmen, zum Nachtheile des Christenthums und seiner Unterthanen. Se. Heiligkeit kann das Unrecht nicht mit Stillschweigen übergehen, welches ihm in dem erwähnten Decrete zugefügt ist, wo man mit der Behauptung, daß Karls des Großen Schenkung nicht zum Vortheile der Feinde der Religion gemacht sei, ihr vorwirft, daß sie das Kircheninteresse verrathe. Diese Beschuldigung hat des heiligen Vaters Herz tief verletzt, indem er dreijährige Verfolgung erduldet für das Beste der Religion, getreu den Verpflichtungen des Apostelamtes. Er erduldet sie, weil er sich nicht zu einem fortwährenden Kriegszustande verbindlich machen, und nicht durch Thatsachen der freien Ausübung des katholischen Gottesdienstes Hinderniß verursachen will; er erduldet sie des verweigerten Beitrittes der ihm wiederholt vorgelegten ausdrücklichen Bedingungen halber, wonach, wenn der heilige Vater zu Rom Souverain ist, Se. Majestät daselbst Kaiser sein will; wonach der heilige Vater gleichzeitig ihm im Weltlichen unterworfen und im Geistlichen doch Papst sein, der Kirchenstaat dem französischen Reiche zugehören, davon einen Theil ausmachen soll; wonach der Papst für jetzt und immer gemeinschaftliche Sache mit dem Kaiser und seinen Nachfolgern machen, Frankreichs Feinde auch für die seinigen anerkennen und folglich in die Föderation des Kaiserreiches treten würde. Der vom heiligen Vater geleistete feierliche Eid, Freiheit und Unabhängigkeit, welche dem Heile der katholischen Religion und der freien Ausübung seiner obersten geistlichen Gewalt so nothwendig sind, aufrecht zu erhalten, haben ihn schlechterdings abgehalten, diese zerstörenden, unheilbringenden Bedingungen anzunehmen. — Gott, Kirche, Welt und Nachkommen mögen entscheiden, ob dies das heilige Interesse der Religion vernachläßigen heißt".

„Se. Heiligkeit beschwert sich also und protestirt laut, Angesichts der ganzen Welt, gegen Usurpation seiner Domainen; er erklärt sie feierlichst für ungerecht, nichtig und kraftlos, sodaß daraus nie Verringerung unstreitiger und legitimer Rechte des Besitzthumes Sr.

Digitized by Google

Heiligkeit und ihrer Nachfolger gefolgert werden kann, und wenn die Ausübung derselben gewaltsam verhindert ist, sie solche vollständig in ihrem Herzen zu erhalten sich angelegen sein läßt, damit der heilige Stuhl davon wieder Besitz nehmen könne, sobald es Gott, dem treuen wahren Gott gefällt, zu entscheiden, und mit Gerechtigkeit zu strafen. — So richtet Se. Heiligkeit Ihre heißen Wünsche zum Vater des Erbarmens, daß er denen Unterthanen, welche gewaltsam Ihrer Obhut entrissen, jetzt und in Zukunft immer der Gegenstand seiner Zärtlichkeit sein werden, Geduld und Ergebenheit verleihen möge, um mit Unterwürfigkeit Tröstung und Frieden zu erwarten; zur Aufrechthaltung unverletzter Gesinnung der Religion und des Glaubens. Der Gott Israels wird seinem Volke Kraft und Stärke verleihen!"

Bei den heftigen Reibungen, die zwischen der überwiegenden weltlichen Gewalt des französischen Kaisers und den päpstlichen Gerechtsamen stattfanden, war, wie leicht zu erachten, die höchste Leitung der Kirche mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft. Pius VII. entging hinsichtlich der geistlichen Autorität der größten Gefahr, indem er seine Persönlichkeit daran setzte, mit schonender Milde seine Rechte wahrnahm und unter allen Verwirrungen, Aergernissen und Beleidigungen besonnene Haltung offenbarte. Nur hierdurch wurde es möglich, der Gefahr zu entgehen und achtungsvolle Theilnahme nicht einzubüßen. Der übermüthige Despotismus hat gewöhnlich zahlreiche, willige, nach Beute verlangende Beiläufer, aber wenige probehaltige Verfechter. Man braucht kein Sachwalter der römischen Hierarchie zu sein, um wenigstens im Stillen für den Papst Theil zu nehmen; eben die Waffe, welche dem Oberhirten der katholischen Kirche so oft die gefährlichsten Wunden schlug, die öffentliche Meinung, die in jedes Herzen mit unvertilgbaren Zügen eingegrabene Erkenntniß des Rechts und Unrechts, wurde, vom Mitleid belebt, seine Schutzwehr, in der vertrauensvollen Hoffnung der Wiedergeburt, in dem Glauben an eine gerechte Vergeltung.

Bei der ausführlichen Mittheilung der Verwahrungen, womit alle päpstlichen Declarationen überfüllt sind, bei diesen Betrachtungen über das harte Schicksal Pius VII. soll auf keine Weise der jetzt stimmführenden Römlinge Geschrei vertreten werden, womit sie theils die groß-

artigen Institutionen des Napoleonischen Kaiserthums im Allgemeinen schmähen, theils dessen Duldungssystem verschreien; da heißt es denn, daß die kaiserliche Regierung besonders verwerflich gewesen sei, weil sie, soweit sie nur konnte, die geistliche Gewalt offenbar angegriffen, alle Sekten und Gottesdienste in Schutz genommen habe.

„Die Art und Weise ihrer (der der kaiserlich französischen Regierung) Eide, ihre Einrichtungen, ihre Gesetze, ihre Handlungen", so läßt sich ein hierher gehöriger Wortführer, der Cardinal Julius Gabrielli, vernehmen, „athmen durchaus wenigstens Gleichgültigkeit gegen alle Religion, das Judenthum nicht ausgenommen, das wesentlich ein unversöhnlicher Feind Jesu Christi ist, und dieses System des Indifferentismus, welches gar keine Religion anerkennt, ist es eben, was die katholische, apostolische und römische Kirche am meisten beleidigt, und ihr zuwider ist, welche letztere als eine göttliche und nothwendige, als die alleinige und einzige, mit keiner andern in Verbindung treten kann; so wenig als Christ sich mit Belial, das Licht mit den Finsternissen, die Wahrheit mit dem Irrthume, und die wahre Frömmigkeit mit der Gottlosigkeit vereinigen können".

Wie mehre seiner Vorgänger zog Gabrielli, der mit dem Amte eines Staatsprosecretairs bekleidet war, durch officielle Bekanntmachungen in diesem Tone persönlich den Zorn des Kaisers auf sich. Am 11. Juni Nachmittags traten, nach dem Befehle des Generals Miollis, zwei französische Officiere in das Geschäftszimmer des Cardinals, versiegelten Schreibpult und Schränke, welche die Staatspapiere enthielten und stellten zur Bewachung Soldaten auf; dem beängstigten Prälaten selbst ward aufgegeben, binnen zwei Tagen Rom zu verlassen und in seinem Bisthume Sinigaglia seinen Aufenthalt zu nehmen. Gleichzeitig wurden noch andere Staatsbeamte aus des Papstes Nähe entfernt, und als Gefangene nach Ankona oder nach der Engelsburg geführt; so der Secretair des heiligen Collegiums Riganti, der Generalfiskal Barboni, der Abt Burili und der Advokat Rufini. Gabrielli protestirte in einer langen Bekanntmachung, worin er ohne Scheu sagt, daß es dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten sei, Schande auf Schande zu häufen, Wunden auf Wunden zu schlagen, ohne ei-

niges Schamgefühl die Würde des Kirchenhauptes mit Füßen zu treten und grausam gegen schon bedrückte Unschuldige zu wüthen, und erklärt, wie es des Papstes ausdrücklicher Befehl sei, der Weisung zur Abreise keine Folge zu leisten. Französischer Seits ließ man sich dadurch nicht irren; Gabrielli mußte der Gewalt weichen; Cardinal Bartholomi Pacca wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Rasch schritt man mit der Organisation der dem Königreiche Italien zugetheilten Provinzen des Kirchenstaates vor; in Rom selbst folgte Schlag auf Schlag. Schon im Augustmonate wurde das ganze Quirinal von französischen Truppen besetzt, alle Archive und Ausfertigungen in Beschlag genommen; dennoch wurde nicht, wie man beabsichtigte, die Verbreitung neuer Protestationen, welche einen immer bitterern Charakter annahmen, verhindert; sie enthielten an geistliche und weltliche Unterthanen des Papstes immer dringendere Auffoderungen, in der Treue zu beharren, weder Lockungen noch Drohungen Gehör zu geben und nur der äußersten Gewalt zu weichen. Die französischen Behörden suchten diesen päpstlichen Bemühungen, die öffentliche Meinung für [sich] festzuhalten, entgegenzuwirken durch eine in Rom erscheinende Zeitung, deren ärgerlicher Inhalt die in Paris geschmiedeten Giftpfeile verbreiten und den im römischen Gebiete verübten, besonders gegen Kirchen, Klöster und Geistliche gerichteten Unfug unter günstiger Beleuchtung darstellen mußte. Cardinal Pacca, wenngleich immer sorgsam beachtet, wußte Mittel zu finden, den auswärtigen Gesandten folgende, vom 30. November datirte Note zu behändigen:

„Vom ersten Augenblicke des Erscheinens eines periodischen Blattes unter dem Titel: „Römische Zeitung", war der heilige Vater unterrichtet, daß dasselbe, weit entfernt mit Bewilligung der legitimen Regierung gedruckt zu werden, ungeachtet seines Verbotes unter dem Schutze der französischen Militairmacht ausgegeben wurde. Se. Heiligkeit, bekannt mit den lichtscheuen Umtrieben dieses unlautern Complotts, eröffnet den fremden Gesandten, daß sie diese unerlaubte Zeitung verdammt, wie alles darin Enthaltene, was den heiligen Grundsätzen nicht angemessen, der Wahrheit zuwider, oder für einen Fürsten beleidigend ist. Obgleich diese Zeitung durch ihren Inhalt dem heiligen Vater bisher viele Veranlassung zu

bittern Beschwerden gab, konnte er doch nicht glauben, daß die Verfasser ihre Frechheit so weit treiben und Artikel darin aufnehmen würden, welche die heiligen Grundsätze, deren höchster Lehrer und getreuer Vertreter er ist, verletzen. Wenn solche Bekanntmachungen in jeder andern Zeitung verwerflich erachtet werden müssen, wie vielmehr tritt dieser Fall ein, da solche Zeitung in Rom, unter den Augen des souverainen Papstes, gedruckt wird. — Ein solcher Artikel ist gerade der Vortrag in der gesetzgebenden Versammlung vom 2. November, unter der Aufschrift „Gottesdienst", um Anderes zu übergehen".

„Man mißt dem zwischen dem heiligen Stuhle und Frankreich abgeschlossenen Concordate Grundsätze und Wirkungen bei, welche Se. Heiligkeit entehren und Den, welcher nicht genau die Bestimmungen des Concordats kennt, irreführen müssen. In dieser Rede eignet man demselben Grundsätze und Wirkungen zu, welche von den organischen Gesetzen herstammen und darin aufgestellt, gleichzeitig mit dem Concordate gedruckt und publicirt sind, woran aber Se. Heiligkeit nicht den geringsten Theil hat. Im Gegentheile war der heilige Vater kaum hiervon zu seiner Betrübniß in Kenntniß gesetzt, als er im versammelten Consistorium in einer zur Bekanntmachung des Concordats gehaltenen Rede erklärte, wie er von diesen Gesetzen nichts gewußt habe und sie ausdrücklich verdamme. Er ließ es sich angelegen sein, so gerechte Gegenvorstellungen zu erheben; er wiederholte diese dringend schriftlich und mündlich; aber er konnte keine Zurücknahme erlangen".

„Der heilige Vater weiß recht wohl, daß der in Rede stehende Gegenstand in einer ministeriellen Note abgemacht zu werden sich nicht eignet; doch liegt ihm daran, möglichst schnell durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel die falschen, in jener Rede enthaltenen Behauptungen in's Licht zu setzen, weshalb dem Cardinal Prosecretair befohlen ist, Ew. Excellenz zu erklären, daß die Anwendung des zugegebenen Satzes von der Annahme zweier Gewalten, vor der Errichtung des Concordats, durchaus falsch ist. Man hat dieses nicht willkürlich vorausgesetzt; diese zwei Gewalten existirten wirklich, wie sie noch gegenwärtig vorhanden sind. Kein Concordat, keine organischen Gesetze kann den von Gott

selbst vorgezeichneten Unterschied zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt aufheben; sie können nie den Beherrschern Frankreichs die priesterliche Weihe, und die, einzig der Kirche und ihrem sichtbaren Haupte zugehörige geistliche Gerichtsbarkeit verleihen. Es ist gleichfalls unwahr, daß das Concordat die Unabhängigkeit der Kirche Frankreichs anerkannt und befestigt habe. Wäre diese Unabhängigkeit vorhanden, so existirte auch ein Schisma (Kirchentrennung), von welchem sich die achtbare Geistlichkeit und die frommen Katholiken Frankreichs immer entfernt hielten. Gleichfalls ist es unwahr und verleumderisch, daß das Concordat Toleranz gegen andere Gottesverehrungen geheiligt habe. Jener religiöse Vertrag heiligte *allein* die ruhmvolle Rückkehr der kirchlichen Einheit für die Katholiken in Frankreich; er enthält nicht ein Wort, welches Bezug nähme auf andere, von der römischen Kirche verworfene und verdammte Gottesverehrungen. Wenn man in den organischen Gesetzesbestimmungen eine solche Toleranz voraussetzt, so wollte man es ihnen vermuthlich, als dem Concordate zugehörig, zur Empfehlung dienen lassen, daß man sie zugleich mit letzterm und unter demselben Ausfertigungstage publicirte. Diese Artikel sind demungeachtet vom heiligen Vater verworfen und verdammt worden. Man sagt in der erwähnten Rede, Frankreich sei glücklich vereinigt unter den milden Gesetzen des Evangeliums, unter den Lehren der Kirche und durch eine wahrhafte Verbindung mit deren sichtbarem Oberhaupte. Solches war gewiß ein großer, wichtiger, von Sr. Heiligkeit mit väterlicher Sorgfalt berücksichtigter Zweck, der Beweggrund der im Concordate gemachten Aufopferungen; aber demnach mußte Sie mit tiefem Schmerze, ungeachtet aller Gegenvorstellungen, eingeführt sehen ein Gesetzbuch, das dem Evangelium selbst entgegenlaufende Bestimmungen enthält; sehen, daß die Kirche in Sklaverei der weltlichen Macht gekommen, ihr sichtbares Oberhaupt seit zehn Monaten in enger Gefangenschaft gehalten, von ihren Ministern getrennt und in der apostolischen Vollziehung ihres Amtes gelähmt ist".

„Wenn Se. Heiligkeit unwillig werden mußte über die Frechheit der römischen Zeitungsschreiber, die es sich erlaubten, in ihrer Zeitung eine Rede aufzunehmen, welche das Glaubensbekenntniß des heiligen Vaters in seinem Concordate angreift, so wurde Sie nicht weniger

beleidigt, dort einen Vortrag der Abgeordneten der usurpirten Provinzen wider den heiligen Stuhl und die darauf ertheilte Antwort eingerückt zu finden. Von dieser Rede, welche die Abgeordneten mit Hintansetzung ihrer Pflicht hielten, in gegenwärtiger Note zu schweigen, hielt der heilige Vater seiner Würde angemessen; er kann aber nicht mit Stillschweigen übergehen den Tadel, welchen man über Ausübung seiner weltlichen Herrschaft ausspricht, nicht schweigen zu den, dieser dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche durch wunderbare Anordnung der göttlichen Vorsehung übertragenen Herrschaft entgegenlaufenden Behauptungen. Im Betreff der Fehler, welche man der alten Regierung unter Ihrer Leitung vorwirft, so appelliren Ihre Heiligkeit dieserhalb auf das Urtel Ihrer eignen Unterthanen. Dieselben Völker, welche Gewaltthätigkeit wider Willen ihrer Herrschaft entriß, sind gegenwärtig besser als je im Stande, den Unterschied zwischen der alten und neuen öffentlichen Verwaltung zu beurtheilen. Die päpstliche Regierung hat mit glücklichem Erfolge viele Jahrhunderte bestanden und die Bewunderung der größten Staatsmänner erlangt. Selbst in ihrem gegenwärtigen Zustande, belastet von dem Drucke so ungeheurer außergewöhnlicher Ausgaben, unter welchem sie erliegen muß, hat sie dennoch sich seit drei Jahren Achtung und Liebe der Einwohner zu erhalten gewußt. Man setzt dort die Unfähigkeit der Geistlichen zum Regieren auseinander und sagt, daß die Erlernung der Theologie von Jugend auf ihnen feste Grundsätze zur Leitung geistlicher Angelegenheiten, nicht aber zur Anführung der Heere, zur Staatsverwaltung beibringt, sie sich folglich auf Behandlung himmlischer Dinge beschränken müssen; dieses erscheint als Unwahrheit vor dem Richterstuhle der Vernunft, der Geschichte aller Zeiten und der Würdigung des Erfolgs. Der Völker Glück hängt nicht allein ab von der Wissenschaft, Armeen zu leiten und Krieg zu führen, es ist besonders verbunden mit einer friedliebenden, gerechten, billigen Regierung. Ein Blick auf die Kirchengeschichte reicht hin, um eine ruhmvolle Reihenfolge römischer Päpste zu zeigen, welche große Regenten waren, welche wirksamer dazu beitrugen als andere Fürsten, die Finsternisse der Barbarei zu zerstreuen, Künste und Wissenschaften zu begünstigen, und die Wohlfahrt der Völker

zu befestigen. Die Jahrbücher aller Nationen verzeichnen die Namen verschiedener berühmter Geistlichen, die durch Gesetze, Einrichtungen und große Unternehmungen zum höchsten Ruhm gelangten. Es genügt für Spanien den erlauchten Cardinal Ximenes, für Frankreich die Sergir, die Richelieu, die Mazarin, die Fleury zu nennen, Minister, welche erfolgreich und ruhmvoll für diese Reiche die Leitung der Staatsangelegenheiten führten. Karl der Große hielt zuverlässig die Geistlichen zum Regieren nicht für unfähig; er wollte im Gegentheile, daß zu den Volksversammlungen, Erzbischöfe und Bischöfe des Reiches berufen würden; aus ihren Rathschlägen gingen jene berühmten Capitularien, die noch jetzt die Welt bewundert, hervor".

„Was Se. Heiligkeit in das größte Erstaunen setzt, ist zu sehen, wie man gegenwärtig die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Macht in der Person des Papstes verächtlich macht, als eine vernichtungswerthe Einrichtung, während Herr Champagny in der Note vom 3. April dieselbe ein Werk des Genies und der Staatsweisheit nannte. Gleich seltsam erscheint es Sr. Heiligkeit, daß, während man in jener Antwort den Verfall Italiens dem Zeitpunkte zuschreibt, wo sich Priester der Leitung der Finanzen, der Politik und der Heere unterzogen, man sie zur Theilnahme der öffentlichen Angelegenheiten in den Senat und in die gesetzgebende Versammlung beruft. Zur Vergrößerung dieses großen Erstaunens Sr. Heiligkeit gereicht es endlich, daß gleichzeitig mit der gegründeten Beschwerde über Mangel der Ehrfurcht und Liebe für die Regenten, man unverdiente Lobeserhebungen ertheilt dem Erzbischofe von Urbino, welcher zum öffentlichen Aergernisse Achtung und Liebe gegen seinen rechtmäßigen Oberherrn verletzt, gegen den Regenten, den Stellvertreter der Gottheit, welcher Thronen verleiht und Herrscher über alle Herrscher ist".

„Se. Heiligkeit will nicht weiter verweilen bei den Maximen und andern in jener Antwort enthaltenen Behauptungen, in denen man seine zeitliche Herrschaft geradezu angreift. Sie beschränkt sich zur Widerlegung die denkwürdigen Worte des der französischen Kirche so werthen Bossuet, indem er von der Kircheneinheit redet, anzuführen: „Gott wollte, daß diese römische Kirche, die gemeinsame Mutter aller Reiche, in der Folgezeit

von keinem Königthume weltlich abhängig sei, daß der heilige Stuhl, der Vereinigungspunkt aller Gläubigen, den Parteiungen, veranlaßt von dem verschiedenen Interesse und von der Eifersucht der Staaten, entrückt werde. Die Kirche in ihrem Haupte, unabhängig von den weltlichen Mächten, ist im Stande ferner für das allgemeine Beste und unter gemeinsamen Schutze der christlichen Könige diese himmlische Gewalt zu üben, die Seelen zu leiten und, indem sie in der Mitte vieler, gegenseitig oft feindlicher Reiche die Wagschale hält, für die Einigkeit des Ganzen zu sorgen, bald durch unabänderliche Bestimmungen, bald durch weise Mäßigung".

„Da der heilige Vater nicht ohne Beschwerdeführung Verletzungen seiner Religion, wie sie in der Rede des gesetzgebenden Körpers und in der Antwort, welche den Abgeordneten der gewaltsam besetzten Provinzen enthalten sind, dulden konnte, insofern sie die Unverträglichkeit seiner zeitlichen Macht mit seiner geistlichen Gewalt andeuten, glaubte, daß die in gegenwärtiger Note enthaltene Darlegung seiner Gesinnung nothwendig sei, und ertheilte den Befehl Ew. Excellenz solche mitzutheilen, damit sie auf diesem Wege zur Kenntniß ihres Hofes gelange", u. s. w.

Gezeichnet: „Der Cardinal Bartholomäus Pacca".

Es ist anerkannt, daß alle jene Unbill ihren Grund in der Herrschsucht Napoleons, geweckt durch hierarchische Sünden früherer und späterer Zeit hatte, auch wurde päpstlicher Seits die Gelegenheit zur Beschwerdeführung nicht unbenutzt gelassen, die Philosophie arg genug zu verschreien. Ohne durch nähere Begriffsentwickelung die allgemeine Anklage freier Geistesthätigkeit auf sich nehmen zu wollen, hat man oft vieldeutige Worte: Philosophie, Aufklärung, Freiheit, Zeitgeist u. s. f. schwarz gemalt, um sie besser treffen zu können. In dieser Weise gefällt sich das Papstthum; so sagte Pius VII. in einer Trostschrift vom 20. Januar 1809 an die Bischöfe und Erzbischöfe, welche, weil sie dem Kaiser nicht den Unterthaneneid leisten wollten, aus dem Kirchenstaate verbannt waren:

„Die Wurzel alles Uebels ist die unsinnige Philosophie unsers Jahrhunderts; sie schmeichelt sich, oder berühmt sich wenigstens, durch Liebkosungen, Drohungen, Schrecken, oder durch Güterberaubung, die Hirten

der katholischen Kirche sich zu unterwerfen, sie für ihre verderblichen Grundsätze zu gewinnen und beifällig zu machen, in dem thörigten Wahne, als könne sie oder habe sie je vermocht, das Göttliche in Menschliches, oder das Menschliche in Göttliches umkehren, nicht anders, als würden jene Hirten bei ihren Thaten und Handlungen nicht durch Tugend und Wahrheitsliebe, sondern durch Hab= und Ehrsucht geleitet". — Wo, wenn, oder wie hat die Philosophie die Beschuldigung solcher Frevel verwirkt? Das Verfallen in dergleichen Irrthümer wäre ja recht eigentlich das Wahrzeichen der Entfernung von aller Philosophie, das Aufgeben jedes wissenschaftlich folgerechten Verstandesgebrauches gewesen. Wol aber läßt sich aus zahllosen Beispielen mit umumstößlicher Gewißheit darthun, daß jene Hirten der christlichen Heerden oft nicht durch Tugend, Pflicht und Wahrheit, sondern von der Hoffahrt, Lüge und dem Laster geleitet worden.

Napoleon hatte im Jahre 1808 vielfache Gelegenheit, den Gehalt seines politischen Uebergewichts zu prüfen: gelungen war die Verdrängung der Bourbonischen Dynastie vom spanischen Throne, wenngleich die Nation es nicht an Wahrzeichen eines kräftigen Widerstandes mangeln ließ. Im Felde der Diplomatie erlangte er durch persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander zu Erfurt neue Bürgschaft zur Durchsetzung seiner riesenhaften phantastischen Plane; für sie kämpfte er in Spanien wie in Deutschland, wohin ihn die erneuerte Coalition und Oestreichs muthvolle Rüstung riefen. Seine unermüdete vielseitige Thätigkeit weckt Bewunderung selbst seiner entschiedensten Feinde; welche Früchte hätte sie dem Zeitalter bringen können, wäre sie mehr auf Menschenwohl, Völkerheil und Staatenglück als auf Befriedigung vermessener Selbstsucht gerichtet gewesen. Die Auflösung des britisch=östreichischen Bündnisses wider Frankreich durch pfeilschnelle Besiegung des habsburgisch=lotheringischen Kaiserhauses und anderweitiges Gelingen schwieriger Unternehmungen, untergruben jede bisher gegen den widerspenstigen Papst gehabte Nachsicht. Die Stunde der Entscheidung längst offenbarter Zwecke schlug. Aus dem kaiserlichen Feldlager zu Wien,

der seit fünf Tagen in feindlichen Besitz gekommenen Hauptstadt des östreichischen Kaisers, erließ Napoleon am 17. Mai das berüchtigte Decret, mit welchem er für immer der weltlichen Herrschergewalt des Papstes ein Ende zu machen glaubte. Jener vom heiligen Stuhle in seiner Richtigkeit gezeigte Beschönigungsgrund einer Zurücknahme der Schenkungen Karls des Großen wurde jetzt mit Stillschweigen übergangen, und also der Schlag vollführt:

„Napoleon, Kaiser der Franzosen, u.s.w. In Erwägung, daß, indem Karl der Große, Kaiser der Franzosen, Unser erlauchter Vorfahr, den Bischöfen von Rom verschiedene Länder schenkte, er ihnen solche unter dem Titel eines Lehens überließ, um die Ruhe seiner Unterthanen zu sichern, aber ohne daß Rom deshalb je aufgehört habe, ein Theil seines Reiches zu sein; in Erwägung, daß seit jener Zeit die Vereinigung beider Gewalten, der geistlichen und weltlichen Gewalt, die Quelle beständiger Zwietracht war und noch jetzt ist; daß sich die souverainen Päpste oft des Einflusses der Einen bedienten, um die Ansprüche der Andern zu unterstützen, und daß auf solche Weise die geistlichen Angelegenheiten, ihrer Natur nach unwandelbar, oft verwechselt sind mit den weltlichen Verhältnissen, die sich nach den Umständen und der Politik der Zeit abändern; endlich, in Erwägung, daß Unsere Vorschläge, um die Sicherheit Unserer Heere, die Ruhe und Wohlfahrt Unserer Völker, die Würde und Unverletzlichkeit Unsers Reiches mit den weltlichen Ansprüchen der Päpste übereinstimmend zu machen, vergeblich waren, so haben Wir beschlossen und beschließen wie folgt: Die Staaten des Papstes sind dem französischen Reiche einverleibt. Die Stadt Rom, der Hauptsitz der Christenheit, so berühmt durch den Rückblick in die Vorzeit und durch die Denkmale, welche sie enthält, ist zu einer kaiserlichen freien Stadt ernannt. Ihre Regierung und Verwaltung soll durch ein besonderes Gesetz bestimmt werden. Auf Kosten Unserer Schatzkammer werden die Denkmale römischer Größe erhalten und verwaltet. Die öffentliche Schuld ist zur Reichsschuld erklärt. Das wirkliche Einkommen des Papstes soll sich, unter Befreiung von jeder Last und jedem Abzuge, auf zwei Millionen Franken belaufen. Besitzungen und Paläste des heiligen Vaters sind keiner

Digitized by Google

Belästigung, Gerichtsbarkeit, oder Bewachung unterworfen und genießen besonderer Bevorrechtung. Am bevorstehenden ersten Julius wird eine außerordentliche Commission in Unserm Namen von den Staaten des Papstes Besitz nehmen und dafür sorgen, daß die verfassungsmäßige Regierung mit dem ersten Januar 1810 in Vollzug gesetzt wird".

Päpstlicher Seits erfolgte darauf feierliche Protestation und Verwahrung aller Rechte; da aber die dem weltlichen Papstthume drohende Gefahr bis dahin gediehen war, trug Pius VII. kein Bedenken, die letzte Waffe seiner geistlichen Gewalt in Wirksamkeit zu setzen: die Waffe, welche seit Jahrhunderten veraltet, unter seinem nächsten Vorfahr erfolglos gegen einen unbedeutenden Fürsten versucht war, und an die man späterhin, selbst bei'm größten Unwillen, nicht zu erinnern wagte, um nicht durch Kraftlosigkeit des Angriffes zum Gespött zu werden. — Der kirchliche Bannfluch ward gegen Napoleon und die Theilnehmer seiner Gewaltthaten, insofern sie den heiligen Stuhl verletzten, geschleudert. Das erste Beispiel, welches die Geschichte der Vorzeit von einer solchen strafbaren Ausstoßung aus der Kirche, vollzogen an einem gekrönten Haupte, aufzählt, traf auch einen Regenten Frankreichs, den zweiten König des Hauses Capet, den liebestreuen König Robert, welcher sich nicht trennen wollte von seiner schönen Gemahlin Bertha von Bourgogne, die, ihm im vierten Gliede verwandt, ohne päpstliche Dispensation ihm die Hand gegeben hatte. Robert fügte sich unter großem Drangsale, nach langem Widerstande, während welches die mehr der Treulosigkeit als dem Aberglauben schuldigen Großen des Reiches sich von dem Könige abwandten. Mehre Berichterstatter erzählen: Robert habe seine Bertha erst verlassen, nachdem diese durch Entbindung einer Misgeburt wunderbarer Weise den Zorn des Himmels offenbart habe; wogegen andere Schriftsteller bemerken: bei diesem Vorfalle sei nichts Wunderbares sichtbar geworden, als die Verwegenheit des Papstes, und die Schwäche des Königs.*) Der Verrath der Großen erscheint als gewöhnliche Folge der Bedrängnisse des Regenten; doch der von Napoleon

*) „Histoire de France, par l'Abbé Velly" Tom II. Pag. 295.

gebildete Aristokratismus war noch zu neu in seinen Erwerbungen und der Nation zu unbedeutend, als daß er schon jetzt bei des Papstes Bannfluch wider den Kaiser eigennützige Untreue hätte üben dürfen; diese Sachwalterei zu Gunsten der Hierarchie von Seiten der Aristokraten war spätern Verflichtungen des Schicksals vorbehalten.

Die Bannbulle gegen den Kaiser der Franzosen beginnt mit einer weitschweifigen Abhandlung, welche die vom Papste erlittenen Drangsale aufzählt, daran, unter Beibringung biblischer Sprüche und Anführung der Kirchenväter, moralische Betrachtungen reiht, des heiligen Vaters Demuth mit solchen Lobpreisungen hervorhebt, daß man in deren Gediegenheit Zweifel setzen muß, und spricht dann, nach den schweren, unerläßlichen Verpflichtungen des apostolischen Amtes, den Bann mit folgenden Worten aus:

„Kraft der Gewalt des allmächtigen Gottes, der heiligen Apostel Petrus und Paulus und Unserer eignen, erklären Wir, daß Alle, die nach der gewaltsamen Besetzung dieser berühmten Stadt und dieses Kirchengebietes, und nach der kirchenräuberischen Verletzung des Erbtheiles des Hauptes der Apostel, des heiligen Petrus, welche von französischen Truppen begonnen und vollbracht ist, und wogegen Wir in den oben erwähnten beiden Consistorialreden, wie in mehren auf Unsere Befehle erlassenen Protestationen und Reclamationen Uns beschwert haben, in genannter Stadt und dem Kirchenstaate etwas gegen die kirchlichen Rechte, gegen die Kirche selbst und gegen die weltlichen Bevorrechtungen dieses heiligen Stuhles unternommen haben, sowie ihre Befehlshaber, Hülfleister, Rathgeber, Anhänger und Alle, die bei Vollziehung des Erwähnten Theil nahmen oder selbst wirkten, in den größern Bann (excommunicatio major) und andere Censuren und Kirchenstrafen, wie sie der heilige Kanon, die apostolischen Constitutionen und allgemeinen Kirchenversammlungen, besonders jene von Trident (22, cap. 4, de reform.) verhängt, verfallen, und verhängen über sie, wie es Noth thut, von Neuem Bannstrahl und Fluch, wie auch, daß sie verfallen sind in die Strafe der Verlustersetzung aller und jeder von Uns oder den römischen Päpsten auf irgend eine Art erlangten Bevorrechtungen, Gnaden-

Digitized by Google

bezeigungen und Indulte, wie auch, daß sie von diesen Strafen nur durch Uns (außer im Todesfalle, und selbst nach erlangter Wiederherstellung, bei'm Rückfalle in die nämlichen Censuren) losgesprochen und befreit werden können; ferner, daß sie untauglich und unfähig sein sollen, diese Lossprechung zu erlangen, bis sie jeglichen Eingriff widerrufen, zurückgenommen, abgeschafft, vernichtet und Alles in den vorigen Stand vollkommen wirklich wieder gesetzt, oder der Kirche, Uns und dem heiligen Stuhle angemessene, genügende Genugthuung in allem Vorerwähnten geleistet haben. Daher beschließen Wir hierdurch und machen kund, daß Alle, die hier einer besondern Namhaftmachung verdienten, sowie ihre Regierungsnachfolger, von der Rücknahme, dem Widerrufe, der Abänderung und Vernichtung aller oben erwähnten Attentate, welche durch sie bewirkt werden muß, oder von der der Kirche, Uns und dem heiligen Stuhle in wirksamer That zu leistenden, schuldigen und angemessenen Genugthuung unter keinerlei Vorwande frei und ausgenommen, sondern unabänderlich hierzu verpflichtet sein und bleiben sollen, um der Wohlthat der Lossprechung theilhaftig zu werden. Indem Wir aber das Schwert kirchlicher Strenge zu ziehen Uns genöthigt sehen, vergessen Wir nicht, daß Wir, wenn auch unverdient, dessen Stelle auf Erden vertreten, welcher bei Handhabung der Gerechtigkeit das Erbarmen nicht vergißt. Deshalb verordnen und befehlen Wir zunächst Unsern Unterthanen, ferner allen christlichen Völkern (Kraft der heiligen Unterwerfung), daß sie Keinem, welchen dieser Bannbrief trifft, in ihren Gütern, Rechten und Vorzügen, Schaden, Nachtheil oder Unbill auf Veranlassung und unter Vorwande dieser Ausfertigung zufügen; denn, indem Wir diese von Gott in Unsere Hände gegebene Strafe verfügen und so viele schwere, Gott und seiner heiligen Kirche zugefügte Beleidigungen rächen, haben Wir vorzüglich den Endzweck, daß Unsere Vertreiber bekehrt und Uns zugesellt werden, wenn sie, von Reue betroffen, zu sich selbst kommen, um die Wahrheit zu erkennen. Wir erheben deshalb in Demuth des Herzens Unsere Hände zum Himmel; indem Wir Gott, dessen Sache es mehr als die Unserige ist, was Wir verfechten, Alles anheimstellen, bekennen Wir Uns vermittels seiner Gnade bereit, zum Heile seiner Kirche den Kelch bis

zur Hefe zu leeren, wie er ihn selbst für sie einst trank. Ihn flehen, ihn beschwören Wir bei seiner grenzenlosen Barmherzigkeit, daß er die von Uns Tag und Nacht zu jener Bekehrung und Seelenheil gehaltenen Ermahnungen und Gebete nicht gering achte. Uns kann zuverlässig kein Tag erfreulicher erscheinen, als der, wo Wir, von Gottes Barmherzigkeit erhört, Unsere Kinder, die Uns so große Trübsale, so schweren Kummer verursachten, in Unsere väterlichen Arme eilen und in den Schafstall des Herrn zurückkehren sehen".

„Da diese Urkunde nicht überall, und vorzüglich an den Orten, wo es am nöthigsten wäre, zuverlässig bekannt gemacht werden kann, so soll dieselbe, oder ihre Abschriften, an den Kirchenthüren des Laterans und der Kirche St.-Peter, sowie der apostolischen Kanzlei und an den Ecken der Stadt, wie gewöhnlich angeheftet und zur Kunde gebracht werden, und diese Art der Ausstellung und Bekanntmachung für Jedermann, den sie angeht, ebenso angesehen werden, als wäre sie Jeglichem namentlich und persönlich zugestellt" u. s. f.

Am folgenden Tage, den 11. Junius, erließ der Papst eine unmittelbar an den französischen Kaiser gerichtete Bannbulle, durch welche die in der vorhergehenden scheinbar beachtete Schonung mit verdoppelter Strenge und kategorischer Kürze aufgehoben wurde. Sie lautet: „Kraft der Gewalt des allmächtigen Gottes, der heiligen Apostel Petrus und Paulus und der Unsern, machen Wir hiermit kund, daß Sie und alle Ihre Hülfsgenossen im Verfolge des soeben gegen Uns verübten Frevels in den Bann verfallen sind, wie Dieses Unsere apostolischen Bullen, welche hergebrachtermaßen an den gewöhnlichen Orten dieser Stadt angeheftet wurden, bekannt machen. Wir erklären auch Alle vom Bannstrahle betroffen, welche seit dem letzten, am 2. Februar des verflossenen Jahres erfolgten gewaltsamen Einrücken in diese Stadt, in Rom oder im Gebiete des Kirchenstaates die Frevelthaten verübten, gegen die Wir durch mehre Protestationen Unserer Staatssecretaire, und in den beiden Consistorialreden vom 14. März und vom 11. Julius 1808, Beschwerde erhoben. Wir erklären gleichfalls excommunicirt Alle, die als Vollzieher, Begünstiger, Rathgeber oder sonst auf irgend eine Art zur Vollbringung der Gräuelthaten mitwirkten, oder sie selbst verübten". — Eine dritte Bulle,

vom 12. Junius, brachte in kräftiger Kürze, mit Nennung Napoleons, jene zweite zur Kunde der gesammten Christenheit und erklärte noch ipse facto dem Banne verfallen Jeden, der sich mit Gewalt oder auf jegliche andere Weise der Bekanntmachung der Bannbulle widersetzte, wie auch mit derselben Strafe bedroht wurden alle Mitglieder des apostolischen Collegiums, Bischöfe, Prälaten, Welt- und Ordensgeistliche, welche aus irgend einer Veranlassung oder menschlichen Rücksicht sich weigern könnten, Dem Folge zu leisten, was, unter dem Beistande des Vaters des Lichtes in den Bullen vom 10. und 11. verordnet war. Wie weit aber die kirchlichen Folgen der Excommunication gehen sollten, wurde in keiner der bekanntgewordenen Ausfertigungen gesagt; sollte, wie es sonst geschah, wenn Regenten mit dem größern Banne belegt waren, im Bereiche ihrer Herrschaft der Gottesdienst, und jede kirchliche Verrichtung der Geistlichen eingestellt sein, alles Messelesen, alle Ertheilung der heiligen Wegzehrung, alle Beerdigung in geweihtem Gottesacker u. s. w. verboten bleiben? Das über diese so entscheidend wichtigen Punkte aller Observanz zuwiderlaufende Stillschweigen erscheint als ein politischer Kunstgriff, auf der einen Seite nichts von der hierarchischen Strenge nachzulassen, auf der andern sich nicht Dem bloszustellen, daß die anbefohlene Strenge entweder unbeachtet blieb, oder, beachtet, durch Störung der öffentlichen Ruhe alle weltliche Regenten, alle Staatsbehörden und friedliebende Bürger zu Widersachern machte. Diese wohlberechnete Vorsicht machte die päpstlichen Waffen um so gefährlicher; die Besorgniß, welche der kecke Napoleon offenbarte, durch alle Mittel polizeilicher Wachsamkeit die Verbreitung der Bannbulle zu verhindern, war eine furchtbekundende Maßregel, die ihren Zweck verfehlte und dem päpstlichen Strafurtheile erhöhtes Gewicht gab. In wie vielfache Panzer sich der Despotismus auch einhüllen mag, er behält eine leichtverwundbare Stelle, deren Entdeckung ihn ewig mit Besorgniß erfüllt und das unwillkürliche Geständniß der Schwäche in kleinlichen Vorkehrungen offenbart.

So Napoleon, vom Papste einst gesalbt, nun geächtet, der eine Reform des europäischen Staatslebens durchzuführen den Beruf in sich trug, aber damit auf grausame Weise scheiterte, denn das letzte Ziel seiner

Bestrebungen war sein eiserner Wille, sein vermessener Stolz, nicht heiliges Recht und Menschenwohl.

Pius VII. zog Bewunderung auf sich durch den Muth, mit welchem er, aller Drohungen ungeachtet, im Widerstande gegen den Kaiser beharrte.

Wie schon bemerklich gemacht ist, zeigt es Seelengröße, aller irdischen Mittel beraubt, als hinfälliger Greis vertrauensvoll die Stütze festzuhalten, die Pflichterfüllung und Berufstreue verleihen, und von der höchsten Stufe irdischer und kirchlicher Macht herabgerissen, sich, resignirt, namenlosen persönlichen Leiden zum Opfer hinzugeben. Französischer Seits ließ man, nach erfolgtem Bannstrahl, den Papst genauer bewachen; er dagegen zog sich in das Innere seines Palastes, dessen Zugänge er zu vermauern befahl, zurück. Mit Geduld erwartete er so sein Schicksal, während seine Sorgfalt für die Leitung der katholischen Kirche aller Länder Anordnungen traf, welche unter zahllosen Hindernissen nur theilweise in Vollzug gebracht und den Betheiligten zugefertigt werden konnten. Folgender Hirtenbrief ward entworfen, aber erst am 6. Julius unterzeichnet und ausgegeben, als die Stunde der gewaltsamen Entscheidung geschlagen hatte.

„Pius VII. — seinen getreuen Unterthanen und seiner geliebten Heerde der heiligen katholischen Kirche Gruß und apostolischen Segen. In den Aengsten, worin Wir Uns befinden, weinen Wir Thränen der Zärtlichkeit und preisen Gott, den Vater Unsers Herrn Jesu, den allbarmherzigen Vater, den Gott des Trostes, der Uns in Unserer Bedrängniß beisteht. Wir erleiden in Unserer Person Dasselbe, was von seinem göttlichen Sohne, Unserm Heilande, dem Vorstande der Apostel, dem heiligen Petrus, dessen Nachfolger Wir ohne Unser Verdienst sind, verkündigt wurde. In Deinem Alter, sagt er, wirst Du einem Andern Deine Hände darbieten, der Dich leiten und führen wird, wohin Du nicht willst. Wir wissen und erklären, daß Wir ohne Gewalt, da Wir mit der ganzen Welt in Frieden sind und ohne Unterlaß auch für den Frieden aller Fürsten beten, nicht getrennt werden können von der Stadt Rom, Unserer rechtmäßigen, friedli-

chen Residenz, der Hauptstadt Unserer Länder, dem besondern Sitze Unserer heiligen römischen Kirche, dem allgemeinen Vereinigungspunkte des katholischen Glaubens, dessen Oberhaupt und Verweser Wir auf Erden, nach der göttlichen Fügung, sind. Wir bieten jedoch in Ergebung Unsere priesterlichen Hände der Macht dar, welche sie Uns fesselt, um Uns hinwegzuschleppen. Indem Wir den Urheber dieser Gräuelthaten hierüber und über dessen Folgen vor Gott verantwortlich machen, wünschen Wir Unsererseits, ermahnen und befehlen, daß Unsere getreuen Unterthanen, Unsere besondere römische Heerde und Unsere allgemeine Heerde, die katholische Kirche, im Eifer die Gläubigen des ersten Jahrhunderts nachahmen mögen. Selbst in dem Zeitpunkte, da Petrus im Kerker lag, verrichtete seine Gemeinde ununterbrochen ihr Gebet für ihn zu Gott. Nachfolger, wenn auch unwürdiger Weise, dieses glorreichen Apostels, glauben Wir, daß alle Unsere geliebte Kinder diesen heiligen, vielleicht letzten Liebesdienst ihrem zärtlichen, gemeinschaftlichen Vater nicht versagen werden, und geben ihnen zum Danke den apostolischen Segen in voller Ergebung des Herzens".

Die Gefangennehmung des heiligen Vaters, welche nach ihrer Anordnung und Ausführung zu den härtesten Gewaltstreichen der Franzosen in Italien gehörte, hat, je mehr ruhige Würdigung Napoleons Laufbahn in den neuesten Tagen fand, natürlich die Fragen zur Erwägung empfohlen: Nach welchen Ansichten fand kaiserlicher Seits diese despotische Maßregel statt? War der Zweck derselben ein politisch richtiger, und ging er wirklich in Erfüllung? Welche unmittelbare Theilnahme hatte daran der Kaiser selbst, oder dieser und jener Rathgeber? Jene ersten beiden Fragen werden zum Nachtheile Napoleons mit der Fortsetzung der Lebensgeschichte des Papstes beantwortet; die letzte aber fodert hier eine genaue Darlegung der Umstände der Gefangennehmung, woraus mit Erwägung mehrer Geständnisse, welche Napoleons Begleiter ihm zu St.-Helena in den Mund legen, ersichtlich wird, daß die hierher gehörigen Anordnungen unmittelbar von ihm ausgingen und mit großer Heimlichkeit betrieben wurden, oder daß sie ohne seine Mitwirkung geschahen, später nur schweigend von ihm gebilligt wurden.

Der Kaiser befand sich, im Kriege wider Oestreich,

mit seinen Heeren an der Donau. Nach den Siegen bei Regensburg folgte die zweifelhafte Feldschlacht bei Wagram und machte französischer Seits Vermehrung der dortigen Streitmittel nothwendig. Hieraus entstehende Verminderung der Truppen in Italien gab den mißvergnügten Landesbewohnern Spielraum zu offenen Aufständen und zu geheimen Verschwörungen. Im Gebiete von Ferrara streiften bewaffnete Banden und bedroheten Bologna. Ein solcher Haufen, unter Mazzetti's Anführung, zog aus den Apeninnen auf Pistoja zu. Franzosenvertilgung war ihr Losungswort, Geistliche sprachen den Segen und foderten zur Befreiung des bedrängten Papstes auf. Die Zahl der französischen Krieger im Königreiche Italien reichte kaum zu, die festen Plätze und wichtigsten Städte einigermaßen zu besetzen; in Rom befanden sich etwa 600 Mann aller Waffenart. Eine britische Seemacht mit Landungstruppen bedrohete die kalabrischen Küsten bis Civita-Vecchia. Nirgends fehlte es an aufrührerischen Gerüchten. So hieß es, der Papst wiegele auf wider die Franzosen; am 29. Juni werde er aus seinem gut verwahrten Palaste auf dem Monte-Cavallo nach der Hauptkirche zu St.-Peter ziehen und dort öffentlich den vaticanischen Bannfluch wider die Franzosen aussprechen, zum Signale ihrer Vertilgung in Italien.

In dieser Lage der Dinge gelangte zu Turin eine telegraphische Botschaft aus Paris an, welche schleunigst nach Florenz befördert wurde und dem General Radet anbefohl, binnen 24 Stunden nach Rom zu eilen, wo er weitere Verhaltungsbefehle finden würde. Bei der Ankunft dieser Zufertigung zu Florenz war Radet zu Pistoja, um die geistvolle Prinzessin Elisa, des Kaisers Lieblingsschwester, welche, wohlberechnet, mit vielem Gefolge Toskana, Lukka und Piombino bereiste, zu bewillkommnen. Die nach Pistoja geschickten Befehle trafen ihn dort am 13. Mai 1809; am folgenden Tage schon ging er nach Rom ab, wo er sich unverzüglich bei dem französischen Gouverneur, General Grafen Miollis, meldete, nach den verheißenen weitern Befehlen fragte, aber keine vorfand. Die Nachfrage war, nach den Umständen, wahrscheinlich nur eine Maske zur sichern Bewahrung des Geheimnisses. Nach einer Vereinbarung zwischen den beiden Generalen übernahm Radet die Lei-

tung der Polizei im römischen Gebiete. Bald traf zu Rom der König Murat von Neapel, nebst einem Staats- und Polizeiminister, Salicetti, ein, wo Berathungen gepflogen wurden, deren Schluß dahin ging, daß durch eine entscheidende Maßregel die öffentliche Ruhe gesichert und den feindseligen Umtrieben ein Ende gemacht werden müsse. Radet und Salicetti kamen darin überein, daß hierzu die Abführung des heiligen Vaters das Zweckdienlichste sei. Ersterer übernahm die Ausführung. Dunkel bleibt es, ob Murat bei dieser Entschlußnahme nur Triebfeder der Befehle seines kaiserlichen Schwagers war, zu deren Vollziehung Salicetti mithalf, oder ob er auf eigne Verantwortlichkeit das Unternehmen vertrat.

Seit sechs Monaten hatte sich Pius VII. auf dem Monte Cavallo eingeschlossen und unzugänglich gemacht. Man benutzte sogleich polizeiliche Mittel, um durch Gerüchte das Volk in Betreff des Papstes und ihn selbst sicher zu machen; da hieß es, Se. Heiligkeit habe durchaus nicht Ursache, auf seine Bewachung bedacht zu sein, die französische Regierung sei überzeugt, daß die Uebertretung des Concordats seinem Willen völlig zuwider sei, daß sie nur herrühre von den übeln Rathschlägen des Cardinals Pacca, welcher verhaftet werden sollte.

Am 26. Junius zeigte sich General Radet in völliger Ruhe gegen Abend unter den Spazirgängern des Platzes del popolo und trieb sich geflissentlich bis eilf Uhr Abends dort umher, wo er gute Gesellschaft fand. Um Mitternacht ging er zum Gouverneur, benachrichtigte ihn von geheim getroffenen Vorkehrungen und von der in der ganzen Stadt herrschenden Ruhe, empfing von ihm den schriftlichen Befehl zur Aufhebung des Papstes und 200 Mann der französischen Besatzung, denen Gensdarmen und Polizeidiener beigesellt wurden. Die zum Monte Cavallo führenden Straßen wurden besetzt; im Innern des päpstlichen Palastes war Alles still; die herbeigeführten Truppen zogen, mit den Leitern zum Einsteigen versehen, an der Mauer hin, geräuschlos der Unternehmung zu. Radet war vorzüglich besorgt, wenn im Volke die beabsichtigte Entführung des Kirchenhauptes verlautete, möchte dasselbe durch einen Volksaufstand den Franzosen entrissen werden, wie es zu Philipps des Schönen Zeiten dem Befehlshaber Wilhelm Nogaret er-

ging, dem am nächsten Morgen zu Anagni Bonifaz VIII. wieder abgenommen ward; hiernach war Heimlichkeit und möglichste Eile zum Gelingen des Streiches rathsam.

Seit Pius VII. auf dem Monte Cavallo sich in den Zustand eines Belagerten versetzt hatte, ließ er jede Nacht bis ein Uhr einen Wächter auf dem Thurme des Palastes die Umgegend beachten; dann aber zog sich der Thürmer zurück; bei baldiger Rückkehr des Tageslichtes glaubte man keine weitere Vorsicht nöthig zu haben und vor nächtlichem Ueberfall sicher zu sein. Dieses wußte Radet; die Ablösung des Wächters wurde daher abgewartet; dann ging man an's Ersteigen des Palastes. Der Vormann war ein römischer Polizeidiener; er zerdrückte eine Fensterscheibe, öffnete dann den Flügel und stieg ein; ihm folgte ein Grenadier des 100. Linienregimentes. Zwar brach unter ihm die Leiter, doch, ohne Aufenthalt zu veranlassen, stiegen Mehre hinauf. Die Ersten wußten so gut Bescheid, daß sie bei'm weitern Vorschreiten unverzüglich zum Palastthore gelangten und dasselbe den Uebrigen öffneten, nicht ohne die wachhabende Schweizergarde, gewöhnlich die Lanzi genannt, durch das unvermeidliche Geräusch aufzuregen. Doch vom Widerstande war hier keine Rede. Der den Schweizern vorgesetzte Offizier ward in Haft genommen; man suchte bei ihm nicht vergeblich die Schlüssel zu den Vorzimmern der eigentlichen päpstlichen Wohnung. Nach dem leicht bewerkstelligten Eintritte in dieselbe, gab es Aufenthalt: alle Zugänge waren verschlossen, oder mit Gemälden verdeckt, die zwar leicht eingestoßen wurden, aber, bei der Weitläufigkeit des Palastes leicht auf Irrwege führen konnten. Bald gelangten Einige von den Vordringenden zu verschlossenen Thüren, die zu Wohnungen von Cardinälen führten; diese, mit ihren Dienern aufgeweckt, glaubten sich von Räubern überfallen und flohen auf geheimen Wegen, indem sie Geld, Geldeswerth und Kostbarkeiten zurückließen, um dabei die Eindringenden aufzuhalten und so ihre Flucht zu sichern. Kein französischer Soldat entehrte seinen Stand durch einen von der Gelegenheit vielfach begünstigten Raub; nur der vorerwähnte Polizeimann, bei'm Einbruche der Erste, konnte dem Reize nicht widerstehen, hier ein Verbrechen zu über, mit welchem ihn sein Beruf befreundete: er stahl einen prächtigen Kelch, nebst goldenem Unterteller. Nach Verzug fast einer Stunde, vom Ein-

steigen in das Palastfenster an gerechnet, gelangte man zu dem unmittelbar auf päpstliche Wohnung stoßenden Zimmer. Die Thür zu derselben war verschlossen. Man pocht. Von Innen erschallt eine Stimme: „Wartet, es soll aufgemacht werden!" Gleich darauf öffnen sich die Flügelthüren zum ehrfurchterfüllenden, achtungsgebietenden Anblicke: der heilige Vater sitzt da, angethan mit der Kleidung seiner hohen Würde, vor einem von vielen Kerzen erleuchteten Tische, vor sich ein Crucifix, umgeben von mehrern Cardinälen und Hausprälaten. Der General, wie seine Gefährten, sind ergriffen; es erfolgt ein augenblickliches Schweigen, dann vollzieht er seinen Beruf; er stellt Schildwachen an die Thür und nähert sich mit einem Quartiermeister (Maréchal des *logis*).

Nun redet ihn mit ernster fester Stimme der heilige Vater an mit der Frage:

„Was veranlaßt Sie, die meiner geweihten Person schuldige Achtung zu verletzen und mitten in der Nacht meine Wohnung zu beunruhigen?"

Der General: „Die Vollziehung eines Befehles, der für mich nicht weniger beschwerlich ist als für Ihre Heiligkeit; doch erheischt meine Pflicht, den Befehlen meines Gebieters Folge zu leisten".

„Was will Ihr Gebieter von mir?"

„Er beauftragt mich, Sie zu bitten, alle Bestimmungen des zwischen Ihrer Heiligkeit und seiner kaiserlichen Majestät abgeschlossenen Concordats zu erfüllen und der weltlichen Herrschaft zu entsagen".

„Ich kann und darf Ihre Anträge nicht bewilligen. Durch Gottes Gnade habe ich die Würde eines souverainen Papstes; ich darf den zweifachen Glanz der päpstlichen Krone nicht von einander trennen; ich muß auf meinen Nachfolger das Erbtheil Petri unverringert vererben".

„In dem Falle, daß Ihre Heiligkeit auf diesem Entschlusse verharren, bin ich befehligt, Sie von hier fortzuführen".

Diese Worte schienen den Papst zu überraschen; er gab einem hinter ihm stehenden Cardinale ein Zeichen. Man schloß richtig: dieser Wink habe dem Cardinal Pacca gegolten, der sogleich verhaftet wurde. Kaum hatte sich Pius VII. einige Augenblicke gesammelt, so verlangte er Frist, um zu seiner Abreise Vorkehrungen

zu treffen, und bezeichnete die Personen, welche ihn begleiten sollten. Doch Radet erklärte, daß die Abreise augenblicklich stattfinden müsse; was die Begleiter beträfe, so könne das Gefolge nachreisen. — Fest dastehend, eine Dose in der Hand, äußerte der Papst, daß er nun den Kaiser erkenne; daß er nicht geglaubt habe, wie die Gesetze Frankreichs solche Verletzung seines Zufluchtsortes gutheißen könnten; daß er die gemachten Foderungen, eingedenk seiner eidlichen Verpflichtungen gegen Gott, nie eingehen würde. Noch bat er, bei dem Andrange zur schleunigsten Abreise, sich einige Augenblicke entfernen zu dürfen, was, unter Anordnung von Sicherheitsmaßregeln, verwilligt wurde. Nach der Rückkehr des heiligen Vaters faßte ihn der General Radet, den Cardinal Pacca der gegenwärtige Quartiermeister Cardini unter den Arm und führten Beide die Treppe hinab; die im innern Vorhofe des Palastes aufgestellten Gensdarmen machten dem Kirchenhaupte militairische Ehrenbezeigungen. Hier befand sich ein Reisewagen. Der Papst, in dem Augenblicke, wo er ihn besteigen mußte, sprach einige Worte des Gebetes, versicherte, daß er die Gewaltthaten wider seine Person den Franzosen und ihrem Kaiser verzeihe; dann rief er muthig: „Nun, so wollen Wir abfahren, da Vernunft und Recht vergeblich wider die Gewalt aufgerufen sind".

Bei der Abfahrt des Wagens vom Monte Cavallo verließ auf dem offenen Platze Radet die ihn umgebende Gensdarmerie und eilte durch unbewohnte Straßen zur Porta Pia und von dort zur Porta del Popolo, wo sechs Postpferde in Bereitschaft standen, um in möglichster Eile den bald anlangenden Wagen weiterzuschaffen. Während des Anschirrens dieses Postgespanns schrie von hinten her eine Weiberstimme: „Ich will meinen Herrn begleiten, ich bin ein treuer Diener; ich verlasse ihn nicht!" Der General wandte sich an den heiligen Vater: woher das Geschrei komme? Lächelnd antwortete Pius VII.: „Ist Ihnen die Stimme unbekannt? Es ist der unbärtige Doria!" Schon früher hatte zu Paris die fein fistulirende Stimme Doria's, welcher an Fesch den rothen Hut überbrachte, viel Gelächter veranlaßt und konnte auch dem General Radet bekannt geworden sein; gegenwärtig mußte Doria in die Stadt zurückkehren; doch erlaubte man ihm, sich dem nachkommenden

Gefolge und den Sachen des heiligen Vaters anzuschließen.*)

Pius VII. nahm bei der Abreise nichts mit, als die Kleidungsstücke, die er trug, seine Schnupftabacksdose und einen Paolo (eine Münze, 63 Centimen Werthes). Radet ordnete noch strenge Bestrafung des räuberischen Polizeibeamten an, gab dem Kutscher, welcher den ersten Wagen vom Monte Cavallo nach dem Thore del Popolo fuhr und nun, da er hinter das Geheimniß der Papstentführung kam, dazu unwissend mitgewirkt zu haben, jammerte, ein reiches Geldgeschenk, bestieg mit dem Cardinal Pacca den Reisewagen, den Papst in der Mitte. Die Wagenvorhänge wurden niedergelassen, die Thüren verschlossen; umgeben von zehn Gensdarmen ging die Reise fürder, auf Storte zu, der ersten Poststation des Weges nach Florenz. Hier angelangt, wurden schnell frische Pferde vorgelegt. Sieben Stunden Weges von Rom, gelangte man in die unsichere Berggegend von Viterbo, in dessen Nähe, in einem schlechten Gasthause, Halt gemacht werden mußte. Der heilige Vater befand sich unwohl, hatte Kolikbeschwerden; doch durch Rast einer Stunde und nach dem Genusse einiger frischen Eier und etwas Weines erholte sich der Greis. Die Reise konnte fortgesetzt werden durch die Gebirgsgegenden von Monte Fiascene, St.-Lorenzini und Radicofani, welches den 26., Abends 11 Uhr, erreicht, und wo in einer Herberge vor dem Thore Halt gemacht wurde. Der Papst erhielt sein eignes Zimmer und wurde, ohne eine Vorsichtsmaßregel zu vernachlässigen, streng bewacht. Er hatte eine gute Nacht; beim Erwachen befand er sich besser als Tages zuvor; zu seiner Erheiterung gelangte bald Doria mit den nachgeschickten

---

*) Doria Pamphili (die „Biographie des contemporains", VI, 33, gibt ihm den Vornamen Johann und zum Geburtsorte Rom; der officielle Cracas, vom Jahre 1823, S. 53, nennt ihn Joseph und sagt: er sei zu Genua geboren) gehörte der berühmten genuesischen Familie an, ward den 11. November 1751 geboren, zum Cardinal ernannt den 14. Februar 1785, bekleidete am päpstlichen Hofe die höchsten Würden, war Staatssecretair, als zu Rom der General Duphot, am 28. Dezember 1798, ein Opfer republikanischer Tollheit, fiel, und seitdem den Franzosen verhaßt. Doria, Dekan des heiligen Collegiums, starb zu Rom am 14. August 1815.

Effecten an. Pacca war sorgenvoll und düster. Radet ging Morgens in die Stadt Radicofani, um für Erquickung des heiligen Vaters zu sorgen; er trieb für ihn Mallagawein auf. Den Einwohnern war es nicht verborgen geblieben, welcher erlauchte Gefangene in ihrer Nähe weilte. Ein Parteiführer der Gegend, Masaccio, hatte in der Nacht Vorbereitungen getroffen zur Befreiung des Papstes; Radet, die Gefahr richtig würdigend, erwog, daß nur kaltes Blut und ernstfreundliche Haltung die beabsichtigte Störung hindern könne. Er fand Gelegenheit, mit dem Meuterer in's Gespräch zu kommen, zeigte sich ihm unterrichtet von der beabsichtigten Befreiung des heiligen Vaters und entwickelte die damit verknüpften Schwierigkeiten und unausbleiblichen Folgen für die Theilnehmer; der General deutete darauf hin, wie er den Verschwörer sogleich könnte verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen lassen, wie er es aber vorzöge, Gnade für Recht ergehen und Belehrung an die Stelle der Strafe treten zu lassen. Masaccio entsagte fügsam seinem Plane, froh, mit so milder Zurechtweisung und mit empfangenem Geschenke einiger Geldstücke davongekommen zu sein.

Je weiter die Reise vorschritt, um so weniger war die Entführung des Papstes ein Geheimniß; vorausgeschickte Eilboten hatten das Ergebniß nach Florenz berichtet und die dortigen französischen Behörden aufgefodert, zur Empfangnahme des Gefangenen Vorkehrungen zu treffen. Jede Vorsicht mußte verdoppelt werden, da die harte Maßregel wider einen ehrfurchtgebietenden Greis, religiöse Verehrung des kirchlichen Oberpriesters, und meuterischer Haß gegen die Franzosen gefährlich zu werden droheten. Besonders war dies der Fall zu Poggibusi, wo bei der Ankunft des heiligen Vaters das herzuströmende Volk die regste Theilnahme offenbarte, während Pius VII. seinen Unwillen über die gewaltsame Entführung aus seinen Staaten unverhohlen zu erkennen gab. Es war schon gegen Abend, die Bedeckung bestand nur aus vier Gensdarmen; in der Nähe war kein Militair, auf dessen Hülfe man hoffen konnte. Radet entschloß sich also zur schleunigsten Weiterreise, zum großen Verdrusse der Einwohner. Bei der Abfahrt von Poggibusi versah es der Postillon, der die Pferde antreiben mußte, und warf den Wagen in einen Graben. Der General, der abwechselnd im Innern des Wagens

und auf dem äußern Sitze fuhr, ward in die Vertiefung geschleudert, erhielt eine unbedeutende Quetschung an der linken Seite und war ganz mit Koth bedeckt. Der Wagen war augenblicklich wieder aufgerichtet, der General eilte herbei, die verschlossenen Thüren zu öffnen, wo sich der heilige Vater wohlbehalten, nicht erschrocken zeigte und ganz aufgeräumt die Scherben eines durch den Wagensturz zerbrochenen Glases von sich warf. Das herbeigelaufene Volk rief: „Wunder über Wunder!" — Radet faßte sich schnell: „Werft Euch nieder", rief er, „um nochmals den päpstlichen Segen zu empfangen". Vor aller Andacht kam die Menge in den entscheidenden Augenblicken nicht zur Besinnung. Indeß war Doria's Wagen angelangt; er mußte aussteigen, an seiner Statt stieg der heilige Vater in denselben, und so ging ohne Weile die Reise weiter, bevor die Volksstimmung zur Befreiung des Papstes zum Ausbruche kam. Am 30. Junius gelangte Pius VII., eine kleine Stunde von Florenz, in der Karthause an, welche sein Vorgänger Pius VI. 1798 bewohnt hatte.

Hier war das Geschäft des General Radet beendet, er nahm vom Papste Abschied, um nach Rom zurückzugehen, und hatte nach Vollziehung eines so gehässigen Unternehmens wenigstens die Genugthuung, daß Pius VII. ihm Zufriedenheit und Dankbarkeit zu erkennen gab und ausdrücklich die Schonung rühmte, mit welcher Radet und der Gensdarme Cardini die Entführung geleitet hatten. Radet eilte dann nach der Villa del Poggio Imperiale bei Florenz, wo er Abends 11 Uhr anlangend, die Prinzessin Elisa im Bade traf; dennoch ward er sogleich vorgelassen und mit der Anrede empfangen: „Wahrhaftig, General! Sie sind der Ueberbringer eines Verlegenheit verursachenden Geschenks". Radet mußte ihr die Nothwendigkeit der vollzogenen Entführung auseinandersetzen. Bald kam es zur Frage: was hier mit dem Papste gemacht werden sollte. Man schien auf deren Beantwortung nicht vorbereitet, doch vereinigten sich Alle dafür, daß gleich folgenden Tages Pius VII. nach Genua, der Cardinal Pacca nach Bologna abgeführt werden sollten. Die Vollziehung ward dem General Marcotti, Chef des Generalstabs des Großherzogthums Toskana, anvertraut. Unverzüglich ward ein Arzt, Bartia, nach der Karthause geschickt; er fand den heili-

gen Vater in vollem Wohlsein, sodaß von dieser Seite der weitern Reise kein Hinderniß im Wege stand.

Man hat nicht unbemerkt gelassen, daß der Wechsel der Eilboten zwischen dem kaiserlichen Cabinette und Italien nie stärker war als in diesen Tagen.

Radet, nach Rom zurückgelangt, ließ bald nachher von dem ausgezeichneten Maler Benvenuto die Entführung des Papstes vom Monte Cavallo durch ein großes Gemälde, welches bis auf die Gensdarmen wohl getroffene Bildnisse darstellt, verewigen und dieses, wie man sagt, gelungene Kunstwerk im venezianischen Palaste aufstellen; 1814 ward es eine Beute des Königs Murat, der es mit den geraubten Schätzen der Engelsburg nach Capua abführen ließ. General Radet, der als Chef der Polizei und der Gensdarmerie zu Rom verblieb bis zum Verfall des französischen Kaiserthumes, erhielt von Napoleon keine Erklärung über die Entführung des Papstes; weder Beifall, noch Misbilligung ward officiel ausgesprochen, in übelberechnetem Bestreben, die eigentliche Triebfeder dieser Maßregel zu verdecken. Radet schien vergessen; ihm ward keine Auszeichnung, Gunstbezeugung, Zurücksetzung, oder Unwille zu erkennen gegeben, außer daß er vor Ende dieses Jahres (1809) den Titel eines Reichsbarons erhielt. Dagegen bewies ihm Napoleon, nach seinem Wiedererscheinen auf dem Festlande Europas, 1815, ausgezeichnetes Vertrauen, indem Radet zum Generalinspecteur der Gensdarmerie ernannt wurde: ein wichtiger Posten, den er, nach der hunderttägigen Kaiserschaft, unter den heimgekehrten Bourbons mit der Strafe neunjähriger Gefangenschaft zu Besançon büßen sollte, nach dem Ausspruche des Kriegsgerichtes der sechsten Militairdivision; doch begnadigte ihn Ludwig XVIII., nach dreijähriger Haft, im letzten Monate des Jahres 1818. *)

Die Art, wie Montholon in den Denkwürdigkeiten der Geschichte Frankreichs unter Napoleon diesen von

---

*) Jene Darstellung der Entführungsgeschichte Pius VII. ist größtentheils entworfen nach einer kleinen in Deutschland wenig gekannten Schrift: „Notice historique pour servir à l'histoire de Napoléon Bonaparte, contenant des détails inédits sur l'enlèvement du Pape Pie VII en 1809". Paris chez l'éditeur, et chez Ponthieu, 1820, welche alle Merkmale historisch treuer Erzählung vereinigt.

Digitized by Google

der Entführung des heiligen Vaters sprechen läßt, stimmt im Wesentlichen mit der eben beigebrachten Erzählung überein; nur will der Kaiser jede unmittelbare Theilnahme an der über den Papst verhängten Gewaltthätigkeit von sich ablehnen und die Schuld der vorgegangenen Ereignisse allein auf die päpstliche Regierung und auf den Drang der Umstände schieben.

„Der Krieg“, heißt es, „in welchem sich Frankreich mit Oestreich und Spanien verwickelt fand, schien dem päpstlichen Stuhle ein günstiger Umstand; er schleuderte die Bulle der Excommunication. Die Besetzung seiner Staaten war die Folge des Krieges gewesen, den er Frankreich erklärt hatte; aber übrigens war er in der Ausübung der geistlichen Angelegenheiten gar nicht beschwert worden und hatte die Versicherung erhalten, daß seine Person immer respectirt werden würde, wenn er nur die zu Rom eingeführte Regierung nicht in ihrer Wirksamkeit stören wollte. Diese Eröffnung blieb ohne Wirkung, er betrachtete seine Eigenschaft als Souverain von Rom als unzertrennlich von seiner geistlichen Würde.*) Dieses System konnte nicht dauern. Die französischen Truppen in seinen Staaten waren nicht zahlreich, und da die Bataille von Aspern den Ausgang des Krieges unsicher zu machen schien, so war die ganze Bevölkerung aufgeregt. Der heilige Vater, in das Innerste seines Palastes eingeschlossen, hatte denselben mit Barricaden umgeben lassen, die von einigen hundert bewaffneten Leuten mit der größten Achtsamkeit bewacht wurden. Die Franzosen, welche die äußersten Posten besetzt hatten, geriethen mit ihnen in Streit; sie glaubten sich beschimpft, welches sie zu Sarkasmen reizte. Die Lage des Papstes war gefahrvoll; von einem Augenblicke zum andern stand zu befürchten, daß es zu Händeln käme. Kugeln verschonen Niemand. Der Generalcommandant von Rom machte sehr lebhafte Vorstellungen; er brachte es nicht dahin, begreiflich zu machen, daß der Papst den besten

*) Ganz natürlich, wie hätte er anders gekonnt? — Die Abrufung des päpstlichen Gesandten von Paris sollte als eine Kriegserklärung, diese als Beschönigung der verhängten Regierungsentsetzung gelten, und aller dieser Unbill sollte Pius VII. willfährig die Hand bieten. — Die Stimme des Rechts lebt fort in den nachkommenden Geschlechtern, in welchen die Gewaltthat ihren Rächer findet.

Schutz in der Heiligkeit seiner Würde fände, und daß, Gewalt mit Gewalt vertreiben zu wollen, die nachtheiligsten Folgen haben könne. Da er kein Gehör fand, so faßte er, die Lage aller Umstände erwägend, den Entschluß, den Papst nach Florenz bringen zu lassen. Dies war er dem heiligen Vater selbst, der französischen Nation und ganz Europa schuldig. Was würde man gesagt haben, wenn ein so kostbares Blut bei einer bloßen Zänkerei geflossen hätte? Er war es den Truppen schuldig, die unter seinem Befehle standen. Heischte es nicht seine Pflicht, für die allgemeine Sicherheit zu wachen? Sie war augenblicklich hergestellt. Allein, die Großherzogin von Toskana, erstaunt, daß der Papst nach Florenz kam, ohne Ordre des Kaisers, befahl, da sie selbst wenig Truppen hatte, die Reise nach Turin fortzusetzen. Der Prinz Generalgouverneur von Piemont ließ ihn aus demselben Beweggrunde den Weg nach Grenoble nehmen. Ein Eilbote von Rom berichtete dem Kaiser in Schönbrunn, was vorgefallen war. Er schickte sogleich Befehl nach Florenz, um den Papst, wenn er dort angekommen sein sollte, in ein Landhaus des Großherzogthums zu bringen, und ihm alle Ehre und Respect zu bezeigen, welche die Heiligkeit seiner Würde erfoderten; nach Turin, wenn der Papst ankäme, ihn nach Savona zu schicken; und endlich nach Paris, dem Papste entgegenzusenden, um ihn nach Florenz zurückzuführen, wenn er noch nicht über die Apenninen wäre, im Gegentheile ihn aber nach Savona zu bringen. Obgleich unzufrieden mit den Vorfällen in Rom, konnte der Kaiser doch seinen General nicht fallen lassen. Er war zu dem, was er that, genöthigt. Die Rücksendung des Papstes nach Rom hätte wahrscheinlich noch schlimmere Folgen gehabt. Es war kurz vor der Schlacht von Wagram, die den Frieden herbeiführen konnte, und dann war es immer Zeit, mit dem heiligen Stuhle zu unterhandeln und diese verdrießlichen Händel zu beendigen".

Marcotti löste den General Radet ab. An der geausischen Grenze fuhr man, Auflauf fürchtend, über den Golfo della Specia. Pius mußte eine Barke besteigen. „Hat die französische Regierung befohlen, mich zu

ersäufen?" fragte er seine Wächter. Doch am jenseitigen Ufer gelangte man ungefährdet zu den vorausgesandten Wagen. In Chiavari ward, auf Vorstellung des Generals Montchoisy, wegen Beschwerlichkeit des eingeschlagenen Weges der Plan geändert und die Fahrt über Alessandria, wo zweitägiger Aufenthalt, aber kein Zutritt zum Papste verstattet wurde, fortgesetzt. Die Bemühungen, des heiligen Vaters Anwesenheit an jeglichem Orte zu verheimlichen, waren größer als je. Pacca war schon zuvor in Alessandria eingetroffen; nach manchen vergeblich gemachten Anträgen war ihm gestattet in einiger Entfernung seinem Herrn zu folgen.

Die irdische Hülle des geistig und körperlich also bestürmten Greises schien erliegen zu müssen. Als in der Nacht auf den 17. Juli die Gegend von Turin passirt war, fiel der heilige Vater, zwischen Rivoli und Suza, in eine völlige Abspannung; man machte Halt und wandte alle augenblicklich zur Hand habende Mittel an, die erschöpften Kräfte neu zu beleben. Die Reihe der den Befehl führenden Offiziere war jetzt an dem Gensdarmerie-Obristen Boissard, ihm sagte der Papst, als er die Augen wieder aufschlug: „Haben Sie den Befehl, mich todt oder lebendig fortzuführen? Ist Ersteres, sollen Sie mich umbringen, so lassen Sie die Reise fortsetzen, ist Letzteres, so verlange ich, daß Halt gemacht wird". In einem kleinen Orte der Nähe gestand man dem Gefangenen einige Ruhe zu; er verlangte, bei'm Pfarrer abzusteigen, mußte sich aber darein fügen, im Hause des Maire zu rasten; etwas erquickt von einer Tasse Chocolade, ging es der Straße des Mont Cenis zu, wo in der Nähe von Suza wieder zweitägiger Stillstand bewilligt wurde. Der befehligende Offizier bot im Namen des Kaisers mehre Gemächlichkeiten der Reise, wie andre Gaben und Dienstleistungen an; der Papst erwiderte: „Ich werde nichts annehmen, als was mir die Liebe der Gläubigen darbietet". Am Donnerstag früh, den 20. Juli, wurde Chambery erreicht, wo Pacca wieder zu ihm kam und von Montmaillan an, in dem nämlichen Wagen an seiner Seite fuhr, bis zum 21. Juli, Abends sechs Uhr, Grenoble erreicht wurde.

Zur Aufnahme des Gefangenen war hier im Präfecturgebäude Anordnung getroffen; der Cardinal Pacca aber, gleich bei'm Aussteigen aus dem Wagen unerwar-

t vom heiligen Vater entfernt, in das Hotel Belmont vom Maire und vom Commandanten geführt. Wie in Italien, so in Frankreich, zeigte sich im Volke die innigste Theilnahme für den Papst, dessen Märtyrerthum, selbst bei Nichtgläubigen, Verehrung fand. Die Ehrerbietungsbeweise offenbarten sich in der Volksmenge, welche ununterbrochen vor seinem Aufenthaltsorte in kirchlicher Demuth sein Lob erschallen ließen, seinen Segen erbaten und das höchste Glück darein setzten, der von ihm gehaltenen Messe beizuwohnen, oder zum Fußkuß gelassen zu werden. Manchem Laien ward diese Gunstbezeugung, nach erlangter Erlaubniß des Zutritts, verstattet; wogegen die Behörden keinem Geistlichen Annäherung an die Person des Papstes, oder Gespräch mit ihm erlaubten. Sogar der vom Cardinal Fesch an den heiligen Vater abgesendete Generalvikar von Lyon ward zurückgewiesen. Außer den wenigen Augenblicken, wo sich Pius der Menge, Segen ertheilend, zeigte, blieb er zurückgezogen in seinem Zimmer. Man fragte ihn eines Tages: ob er, die freie Luft zu genießen, im Garten spaziren gehen wollte? Er antwortete kalt: „Wenn die Kirche in Trauer ist, steht es ihrem Haupte nicht an, Spaziergänge zu machen".

Die Sinnesfestigkeit des Papstes, zu welcher das gesammte Zeitalter, in Bezug auf Napoleon, wenig Gegenbilder aufzuweisen hat, setzte, wie es scheint, auch gegenwärtig den Kaiser in Verlegenheit, da der Enthusiasmus für den schmachvoll behandelten heiligen Vater im südlichen Frankreich, durch seine Gegenwart vermehrt, sichtbar um sich griff. In Grenoble konnte und sollte Pius nicht bleiben; man verlangte von St.-Cloud weitere Verhaltungsmaßregeln; Napoleon wußte wahrscheinlich selbst nicht, was mit dem Papste anzufangen sei, da in seinen nächsten Familienkreisen sein Unwille nicht gescheut, und mehr als eine Stimme zu Gunsten des heiligen Vaters laut wurde. Jedem vermittelnden Rathe hätte der Kaiser gern seine Zustimmung verliehen, aber Vermittelung machte der Papst, fest auf Wiederherstellung seiner weltlichen Macht bestehend, unmöglich; nur Rückschritte durften nicht gethan werden.

Schon am ersten August 1809 kamen die neuen Befehle des Kaisers über den Aufenthaltsort des Papstes zu Grenoble an; er sollte nach Italien zurückge-

führt, namentlich in der Küstenstadt Savona, westlich von Genua, verwahrt werden. Was diesen Entschluß eingegeben, namentlich für Savona bei der Wahl entschieden, bleibt unentschieden. In der Nacht ward der heilige Vater unerwartet, nach elftägigem Aufenthalt, zu Grenoble in den Wagen gesetzt und von Valence, wo sein Vorgänger sechs Wochen in der Citadelle eingekerkert war und dann durch den Tod Befreiung von irdischen Fesseln erhielt, geführt; von dort auf Avignon, einst päpstliches Eigenthum, einst Zeuge der schändlichen Entartung pfäffischer Verworfenheit, und auf Aix, dessen reizende Lage, berühmte Heilquellen und milde Luft dem heiligen Vater zu gefallen schienen. Man fragte ihn: ob er hier zu bleiben wünsche? „Wie man will", antwortete er. Jeden Aufenthalt benutzte er, soweit es die Ermüdung und seine Wächter verstatteten, geistliche Uebungen vorzunehmen, dem zuströmenden Volke den apostolischen Segen zu ertheilen und ihren Glauben zu stärken durch den Zuruf: „Betet und fürchtet nicht".

Ein rührender Auftritt bot sich der zahllos herbeieilenden Volksmasse dar, als der päpstliche Dulder, unter Begleitung des Generals Boissard, dem italienischen Boden sich wieder näherte und, in der Gegend von Nizza, Pont du Var erreichte; ihn hier zu empfangen, hatte sich der Bischof von Nizza und des jetzigen Königs von Spanien Schwester, Marie Louise Josephe Antonie, verwitwete Königin von Etrurien, mit ihrem Sohne, Karl Ludwig, eingefunden und bewiesen dem heiligen Vater eine gläubige Unterwürfigkeit, welche an Vergötterung grenzte und auf das versammelte Volk auch mächtig wirkte. Kein im höchsten Glanz der Macht erscheinender Papst kann die Huldigungsbezeigungen erfahren, welche mit wahrer Begeisterung die Bewohner von Nizza und der Umgegend an den Tag legten. Es war am 7. August 1809, als Pius VII. unter ungeheurem Zulauf der Menschen, in der Morgenstunde seinen Einzug in Nizza hielt. Er war, seines bleichen, hinfälligen Ansehens ungeachtet, stark genug, die Messe zu lesen und sich den Tag über öfter, segensprechend, dem Volke zu zeigen; Abends war die Stadt erleuchtet, und am folgenden Tage gegen Sonnenuntergang erschienen im festlichen Aufzuge 72 Fischerbarken auf dem Meere,

Digitized by Google

wohin der Präfecturpalast, des heiligen Vaters Absteigequartier, die Aussicht hatte. Die reizende Meeresfläche war ruhig; aber tausendstimmig erscholl der Ruf: „Jesus Christus lebe und sein Stellvertreter auf Erden! Es lebe der Glaube! Es lebe die Religion!" — Als das Tageslicht wich, glänzten die Fahrzeuge erleuchtet; in den Jubel mischten sich Lithaneien und Bußgesänge. Die verantwortlichen Ortsbehörden sahen sich durch solche Aeußerung der Volksstimmung vielfach in Verlegenheit gesetzt und kamen den Ausbrüchen des Fanatismus dadurch zuvor, daß sie vorsichtig Gewaltthaten vermieden. Sie beschränkten sich auf Bewachung der Person des duldsamen Gefangenen und ließen die Straßen, welche er durchzog, ungestört mit Blumen bestreuen, die Thore bekränzen, Glocken läuten und Prozessionen veranstalten, denn in dem Geräusch der Feierlichkeit vergißt das Volk leicht seinen Verdruß. Der heilige Vater mochte gegenwärtig unter den vielen Leiden am tiefsten fühlen, daß man neuerlich wieder den treuen Begleiter und Theilnehmer seiner Schicksale, den Cardinal Pacca, von ihm gerissen hatte; schon von Grenoble aus wurde er nach Fenestrelles (Pierre Chatel) abgeführt, wo noch mehre Cardinäle und päpstlichgesinnte Geistliche in Gewahrsam gehalten wurden.

Sonderbar genug opferte Napoleon seiner Vermessenheit Alles, sogar die Kirche, deren Bannfluch er herbeizog, und doch bemühete er sich gleichzeitig, seinem Leben den Anstrich genauer Uebereinstimmung mit den Kirchengesetzen zu geben. Der Excommunicirte beobachtete auffallend Vorsicht für gewisse Formen, hinter welchen das Triebwerk seines eisernen Willens lief; er gab sich den Schein, als wisse er von keiner Excommunication, von keinem Bannfluche, als lebe er mit der Kirche im besten Einverständnisse, als walteten nur einige Streitigkeiten ob zwischen ihm und dem Papste der politischen Maßregeln halber, welchen Letzterer als weltlicher Regent halsstarrig anhing.

Die in den ersten Tagen des Jahres 1810 erfolgte Trennung von seiner Gemahlin Josephine, Behufs der schon entschiedenen Wiederverheirathung mit der östreichischen Kaisertochter Marie Louise, gab hierzu einen Beweis und Gelegenheit, den Kaiser Napoleon gegenüber dem durch seinen Einfluß verabschiedeten päpstlichen

Staatssecretair Cardinal Consalvi zu sehen. Dieser war fünf Monate seit der Entführung des heiligen Vaters ungestört in Rom gelassen, dann mit dem Cardinal De Pietro am 10. Dezember 1809 unerwartet nach Paris beschieden worden. Jedem Cardinal ward für die Reise eine Summe von 3000 Franken und ebenso viel jährliches Gnadengehalt dargeboten. Consalvi schlug Beides aus und bestritt den Geldaufwand der gezwungenen Reise von dem Verkaufe einer reichen Tabatiere, weche ihm Bonaparte bei'm Abschlusse des Concordats 1801 schenkte. In Paris war aus französischen Prälaten, nebst mehren andern herbeigefoderten Cardinälen ein Ausschuß zusammenberufen, dem aufgegeben wurde, den *Ausspruch* zu thun: in Gemäßheit alter Gebräuche der *gallikanischen* Kirche und der Kirchengesetze der Concilien, sei die Ehe Napoleons und Josephinens, in Ansehung des geistlichen Bandes, null und nichtig. In Hinsicht des bürgerlichen Bandes war die Ehe mit weniger Schwierigkeiten getrennt; bekanntlich aber ist solche nach der römischkatholischen Kirchensatzung ein Sacrament und unauflöslich, worauf die Mehrheit der Cardinäle fußte, ihre Einstimmung verweigerte und über der Behauptung beharrte: nur der Papst könne eine Abänderung ihres Ausspruchs treffen. Dieses war natürlich nicht im Sinne des Kaisers, der nun den widerspänstigen Cardinälen die schwere Hand seiner Ungnade *fühlen* ließ. Napoleon erklärte sie der Cardinalswürde verlustig (so durch weltliche Gewalt des kirchlichen Purpurs beraubt, wurden sie die *schwarzen Cardinäle* genannt) und ließ ihnen in Frankreich Verbannungsorte anweisen. Die französischen Prälaten waren fügsamer und gaben ihre Erklärung, wie sie Napoleon verlangte; dieser aber erscheint hier wieder so vermessen, in der selbstgefälligen Einbildung, daß seinem Willen Niemand zu widersprechen wagen dürfe; darum vernachlässigte er die gewöhnliche Vorsicht, bei den ihm zu Gebote stehenden Mitteln, zuvor sich der Meinung der herbeigeholten Cardinäle zu vergewissern und, des neuen kirchlichen Aergernisses halber, die Widerspänstigen zurückzulassen.

Ehe die eingelegte Opposition der Cardinäle entschieden war, mußten dieselben öfter in den glänzenden Versammlungen des Kaiserhofes, an welchem sechs Könige und acht Cardinäle figurirten, erscheinen. Consalvi

ward ausgezeichnet; als Napoleon ihn einst erblickte, ging er hastig auf ihn zu und redete ihn an: „Wie mager sind Sie geworden, Herr Cardinal!“ — „Ein Zeitraum von zehn Jahren kann viel verändern“. — Der Kaiser fuhr fort, ohne auf die Antwort zu achten: „Wären Sie an der Spitze der Angelegenheiten geblieben, so wäre es damit nicht so weit gekommen. Sie haben Verstand, Sie haben Menschenkenntniß; der jetzige Erfolg wäre nicht eingetreten; Sie hätten Hülfe dagegen gewußt“. Consalvi hatte den Muth zu erwidern: „Eure Majestät irren, der Erfolg würde völlig derselbe sein“. Napoleons Stirn verfinsterte sich; er wandte sich ab, durchlief den Zirkel der Anwesenden und stellte sich wieder mit gleicher Anrede vor den Cardinal, worauf dieselbe Antwort folgte. Dieses Spiel, womit er imponiren wollte, wiederholte der Kaiser zum dritten Male und donnerte dann, bei unveränderter Erwiderung, den Cardinal an: „Nein, sage ich, dahin, bis zum gegenwärtigen Zustande der Dinge, wäre es nicht gekommen; Sie würden Auskunftsmittel gefunden haben. Ihr Verstand, Ihre Weltkenntniß hätte die neuesten Ereignisse verhindert“. — Consalvi trat einen Schritt näher und sagte mit lauter, fester Stimme: „Ich wiederhole, was ich Eurer Majestät schon zu versichern die Ehre hatte: Sie irren sich, ich würde nicht vermocht haben, an der gegenwärtigen Lage der Dinge das Geringste zu ändern!“ Napoleon schwieg, ging mit zornigen Blicken von ihm und sprach ihn nicht wieder. Bald nachher ward Consalvi, nebst seinem Gefährten, dem Cardinal Brancadoro, nach Rheims verwiesen, wo er 33 Monate als halber Gefangener verblieb. Er fand hier die liebevollste Aufnahme, besonders in dem Hause der Marquise von Guignecourt, deren Consalvi noch dankbar in seinem Testamente gedachte. Erst mit dem Umsturze des Thrones Napoleons ward die Verbannung beendet.

In Sovona angelangt, mußte Pius VII. im Hause des Maire abtreten; nach einigen Tagen gelang es den Vorstellungen seiner Bedienung — er selbst verschmähte jede Bitte — dieses Quartier mit einer Wohnung im bischöflichen Palaste vertauscht zu sehen, was aber in Paris gemißbilligt ward; den 27. September ward der

kaiserliche Befehl in Vollzug gesetzt, wonach der Präfecturpalast des Papstes Obdach wurde. Gleichzeitig erschien als Abgeordneter Napoleons Salmatoris, ein Piemonteser, welcher Anordnungen zu einer glänzenden päpstlichen Hofhaltung traf; ihm folgte nach wenigen Tagen Berthier, der Bruder des Fürsten von Neufchatel und von Wagram, unter dem Titel eines Marschalls des päpstlichen Palastes, wozu der des Bischofs ausersehen war, indem dieser, aller Bitten ungeachtet, seine Wohnung völlig räumen mußte. Eine zahlreiche Dienerschaft ward als die päpstliche bezeichnet und mit der Uniform des römischen Hofes bekleidet, die zur Wohnung bestimmten Zimmer reich ausgeschmückt und mit köstlichen Tapeten verziert, vollständiges Silbergeschirr herbeigeschafft, täglich große Mahlzeit gehalten, und monatlich zur Verfügung des Papstes die Summe von 100,000 Franken gestellt: Lockungen, welche Pius VII. und die Seinigen mit fester Resignation von sich wiesen in Geduld und ruhiger Würde.

Man bewachte ihn so argwöhnisch, daß er mit Niemanden reden konnte, ohne Gegenwart des Maire, oder des Capitains der Gensdarmerie. Diesem Zwange waren nicht allein Bischöfe unterworfen; sogar Cardinal Doria, in Savona anwesend, mußte sich begnügen, den heiligen Vater aus der Ferne zu sehen; auch der Gebrauch von Schreibmaterialien war dem äußerlich gefeierten Gefangenen streng verboten. Dieser dagegen wies alle Darbietungen unerschütterlich von sich. Man erzählt: er habe nur von den Almosen der Gläubigen zu leben beschlossen. Er hatte keine Kleidungsstücke als die von Rom mitgenommenen; sein Gewand war zerrissen; er ließ einen Schneider zu sich bescheiden, welcher die Ausbesserung vornehmen sollte. Dieses aber war unmöglich, weshalb der selbst dürftige Schneider durch fromme Beiträge den Kostenaufwand zu einem neuen Rocke und noch einigen Geldüberschuß herbeischaffte, welche er dem heiligen Vater, dadurch zu Thränen gerührt, überreichte, und sich dagegen das zerrissene Kleid als Reliquie erbat. Pius nahm die dargebrachten Geschenke an, ließ aber das Geld sogleich unter die Armen vertheilen.

Da der spärliche Ersatz für verlorene weltliche Herrschaft in der Anordnung eines prächtigen Hofstaats auf den heiligen Vater nichts fruchten wollte, schlug man

zu St.-Cloud den Weg der Unterhandlung, die Eröffnung der Aussicht einer Vereinbarung in kirchlichen Angelegenheiten, ein; nothgedrungen, denn Napoleon hatte versucht, auf anderm Wege das Papstthum zu umgehen; vergeblich, denn er übersah, nur in die Regionen irdischer Gewalthabung und politisch-diplomatische Umtriebe eingeweiht, den Umfang des Kirchenregiments nur einseitig. Auch bietet sich dem ersten Blicke der den Kaiser treffende Vorwurf dar, daß er die Existenz des Papstes als weltlich unabhängigen Fürsten für vernunftwidrig, durchaus unzulässig erklärte, und doch unaufhörlich wiederholte und wiederholen ließ, daß, wenn der heilige Vater sich seinem politischen Systeme angeschlossen, dessen Macht ungefährdet hätte fortbestehen sollen, also auch vernunftwidrige, unheilbringende Institutionen sollten an ihm den Beschützer finden, wenn sie sich seinen egoistischen Zwecken unterordneten. So steht es mit den, als auf Menschenwohl und Geistesfreiheit berechnet, zur Schau gestellten Absichten des Despotismus!

Die nächste Folge der an dem Papste verübten Gewaltthaten mußten in dem katholischen Kirchenthume Frankreichs sichtbar werden, indeß es für dieses fast gleichgültig erschien, ob Rom und des Kirchenstaates größter Theil dem französischen Reiche einverleibt ward, oder nicht; auch die Ausstattung des Papstes, mit dem Versprechen eines jährlichen Einkommens von zwei Millionen Franken, des Besitzes bevorrechteter Paläste zu Rom und Paris, und des Kaisers Uebernahme der Erhaltungskosten des heiligen Collegiums, wie der Propaganda, waren unerheblich, da diese Anerbietungen vom Papste nicht angenommen wurden. Die erneuerte kaiserliche Bestätigung (Senatusconsult vom 17. Februar 1810) der vier Lehrsätze der gallikanischen Kirche*),

*) Sie besagen: 1) daß die allgemeine Kirchenversammlung, laut der Beschlüsse der konstanzer Kirchenversammlung, über den Papst sei; 2) weder Papst noch Kirche haben) irgend eine Gewalt über die weltliche Macht der Regenten, können auch keinen Unterthanen von dem Eide der Treue gegen Letztere lossprechen; 3) der Päpste Macht ist beschränkt durch die Kirchengesetze und Beschlüsse der Kirchenversammlungen, wider welche, sowie wider die Freiheit der gallikanischen Kirche, kein Papst etwas anordnen kann; 4) ist gleich der Papst die höchste Autorität in Glaubenssachen, so ist doch sein Aus-

Digitized by Google

welche von Ludwig XIV. am 23. März 1682 als Frankreichs Reichsgesetze kundgemacht waren und jetzt erweiterte Wirksamkeit im ganzen Umfange des Napoleonischen Kaiserthums erhielten, entsprach nicht den davon zur Ueberwältigung des Papstes gehegten Erwartungen, so wenig als die am 28. Februar 1810 zu Paris niedergesetzte, aus den Cardinälen Fesch und Maury und den vier Bischöfen von Vercelli, Evreux, Trier und Nantes, den Abbés Emery und Fontana bestehende Commission, welche nichts leistete, als daß sie dem Kaiser, auf Befragen, das lächerliche Zeugniß ertheilte: er habe das mit dem Papste abgeschlossene Concordat gewissenhaft beobachtet.

Napoleon hätte gern Papst und Kirche vergessen, wäre er nur nicht bei seiner entschiedenen Vorliebe für bestimmte genaue Anordnung aller Theile der innern Verwaltung oft genug daran erinnert worden, daß jene Beiden im Katholicismus unzertrennlich sind. Eine Menge zu ordnender Gegenstände konnten nur mit Hülfe des Papstes geordnet werden; dahin gehörte die neue Anordnung der bischöflichen Sitze und Sprengel, die Parteiungen, welche daraus entstanden, daß im ganzen Reiche, besonders in den beiden Departements des ehemaligen Kirchenstaates, manche Prälaten den bürgerlichen Unterthaneneid geleistet, andere dieses standhaft geweigert hatten, jene nun in Besitz ihrer geistlichen Aemter belassen, diese aber von jenen verketzert wurden. Ein Hauptpunkt aber blieb die Wiederbesetzung einer Anzahl von Bisthümern, welche, erledigt, vom Kaiser wieder besetzt waren, indeß fortwährend zum kirchlich gültigen Besitze der Bischofswürde die päpstlich kanonische Bestätigung nöthig war. Auf mancherlei Weise suchte sich der Kaiser dem Papste zu nähern; Letzterer blieb sich in den Zurückweisungen schriftlicher und mündlicher Anträge gleich consequent, indem er gleichmäßig erwiderte: „Mit den kirchlichen Angelegenheiten kann ich mich nur beschäftigen, wenn ich in Freiheit gesetzt bin; dieses ist aber nur dann der Fall, wenn ich zurückgeführt auf meinen Thron, in

---

spruch, ohne Zustimmung der allgemeinen Kirche, unwirksam. Der Papst ist daher nicht infallibel, sondern nur der Beschluß einer rechtmäßigen allgemeinen Kirchenversammlung, welche die ganze Kirche repräsentirt.

Digitized by Google

der Mitte meiner Staaten, umgeben und berathen von dem heiligen Collegium, die Kirche verwalte". Um die Bestätigung der Bischöfe zu erlangen, mußte der Cardinal Caprara, als Erzbischof von Mailand, sich an den heiligen Vater mit dem Vorschlage wenden, Letzterer solle, ohne die vom Kaiser geschehene Ernennung zu erwähnen, die Vocations- und Bestätigungsbullen ausfertigen lassen, dagegen aber die darin bisher gewöhnliche Clausel „proprio motu" oder eine ähnliche unterdrücken. Hierauf antwortete Pius auf so strenge Weise, daß Napoleon im Zorne nicht allein den Inhalt dieses Breve (vom 30. November 1809) als den Staatsgesetzen entgegen erklärte, sondern dessen Verbreitung als ein peinliches Verbrechen angesehen und bestraft werden sollte; diesem zum Trotze gefiel sich die kanonisch vollgültige Geistlichkeit darin, unter vertraulicher Mittheilung an dieser päpstlichen Zuschrift schadenfrohe Erbauung zu finden. Der heilige Vater sagte: „Wenn Sie, Herr Cardinal, über diese Vorschläge nur ein Weniges nachdenken, so kann Ihnen unmöglich die Ueberzeugung entgehen, daß ich in solche nicht willigen kann, ohne das Ernennungsrecht des Kaisers und dessen Ausübung anzuerkennen. Sie sagen zwar: ich solle meine Bullen nicht an ihn, sondern auf den Antrag des Conseils und des Ministeriums des Cultus erlassen, aber in der apostolischen Kanzlei sind solche Anträge unzulässig; ferner: jenes Conseil, jenes Ministerium, sind sie nicht der Kaiser selbst? Sind sie etwas Anderes als das Organ seiner Befehle, die Werkzeuge seines Willens?" — Dann folgt die Aufzählung aller von Napoleon gegen den heiligen Stuhl begangenen Sünden. „Wie kann ich", fährt Pius ferner fort, „gegenwärtig dem Vollzieher dieser Gewaltthaten Rechte zugestehen und in deren Ausübung einstimmen? kann ich es, ohne mich der Wankelmüthigkeit schuldig zu machen, ohne mit mir selbst in Widerspruch zu kommen, ohne den Gläubigen Aergerniß zu verursachen und die Vermuthung zu bestätigen, daß ich entkräftet von der Erduldung vieler Leiden, aus Furcht vor noch bevorstehenden größern, so feig gemacht bin, zum Verräther an meinem Gewissen zu werden, und in Etwas zu willigen, das es zu verdammen mich verpflichtet. Würdigen Sie, Herr Cardinal, diese Ursachen nicht nach dem Maßstab irdischer Klugheit, sondern nach

Digitized by Google

ihrer heiligen Bedeutsamkeit, und Sie werden sich von ihrem Gehalte überzeugen. Hat der Kaiser wahrhafte Ergebenheit für die katholische Kirche, so beweise er dieses, indem er sich mit ihrem Haupte versöhnt, so stehe er von den unglücklichen kirchlichen Neuerungen ab, gegen die ich unaufhörlich protestirte, so gebe er mir Freiheit, Thron und meine Beamten, so erstatte er mir die Besitzungen, nicht mein Erbtheil, sondern das des heiligen Petrus, zurück, so setze er das Kirchenhaupt auf den Stuhl des heiligen Petrus, der seit meiner Gefangennehmung verwaist ist, so führe er mir die 40 Cardinäle, welche mir seine Befehle entrissen, wieder zu, so rufe er in ihre Sprengel die verbannten Bischöfe — und auf der Stelle ist die Eintracht hergestellt".

Doch die ernannten Bischöfe, denen der heilige Stuhl die kanonische Weihe versagte, wurden durch die Metropolitancapitel unter dem Titel geistliche Verwalter (administrateurs spirituels) in ihre Aemter eingesetzt; man nannte sie Capitelbischöfe. Zwei päpstliche Breven, vom 5. November und 2. Dezember 1810, verboten den einseitig ernannten Prälaten alle Amtsverrichtungen; letztere wurden in einem dritten Breve apostolischen Vikarien übertragen. Hierdurch wurde der Kaiser von Neuem aufgebracht; hätte es mit irgend einem Scheine des Rechtes geschehen können, er hätte jetzt vielleicht gern den heiligen Vater vor eine Militaircommission stellen und als Verräther an seiner Majestät das Leben absprechen lassen. Besonders verdrießlich mußte dem Kaiser das System des heiligen Vaters sein, nach welchem er sich vor völliger Wiederherstellung in seine Regentenrechte für unbefugt erklärte, in Unterhandlungen mit Napoleon zu treten, oder Verwilligungen zu machen; dagegen fortwährend seine päpstliche Befugniß geltend machte, wo es darauf ankam, Widerspruch zu üben und die Rechte des heiligen Stuhles zu vertreten. Der Kaiser erkannte dieses System, welches seinen Plänen Hohn sprach; es verdoppelte die Strenge gegen den Gefangenen; die Fesseln wurden nun noch enger gezogen. Alle Papiere des Papstes wurden unter Siegel genommen, in seiner Wohnung genaue Nachsuchung gehalten, jeder Schriftwechsel untersagt, der von ihm bewohnte Palast außer aller Verbindung gesetzt, die Dienerschaft auf wenig Gewonnene beschränkt, ihr ein Arzt zur Gesundheitspflege und

Digitized by Google

n Gensdarmeriehauptmann zur genauen Obacht beige-
llt; dem Papst selbst, wie den Bedienten, nicht mehr
estattet, die Zimmer ihres Aufenthaltes zu verlassen,
ie vermuthlichen Theilnehmer der erwähnten Breven ver-
lgt, mehre Cardinäle in die Gefängnisse von Vincennes
schickt. — Wie sorgsam auch durch polizeiliche Anord-
ungen die kaiserlichen Befehle unterstützt wurden, so
hlt es doch nicht an Wahrzeichen, daß dem heiligen
ater in seiner strengen Gefangenschaft Mittel blieben,
achrichten von Vertrauten zu erhalten und ihnen Kunde
kommen zu lassen; denn: Pfaffenlist ist schlauer als
r Weltkinder Klugheit.

Sonderbar genug wird dieses Sprichwort hier an-
eführt, auf dem Wendepunkte in Pius VII. Leben, auf
elchem er, zur Gefahr der Kirche, einen Theil seiner
ntorität einbüßte.

Bis dahin hatte der heilige Vater gegen den fran-
ösischen Kaiser Widerstand gezeigt, wie es die Kirche,
ine Würde und seine Ansprüche auf weltlichen Besitz
itsichbrachten. Selbst wer als Nichtrömling der
atholischen Hierarchie abhold ist, muß den persönlichen
Muth und die Consequenz des bedrängten Greises er-
ennen. Der eben durchlaufene Zeitabschnitt der päpst-
ichen Regierung Pius VII. wird dadurch für ihn ruhm-
voll und glänzend. Doch von dem Augenblicke an, wo
r von der bisherigen Bahn der Strenge, sei es aus
Hinfälligkeit, Ermüdung oder aus unenthüllten Rücksich-
en wich, wo er seinen mit Märtyrereifer zur Schau
etragenen Grundsätzen das Geringste vergab und mit
em excommunicirten Kaiser, ohne vorläufige Beseitigung
irchlich nothwendiger Bedingungen, in Unterhandlung trat,
orläufige Verwilligungen und Zusicherungen machte,
ällt auf jenes persönliche Verdienst der Schatten; das
apstthum aber schreitet seiner Wiedergeburt entgegen.

**Napoleon hatte die verhängnißvolle Krisis herbeige-
ückt, in welcher, ihm selbst höchst ungelegen, sich die
atholische Kirche seiner Staaten und das Papstthum
efanden. Er gab vor, ihm sei es nur darum zu thun,
er päpstlichen Obhut zahlreiche Mißbräuche zu ordnen,
nd den unbestreitbaren Gebrechen der weltlichen Herr-**

Digitized by Google

schaft der dreifachen Krone für immer ein Ziel zu setzen. War es ein weises Mittel zu diesen zur Schau gestellten Zwecken, so begierig und begehrlich nach dem Titel eines Königs von Rom zu haschen? Hätte er, der den Kirchenstaat bereits militairisch inne hatte, dort nicht gebieten und anordnen können, indem er dem Papste den Schein weltlicher Oberherrschaft ließ und den Unschädlichen im Bewußtsein der Abhängigkeit und Schwäche festhielt? — Wie sich der französische Kaiser auch bemühte, unter dem Vorgeben, seine Pläne für das Kirchenwesen gediehen trefflich, das Misbehagen neu erwachsender Schwierigkeiten zu verdecken: er bestätigt die vielfache Erfahrung, daß sich Regenten übel auf den Thronen, schlecht in der Geschichte betten, wenn sie eigenwillig die Kirchenangelegenheiten antasten.

Napoleon war, einiger erpreßten, seinem Willen entsprechenden Erklärungen ungeachtet, mit der am Februarschluß 1810 zusammenberufenen Commission zur Abmachung der Streitpunkte kirchlicher Angelegenheiten so unzufrieden, daß sie schnell entlassen wurde. Ein Mitglied derselben, der Pater Fontana, Vorsteher des Barnabitenordens, war, weil er Verbreitung verbotener päpstlicher Breven begünstigt hatte, als Gefangener nach Vincennes geführt; ein anderes Mitglied war verstorben; beide Stellen wurden durch den Cardinal Caselli und den Erzbischof von Mecheln de Pradt besetzt, als im Januar 1811 die Commission von Neuem zusammenberufen wurde, vorzüglich um den Versuch zu wiederholen, ob zwischen dem französischen Kaiserthume, der aufgelösten Kirche dieses Reichs und dem Papstthume eine Vereinbarung zu bewirken sei und für den schlimmsten Fall den Papst mit einer völligen Losreißung vom Kirchenbande zu bedrohen, wozu die schon vorläufig angeordnete Kirchenversammlung dienen könnte. Das Unwahrscheinlichste erfolgte: der Papst ließ sich, mit halber Verzichtleistung auf die bisher so hartnäckig behauptete Consequenz, in Unterhandlungen ein; dennoch kam das sonstige Schreckmittel der römischen Kirchenhirten, eine Kirchenversammlung aller Bischöfe des französischen Reichs, zu Stande; aber sie mußte dazu dienen, dem Kaiser von Neuem zu beweisen, wie wenig sein militairisches Commando über die Kirche vermochte, sie spann den Faden weiter, an welchen sich die Restauration des Papstthums knüpfte.

Digitized by Google

Die Commission ließ es sich von dem Augenblicke
es wiedererfolgten Zusammentrittes redlich angelegen
ein, die Verhandlungen mit dem Papste wieder in Gang
u bringen, die Besetzung der erledigten Bisthümer un=
r kanonischer Bestätigung zu bewirken, auf die Be=
reiung des heiligen Vaters zu dringen und den ärger=
chen Streit zwischen ihm und dem Kaiser zu vermit=
ln. Die Bemühungen waren nicht fruchtlos: der erste
ichtige Schritt war nach einigen Weigerungen päpstli=
er Seits die Annahme der Deputation, welche, mit kai=
rlichen Vollmachten versehen, die Versöhnungsvorschläge
berbrachte, zunächst Anträge machte zur Bestätigung
er Bischöfe, und dann zur Anordnung der allgemeinen
Kirchenangelegenheiten. Pius VII. ging auf die Ver=
andlungen ein, bot nachgiebig die Hand in allen die
Kirche und ihre Verwaltung betreffenden Punkten, und
eharrte im Widerstande nur rücksichtlich des weltlichen
Besitzes des Kirchenstaates, nebst den dazu gehörigen
ändern.

Wie gesagt, Pius VII. war nicht wieder eingesetzt
n seine Regentenrechte, nicht in der Mitte seines Car=
inalcollegiums, hatte den mit dem Bann behafteten
Kaiser noch nicht wieder aufgenommen in die kirchliche
Gemeinschaft — Bedingungen, welche er noch kurz zu=
vor als unerläßliche Grundlage jeder Verhandlung her=
vorhob, — und dennoch wich der heilige Vater und gab
theilweise den ihm zum großen Verdienste angerechneten
Widerstand soweit auf, daß er sogar bald nachher in
en schonendsten Ausdrücken an den Kaiser schrieb. In=
deß hatte die Anordnung eines Nationalconcils in Frank=
reich bei allen Parteien lebhafte Theilnahme gefunden.
Der Papst zeigte gegen diese Maßregel nicht die Furcht,
welche man vorausgesetzt hatte; in der That konnte eine
solche Kirchenversammlung nur dazu dienen, das Papstthum
u retten; die gesammte hohe Geistlichkeit des weitherrschen=
en Kaiserthumes, zu einer glänzenden Versammlung, die der
Welt ein interessantes, der Nationalstimmung schmeicheln=
es Schauspiel darbot, verbunden, glaubte sich, vereinigt,
tark genug zum Widerstande gegen die weltliche Ge=
alt, mit der einzelne Bischöfe bisher gemißglückte
Kämpfe versucht hatten; und Napoleon mochte nicht
weifeln, daß er die Stellvertreter des katholischen Kle=
us in der Hauptstadt nach seinem Willen leiten könne,

zur endlichen Entscheidung alles kirchlichen Streites und Aergernisses.

Der Kaiser ließ nicht auf sich warten, er schritt rasch vorwärts; schon am 25. April ergingen aus St. Cloud die Berufungsschreiben an die Bischöfe Frankreichs und Italiens, zur Haltung eines Nationalconcils, das mit vielem Geräusche und festlichen Anordnungen vorbereitet wurde. In jenen Einladungen heißt es: „Die berühmtesten und volkreichsten Kirchen des Reiches sind verwaist; eine der contrahirenden Parteien hat das Concordat verkannt; das in Deutschland seit zehn Jahren stattgehabte Verfahren hat die bischöfliche Würde in diesem Theile der christlichen Welt fast vernichtet; es gibt jetzt daselbst nur noch acht Bischöfe. Viele Diöcesen werden von apostolischen Vikarien verwaltet. Man hat die Capitel in dem Rechte, während der Vacanz des bischöflichen Stuhles die Leitung der Diöcesen zu besorgen, gestört und im Dunkeln Ränke gespielt, um Zwietracht und Aufruhr der Unterthanen anzuregen. Von den Capiteln sind Breven, die ihren Rechten und dem heiligen Kanon zuwider waren, zurückgewiesen. Indeß verfließt die Zeit; täglich werden Bisthümer erledigt; und wenn nicht zu rechter Zeit dafür Sorge getragen wird, stirbt die bischöfliche Würde aus, in Frankreich und Italien, wie in Deutschland. Da Wir diesem Zustande, der dem Heile der Religion, den Vorrechten der gallikanischen Kirche und dem Wohle des Staates zuwider ist, zuvorkommen wollen, so haben Wir beschlossen, am nächstkommenden 9. Juni sämmtliche Bischöfe Franikreichs und Italiens in der Kirche Notre Dame zu Paris in ein Nationalconcil zu versammeln. Daher wünschen Wir, daß Sie, unmittelbar nach Empfang dieses Schreibens, sich auf die Reise begeben, damit Sie in der ersten Woche des Monats Junius in Unserer guten Stadt Paris eintreffen".

Der Inbegriff der römisch-katholischen Geistlichkeit bestand damals aus 15 Erzbisthümern und 96 Bisthümern, mit Einschluß der 19 des ehemaligen toskanischen Staates, der 12 in den Departements von Rom und Trasimene, und der von Sitten und von Herzogenbusch. Zur französischen Kirche gehörten sieben Cardinäle: Maury, Erzbischof von Paris; Spina, Erzbischof von Genua; Caselli, Bischof von Parma; Cambacérès, Erzbischof von Rouen; Fesch, Erzbischof von Lyon; Zondadari,

Erzbischof von Siena, und Battier de Bayane, ehemaliger Auditor Rotä für Frankreich. Von den Bischöfen waren sechs Senatoren des Reichs, zwei Großkreuze der Ehrenlegion, zwei Großoffiziere, 35 Legionairs derselben. Vier Mitglieder der Geistlichkeit waren im Nationalinstitute. Uebrigens waren zwei ernannte Erzbischöfe und sechs ernannte Bischöfe, welchen noch die vom Papste versagte kanonische Bestätigung mangelte; diese fanden in der Mitte der bestätigten Bischöfe unfreundliche Aufnahme, man machte ihnen auf der Kirchenversammlung das Stimmrecht streitig, obgleich ihnen solches vom Kaiser durch geschehene Einberufung zuerkannt war; sie waren der Kirchenverfassung ergebener als der weltlichen Macht, der sie ihre Würde verdankten, und begaben sich, zur Beseitigung des Streites, vorläufig ihres Stimmrechts. Das Nationalconcil bildeten sechs Cardinäle: Fesch, als Primas von Gallien; Maury, Zendadari, Spina, Caselli und Cambacérès; acht bestätigte Erzbischöfe, und drei neuernannte (nämlich Codronchi von Ravenna, Daviau du Bois von Bourdeaux, de la Tour von Turin, Claude le Coz von Besançon, François Primat von Toulouse, Rainier Alliata von Pisa, Paul d'Allegre von Pavia, Dominique de Pradt von Mecheln; Antoine Osmond, ernannt für Florenz, Joseph Jouffert, ernannt für Aix, und Etienne Bonsignore, ernannt für Venedig); ferner 77 wirkliche Bischöfe, und neun die der Bestätigung noch ermangelten, von den Bisthümern Lüttich, Asti, St.-Flour, Poitiers, Aachen, Nancy, Orleans, Herzogenbusch und Metz.

Nicht am 9. Juni, wie es das Einberufungsschreiben anordnete, doch am 17. wurde das Nationalconcil, so zusammengesetzt, mit vielem weltlichen und kirchlichen Glanze eröffnet; es sollte Erneuerung sein der alten berühmten Kirchenversammlungen von Nicea, Konstantinopel, Ephesus u. s. f., deren Aussprüche tausendjährige Vorschriften für den zahlreichsten Theil der christlichen Welt wurden. Die feierlichen Anordnungen bestimmte wie bei großen Staats- und Hofactionen ein zuvor vom Ministerium entworfenes Regulativ. Bei der prachtvollen Einweihungsmesse ward erst für den Papst, dann für den Kaiser und für das Concil gebetet; bei'm Glaubensbekenntniß, welches jedes Mitglied der Versammlung ablegte, stand der Gehorsam für die

Digitized by Google

Aussprüche des tridentinischen Concils, neben erneuerter Angelobung des Gehorsams gegen den Papst. Mit dem Anfange der Sitzungen erhob sich der Geist des Widerspruchs gegen jeden kaiserlichen Vorschlag; bald ward er in der Form, bald seinem wesentlichen Inhalte nach angefochten. Sogar eine Zuschrift der Kirchenversammlung, welche dem Kaiser bei der ersten ihr ertheilten Audienz überreicht werden sollte, enthielt die vorzüglich vom Weihbischofe von Münster, Droste zu Vischering, verfochtene Foderung, daß Napoleon vor allen Dingen den heiligen Vater in vollkommene Freiheit setzen möge; und Cardinal Spina, Erzbischof von Genua, drang durch, daß in dieser Zuschrift des bedrängten Papstes ausdrücklich gedacht und gebeten werden müsse, daß derselbe in solche Lage versetzt würde, in der er für das Beste der Kirche thätig wirken könne. Diese Aeußerungen stritten so sehr mit den Absichten Napoleons, daß die feierliche öffentliche Audienz nun gar nicht stattfand.

Das Concil theilte sich, kaiserlichen Befehlen zufolge, nach seiner Eröffnung in Particularcongregationen, Generalcongregationen und allgemeine Sitzungen, erstere zur eigentlichen Bearbeitung der vorgeschriebenen Gegenstände, die zweiten zur Entwerfung der Beschlüsse, die letztern zur Publication der verfaßten Decrete, ohne Verstattung weiterer Berathungen oder Widersprüche. Die kaiserlichen Commissarien leiteten das Ganze und saßen dem Vorsitzenden gegenüber. — So schien Alles wohl berechnet, aber auch die Geistlichkeit hatte ihre Maßregeln getroffen: eine große Zahl der Einberufenen, welche zum Widerspruche sich stark genug fühlte und die Folgen davon richtig vorhersah, machte vor der Abreise nach Paris ihr Testament, bestellte ihre häuslichen Angelegenheiten und traf für den Fall der Beraubung der persönlichen Freiheit ihre Maßregeln, wie der Krieger, der zur mörderischen Feldschlacht zieht, sich dem Tode weiht, indem er seinen letzten Willen niederlegt.

So war der Hergang der Vorbereitungen zu einer neuen Kirchenverfassung für das katholische Kaiserreich, als Pius VII. von Neuem zum französischen Kaiser in Unterhandlung trat.

Die Abgeordneten der französischen Geistlichkeit waren den 9. Mai zu Savona eingetroffen. Ihre vom

Digitized by Google

Kaiser erhaltenen Instructionen gingen, hinsichtlich des eigentlichen Kirchenregiments, auf Aufrechthaltung des Concordats von 1801 mit Einschluß des demselben angehängten Senatusconsultes, hiernächst waren sie beauftragt, dahin Vorschläge zu machen: 1) der Papst könne nach Rom zurückkehren, wenn er alle Verpflichtungen des Concordats, besonders durch Einwilligung in die dort vorgeschriebene Eidesleistung erfüllte; 2) wenn er dieses aber verweigerte, wolle man ihm Avignon zur Residenz überlassen, wo er die Leitung der rein kirchlichen Angelegenheiten ungestört besorgen, selbst Gesandte der christlichen Mächte annehmen könne. Er sollte mit den Ehrenrechten eines Souverains ein jährliches Einkommen von zwei Millionen Franken genießen, doch nur Alles unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er nichts wider die Freiheit der gallikanischen Kirche und die vorerwähnten vier Hauptsätze derselben unternehme. „Nach diesen Grundlagen", fügte die Instruction hinzu, „ist der Kaiser geneigt, sich mit dem Papste über alle andere Streitpunkte zu verständigen; doch muß dem Papste bemerklich gemacht werden, daß er nach Rom nicht als weltlicher Regent zurückkehrt, er muß benachrichtigt werden von der Zusammenberufung der Kirchenversammlung, er muß hingewiesen werden auf mögliche Maßregeln, welche die gallikanische Kirche, nach dem Beispiele der Vorzeit, von der Noth gedrungen, zum Seelenheile und zum Besten der Religion treffen kann".

Mit solchen Vorschriften versehen, beglaubigten sich die Abgeordneten durch Ueberreichung eines Schreibens der in Paris anwesenden Bischöfe an den Papst. Es lautete:

„Heiligster Vater!"

„Die dringenden Umstände, worin uns die Berufung eines Nationalconcils zu Paris, auf den 9. des nächsten Monats, versetzt, um in Betreff der Erledigung mehrer Bisthümer im Reiche und deren Wiederbesetzung zu berathschlagen, veranlassen alle gegenwärtig in dieser Hauptstadt anwesende Bischöfe zu Maßregeln, wie solche unsere Vorgänger bei allen wichtigen Ereignissen, in gemeinsamer Sorgfalt, zum Besten der Religion getroffen haben, und wir haben uns versammelt um Se. Eminenz, den Herrn Cardinal Fesch, der nach seinem Range und persönlichen Werthe unser ganzes Vertrauen besitzt".

Digitized by Google

Aussprüche des tridentinischen Concils, neben erneuerter Angelobung des Gehorsams gegen den Papst. Mit dem Anfange der Sitzungen erhob sich der Geist des Widerspruchs gegen jeden kaiserlichen Vorschlag; bald ward er in der Form, bald seinem wesentlichen Inhalte nach angefochten. Sogar eine Zuschrift der Kirchenversammlung, welche dem Kaiser bei der ersten ihr ertheilten Audienz überreicht werden sollte, enthielt die vorzüglich vom Weihbischofe von Münster, Droste zu Vischering, verfochtene Foderung, daß Napoleon vor allen Dingen den heiligen Vater in vollkommene Freiheit setzen möge; und Cardinal Spina, Erzbischof von Genua, drang durch, daß in dieser Zuschrift des bedrängten Papstes ausdrücklich gedacht und gebeten werden müsse, daß derselbe in solche Lage versetzt würde, in der er für das Beste der Kirche thätig wirken könne. Diese Aeußerungen stritten so sehr mit den Absichten Napoleons, daß die feierliche öffentliche Audienz nun gar nicht stattfand.

Das Concil theilte sich, kaiserlichen Befehlen zufolge, nach seiner Eröffnung in Particularcongregationen, Generalcongregationen und allgemeine Sitzungen, erstere zur eigentlichen Bearbeitung der vorgeschriebenen Gegenstände, die zweiten zur Entwerfung der Beschlüsse, die letztern zur Publication der verfaßten Decrete, ohne Verstattung weiterer Berathungen oder Widersprüche. Die kaiserlichen Commissarien leiteten das Ganze und saßen dem Vorsitzenden gegenüber. — So schien Alles wohl berechnet, aber auch die Geistlichkeit hatte ihre Maßregeln getroffen: eine große Zahl der Einberufenen, welche zum Widerspruche sich stark genug fühlte und die Folgen davon richtig vorhersah, machte vor der Abreise nach Paris ihr Testament, bestellte ihre häuslichen Angelegenheiten und traf für den Fall der Beraubung der persönlichen Freiheit ihre Maßregeln, wie der Krieger, der zur mörderischen Feldschlacht zieht, sich dem Tode weiht, indem er seinen letzten Willen niederlegt.

So war der Hergang der Vorbereitungen zu einer neuen Kirchenverfassung für das katholische Kaiserreich, als Pius VII. von Neuem zum französischen Kaiser in Unterhandlung trat.

Die Abgeordneten der französischen Geistlichkeit waren den 9. Mai zu Savona eingetroffen. Ihre vom

Digitized by Google

Kaiser erhaltenen Instructionen gingen, hinsichtlich des eigentlichen Kirchenregiments, auf Aufrechthaltung des Concordats von 1801 mit Einschluß des demselben angehängten Senatusconsultes, hiernächst waren sie beauftragt, dahin Vorschläge zu machen: 1) der Papst könne nach Rom zurückkehren, wenn er alle Verpflichtungen des Concordats, besonders durch Einwilligung in die dort vorgeschriebene Eidesleistung erfüllte; 2) wenn er dieses aber verweigerte, wolle man ihm Avignon zur Residenz überlassen, wo er die Leitung der rein kirchlichen Angelegenheiten ungestört besorgen, selbst Gesandte der christlichen Mächte annehmen könne. Er sollte mit den Ehrenrechten eines Souverains ein jährliches Einkommen von zwei Millionen Franken genießen, doch nur Alles unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er nichts wider die Freiheit der gallikanischen Kirche und die vorerwähnten vier Hauptsätze derselben unternehme. „Nach diesen Grundlagen", fügte die Instruction hinzu, „ist der Kaiser geneigt, sich mit dem Papste über alle andere Streitpunkte zu verständigen; doch muß dem Papste bemerklich gemacht werden, daß er nach Rom nicht als weltlicher Regent zurückkehrt, er muß benachrichtigt werden von der Zusammenberufung der Kirchenversammlung, er muß hingewiesen werden auf mögliche Maßregeln, welche die gallikanische Kirche, nach dem Beispiele der Vorzeit, von der Noth gedrungen, zum Seelenheile und zum Besten der Religion treffen kann".

Mit solchen Vorschriften versehen, beglaubigten sich die Abgeordneten durch Ueberreichung eines Schreibens der in Paris anwesenden Bischöfe an den Papst. Es lautete:

„Heiligster Vater!"

„Die dringenden Umstände, worin uns die Berufung eines Nationalconcils zu Paris, auf den 9. des nächsten Monats, versetzt, um in Betreff der Erledigung mehrer Bisthümer im Reiche und deren Wiederbesetzung zu berathschlagen, veranlassen alle gegenwärtig in dieser Hauptstadt anwesende Bischöfe zu Maßregeln, wie solche unsere Vorgänger bei allen wichtigen Ereignissen, in gemeinsamer Sorgfalt, zum Besten der Religion getroffen haben, und wir haben uns versammelt um Se. Eminenz, den Herrn Cardinal Fesch, der nach seinem Range und persönlichen Werthe unser ganzes Vertrauen besitzt".

„Unser erster Wunsch, unser einstimmiges Verlangen, heiligster Vater! ist, unter Erlaubniß Sr. kaiserl. Majestät, unmittelbar an Sie abzuordnen den Herrn Erzbischof von Tours und die Herrn Bischöfe von Trier und Nantes, um zu Ihren Füßen unsere ehrfurchtsvollen Huldigungen und die Versicherung des kindlichen Gehorsams, der uns mit dem apostolischen Stuhle vereinigt, niederzulegen".

„Wir flehen zu Eurer Heiligkeit, unsere drei Bevollmächtigten mit dem väterlichsten Wohlwollen und ihre in unserm Namen gegebenen Erklärungen mit der zuverlässigen Ueberzeugung aufzunehmen, daß sie die Gesinnung aller französischen Bischöfe aussprechen. In der That redet durch ihren Mund die ganze gallikanische Kirche zu ihrem erlauchten Oberhaupte. Um so zuversichtlicher hoffen wir, heiligster Vater! daß der Himmel unserm Thun seinen Segen verleihen werde, da wir uns in der vollständigsten Uebereinstimmung in Grundsätzen, Absichten und Worten befinden. Wir flehen Eure Heiligkeit an, uns wie den uns vertrauten Gläubigen, Ihren apostolischen Segen zu schenken und die Huldigung der tiefsten Ehrfurcht anzunehmen, mit welcher wir bis zum letzten Lebenshauche verharren Ihre gehorsamsten, ergebensten und getreuesten Diener und Söhne".

Die Gesandtschaft fand bei'm heiligen Vater freundliche Aufnahme; von beiden Theilen ermangelte man nicht, Beweise liebevoller Gesinnung zu geben, und so vereinigte man sich über folgende Punkte:

1) „Se. Heiligkeit bewilligt den vom Kaiser ernannten Bischöfen die kanonische Bestätigung, nach Maßgabe der für Frankreich und Italien abgeschlossenen Concordate; 2) diese Verwilligung soll auf die Kirchen von Toskana, Parma und Piacenza durch ein neues Concordat Ausdehnung erhalten; 3) Se. Heiligkeit verstattet, daß die Concordate ergänzt werden durch eine Bestimmung, der zufolge Sie sich verbindlich macht, die Bestätigungsbullen für die von Sr. kaiserlichen Majestät ernannten Bischöfe binnen bestimmter Zeit, spätestens nach sechs Monaten, zu ertheilen; wenn dieses aber dennoch unterbliebe, außer wenn der Verzögerungsgrund in der persönlichen Unwürdigkeit des Ernannten liegt, sollen die Metropolitanen der erledigten Kirchen vom Papste beauftragt sein, in seinem Namen die apostolische Be-

stätigung zu ertheilen, oder, während der Erledigung des Metropolitansitzes, der älteste Bischof des Sprengels".

Die einzige bedeutende Widerrede, welche die Gesandten bei'm Papste fanden, war seine Erklärung, daß er, von seinen Beamten getrennt, gar nicht im Stande sei, förmliche Bullen ausfertigen zu lassen; dennoch erklärte er nachträglich zu den oben angegebenen Vereinigungspunkten, daß er sich zu den darin enthaltenen Verwilligungen bewogen fände, weil er hoffe, dadurch den Frieden und die Ordnung der Kirche wiederherzustellen und dem heiligen Stuhle die ihm gebührende Unabhängigkeit und Freiheit wieder zu verschaffen. — Da dem Concile päpstlicher Seits nicht widersprochen wurde, so kann angenommen werden, daß er in dessen Zusammenberufung willigte.

In der Kirchenversammlung wurde gleich bei'm Beginn der Verhandlungen sichtbar, daß Napoleons Meinung, den Vätern der gallikanischen Kirche die zu fassenden Beschlüsse vorschreiben zu können, nicht in Erfüllung ging. Mit vieler geistlicher Vorsicht wurden die kaiserlichen Vorschläge geprüft, von allen Seiten erwogen, theilweise oder ganz verworfen, oder die Erklärung gegeben: die wesentlichsten Punkte der Kirchenverfassung könnten von der Versammlung, ohne ungehinderte Berathung mit dem heiligen Vater, nicht geordnet werden. Diese ausweichende Erwiderung erhielt auch jener Streitpunkt über die Besetzung erledigter Bisthümer. Die französische Geistlichkeit fühlte sich in glänzender Versammlung stark genug, dem Willen des Kaisers die Spitze zu bieten; es ward ihr verstattet, neue Abgeordnete nach Savona an den Papst zu senden. Dieses verursachte Verzögerungen, welche die stürmische Ungeduld des Kaisers weckten. Ein geheimnißvoller Stillstand in den Berathungen verzögerte die entscheidenden Beschlüsse der Kirchenversammlung. Es gewann das Ansehn, als wolle der gereizte Kaiser den Aufwallungen des Unmuthes nachgeben und gewaltig eingreifen. Generalversammlungen des Concils unterblieben; mehre des Widerspruches anrüchige Mitglieder wurden verhaftet, dennoch hielt sich die Kirchenversammlung: ihre Auflösung wäre ein Triumph für die geheimen Widersacher Napoleons, ein Aergerniß für alle gläubige Katholiken gewesen. Die beängstigten Väter zeigten sich willfähriger: sie faßten

am 5. August 1811 den Beschluß, daß im Falle der Noth das Nationalconcil befugt sei zur Einsetzung von Bischöfen; zugleich vereinigten sie sich über das Wie dieser Bisthumbesetzung, ganz übereinstimmend mit den kurz zuvor vom Papste gebilligten Vereinbarungspunkten. Bei voller Anerkennung der Bedeutsamkeit der bischöflichen Würde im römisch-katholischen Kirchenverbande, bleibt es fast unerklärlich, wie die weltliche Macht, bei allen Maßregeln zur Anordnung des Kirchenthums immer auf diesen Punkt sich beschränkte und über ihn verhandelte, ohne seiner Meister zu werden. Es gab noch viele Ausgleichungsmittel dieses Streites, welche unversucht blieben, durch die der Papst wahrscheinlich in große Verlegenheit versetzt, ohne Gefährdung der Gläubigen, der Widerstand der Kirche gegen die Anfoderungen der weltlichen Macht beseitigt wäre. Joseph II. hatte offenbar weniger politische Macht als Bonaparte; er aber entschied über die Besetzung der Bisthümer, im vollen Bewußtsein seiner Herrscherbefugniß, und wußte diese ungefährdet auf seine Thronfolger zu vererben. Napoleons Politik zeigte sich nirgend mangelhafter als im Streite mit dem Kirchenthume, wo sie eigentlich ihre Probehaltigkeit hätte bestehen sollen.

Des Nationalconcils Beschluß über die kanonische Bestätigung vom Kaiser ernannter Bischöfe enthielt Wiederholung der von der ersten Gesandtschaft französischer Prälaten von Pius VII. (im Mai 1811) gebilligten Maßregeln; dennoch erklärt ein eigner Abschnitt jenes Concilbeschlusses, mit sichtbarer Hinneigung zum heiligen Vater, ausdrücklich: „Gegenwärtiger Beschluß soll dem Papste zur Bestätigung vorgelegt werden, weshalb der Kaiser zu ersuchen ist, zu erlauben, daß sich sechs Bischöfe als Abgeordnete zum Papste begeben, um dessen Einwilligung zu einer Verfügung, welche allein im Stande ist, dem verwirrten Zustande der Kirchen Frankreichs und Italiens ein Ende zu machen, zu erhalten".

Wozu war diese päpstliche Einwilligung nöthig, wenn es der Geistlichkeit des Kaiserthums ein Ernst war mit der an demselben Tage abgegebenen Erklärung, daß im Nothfalle, der nach so vielfach wiederholten Versicherungen jetzt eingetreten war, das Nationalconcil zur Einsetzung der Bischöfe befugt sei?

Bei Betrachtung der Reihefolge der Mishandlungen, welche Pius VII. erdulden mußte, klingt es wunderlich, wenn der Verfasser des „Memorials von St.=Helena" den Exkaiser vom heiligen Vater sagen läßt: „Hätten wir Beide allein mit einander zu thun gehabt, so konnte ich nach Gefallen schalten, ich hätte die kirchliche Welt beherrscht wie die weltliche. Der Papst war ein wahres Lamm, ein lieber Mann, der das Gute wollte, den ich werthschätzte, auf den ich in der That viel hielt und der, ich bin fest davon überzeugt, gegenseitig mir ein Bischen gut war".

Auch die neue Botschaft der französischen Geistlichkeit ward vom Papste angenommen und über ihre mitgebrachten Vorschläge verhandelt; der Beschluß des Nationalconcils erhielt päpstliche Bestätigung; sogar wurden im Verfolg derselben mehre päpstliche Bullen ausgefertigt, welche ernannten Bischöfen die kanonische Weihe ertheilten. Als Anerkenntniß und Erwiderung so offenbarer Bereitwilligkeit des Papstes, den Kaiser zu besänftigen, wurde gegenseitig von Letzterm die Härte der Gefangenschaft des heiligen Vaters gemildert, der Zutritt mehren Cardinälen, andern Prälaten und Beamten verstattet und freundliche Verheißungen dem Papste zu Ohren gebracht, während man kaiserlicher Seits in Paris die so pomphaft eröffnete Kirchenversammlung auflöste, zu Rom aber gegen alle päpstliche Unterthanen, welche dem Eroberer den Eid der Treue nicht schwören wollten, militairisch strenge Anordnungen traf.

Ein unheimlicher Dämon trieb den sich allmächtig Dünkenden zum Kriege wider das friedlichgesinnte Rußland; vor seiner Abreise dahin ertheilte er den aus Savona zurückgekehrten Bischöfen feierliche Audienz, wo er, wie de Pradt als Augen= und Ohrenzeuge berichtet, in die Worte ausbrach: „Wenn ich ausgeführt haben werde, was sich jetzt bereitet, und zwei oder drei andere Pläne, die ich (er schlug sich dabei vor die Stirn) noch hier habe, so wird es 20 Päpste in Europa geben; Jeder wird den seinigen haben". — In der That ein Unsinn, denn es kann nur Einen Papst geben, oder es existirt keine römisch=katholische Kirche, mithin kein Papst; aber es mangelt nicht an Bewunderern der wunderlichen Aussprüche des seltenen Mannes, welche in jeglichem Laute seines Mundes den Orakelspruch großer politischer Weisheit zu erkennen glauben.

Digitized by Google

Wahrscheinlich um sich des Papstes, seiner Person nach, völlig zu vergewissern, während er, der Kaiser, gen Norden zog, wo ihm düstere Rachegeister entgegentraten, wurde vor seiner Abreise von Paris der Befehl ertheilt, den Papst nach Fontainebleau zu bringen, unter dem Vorgeben, in der Nähe der Küste von Savona hätte sich ein britisches Kriegsschiff sehen lassen, dessen Absicht Entführung des Papstes sei. Möglich ist es, daß an diesem angeschuldigten Plane etwas war; doch die Wahrscheinlichkeit redet nicht dafür. England hatte entthronte Fürsten genug zu erhalten; um den Papst zu einer Insurrection für Frankreich zu gebrauchen, konnte man sich seiner Person nicht bemächtigen, denn die Franzosen waren geneigt, einem andern Banner zu folgen als dem geistlichen, und auf Frankreich wie auf Italien lastete mit entscheidender Kraft Napoleons Hand. In Spanien aber war keines Papstes Erscheinen wünschenswerth; der Nationalsinn hatte in Feindschaft wider die Franzosen, wie in ewig störenden Parteiungen, schon seinen Charakter entfaltet. Das dort herrschende Priesterthum störte zu offenbar die Entwickelung der Staatswiedergeburt, als daß solches durch des heiligen Vaters Gegenwart zu heben rathsam gewesen wäre. Hätten, um mit Napoleons Worten zu reden, die Engländer 20 Päpste in ihrem Gewahrsam gehabt, sie hätten alle 20 los und ledig zu werden, keine Gelegenheit versäumen sollen, um der kirchlichen Opposition wider die weltliche Kaisermacht einen Vereinigungspunkt und so den besten Hebel zu geben im Bereiche des Feindes.

Napoleon war in Dresden angelangt, als Eilboten ihn benachrichtigten, daß Pius VII. in Begleitung des Erzbischofs von Edessa und einiger Dienerschaft, zu Fontainebleau angekommen und, der Vorschrift gemäß, mit Gepränge empfangen sei von dem Minister der geistlichen Angelegenheiten Cadore, vom Erzbischofe von Tours und von den Bischöfen von Nantes und von Trier. Dieselben Zimmer, welche der Greis sieben Jahre zuvor, auf seiner Reise zur Salbung des Kaisers innehatte, waren jetzt dem Gefangenen zum Aufenthalte angewiesen. Zwar hatte die neue Wohnung nichts Gefängnißartiges, im Gegentheil ist sie prachtvoll zu nennen und hat eine reizende Aussicht auf den englischen Garten; zwar wurde der heilige Vater so behandelt, daß die wirkliche gefäng=

Digitized by Google

liche Haft nicht sichtbar werden durfte; doch das wahre Verhältniß ward für den Papst um so drückender. In diesem Gewahrsam mußte, unter fortwährender Bewachung, Pius VII. fast 19 Monate hindurch neue Bestätigung der Nichtigkeit aller rücksichtlich Napoleons gehegten Erwartungen erfahren, unter Bestürmungen mancher Art. Hier war es, wo der Kaiser, nachdem er sein aufgelöstes Heer verließ, um neue Völkergeschlechter auf die Schlachtbank zu führen, den geistlichen Oberhirten bald zu vergessen schien, bald mit öfterer Gegenwart heimsuchte; hier war es, wo er alle Mittel seiner furchtbaren Persönlichkeit aufbot, um den gefangenen Greis für seine Willkür zu gewinnen, bald mit finstern Drohungen, bald mit gleißnerischen Schmeicheleien, indem er gewandt die Rollen zu wechseln verstand; hier stand der heilige Vater dem Kaiser gegenüber, als Letzterer sich in heuchlerischen Liebkosungen erschöpfte, und erwiderte, ohne die Fassung zu verlieren: „Tragedia, poi Comedia!“ *)

*) Siehe: Simond's „Voyage en Suisse“ (Paris 1824.) Tome. II. pag. 17.

(Schluß der zweiten Abtheilung.)

Thaddäus Kosciuszko,

Polens letzter Oberfeldherr. *)

Von

Karl Falkenstein.

Erste Abtheilung.

---

*) Von nachstehender Biographie ist ein besonderer Abdruck, mit mehren Aktenstücken bereichert, veranstaltet worden.

D. Red.

Digitized by Google

Thaddäus Kosciuszko.

Der Mann, den diese Blätter schildern sollen, war ein antiker Charakter, im eigentlichsten und höchsten Sinne des Wortes. Kräftig im Willen, ausdauernd in der That, war sein einziges Streben dem Wohle des theuern Vaterlandes ohne selbstische Berechnung und niedern Anspruch zugewendet. Ein neuer Phocion wird er in der Geschichte glänzen, wenn der Jahre Lauf den Misklang der Parteienwuth hat vertönen lassen, und wenn die Verblendung einer neuesten Zeit, das Verdienst des Strebens nur nach sichtbarem und glänzendem Erfolge abzumessen, einer reinern und tiefern Anerkennung der Zwecke des Strebens gewichen sein wird. Dann wird der Name des Mannes, der nur in dem Erfolge, nie aber in der hohen und edeln Idee, die ihn bis zu seinem letzten Hauche erfüllte, einem mächtigern Zeitumschwunge erlag, nicht blos mit eitler Bewunderung, sondern mit tiefer Verehrung und hoher Achtung selbst in Ländern genannt werden, die fern vom Schauplatz seines thatenreichen Wirkens lagen. Er wird es jetzt schon; denn wer hätte nicht von den Charaktereigenschaften und den hohen Tugenden des Mannes gehört, bei dessen Name jeder Pole von patriotischem Enthusiasmus, jeder Fremde von Bewunderung, und selbst der Feindlichgesinnte mit einem unwillkürlichen Gefühle der Ehrfurcht erfüllt wird; — von Kosciuszko, der den Untergang seines Vaterlandes, an dessen Spitze er so lange als ein zweiter Cincinnatus gestanden, zu überleben gezwungen, in dem ganzen gebildeten Europa, bei den

Edlern aller Parteien und selbst bei Fürsten, gegen die er sein Vaterland vertheidigt, die lebhafteste Theilnahme fand?

Sein Name gehört der ganzen gebildeten Welt an, seine Tugenden der Menschheit. Amerika feiert ihn als einen seiner ersten Vertheidiger, Polen beweint in ihm den größten Patrioten, den edelsten Märtyrer seiner Freiheit, Frankreich und die Schweiz den Bürger und Wohlthäter, und Rußland selbst, dessen Riesenmacht er unterliegen mußte, verehrt in ihm das Vorbild des standhaftesten Heroismus.

Nicht die bloße historische Ueberzeugung, daß Kosciuszko als Jünger eines Franklin in der edelsten Angelegenheit der Menschheit, als Schüler eines Washington im Kampfe für Freiheit, und als Freund und Waffengefährte eines Lafayette, schon wegen dieser Verbindungen und seinem gemeinschaftlichen Wirken verdiene, in den Annalen der Menschheit als Retter ihrer angestammten Rechte zu glänzen, und in den Geschichtbüchern als Held der Nachwelt überliefert zu werden, nicht diese Ueberzeugung ist es, die den Verfasser dieser Skizze bestimmt, einen Lebensabriß zu entwerfen. Jene hohe Individualität und des Geschickes günstiger Umstand allein, der ihn in dem Lande, in welchem der Held seine letzten Tage verlebte, zum nähern Augenzeugen seines von den Händeln der großen Welt zurückgezogenen Abends machte, sind vermögend, den schwachen Kräften Vertrauen zu solchem Wagniß einzuflößen.

Man erwarte nicht sowol eine Schilderung Dessen, was er als Feldherr, Bürger, Mensch und Held für sich gedacht, gewollt, gethan, gelitten; denn dieses Alles gehört zunächst dem Einzelmenschen an, und Freud' und Leid und alle Folgen seiner Thaten fließen nur auf ihn zurück und gehen mit ihm unter. Was ihm seinen Ruhm auf beiden Hemisphären, was ihm die Unsterblichkeit errungen, war die Hintansetzung seines eignen Selbst, mit der er nur für Andere lebte, für Andere nur zu handeln sich bemühte.

Die Bestrebung, alle Kraft des Körpers und des Geistes mit Umsicht und Klugheit auf einen Zweck hinzuwenden, den er für den höchsten anerkannt, tritt in jeder Handlung unverkennbar hervor, wie der Lichtpunkt auf einem Gemälde. So wird er der Vordergrund und der Hauptgegenstand

auf dem politischen Gemälde seines Vaterlandes. Die Ränke seiner Feinde vermochten nur, ihn heller an das Licht zu stellen, weil eben jenes Streben der unveränderliche Lichtpunkt seines innern Lebens war, von dem alle seine Handlungen und Wort und That gleich Radien ausgingen. Kosciuszko ist einer von den wenigen Menschen, die nur durch sich selbst groß geworden, nur durch eigne Anstrengung und Thatkraft den Gipfel des Ruhms erstiegen, ohne daß Reichthum oder vornehme Geburt, oder Verbindung mit mächtigen Zeitgenossen, oder glückliches Zusammentreffen der Umstände zur Stütze gedient hätten.

Aber auch unter diesen Wenigen ist er Einer der noch Seltenern, die jene Höhe nicht auf Kosten ihres Charakters, oder des Wohles ihrer Nebenmenschen erklommen haben.

Sowol über Selbstsucht als engherzigen Nationalstolz erhoben, sah er die Freiheit als das höchste aller Güter, als das wahre, unverletzliche Kleinod der Menschheit an. Er ehrte das Gesetz und die bestehende Staatsverfassung, sofern sie jener Unabhängigkeit, deren Verlust die Seele tödtet, keinen Einhalt that. Wo er aber die angeborene Menschenwürde, die er, mit Aufopferung seiner selbst, sowol in Europa als in Amerika vertheidigte, entweder durch Willkür, oder durch das Herkommen beschränkt glaubte, da setzte er seine eigne Freiheit und Blut und Leben daran, das Recht mit dem Schwerte in der Hand zu erkaufen, und dieses anvertraute Gut von Tausenden mit ebenso viel Gewissenhaftigkeit aufrecht zu erhalten.

Jedoch hatte ein Geist, der so edel und groß das Eigenthum der Völker sowol als ihrer Individuen aufzufassen und zu würdigen versteht wie Kosciuszko, auch Seelenstärke genug, einzusehen, daß unumschränkte Willkür auf der einen ebenso gut als Gesetzlosigkeit und Anarchie auf der andern Seite die gefährliche Mine bilden, wodurch Staaten und Völker auseinandergesprengt und ihrem Untergange entgegengeschleudert werden.

Das lehrt schon die Geschichte der ältern und neuern Zeit, und diese Erfahrung, die selbst nur wenige Jahre vor Kosciuszko's Wirksamkeit im Vaterlande vor den Augen des Helden warnend vorüberschritt, hat sich in der Folge auf das traurigste bestätigt.

Daher der schlichte Bürgersinn, die Einfachheit und freundliche Herablassung des mit Dictatorsmacht ausgerüsteten Gewalthabers; daher seine unaustilgbare Verachtung der Tyrannei; daher das sichtbare Streben, nicht nur auf dem Felde der Ehre und der Schlacht, sondern auch in der Curie und zu Hause ein stetes Vorbild zu sein der Tapferkeit und Bürgertugend.

Was diesen hohen Ansichten von Freiheit und Recht und Menschenwohl die Krone aufsetzte, liegt in den geheimnißvollen Tiefen seines großen Charakters eingeschlossen und ist — die Demuth vor Gott und dem Gesetz. Viele seiner Untergenerale und Kampfgenossen, die mit ihm in fast täglicher Berührung standen, wollen behaupten, Kosciuszko sei von der religiösen Ansicht der Welt- und Staatsverhältnisse so durchdrungen gewesen, daß er in der göttlichen Ordnung alle menschliche begründet und bewährt erkannt und sein ganzes Thun und Lassen jener untergeordnet hatte.

Wenn dessenungeachtet in dem thatenreichen Leben unsers Helden manche Handlung dem Blicke des Geschichtforschers nicht entgeht, welche, allzu rasch ausgeführt, die strenge Probe kalter Staatsklugheit nicht aushällt; wenn er an politischer Consequenz und strategischer Gewandtheit Vielen seiner Zeitgenossen nachsteht, so ist der Grund davon in der allgemein bewegten Zeit, in der durch langen Druck gereizten Stimmung seines Volkes, in dem Mangel an Hülfsmitteln, und in dem von allen Seiten her zerrissenen Verhältnisse seines Vaterlandes, sowie im eignen Nationalcharakter aufzusuchen.

Die uralte Verfassung mit den schwankenden Reichsgesetzen, die freie Wahl der Könige, und die damit amalgamirte Volksfreiheit (die sich aber bald in eine Starostenfreiheit verwandelte), verbunden mit angeborenem Lebensmuth und vielen Geistesgaben, haben dem Polen jenen eigenthümlichen Charakter gegeben, der ihn vor allen andern Völkern unterscheidet, und welchen er in den Stürmen der Zeit rein und unversehrt erhalten hat. Auf einfache, oft spärliche Nahrungsmittel beschränkt, mit rauher Witterung und Entbehrung kämpfend, gleichsam isolirt von der übrigen Welt und umgeben von einer öden, einförmigen Natur, drehen sich seine Ideen in dem engen Zirkel seiner Familie und Nachbarn herum; daher die an's Abenteuerliche grenzende Stimmung, lebhafte

Anhänglichkeit an den heimischen Boden, hoher Sinn für Unabhängigkeit, schneller Entschluß, und eine besonders große Leichtigkeit, sich in jede Lage zu finden und überall Hülfsmittel zu entdecken. Hartnäckig von Gesinnung und lebhaft von Temperament, ist der Pole Enthusiast bei allen Gegenständen, die er ergreift, und unerschütterlich tapfer für die Verfechtung vaterländischer Freiheit.

Wenn man diese Nationaleigenschaften des polnischen Volkes in Erwägung zieht, wie ist es zu verwundern, daß es im Laufe der Jahrhunderte sich nicht nur aus sich selbst emporgehoben, sondern sich auch in kurzer Zeit den Reichen der bedeutendsten Staaten Europas einverleibt hat? Durch welche Kräfte dieses geschehen, erlaubt das vorgesteckte Ziel dem Verfasser nicht hier zu erörtern. Die Entstehung und das Wachsthum des polnischen Staates, verbunden mit der Charakterschilderung seiner meist großen Könige, sei einem neuen historischen Versuche vorbehalten.

Polen war im siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eines der mächtigsten Reiche des Nordens. Von Nord nach Süd, der ganze Strich Landes längs den Küsten der Ostsee (Pommern, Preußen und Liefland) bis hinab zu den Karpathen und die Ukraine; von Ost nach West, Alles, was zwischen dem Dneper und der Oder liegt, gehörte zu Polen, selbst die Moldau und Walachei waren ihm zinsbar. Noch im Jahre 1771 hatte es einen Flächeninhalt von 13,000 Quadratmeilen: ein Umfang, wie, außer Rußland, keine andere Monarchie in Europa besaß.

Was diesem Reiche mehr noch als seine Ausdehnung politische Wichtigkeit gab, war der innere Reichthum seines Landes. Feldfrüchte, Weiden, Waldungen und Schaftriften waren nirgends in einer solchen Vollkommenheit zu treffen. Die Salzbergwerke von Wieliczka und Bochnia, seit einem Jahrtausend schon bekannt, schienen mit jedem Jahre ergiebigere Ausbeute zu liefern.

Honig ward im Ueberfluß geerntet und machte, nebst Salz, einen Hauptbestandtheil des Handels aus.

Ein Jahr in das andere wurden bei 90,000 Ochsen in das Ausland verkauft. Einige tausend Schiffe liefen jährlich von Danzig aus, mit polnischen Producten für das übrige Europa befrachtet.

Nicht nur durch die Größe und Güte seines Bo-

dens hatte Polen den Beruf, eine der ersten Stellen in der europäischen Staatenreihe einzunehmen, auch seine Volksmenge gab ihm das Selbstgefühl und Recht dazu. Gegen zwölf Millionen Menschen bildeten die Seele dieses Staates, und 260,000 Krieger, gleich ausgezeichnet durch Gewandtheit, Muth und Liebe zu dem Vaterland, zogen sich beschützend an seinen Grenzen hin.

Und dieses große Reich, eines der mächtigsten im Norden — ist nicht mehr; ein tapferes, wildfreies Volk von zwölf Millionen Menschen ist wie die Unterthanenmenge einer Standesherrschaft unter seine Nachbarn vertheilt, und alle seine Eigenthümlichkeit zersplittert worden.

Wenn inzwischen schon der Tod eines einzelnen großen Mannes für uns ein Aufruf zur Erinnerung an seine Thaten ist; wenn schon die Trümmer einer einzelnen Stadt das Bild ihrer ehemaligen Blüte in uns wecken, welch Gefühl muß uns nicht bei der Betrachtung eines Zeitpunkts ergreifen, in welchem unter unsern Augen ein ganzer mächtiger Staat untergeht!

In dieser Betrachtung dürfte es nicht unangenehm sein, in wenig Zügen die Ursachen zusammengestellt zu sehen, die einem Reiche, das von der Natur alle Anlagen hatte, eines der bedeutendsten des Erdtheils zu sein, den gänzlichen Untergang bereitet haben.

Mitten unter Staaten, die täglich in der Cultur vorwärts schritten, in dem lebhaftesten Verkehr mit Nationen, bei denen die Leuchte der Wissenschaften, des Glaubens und der moralischen Selbständigkeit die Finsterniß durchdrungen hatte, blieb Polen, was allgemeine Ausbildung betrifft, hinter andern Völkern weit zurück; und ist gleich nicht in Abrede zu stellen, daß es sich unter der Regierung Sigismunds eine eigenthümliche Nationalliteratur schuf, und unter Stanislaus Lesczinski Männer von hoher Einsicht das Feld der Wissenschaft erweiterten, so erblickte man unter dem großen Haufen, mit wenigen Ausnahmen, fast allgemein noch die volle Rohheit und den Stumpfsinn des Mittelalters, bis die Nation zu spät endlich erwachte und durch den kühnen Versuch, plötzlich zur Höhe des Zeitgeistes sich aufzuschwingen, nur um so schneller ihrem Untergange entgegeneilte. Dazu kam die Vernachlässigung des Reichstages und der gesetzgebenden Gewalt, der Wankelmuth eines guten, aber schwachen Königs, welches die Folge

nach sich zog, daß Niemand; weder durch Erziehung, noch durch Erfahrung die zur Führung der Geschäfte eines Staatsmannes erfoderlicheu Eigenschaften erlangte, und daß zuletzt, als es die Politik durchaus erheischte, mit andern Völkern zu correspondiren, Fremde zu der Würde eines Kanzlers erhoben und als bevollmächtigte Minister angestellt werden mußten, weil man sich keine Mühe gab, Einheimische dazu fähig zu machen. Dieses führte nach der Sanctionirung der Constitution vom 3. Mai 1791, wodurch das Wahlreich aufgehoben, die Gewalt des Königs geschwächt, und auch dem dritten Stande sein Antheil an der Nationalrepräsentation zugesichert wurde, eine neue Theilung von Seiten Rußlands und Preußens herbei.

Die letzten Perlen der polnischen Krone sollten in das Diadem mächtiger Nachbarn aufgenommen, und ein neuer Reichstag zugleich der Sterbetag der alten Verfassung sein.

Die Polen ahneten ihr Schicksal. Alles auswärtigen Beistandes beraubt, eine Regierung an ihrer Spitze, deren Chef der russische Gesandte mehr als der König Stanislaus Poniatowski war, sahen sie kein anderes Mittel und keinen Ausweg, als entweder ohne Widerspruch auf den angestammten uralten Namen der Polen Verzicht zu leisten, oder mit der Kraft, welche die Verzweiflung darreicht, das Aeußerste zu wagen, und — auf dem Grabe ihrer nationellen Selbständigkeit als ein freies Volk ruhmvoll zu sterben.

So ward die große Katastrophe vorbereitet, wo ein zweiter Phocion im Kampfe für die von den Altvordern ererbten Rechte — der edle Kosciuszko — seinem sinkenden Vaterlande noch einmal mächtig unter die Arme griff und ihm zum wenigsten einen rühmlichen und sanften Fall bereitete.

Thaddäus Kosciuszko, der einzige aber hoffnungsvolle Sohn von Kazimircz Kosciuszko, wurde zu Siechnowice in der litthauischen Woiwodschaft Brzesc auf einem kleinen aber anmuthig gelegenen Landgute am linken Ufer des Bug (ungefähr 57 Stunden östlich von Warschau), im Oktober des Jahres 1746 geboren. Sein Vater, ein schlichter Landedelmann, lebte, zurückgezogen

von aller Verbindung mit den polnischen Großen von dem Ertrage seines geringen Besitzthums. Nur durch Einsicht und unermüdeten Fleiß, den er auf stete Verbesserung aller landwirthschaftlichen Einrichtungen verwendete, gelang es ihm, seine Einkünfte so hoch zu steigern, daß er, nebst Gattin, seinem Sohne Thaddäus und einer jüngern Tochter sorgenfrei und seinem Stande gemäß leben konnte.

In seinen Jünglingsjahren hatte er mit vielem Lobe unter dem Commando des Fürsten Adam Czartoryiski in einem Infanterieregimente gedient, verließ aber diese Laufbahn mit dem Grade eines Majors, weil während der 30jährigen Regierung König Augusts III. kein Krieg mit fremden Mächten Veranlassung zu einer bedeutenden militairischen Auszeichnung gab. Als er zum Manne gereift und auf den väterlichen Landsitz zurückgekehrt war, blieben Musik, Oekonomie und Landwirthschaft seine Lieblingsbeschäftigungen.

Hier war es, auf dem alten Stammsitze seiner Altvordern, wo Thaddäus zuerst sein großes Talent für Musik entfaltete, sowie sein heißes Gefühl für Freiheit und Recht am standhaften Beispiele seines Vaters sich spiegeln und stählen konnte.

Nicht selten weilte ein alter, würdiger Oheim, der viel gereist war und die Welt durch mannichfache Erfahrungen kennen gelernt hatte, Wochen, ja Monate lang auf dem Landgute bei seinen Aeltern, und von ihm erhielt der Knabe den ersten Unterricht in der Mathematik, in der französischen Sprache und im Zeichnen. Der elfjährige Thaddäus, dessen Lebhaftigkeit sonst nur mit Mühe zu zügeln war, hing (nach der Aussage mehrer Familienfreunde, die ihn seit seiner ersten Jugend kannten) mit unverwandtem Auge an dem Munde seines Lehrers. Nichts konnte seinem Forschungsgeist entgehen. Fragend wendete er sich wechselsweise bald an seinen Onkel, bald an seinen Vater, wenn ihm während des Unterrichts etwas dunkel geblieben war. Wie umgeschaffen war sein ganzes Wesen, wenn er, aus dem Garten und von der Weide, wo er die Pferde herumgetummelt, oder irgend einen Baum, selbst mit angsterregender Unbesonnenheit, erklettert hatte, heimkehrend, von der Schwester vernahm, daß der liebe Onkel von seinen Reisen erzählen oder vorlesen wolle.

Ruhig saß er da in aufmerksamem Nachdenken, nur mit dem behandelten Gegenstande beschäftigt. Vor Allem aber zogen ihn, nebst der Geometrie und Algebra, Plutarch's Biographien berühmter Männer an; Auszüge aus denselben waren die ersten Arbeiten, die er als Stylübungen in polnischer und französischer Sprache machte. Sein angeborener Sinn für Wahrheit ging so weit, daß er sich öfters über die Bedienten erzürnte, wenn sie ihm ein „Ich weiß es nicht" zur Antwort gaben, und selbst bei den Spielen mit seiner Schwester Alles auf die untrüglichen Grundsätze der Mathematik zurückführen wollte. Ein so schönes Gemüth, verbunden mit so ausgezeichneten Geistesanlagen, konnte den Bessern seines Volkes nicht verborgen bleiben. Der Fürst Czartoryiski, der seinen Vater während einer Dienstzeit von 14 Jahren als einen überaus edeln und tapfern Soldaten und ebenso guten Menschen kennen gelernt hatte, versäumte niemals, wenn er auf der Bereisung seiner Güter durch diese Woiwodschaft kam, den alten Waffengefährten Kosciuszko aufzusuchen. Hier wurde er zuerst aufmerksam auf den Knaben, als er denselben mit unerschrockener Stirn sich entgegentreten sah, dann im Gespräch den großartigen Sinn und die hervortretenden Talente bemerkte.

Durch dieses edlen Freundes Verwenden gelang es dem Vater, der wegen des unbedeutenden Vermögens weder Hauslehrer halten, noch seine Kinder auf irgend einer Schule unterrichten lassen konnte, den jungen Thaddäus in das vom Könige Stanislaus Poniatowski neu errichtete Cadettenhaus*) nach Warschau zu bringen. Doch war es Selbstudium und sein unermüdeter Fleiß, der ihn in jedem Fache des Wissens nach kurzem Aufenthalte über alle Mitschüler erhob. Seine eigentliche Bildung gab er sich selbst. Statt gleich andern jungen Leuten das Vergnügen und die Zerstreuung zu lieben, wozu sowol

*) Da die Kriegskunst in Polen gänzlich unbekannt war, mit Ausnahme Derjenigen, welche eine Neigung zu Abenteuern in militairische Dienste anderer Nationen gebracht hatte, war es eine wichtige Angelegenheit des Königs, für den öffentlichen Dienst in jedem Fache der Staatsverwaltung Personen zu bilden. Dieses veranlaßte die Errichtung eines Cadettencorps, zu dessen Behufe Stanislaus in den beiden ersten Jahren seiner Regierung (1764, 1765) eine Summe von 120,000 Dukaten verwendete. S. Constitutionsakte vom Jahr 1766.

die große Stadt als ihre Geburt nicht wenig Veranlassung gab, beschäftigte er sich oft Nächte hindurch mit den Wissenschaften. Mehre seiner Studiengenossen, und unter diesen vorzüglich der wackere Woiciech (Adalbert) Konarski, der drei Jahre mit ihm im Cadettenhause zu Warschau lebte, bekräftigen, daß Kosciuszko in seiner Lernbegierde so weit gegangen sei, daß er, um regelmäßig mit der dritten Stunde des Morgens zu erwachen, dem Stubenheizer den Auftrag gegeben habe, ihn mittelst eines Bindfadens, den er an seinen rechten Arm gebunden und durch sein Zimmer auf den Gang hinausgeleitet hatte, aufzuwecken. Wenn er bis spät in die Nacht an seinem Schreibtische zugebracht hatte, und ihn der Schlaf übermannte, bevor er eine für sein Tagwerk vorgenommene Arbeit vollendet hatte, so suchte er sich dadurch wachend zu erhalten, daß er die Füße in ein Gefäß mit kaltem Wasser steckte, oder sich Stirn und Nacken öfters wusch.

Vorzüglich zogen ihn, wie schon im väterlichen Hause in den ersten Jahren der Kindheit, die Mathematik und die Geschichte an, und seine für das Erhabene empfängliche Einbildungskraft ließ ihn damals schon ahnen, daß diese Studien auf der Bahn seines Lebens die schönsten Früchte tragen würden. Er schien die Hoffnungen, welche seine Lehrer und Gönner schon frühzeitig von ihm gefaßt hatten, immer mehr und mehr zu rechtfertigen, und die Achtung für ihn war daher so groß, daß er von der Synode seiner Professoren unter die Zahl der zwölf Jünglinge gestellt wurde, welche durch gleiche Vorzüge des Charakters und der Kenntnisse sich fähig gezeigt hatten, zu der Preisconcurrenz um ein Reisestipendium zugelassen zu werden. Der König von Polen hatte nämlich eine gewisse Summe niedergelegt, woraus alljährlich die vier ausgezeichnetsten jungen Männer aus dem Cadettencorps zu Warschau auf Reisen geschickt wurden, um sich in der Mathematik und andern Kriegswissenschaften nach dem Muster der Zöglinge fremder Nationen zu bilden. Kosciuszko's Fleiß und hervorragendes Talent bewirkte es, daß nach einer sehr rühmlich bestandenen Prüfung auch ihn die Wahl traf.*) Er setzte seine Studien unter dem speciellen Schutze seines

*) Sein Begleiter war der Hauptmann Orlowski, der sich später bis zum General emporzuschwingen wußte. (1769).

Gönners, des um die Cultur seines Vaterlandes so hoch verdienten Fürsten Adam Czartoryiski, Generalgouverneurs von Podolien, einige Jahre lang in der Militairakademie zu Versailles fort, verweilte noch einige Zeit in Paris, reisete alsdann nach Brest, um den Festungsbau und die Belagerungswissenschaften, nebst der Theorie der Seetaktik, zu erlernen, und kehrte, mit so reichen Kenntnissen ausgestattet, in sein Vaterland zurück, daß er kurz nach seiner Ankunft in Warschau den ersten Ingenieurs seiner Nation an die Seite gestellt wurde. Stanislaus August, über dessen ungewöhnliche Fortschritte sehr erfreut, gab ihm seine Zufriedenheit durch ein huldvolles Handschreiben zu erkennen, und beschenkte ihn sogleich mit einer Compagnie. Hochbeglückt durch diese ehrenvolle Anerkennung seines Verdienstes, hegte der jugendlich-feurige Kosciuszko, der zum Krieger und Held geboren zu sein schien, keinen lebhaftern Wunsch, als seine erworbene Kenntniß in der Thenrie der höhern Taktik sobald als möglich gegen irgend einen Feind der Vaterlandes in Ausübung bringen zu können. Da des allgemeine Friede ihm diese Wünsche nicht in Erfüllung treten ließ, lebte er, meistens in sich selbst zurückgezogen, nur dem Studium der Physik und Geschichte und übte sich mit Vorliebe in seinen Nebenstunden in strategischer Aufnahme des Terrains und in der Planzeichnung.

Daher sah man ihn gegen die Gewohnheit anderer jungen Leute seines Alters wenig in Gesellschaft, und nur, wenn er es, ohne eine Beleidigung zu begehen, nicht ausschlagen konnte, nahm er Einladungen an. Doch traf es sich, daß im Jahr 1776 der Graf Zamoyski zu Ehren des Königs, dessen Geburtstag gefeiert wurde, eine große Assemblée gab, wozu das sämmtliche Offiziercorps und die Glieder der königlichen Familie, nebst dem höhern Adel des Reiches, gebeten waren. Auch Kosciuszko fand sich ein. Hier weilte sein Auge nur auf Einem Gegenstande. Er fühlte sich unwiderstehlich von einem weiblichen Wesen angezogen. Ein unnennbares Gefühl, die ganze Macht einer leidenschaftlichen Liebe bemächtigte sich des düstern Jünglings. Es war die Tochter des Marschalls von Litthauen, Sosnowski, eines Mannes vom höchsten Einfluß und aus uralt adeligem Stamme, welche ihm dieses Gefühl einflößte. Von diesem Momente an war sein Inneres wie umgewandelt.

Doch ward sein gegenwärtiges Glück, das ihm in der Hoffnung erblühte, seine schöne Geliebte öfters zu sehen, bald durch den Umstand getrübt, daß dieselbe nach beendigten Festlichkeiten, die nur drei flüchtige Tage lang dauerten, ihren Aeltern wieder zurück auf den väterlichen Landsitz nach Litthauen folgen mußte.

Aber auch da schien ihn die Hoffnung nicht ganz zu verlassen, und er trug das Bild seiner Angebeteten im treuen Herzen mit sich herum, trotz aller Wahrscheinlichkeit, sie nie wieder zu sehen. Der König ließ nämlich ein Edict ergehen, daß das Standquartier seiner Truppen mit jedem Jahre an einen andern Ort versetzt werden sollte. Der Heeresabtheilung, bei welcher Kosciuszko stand, wurde Krakau und dessen Umgegend zum Aufenthalte angewiesen.

Langsam schlichen sich für ihn zwölf Monate dahin, bis ihn am Ende des Jahres 1777 die Versetzung nach den nördlichen Provinzen Litthauens mit neuer Zuversicht belebte. Und der Zufall wollte mehr, als sein heißes Herz nur mit Hoffnung trösten. Er wurde, nebst dem Obersten seines Regiments, in das Schloß des Marschalls selbst einquartirt, weil er seinem Vorgesetzten wegen der großen Geschicklichkeit in schriftlichen Aufsätzen, sowie im Planzeichnen unentbehrlich war, und er einstweilen die Stelle eines Adjutanten zu versehen hatte. Wie dem jungen Hauptmann zu Muthe sein mußte, als er seiner Geliebten bei der Mittagstafel gegenübersaß, sie täglich mehrmals sah, oft einen gemeinschaftlichen Spazirgang mit den Aeltern machte und überhaupt in mannichfache Berührung mit ihr kam, braucht nicht geschildert zu werden; es genüge hier, zu wissen, daß dem Mädchen der jugendlich-blühende Offizier, mit so viel Anmuth und Geistesgaben ausgestattet, bald nicht mehr ganz gleichgültig war, daß ihr Wesen von Tag zu Tag befangener wurde, bis sie endlich seine Liebe auf das treueste erwiderte.

Das Fräulein entdeckte sich zuerst der Mutter, und Kosciuszko gestand dem Vater fußfällig und unter Thränen seine reine, aber unbesiegbare Leidenschaft. Allein, die schwachen Aeltern, geblendet von dem hochfahrenden Stolze ihrer Ahnen, bis zur Entrüstung dahingerissen von dem eitlen Wahne, daß die Verbindung ihrer Tochter mit einem Offizier von so untergeordnetem Range

den alten Glanz ihres Hauses verdunkeln würde, untersagten dem liebeglühenden Kosciuszko jede ferne Annäherung. Unbekümmert um die Seelenruhe zweier unschuldvoller Wesen, waren sie thöricht genug, die Augen der nächsten Umgebung zur Bewachung auf sie zu richten. Allein, die Liebe fand, trotz dieser argusähnlichen Bewachung, der Mittel genug, ihr schönes Band immer fester und fester um jene zwei Herzen zu schlingen.

Kosciuszko, in seinem innern Schmerz bis zur Verzweiflung gebracht, faßt den Entschluß, seine Geliebte zu entführen. Sie selbst willigt ein. Alles ist vorbebereitet. Der glücklichste Erfolg scheint Beider Hoffnungen zu krönen. Schon sind sie unter dem Schleier einer dunkeln Nacht einige tausend Schritte vom Schlosse entfernt, sie stürzen sich wonnetrunken in die Arme, die heißeste Umarmung gibt ihnen Ersatz für die überstandene Angst, und ein neuer Stern der Hoffnung geht hellleuchtend über ihrem Leben auf, — als ein plötzliches Geräusch die Liebenden aus ihrem Taumel aufschreckt, und abgeschickte Männer des Marschalls vor ihnen stehen und Beide gefangen nehmen wollen. Allein, Kosciuszko, an sich nicht denkend, und nur das Aeußerste für seine Geliebte fürchtend, zieht den Degen. Ein blutiges Gefecht entsteht, das sich nicht eher endigt, als bis er, schwer verwundet und erschöpft, zu Boden sinkt.

Das Fräulein wird in das väterliche Haus zurückgeführt. Kosciuszko aber, als er nach dreistündiger Ohnmacht sich erholt hatte, rafft sich zusammen und geht kalt und langsam, Vernichtung in seiner Seele, in das nächste Dorf, wo einer seiner Freunde*) im Quartier liegt, von dem schönen Traume seines Glückes nichts mit sich nehmend als die Erinnerung und ein weißes Tuch, das seiner Angebeteten in der schreckenvollen Ueberraschung entfallen war.

Dieses Kleinod trug er in allen Schlachten in seinem Busen mit herum, und nur der Tod konnte ihn davon trennen.

---

*) Der durch seine volksthümlichen Balladen und kriegerischen Gesänge berühmt gewordene Dichter Julian Niemcewicz, der später im großen Freiheitskampfe sein unzertrennlicher Gefährte und Adjutant ward und jetzt noch mit großem Ruhme das Amt eines Secrétaire perpétuel des hohen Senats zu Warschau bekleidet.

Ohne auf die besorgten Fragen seines Freundes zu antworten, sagte er in seinem stummen Schmerze nur die Worte: „Ich bin der Unglückseligste der Menschen! Gib mir Feder und Papier!" Und hier schreibt er bei'm Dämmerlicht des anbrechenden Morgens mit energischem Geiste die dringende Bitte um Entlassung an den König; denn seine große Seele konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er noch länger in dem Lande weile, wo er seiner geliebten Freundin so bittere Stunden, zwar ohne sein Verschulden, zubereitet, und wo in Kurzem der ganze Adel von dem Vorfalle dieser Nacht unterrichtet sein mußte. Nach ein paar Stunden geht ein Bote nach Warschau ab. Kosciuszko harrt in der qualvollsten Ungeduld auf die Entscheidung und die Gnade seines Königs, und nur die brüderliche Theilnahme seines Freundes, der ihn in seinem Zimmer verborgen hält, vermag ihn zu trösten und den Kummer einigermaßen zu lindern, der an seinem Innern nagt.

Er hätte, um die Frist seiner grenzenlosen Unruhe abzukürzen, nur nach Danzig zu fliehen gebraucht, um sich dort einzuschiffen; allein, treu und offenherzig wollte er auch im Unglück handeln. Sein Geist verschmähte schon damals jede List, und nie hat er in der Folge sein Leben durch irgend einen unmännlichen Zug entehrt. Die heißerwünschte Entlassung traf ein; und so schwer ihm auch die Trennung vom Freund und Bruder, vom theuren Vaterlande und — von seiner unvergeßlichen Geliebten ward, es mußte geschieden sein. Die Ehre foderte dies Opfer, und sie führte ihn nun dahin, wo ihr und der Freiheit ein neuer Altar erbaut ward.

In Amerika wollte er die jugendlichen Kräfte seines Geistes und Körpers üben, um sie desto mächtiger einst, wenn die Zeit jene traurigen Erinnerungen getilgt hätte, und das Wohl des heimischen Bodens seinen Arm fodern sollte, dem Dienste des Vaterlandes zu weihen.

Mit einer spärlichen Casse versehen, die kaum hinreichte, die Kosten des Postwagens zu tragen, ohne weiteres Vermögen als zwei Röcke und sein Degen, nebst den durch unermüdete Studien erworbenen Kenntnissen, trat er, so recht im eigentlichen Sinne Alles bei sich tragend, seine Reise über Krakau und Dresden nach Frankreich an, wo die Theilnahme für Amerikas Frei-

heitskampf früher als anderswo erwacht war. Zwar war dort die Stimme des leichtbeweglichen Volks den Beschlüssen einer umsichtigen und die Erfolge ruhig und langsam abwägenden Politik vorangeeilt; aber schon hatte der ehrwürdige und schlichte Franklin, selbst in den engern Hofzirkeln, die Anerkennung gefunden, welche nicht blos sein persönlicher Charakter, sondern auch der hohe Zweck seiner Sendung erheischte, und bald sprach sich diese Anerkennung auch in äußern entscheidenden Schritten des versailler Cabinets aus.

Der Geschäftsträger des amerikanischen Nationalcongresses wurde nämlich von dem französischen Staatssecretair Gérard benachrichtigt, daß der Hof unter dem 16. Dezember 1777 beschlossen habe, die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anzuerkennen und einen Traktat mit ihnen abzuschließen. Zu diesem Behufe ward Graf Vergennes als Botschafter abgesendet, der, als erfahrener Staatsmann, im Namen seines Königs Ludwig XVI. die Unterhandlungen mit jener Klugheit leitete, welche eine allgemein dauernde Sicherheit und Wohlfahrt der Völker begründet. Das Freundschafts- und Handlungsbündniß wurde am 6. Februar 1778 zwischen beiden Mächten auf dem Fuße der vollkommensten Gleichheit und des gegenseitigen Vortheils geschlossen, und schon in demselben Monate begann die Sammlung von Waffen und Kriegsvorräthen, und die Ausrüstung einer Flotte. Diese Vorbereitungen und der in Frankreich fast allgemeine Enthusiasmus für die Sache der Freiheit zogen, außer den französischen Hülfstruppen, noch eine Menge Freiwilliger in die Kriegshäfen von Brest und Toulon. Unter Letztern befand sich auch Kosciuszko, welcher, durch ernsten Sinn, tiefe Kenntniß und glühenden Eifer für die Sache der Freiheit genügend empfohlen, der von einigen angesehenen polnischen Edelleuten und Staabsoffizieren erhaltenen Empfehlungsschreiben wenig bedurfte. Er ward von dem Admiral Graf d'Estaing, welcher die Ausrüstung der Schiffe in Toulon anordnete und später die Flotte selbst befehligte, sogleich in die Reihe der Offiziere aufgenommen.

Mit sehr günstigem Winde, ohne weiteres Ungemach ausgestanden zu haben, landete das Geschwader, auf welchem Kosciuszko sich nebst noch einigen Polen befand, und welches aus 12 Linienschiffen (von 80 und

60 Kanonen) und drei großen Fregatten bestand, am 5. Juli 1778 an der Mündung des Delaware.

Die Engländer, welche die Macht der französischen Waffen fürchten gelernt hatten, räumten, um eine Blockirung des Delaware durch die französische Flotte und eine gleichzeitige Belagerung von Philadelphia durch die amerikanischen Streitkräfte zu vermeiden, schleunigst Philadelphia und zogen ihre Massen in der Stadt und dem Hafen von Neuyork zusammen. Bestürzung und eine daraus entstandene Unordnung folgte den englischen Truppen auf ihrem Rückzuge. Die Armee der Vereinigten Staaten aber wurde durch die Ankunft der Bundesgenossen unter der Leitung eines so erfahrenen Seehelden mit neuem Muthe beseelt. Washington war entschlossen, den Feind weder zusichkommen, noch ausruhen zu lassen, sondern ihn in unausgesetzten Märschen zu verfolgen, und schickte deshalb eiligst ein Detaschement von tausend Mann unter dem General Wayne, sowie auch den Marquis Lafayette, der sein unbegrenztes Zutrauen und seine innigste Freundschaft sich schon längst durch Waffenthat und Edelsinn erworben hatte, um das Commando der ganzen vorgerückten Armee zu übernehmen, mit dem Befehle, die erste Gelegenheit zu einem Angriff des feindlichen Nachtrabs zu benutzen. Unter dieser Truppenabtheilung befand sich auch Kosciuszko, und er hatte schon hier, wenige Wochen nach seiner Ankunft in Amerika Gelegenheit, die glänzendsten Beweise seines unerschrockenen Muthes als Hauptmann einer Compagnie Freiwilliger an den Tag zu legen. Wayne und Lafayette bemerkten, unerachtet des heftigen Kampfes, in welchen sie selbst verflochten waren, mit freudiger Anerkennung die Anstrengungen jener Compagnie, die unter allen am weitesten vorgerückt war und die regelmäßigsten Angriffe in geschlossener Ordnung gemacht hatte.

„Wer hat die erste Compagnie angeführt?" fragte am Abende dieses merkwürdigen Tages (es war der 30. September) Lafayette seinen Waffengefährten.

„Es ist ein junger Pole, von edler Herkunft, aber arm, er heißt, wenn ich nicht irre — Kosciuszko!" war die Antwort. Bei diesem fremdartigen Namen, den er kaum aussprechen konnte, wurde der französische Held von einem so innigen Wunsche erfüllt, den wackern Mann persönlich kennen zu lernen, daß er sein Pferd

satteln ließ und in das eine halbe Stunde weit entlegene Dorf ritt, wo die Freiwilligen die Nacht zubrachten.

Wer beschriebe die Freude des Einen und die Ueberraschung des Andern, als der General, in das Zelt eintretend, den Hauptmann, noch über und über mit Blut und Staub und Schweiß bedeckt, an einem Tische sitzend fand, den Kopf auf den Arm gestützt, eine Landkarte vor sich ausgebreitet, und Dinte und Feder zur Seite. Ein herzlicher Händedruck gab dem bescheidenen Helden die Zufriedenheit seines Vorgesetzten und den Zweck des zur ungewöhnlichen Stunde vorgefallenen Besuches zu erkennen.

Mit diesem Moment war ein schönes Band gegenseitiger Achtung und Freundschaft um Beider Herzen geschlungen; und obwol Kosciuszko's Schicksal es fernerhin auf Amerikas Boden nie mehr gestattete, mit dem vortrefflichen Lafayette auf längere Zeit zusammenzukommen, war doch der Seelenbund geschlossen, und eine fleißige Correspondenz war der schwache Ersatz für den Mangel mündlicher Mittheilung. Washington erfuhr diesen Vorfall durch den Marquis selbst, und sein Auge war von nun an mit Vorliebe auf die Freiwilligen und deren Hauptmann gerichtet. Und da konnte es denn nicht fehlen, daß sein scharfsehender Feldherrnblick nicht öfters Gelegenheit hatte, des jungen Polen außerordentliche Gewandtheit in allen Unternehmungen, seine persönliche Tapferkeit im Gewühle der Schlacht, seine rasche Besonnenheit im Angriff und die ruhige Geistesgegenwart im Rückzuge, wie die männliche Standhaftigkeit im Erdulden des Ungemachs und die bis auf die kleinsten Details sich erstreckende Genauigkeit in Ausführung erhaltener Befehle zu bewundern.

Kosciuszko zeichnete sich vorzüglich bei der Besetzung von Rhode-Island und bei der Belagerung von Neuyork*) aus und bestätigte die von Washington und dem Marquis Lafayette vorgefaßte Meinung auf das ehrenvollste.

Es war am 28. September, als der Graf von Rochambeau, der im Juli 1780 eine zweite Flotte mit

*) Eine bedeutende Stadt in der Provinz gleiches Namens, zwei Meilen von der Mündung des Hudsonflusses, durch das mächtige Fort George und zwei Batterien sehr befestigt.

Geldern und Hülfstruppen aus Frankreich nach Amerika geführt und wegen seiner strategischen Verdienste von Washington gleich nach seiner Ankunft das Commando über eine bedeutende Truppenabtheilung erhalten hatte, seine Stellung in der Ebene von York nahm, die von den Engländern, unter Cornwallis, besetzte Festung sogleich, von der Höhe des Yorkflusses an bis an die Moräste bei des Obersten Nelson's Wohnung, einschloß, und die Gehölze, Raine und Buchten auf so umsichtige Weise benutzte, daß er den Feind bis auf eine geringe Entfernung von seinen Außenwerken einschränken und aller Communication berauben konnte.

Die drei französischen Brigaden waren so vortheilhaft vertheilt, daß sie vor dem feindlichen Kanonenfeuer sicher waren. Baron von Viomenil commandirte die Grenadiere; Duffortail lenkte, da der Chef des Ingenieurcorps, Desandrouin, zu Williamsburg krank liegen geblieben war, nebst de Quernet die Belagerung; Laval, Dumas und Kosciuszko befehligten die zur Avantgarde bestimmten Jäger. Washington aber war wegen der Zerstörung der Communicationsbrücken mit seinem Corps Amerikanern im Moraste stehen zu bleiben und den übrigen Tag mit Wiederherstellung der Brücken zuzubringen gezwungen. Er umritt dreimal seine ganze Truppenmacht, ermahnte Alle mit dem liebevollen Zuruf: „Kinder, kämpft wacker für Eure gemeinschaftliche Mutter — die Freiheit —, verlaßt das Vaterland nicht!" So kam er auch noch nach Mitternacht in das Gehölze, wo Kosciuszko mit seinen Tirailleurs versteckt lag, und dieser erwiderte mit dem ihm angeborenen Feuer: „Morgen Abend ist von diesen mir anvertrauten Leuten eine Schanze erstürmt, oder mein Name auf der Liste der Lebendigen ausgestrichen!" Der Tapfere hielt Wort. Viomenil warf sich in der neunten Stunde des nächsten Morgens auf eine Redoute, die an der Nordseite der Festung gelegen war. Sein Anfall war ebenso überlegt, als mit großem Muthe ausgeführt; allein die englische Besatzung, mit vortrefflichem Geschütz und Ueberfluß an Munition versehen, that kräftigen Widerstand.

Kosciuszko, welcher zur Bedeckung der Legion von Lauzun gegen den General Tarleton in die Gegend von Glocester abgeschickt war, konnte seinen Plan, mit Viomenil vereint, das Aeußerste zu wagen, nicht ausführen.

Ohne jedoch seinen Muth sinken zu lassen, machte er mitten in der Stille und Ruhe der Nacht, aus freiem Antriebe, obwol von seiner Expedition ermüdet, einen Angriff auf eine vor dem linken Flügel der Belagerten liegende Batterie. Schon war er von der Wachsamkeit der Engländer entdeckt, sein erster Anfall zurückgeschlagen, als er, den Degen in der Faust, die Reihen durcheilte, seine Krieger ermunterte und zur Ausdauer beschwor und, wenn er einen Kranken oder Ermatteten darunter fand, ihn mit seiner Feldflasche erquickte, und dann mit neuem Feuer, bereit zu siegen oder zu sterben, an der Spitze der Jäger gegen die Batterie anstürmte. Schwer ward er in den rechten Arm verwundet; doch, mit dem Degen in der Linken, wich er nicht eher zurück als bis drei feindliche Kanonen und zwei Standarten in seiner Gewalt waren, und die Feinde sich entweder zerstreut, oder ergeben hatten. Wie dieses auf dem linken Flügel vorging, wurde die Redoute und Schanze rechter Hand von 400 Grenadieren, unter dem Grafen Wilhelm von Zweibrücken und dem Oberstlieutenant de l'Estrades vom Regimente Gatinois*), erobert, und der größte Theil der Besatzung getödtet oder gefangen.

Unterhandlungen von Seiten Lord Cornwallis wurden eingeleitet, und Oberst Laurens, Sohn des berühmten Präsidenten des Nationalcongresses, der zu London im Tower gefangen saß, und Vicomte von Nailles mußten die Capitulation von Amerikas Seite zu Stande bringen. Am 29. unterzeichneten Washington, Rochambeau und Barras. Cornwallis mußte sich mit seiner

*) Das Regiment Gatinois bestand aus der überzähligen Mannschaft des Regiments Auvergne und sollte den Angriff zuerst thun. Graf Rochambeau rief den Grenadieren zu: „Mes enfans, si j'ai besoin de vous cette nuit, j'espère que vous n'oublierez pas l'Auvergne sans reproche". Dies war der Ehrenname des Regiments, den es bei allen Gelegenheiten verdient hat. Der Oberst desselben antwortete, daß sie bis auf den letzten Mann fechten würden, und bat um die Wiedereinführung dieses alten Namens. Die Aufführung und Tapferkeit dieser Krieger rechtfertigte auch bei gegenwärtiger Gelegenheit auf's Neue ihren Ruhm; und seitdem hat der König diesem Regimente den Namen „Royal-Auvergne" wiedergegeben, den es bis heutigen Tag trägt.

ganzen Armee zu Kriegsgefangenen ergeben. Zu Mittag nahmen die Verbündeten von den Hauptbasteien Besitz, und zwei Stunden darauf rückten die Engländer aus und defilirten zwischen beiden Armeen mit klingendem Spiel und zwischen 22 fliegenden Fahnen hindurch, welche dann, nebst den Gewehren, in Haufen gestellt wurden. Da Lord Cornwallis krank war, marschirte General O'Hara an der Spitze der Garnison und näherte sich mit gesenktem Degen dem Oberfeldherrn Washington, seine Befehle zu erwarten. Die Zahl der Gefangenen belief sich auf 8000 Mann, nämlich 7000 regulirte Truppen und 1000 Matrosen. 214 Kanonen, nebst vieler andern Munition, wurden den Amerikanern als Beute zu Theil. Nach diesem in den Annalen des nordamerikanischen Freiheitskrieges so merkwürdigen Tage stattete Washington, die Seele von Allem, den sämmtlichen Offizieren seinen Dank mündlich ab, und hier war es, wo er Kosciuszko's verwundete Hand ergriff und ihn, unter großem Lobe in Anerkennung seines Verdienstes, auf einmal zum Oberstlieutenant und zu seinem Adjutanten erhob. Kosciuszko trat sogleich, mit Thränen des Dankes für solch ein Zutrauen in den Augen, seinen neuen ehrenvollen Dienst an, da der Flügeladjutant Silman mit den Capitulationsakten zu dem Congreß abgeschickt worden war.

Außer Kosciuszko, wurden bei dieser denkwürdigen Belagerung die ausgezeichneten Krieger: Graf Wilhelm von Zweibrücken, der General-Quartiermeister Ritter von Lameth, Lafayette's Adjutant Gimat, der Jägerhauptmann de Sireuil und viele Andere schwer verwundet.

Es war an demselben blutigen Entscheidungstage, wo ein amerikanischer Soldat, nahe bei Kosciuszko von einer feindlichen Kugel getroffen, zu Boden sank. Als ihm ein Unteroffizier, der daneben stand, Beistand leisten wollte, sagte er mit hastiger Stimme: „Lassen Sie mich! Ich bin ein gemeiner Soldat und nur ein einzelner Mann, aber retten Sie unsern Hauptmann und unsere Kanonen!"

Die damalige Lage der Angelegenheiten in der Führung des schwierigen Krieges sowol, als in der Vollstreckung der vom Nationalcongresse erlassenen Beschlüsse, machte es dem Oberbefehlshaber nothwendig, seinen Adju-

tanten unbedingte Offenheit zu schenken. Wenn aber zu dieser Nothwendigkeit noch jenes Vertrauen hinzutritt, das nur die Liebe und Freundschaft vom Herzen zum Herzen führen kann, so ist das schönste Verhältniß begründet, in welchem je der Vorgesetzte zum Untergebenen — wie ein Vater zu seinem Kinde — stehen kann. Unserm wackern jungen Helden ward schon am Ausgang des Jahres 1788 dieses unschätzbare Glück zu Theil, das er selbst in einem Briefe an seinen Freund Niemciewicz nebst Polen sein höchstes Gut auf Erden nannte.

Bald darauf, bei der Eroberung von Ninety-Six*) hatte er Gelegenheit, dem väterlichen Freunde Washington und seinem zweiten Vaterlande zu zeigen, wie er ein so hohes Vertrauen zu würdigen verstehe.

Nachdem die Engländer durch die Operationen des Generals Green, welcher mit dem Oberbefehl über die ganze Südarmee beauftragt worden, bedeutende Verluste erlitten und sechs der wichtigsten Posten verloren hatten, so sahen sie sich gezwungen, die ganze nordöstliche Grenze von Südcarolina zu räumen.

Die Forts Augusta und Ninety-Six, nebst ihren Posten an der Küste, waren die einzigen festen Plätze, die ihnen übrig blieben. Das erstere, welches von dem Commandanten Brown tapfer vertheidigt wurde, fiel, trotz eines ungewöhnlichen Widerstandes, nach siebentägiger Belagerung in die Hände der amerikanischen Obersten Lee und Pickens. Nach einer vortheilhaften Capitulation gestatteten die beiden Anführer der Besatzung, die aus 300 Mann bestand, unbeschadet abzuziehen. Die Wuth der durch Hunger und Ungemach gereizten Amerikaner war so sehr auf das Aeußerste gestiegen, daß der englische Oberstlieutenant Grierson von ihnen erschossen wurde, weil er sich einige unschickliche Worte gegen die Sieger erlaubt hatte. Dasselbe würde höchst wahrscheinlich dem Commandanten Brown auch widerfahren sein, wenn ihn nicht seine Ueberwinder mit einer

*) Dieser Ort erhielt seinen Namen, weil er ebenso viel (96) Meilen von der Stadt Kecowee in dem Cherokee-Lande entfernt liegt. Gleich andern Dörfern an den Grenzen der Colonien, war er ursprünglich zum Schutze der Einwohner gegen die Angriffe der Indianer mit Pallisaden und Festungswerken umgeben.

Bedeckung nach der königlichen Besatzung zu Savannah geschickt hätten.

Viele, deren Leidenschaften durch Beleidigungen entzündet und durch persönliche Erbitterungen auf's Aeußerste gesteigert waren, suchten ihre Rache durch Verletzung des Kriegsrechts zu befriedigen. Eine Mordthat zog die andere nach sich; Plünderung, Straßenraub, Feuer waren die gewöhnlichen Waffen, wodurch man seine Gesinnung als Feind kundthat. So standen die Parteien am Savannah einander gegenüber. — So groß war die Erbitterung der Whigs gegen die Tories, und dieser gegen jene, daß die Gesetze des Völkerrechts und der Menschlichkeit die Gültigkeit der Capitulationen auf beiden Seiten nicht zu schützen vermochten. Die Annalen des nordamerikanischen Freiheitskrieges verkünden es laut zur Ehre der französischen Nation, wie sehr ihre Offiziere durch Aufrechthaltung der Mannszucht und durch ein gemäßigtes und besonnenes Betragen, selbst da, wo ihr Leben in Gefahr stand, die Greuel zu verhindern suchten. Bei der Belagerung von Ninety-Six zeigte sich, außer der ungewöhnlichen Tapferkeit des jungen polnischen Helden, besonders auch seine Menschlichkeit und Tugend im vortheilhaftesten Lichte. Während nämlich die Operationen gegen die kleinen Posten ihren ununterbrochenen Fortgang hatten, rückte General Green mit dem Kern seiner Truppen vor die Stadt Ninety-Six, wo der Oberstlieutenant Krüger Vertheidigungsanstalten getroffen hatte. Zur Linken der Belagerer lag eine Sternschanze, zur Rechten erhob sich ein Fort, mit zwei Blockhäusern versehen. Starke Pallisaden, nebst einem breiten Graben und einem Wall, von der Höhe der gewöhnlichen Brustwehren, umgaben die Stadt. „Standhaft ausharren, oder sterben!" war der Wahlspruch der englischen Besatzung, und Muth, gepaart mit großer taktischer Geschicklichkeit, und jene Tapferkeit, welche nur das Gefühl für Freiheit und Vaterland einflößt, trieb die Belagerer zu dem heißesten Kampfe an.

In einer Nacht wurden zwei Batterien in einer Entfernung von 300 Schritt von den Mauern errichtet. Nichts konnte den Eifer der Verbündeten stören; selbst mehre Ausfälle und ein plötzlich aufgeworfenes Verhack vergrößerte nur ihre Anstrengung. Von allen Seiten feuerten die Belagerer auf die englischen Werke. Scharf-

schützen, welche sich hinter Sandsäcken und Schanzkörben verborgen hatten, streckten jeden Engländer, der sich auf den Wällen blicken ließ, darnieder. Das Verhack ward zertrümmert, und schon war eine Mine bis dicht an den Graben fortgeführt, als die Nachricht von der Ankunft des königlichen Anführers Lord Rawdon, mit 2000 Mann Hülfstruppen, in dem Lager erscholl. Die Operationen wurden unterbrochen, und mit Vorsicht und großer Ruhe führte Green sogleich sein Corps in ein nahe gelegenes Gehölz, als wenn er sich aus Furcht zurückziehen wollte, hob aber eine Patrouille von 15 Mann mit einem Offizier auf und umringte, ohne gesehen zu werden, einen nahen Hügel, auf welchem feindliche Kanonen aufgepflanzt waren. Hinter demselben lag eine Vorhut von Reitern aus dem Regimente von Cornwallis, welche in einen tiefen Schlaf versunken war. Außer Stand, sich zu vertheidigen, nur in ihren Ruhekleidern, ohne Waffen, noch schlaftrunken und vom Schrecken einer solchen Ueberraschung übermannt, blieb ihnen nicht einmal die Hoffnung übrig, als ehrenvolle Krieger, mit dem Säbel in der Hand zu sterben und, den Ruhm und die Ehre ihres Berufs rettend, wenigstens ihr Leben theuer zu verkaufen.

In dieser Bedrängniß baten sie um Pardon; allein, umsonst. Von ihren Bitten ungerührt, wütheten die gereitzten Amerikaner so lange mit den Bajonnetten als noch eine Spur des Lebens vorhanden war. Nur Wenige, und meist auch mit Wunden bedeckt, oder durch Erschöpfung ihrem Ende nahe, entkamen dem Gemetzel. Man sah während des Blutbades mehre Schotten und Engländer, die, durch zahlreiche Bajonnetstiche verwundet, wie Verzweifelte fochten, mit ihrem Taschentuche die Wunden verbanden, wieder in die Reihen der Feinde stürzten und nur erst mit dem letzten Blutstropfen ihr Leben aushauchten.

286 Mann blieben auf der Wahlstadt, gegen 40 Gemeine, nebst einigen Unteroffizieren, wurden zu Gefangenen gemacht; diese verdankten ihr Leben der Menschlichkeit Kosciuszko's, der, gegen den Befehl seines Generals, bei Todesstrafe die Verschonung eines jeden um Pardon Flehenden anbefahl.

Von diesem Moment an ward Kosciuszko von Washington nicht nur als einer seiner tapfersten Krieger geachtet,

sondern auch als Mensch geehrt. Nebst einem Ringe, aus einem einfachen Carneol bestehend, ward ihm seine wärmste Freundschaft zur Belohnung, denn der große Held sah sich in seinem Adjutanten verjüngt. Dieser diente ihm mit kindlicher Ehrfurcht und einem nie erkaltenden Eifer bis spät in die Nacht, ertheilte in seinem Namen die Tagsbefehle, recognoscirte feindliche Vorposten, musterte, wenn der alte Obergeneral schon müde war, die Mannschaft und führte während des Waffenstillstandes mit nicht geringer Gewandtheit die Correspondenz mit dem Nationalconvent und mit den Gesandten der auswärtigen Höfe.

Das Ansehen und die Liebe, welche er sich bei den ersten und thätigsten Mitgliedern der amerikanischen Nation und besonders bei dem großen Benjamin Franklin und bei Thomas Jefferson, dem nachmaligen Präsidenten der nordamerikanischen Freistaaten, erwarb, zeigen hinlänglich, welchen Gebrauch er von dem Vertrauen und der Vollmacht seines Vorgesetzten gemacht hat.

Klugheit war bei allen Vorfällen im Kriege seine einzige Führerin, was ihm desto mehr zum Verdienste anzurechnen ist, da er, von Natur mit einem überaus feurigen Temperament begabt, damals erst 34 Jahre alt und in der reichsten Fülle jugendlich brausender Kraft war.

Die Zuneigung und Hochachtung eines ganzen Volkes, wie er sie besaß, können nur die Frucht eines so seltenen Verdienstes sein. In mehren Schlachten und kleinern Gefechten traten seine militairischen Kenntnisse, sein kühner Muth, und die durch nichts zu erschütternde Standhaftigkeit, verbunden mit der Umsicht des erfahrenen Kriegers, in einer Kraftvereinigung von so bescheidener Art zusammen, daß sein Name nur mit allgemeiner Bewunderung genannt ward.

Die Generale Gates und Green beehrten ihn schon damals mit einer Freundschaft, welche ihn, als er schon längst wieder nach Europa zurückgekehrt war, in verwickelten Momenten seines Lebens durch Briefwechsel aufregte und erfreute.

Wie sehr er auch von seinen Untergebenen wegen der ebenso großen Milde nach gethaner Pflicht, als der Strenge im Dienste, geliebt und gefürchtet war, zeigte der blutige Tag von Ninety-Six deutlich. Als nämlich ein Detaschement von der Landmiliz lange über die Zeit,

die es bei der Armee bleiben sollte, zurückgehalten worden, weil Diejenigen, die dasselbe abzulösen commandirt waren, zu lange säumten, wurden die Klagen hierüber immer lauter. Kosciuszko, welcher die Gerechtigkeit ihrer Beschwerden anerkannte und den Schaden, welchen sie durch ihr längeres Wegbleiben von ihrem heimischen Herde erlitten, sich nicht verbarg, redete sie mit den freundlich ernsten Worten an:

„Meine Freunde! Das Wort der Entlassung ist Euch gegeben, und dieses ist mir heilig; wenn Ihr nicht freiwillig bleiben wollt, so zieht heim in Frieden, Ihr seid des Dienstens entlassen! Ich für meine Person kann den mir anvertrauten Posten nicht verlassen und werde also mit den wenigen regulirten Truppen zurückbleiben".

Diese Worte wirkten mehr als alle Ueberredung; einstimmig riefen Alle aus: „Wir bleiben, wir verlassen unsern Hauptmann nicht!" Und später würde es ihm viele Mühe gekostet haben, auch nur einen Einzigen zum Fortgehen zu bewegen, wenn er ihm nicht ein Zeugniß ausgestellt hätte, daß er durch Kränklichkeit oder andere Umstände gezwungen, die Armee verlassen habe.

Wie hier sein imponirender Ernst vorzüglich an's Licht tritt, gibt es in seinem ganzen Lebenslaufe der Fälle unzählige, wo sich dem männlich festen Charakter die reinste Kindlichkeit in einer wahrhaft seltenen Harmonie anschließt.

Da der General Washington im Winter 1782 sein Hauptquartier zu Philadelphia hatte, kam eines Morgens ein artiger Knabe von etwa neun Jahren, in der Uniform von Südcarolina, und fragte die Schildwache, ob er nicht den General Washington sprechen könne? Man ließ ihn in das Zimmer der Adjutanten treten, wo Kosciuszko, der gerade Dienst hatte und eine Depesche nach Boston abfertigte, dem Kinde entgegentrat und fragte, wer sein Vater wäre, und was es anzubringen hätte. Durch ein ebenso liebevolles als unerwartetes Betragen aufgemuntert, gab es zur Antwort: „Ich heiße Ezechiel, mein Vater war Kanonier bei dem Regimente des Obersten Roberts, und blieb bei'm Angriff von Stono. Meine Mutter diente im Feldlazareth und starb zu Gardenswharf. Ich komme jetzt, den General Washington zu bitten, daß er mich einschreiben

und mir Kost und Soldatenlöhnung reichen lasse, bis ich groß genug sein werde, um gegen die Engländer zu dienen und den Tod meines Vaters zu rächen".

Kosciuszko vergaß über diesem anziehenden Gespräche für einige Augenblicke seine Depesche, gab dem Knaben einen Dollar und sagte, mit ihm in's Audienzzimmer eintretend: „Mein General, wenn Amerika noch solche Söhne aufzuweisen hat, wie kann uns für die Unabhängigkeit bange sein?" Nachdem Washington von Allem unterrichtet worden, mußte Ezechiel mit ihm und seiner Gemahlin frühstücken und erhielt endlich von Beiden ein ansehnliches Geschenk. Mit gleichgültiger Miene steckte er es in die Tasche und sagte: „Ich will es der Wärterin im Lazareth geben, die jetzt meine Mutter ist, damit sie mir dafür Soldatenkost kaufe".

Kosciuszko wurde nun beauftragt, bei dem General Moultrie Erkundigungen wegen des Kindes einzuziehen; und da es sich ergab, daß es in Allem die Wahrheit gesagt hatte, so schrieb er an den Staatssecretair vom Kriegsdepartement und bat, man möchte für die Erziehung dieses so viel versprechenden Knaben auf öffentliche Kosten sorgen.

Als Kosciuszko zum zweiten Male im Jahre 1797 nach den Vereinigten Staaten kam, und kaum der Ruf von seiner Ankunft durch die Reihe der amerikanischen Armee erschollen war, erhielt er auch schon einen Besuch von seinem Ezechiel, der während der Zeit groß geworden und zum Feldwebel avancirt war. Beide freuten sich herzlich über das Wiedersehen, und in dem Danke eines guten und glücklichen Menschen wurde ihm der Lohn für seinen uneigennützigen Edelmuth zu Theil.

Vergebens hatte Großbritannien nun schon acht Jahre lang, von 1775 — 83, Gewalt und List vereinigt, Amerika zu unterwerfen, als Cornwallis's Gefangennehmung bei Neuyork nicht nur bei der Oppositionspartei, sondern auch bei der ganzen Nation den Wunsch zur Reife brachte, mit den Staaten von Amerika einen vergleichenden Frieden zu schließen. Schon 1782 wurde der Vorschlag in Anregung gebracht; eine Partei war dagegen, jedoch wurde der Krieg blos auf die Vertheidigung von Neuyork, Savannah und Charlestown beschränkt, und die Independenz noch vor dem Beginn der Unterhandlungen angeboten. Allein, das Friedens-

geschäft verzögerte sich wegen Bestimmung der Grenzen, und erst den 20. Januar 1783 kam es in Paris zu Stande. Großbritannien mußte in diesem Frieden die Unabhängigkeit der 13 Colonien*) anerkennen und Alles, was es in ihrem Gebiete besaß, räumen.

Als nach diesem achtjährigen Kampfe ein neuer Morgen für Nordamerika zu tagen anfing, — als die Fahne der Freiheit von allen Thürmen niederwehte, und Siegeslieder rings die Luft erfüllten, hatte Kosciuszko das Ideal, was ihm als Zielpunkt seines Strebens stets vor Augen schwebte, erreicht, und Geist und Herz und Wort und Arm gehörten nun ausschließlich wieder seinem ersten Vaterlande an. So schwer es ihm auch wurde, sich von Washington und Morgan, Gates und Green zu trennen, nahm er dennoch seinen Abschied, um sich und seine erworbenen Erfahrungen fernerhin nur dem Dienste Polens zu weihen.

Die Nation, und deren Seele und Repräsentant, der väterliche Freund aller Krieger, Washington, konnte Kosciuszko, nebst seinen Waffengefährten, nicht von dannen ziehen lassen, ohne ihnen ein Zeugniß ihrer Zufrieheit und ein Andenken mitzugeben; sie beschenkte ihn mit dem Cincinnatusorden**), erhob ihn zum Brigadegeneral, machte ihn zum freien Bürger ihrer Staaten und gab ihm, außer einer ansehnlichen Pension, ein Landgut, dessen Einkünfte er da, wo es ihm gefiele, verzehren konnte.

Der Cincinnatusorden ging unstreitig aus einer Gesellschaft hervor. Man muß sich nämlich die amerikanische Armee als eine große Familie denken, deren Glieder mehr durch Bande der Freundschaft als die der Verwandtschaft miteinander verbunden waren, wo die Offiziere, da sie seltener als die Gemeinen ihren Platz änderten, einander auch mehr ergeben waren, wo selbst der Zweck des Krieges Alle nöthigte, einander beizustehen und gleiche Gefahren und Beschwerden mit gleichem Muthe zu tragen, wo endlich das angebetete Beispiel des obersten Feldherrn seit vielen Jah-

*) Neuhampshire, Massachuset, Rhode-Island, Connecticut, Neuyork, Neujersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Nordcarolina, Südcarolina, Georgien.

**) Noch hat weder Gottschalk noch sonst ein anderer Geschichtschreiber von Ordensverbindungen dieses Ordens näher gedacht.

ren die gegenseitige Achtung und Zuneigung aller Offiziere begründet und befestigt hatte. Ganz von dem Gedanken der bevorstehenden Trennung dahingerissen, konnten sie ein Abschied ohne Hoffnung des Wiedersehens nicht aushalten und beschlossen also, eine Gesellschaft zu errichten, deren Hauptzweck sein sollte, sich zu bestimmten Zeiten zu versammeln und eine Casse zur Unterstützung verarmter Mitglieder und ihrer Witwen anzulegen. Der Congreß beschloß, unter dem 15. Mai 1783, nebst der Sanction dieser Verbindung, daß Medaillen und Kreuze als Zeichen öffentlichen Dankes an die ausgezeichnetsten Helden ihrer Armeen und besonders die Hülfstruppen ausgetheilt werden sollten.

Die Ordensdecoration ist ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln von Gold, den man an einem dunkelblauen, weiß eingefaßten Bande trägt, als Sinnbild der Verbindung Frankreichs mit Amerika. Der Avers zeigt auf der Brust des Adlers den Römer Cincinnatus, auf ein Schwert gestützt und von Kriegsinsignien umgeben. Auf einem andern Felde steht im Hintergrunde sein Weib unter der Thür ihrer Hütte; im Vordergrunde ein Pflug und andere häusliche Geräthschaften, unten die Worte:

Omnia relinquit servare Rempublicam.

Auf dem Revers erblickt man die aufgehende Sonne, welche eine Stadt mit offenen Thoren und viele Schiffe in einem Hafen beleuchtet, und den Helden Cincinnatus, dem die Fama eine Bürgerkrone auf das Haupt setzt, mit den Worten:

Virtutis proemium.

Ueber ihm halten zwei verschlungene Hände ein Herz, mit dem Motto:

Esto perpetua.

Das Ganze umgibt die Inschrift:

Societas Cincinnatorum, instituta a. D. MDCCLXXXIII.

Einem jeden Mitgliede der Gesellschaft wurde außerdem eine Medaille ertheilt mit obigen Emblemen, und ein Diplom auf Pergament, worauf Orden und Medaille abgebildet sind. Washington ward zum Großmeister ernannt; aber es kostete viele Mühe, diesen bescheidenen Helden unsers Zeitalters zur Annahme jener Auszeichnung zu vermögen, weil er behauptete, daß in

Digitized by Google

einem Freistaate alle Menschen gleich seien, und eine solche Auszeichnung nur Wolken über das Bürgerglück und über die öffentliche Ruhe herbeiführen könne. Da man ihm aber vorstellte, daß die Decoration nicht erblich, sondern nur als eine Krone persönlichen Verdienstes für die Sache Aller zu betrachten sei, gab er den Bitten nach. Die Generalversammlung der ganzen Gesellschaft wurde im Jahre 1784 am 5. Mai zu Philadelphia gehalten.

Aber sowol er, als Kosciuszko trugen die Decoration nur so lange, als nöthig war, um die dankbare Anerkennung der Absichten des Congresses und die Hochachtung für die Nation an den Tag zu legen. Darauf legten Beide eine äußere Auszeichnung ab, welche ihren Ruhm nicht erhöhen konnte und vielleicht den republikanischen Freiheitsgeist und die Begriffe von Unabhängigkeit und Gleichheit beleidigt hätte.

Nun war der Augenblick der Trennung herangenaht, der für Kosciuszko, welcher fünf Jahre mit seinen Freunden nicht nur in dem zärtlichsten Verhältnisse, sondern in wahrer Seelenaustauschung gelebt und Freude und Leid und Sieg und Ungemach getheilt hatte, wol nur zu schmerzlich gewesen wäre, hätte ihn nicht der Abschied des großen Washington, der an demselben Tage nach seinem Landgute Mount-Vernon sich zurückzog, einigermaßen gemildert. Es war zu Neuyork, diesem für Amerikas Unabhängigkeit und deren Vertheidiger ewig merkwürdigen Orte, um die Mittagsstunde des 4. Dezember 1783, als die Offiziere der ganzen Armee in einer dürftigen, prunklosen Taverne beisammen waren. Bald darauf trat ihr vielgeliebter Vater und Anführer in den Saal. Er war zu sehr bewegt, als daß er seine Empfindungen hätte verbergen können. In tiefem Schweigen füllte er ein Glas Wein und sprach, sich zu den Offizieren wendend, mit gerührter Stimme die Worte:

„Mit einem von Liebe und Dankbarkeit erfüllten Herzen nehme ich jetzt Abschied von Ihnen; mein sehnlichster Wunsch ist, daß Ihre spätern Tage ebenso angenehm und glücklich sein mögen, als ein Theil Ihrer frühern ruhmwürdig und ehrenvoll war".

Nachdem er getrunken hatte, setzte er hinzu:

„Ich kann nicht zu Jedem von Ihnen kommen, um Abschied zu nehmen, Sie werden mich aber verbin-

den, wenn ein Jeder von Ihnen kommt und mich bei der Hand faßt".

Kosciuszko, der ihm am nächsten war, wandte sich zu ihm, und, außer Stand, reden zu können, ergriff Washington seine Hand und umarmte ihn. In den Augen aller Anwesenden glänzten Thränen einer seligen Rührung. Kein Wort, kein Laut unterbrach die feierliche Stille dieses heiligen Moments, nichts störte die zarten Gefühle, welche diese Scene in den Herzen Aller erregt hatte. Nachdem der greise Held den Saal verlassen, ging er zu Fuß nach Whitehall, wo eine Barke lag, die ihn nach Powles-Hook führen sollte. Die ganze Gesellschaft folgte ihm in einer stillen feierlichen Prozession mit niedergeschlagenen Blicken, welche die Tiefe eines Gefühls bezeugten, die keine Sprache zu schildern vermag. Als er in die Barke getreten war, wandte er sich noch einmal gegen seine Freunde, wischte sich eine Thräne aus dem Auge und winkte ihnen, seinen Hut schwenkend, ein stilles Lebewohl zu.

Nach herzlicher Erwiderung dieses letzten Grußes, wendete sich ein Jeder nach der Richtung hin, wo sein Vaterland, seine Neigung oder die Sehnsucht ihn hinrief.

Kosciuszko bestieg ein französisches Kauffahrteischiff, der Stimme seines Innern folgend, die ihn nach der Heimath zog, ungeachtet ihm die amerikanische Nation einen nicht unbedeutenden Staatsdienst angeboten hatte.

Nach einer glücklichen Fahrt von 72 Tagen landete er in Havre-de-Grace. Von da führte ihn sein Weg zu Lande nach Polen. Der König Stanislaus August war bei der Nachricht von seiner Ankunft sehr erfreut, und äußerte seine Zufriedenheit in einem eignen Schreiben. Seine Landsleute empfingen ihn mit Begeisterung, und mit brennender Liebe und den sprechendsten Zeichen der innigsten Verehrung nahmen ihn die Truppen in ihre Reihen auf, stolz darauf, auf's Neue einen Mann zum Anführer zu besitzen, der in einem andern Erdtheile sich unsterbliche Lorbern, die Freundschaft der größten Helden seiner Zeit errungen und, obwol durch die See getrennt, über dem zweiten Vaterlande sein erstes nicht vergessen hatte.

Kosciuszko lebte indeß in stiller Zurückgezogenheit, die Lage seines Volkes, das immer mehr dem Drucke

fremder Mächte zu erliegen begann, in treuem Herzen überdenkend.

Schon war, gleich nach dem siebenjährigen Kriege, 1764, nach Friedrichs eignem Geständnisse, durch eine geheime Verabredung mit Rußland der Grund zu einer gänzlichen Theilung von Polen gelegt worden. Die Oheime des Königs, die Poniatowski, die Czartoryski arbeiteten mit wahrer Vaterlandsliebe gegen jene Pläne und trugen, um der Macht der Regierung eine größere Ausdehnung zu geben und die Einigkeit unter dem Volke zu fördern, auf die Abschaffung des Liberum Veto an. Allein, der in die Zukunft blickende Friedrich II. machte Katharina auf die Folgen, die diese Abschaffung haben könnte, so aufmerksam, daß sie dieselbe verhinderte. Bewußtsein der inwohnenden Kraft ist der erste Schritt zur thätigen Aeußerung derselben.

Unter den Polen gab es jedoch patriotische Männer, denen das allgemeine Beste mehr als ihr eignes am Herzen lag und die ihr Vaterland von seinen innern Gebrechen geheilt zu sehen wünschten. Es kränkte sie tief, daß ein russisches Heer seinen Aufenthalt in Polen immer fortsetzte, daß die mit dem Türkenkriege erneuerten Durchmärsche und Lieferungen immer drückender wurden, und daß sich die fremden Soldaten nebst ihren Anführern so manche Verletzung der Kriegszucht erlaubten. Fast alle Woiwodschaften und Bezirke drangen daher auf Vergrößerung der Nationalarmee, um das Ansehen und die Rechte des Volkes zu behaupten. Diese durfte nach dem von Rußlands Seite klug veranlaßten Reichsgrundgesetz nicht ohne Uebereinkunft des Senates und der Ritterschaft vorgenommen werden.

Dem immerwährenden Senat, der die Reichsstände repräsentirte, und gleichsam einen Reichstag im Kleinen von 36 Personen bildete, stand, außer der Regierungsaufsicht und dem Einfluße auf die Besetzung der Staatsämter, auch die freie Auslegung der Gesetze zu.

Er vereinigte also die gesetzgebende mit der richterlichen Gewalt. Damit aber die sämmtlichen Mitglieder desselben Anhänger der russischen Partei wären, hatte man schon seit dem Jahre 1774 alle nicht russisch gesinnnte Landboten aus der Reichsversammlung zu entfernen gewußt.

Je weniger Preußen diesen großen Einfluß des

russischen Cabinets in Polen gleichmüthig bemerken konnte, desto mehr bemühte es sich, denselben zu erreichen. Der staatskluge und gewandte Marchese Lucchesini*) wurde mit der Ausführung dieses Entwurfs beauftragt, und die echten Patrioten wurden zum Anschließen an Preußen durch ein königliches Schreiben vom 19. November 1789 aufgefodert, worin es heißt:

„Sollte es indessen zu der Allianz nicht kommen, so kann doch die Republik darauf rechnen, daß ich sie nicht verlassen werde; sie kann sich auf meinen Charakter, auf meine Denkungsart und endlich auch darauf verlassen, daß ich weiß, worin mein eigentliches und wesentliches Interesse besteht".

Die Mitglieder der Reichsversammlung entsprachen diesen Auffoderungen mit solchem Eifer, daß sie den schon früher entworfenen Plan einer neuen Constitution in möglichster Geschwindigkeit auszuführen beschlossen. Schon im März 1790 überreichte die damit beauftragte Commission ihren neuen Entwurf, welcher von der Reichsversammlung genehmigt wurde. Mit Preußen ward ein Bündniß geschlossen, die neue Constitution mit einer bestimmten Mannschaft aufrechterhalten zu helfen.

Hätte nur nicht die innere Uneinigkeit der polnischen Großen der sichersten Begründung dieser Constitution im Wege gestanden!

Selbst Diejenigen, die sich um die Gunst der Kaiserin Katharina bewarben, theilten sich in zwei Parteien. Zu der einen, an deren Spitze der russische Gesandte Stackelberg stand, gehörte der König mit seinem Bruder, dem Primas Kossakowski, dem ganzen Hofstaate, und der einflußreiche Felix Potocki, an den sich die Zahl seiner Hausgenossen anschloß. Das Haupt der Andern war der Reichsfeldherr Branicki, der den Onkel seiner Gemahlin, den Fürsten Potemkin, vorstellte.

*) Ursprünglich ein italienischer Abt, aus einer Patrizierfamilie von Lucca entsprossen, ward er durch den Abbé Fontana mit Friedrich II. bekannt, wußte sich bald durch Gewandtheit und Kenntnisse die Liebe und Achtung des Monarchen zu erwerben, und erhielt eine ehrenvolle Anstellung als Bibliothekar und Vorleser. Unter Friedrich Wilhelm ward er Staatsminister und blieb in preußischen Diensten bis zum Jahr 1806. Darauf zog er sich nach Italien zurück und lebte abwechselnd bald bald zu Lucca, bald zu Meseritz, auf seinem Landgute im Großherzogthum Posen. Er starb in Florenz den 19. Oktober 1825.

Um die Reichsstände und die Nation muthlos zu machen, erklärte der russische Gesandte zu Warschau, daß seine Kaiserin die geringste Abänderung der Constitution von 1774 als eine Verletzung des geschlossenen Vertrags ansehen würde. Der Reichsversammlung, die sich kurz darauf bildete, stellte sich eine fast allgemeine von Branicki geleitete Conföderation entgegen.

Der König Stanislaus, der sich seit der mit Preußen geschlossenen Verbindung von Rußlands Interesse immer unabhängiger zu machen suchte, zeigte einen so warmen Eifer für die Verbesserung der Staatsverfassung, daß er recht eigentlich der Vereinigungspunkt der wahren Vaterlandsfreunde wurde.

Er selbst arbeitete einen Entwurf der neuen Constitution aus, welcher bei den Gutgesinnten großen Beifall fand. Fast alle Mitglieder der Reichsversammlung drangen, an den Marschall Potocki sich anschließend, auf schleunige Einführung dieser neuen Constitution. Trotz der vielen russischen Anhänger*), welche dieselbe hindern wollten, beschwor sie der König; die ganze Versammlung folgte ihm in die Kirche, wo eben das Licht der Abenddämmerung die uralten Gewölbe mit einem schwachen Schimmer erleuchtete und das Ergreifende der Schwörungsscene noch erhöhte. Es war der 3. Mai 1791. Zwei Tage darauf wurde die neue Constitution von der Reichsversammlung genehmigt. Auch Kosciuszko, dem das heiligste Gut seines Vaterlandes — Unabhängigkeit — so sehr am Herzen lag, erklärte sich laut für diese Verfassung und empfing mit Freuden aus den Händen seines Königs, der jedem fernern Einfluß Rußlands vorzubeugen ernstlich bedacht war, das Diplom eines Generallieutenants der Armee.

*) Unter diesen zeichnete sich vorzüglich der Landbote Suchorczewski durch sein ungestümes Benehmen aus, und doch hatte derselbe den König oft aufgefodert, einen offensiven Krieg gegen Rußland zu unternehmen, mit den Worten, daß er dem Könige als erster Diener die Steigbügel halten wolle, wenn er sein Pferd besteigen würde, um die Armee der Republik gegen Rußland anzuführen. Er suchte, vor dem Throne liegend, Diejenigen, die sich ihm des zu leistenden Eides wegen nähern wollten, mit Gewalt zurückzuhalten. Ferner der Kanzler Malachowski, der Kronfeldherr Branicki, der Bischof Kossakowski u. A. m.

Doch, dieser neuen Staatsverfassung stellte sich eine Conföderation entgegen. Sie bildete sich zu **Targowica**, einem Städtchen in der kleinpolnischen **Woiwodschaft** Barclav, und verpflichtete durch eine in **Petersburg** am 14. Mai ausgefertigte Acte ihre Mitglieder, **die Constitution** vom 3. Mai als das Grab der Freiheit **zu** vernichten. Potocki erklärte sich zum General**marschall**, Branicki und Rzewuski nannten sich Räthe **der** Conföderation und sprachen sich die Oberaufsicht **über** das Heer zu. Zugleich erklärte sich die Kaiserin **Katharina**, daß sie die neue Constitution durchaus **misbillige**, und zur Unterstützung der Conföderation von Targo**wica** eine Abtheilung ihres Heeres in Polen einrücken lassen **würde**.

Was aber die Patrioten am meisten überraschen mußte, war, daß der Vortrab derselben schon **zwei** Tage vor dieser Erklärung bei Mohilew am Dnepr **angelangt** war.

Bei dieser immer ernster werdenden Lage der **Dinge**, bot die polnische Nation Alles auf, sich in den gehörigen Vertheidigungsstand zu setzen. Statt des herkömmlichen Aufgebotes sollte ein Heerbann stattfinden. Der durch die feindlichen Einfälle verursachte Schade sollte gemeinschaftlich getragen werden. Die allgemeine Uebereinstimmung bei diesem Entschlusse verursachte den wahren Vaterlandsfreunden eine lebhafte Freude. Diese Freude erhöhete das erneuerte Gelübde des Königs, sich zur Vertheidigung der Constitution und des Volkes selbst an die Spitze des Heerhaufens zu stellen. Es wurde eine Commission zur Ausrüstung der Armee festgesetzt. Allein, wie weit blieb die Vollziehung hinter diesen patriotischen Beschlüssen zurück! — Wie stach die fast absichtliche Säumniß der Staatsbeamten gegen den Feuereifer der Nation ab! Alles rüstete sich, warb Leute an, verkaufte das Hausgeräth, um Waffen anzuschaffen, die Frauen selbst gaben ihr Gold und Silber, ihre Juwelen und Kostbarkeiten; Alles eilte in das Lager und erwartete, um sich dem Feinde entgegenzustellen, nur die Ankunft des Königs. Unterdessen waren die russischen Truppen auf dem Gebiete Polens zu einer solchen Macht angewachsen, die wol geeignet war, auch den Muth der Tapfersten niederzuschlagen.

Doch hatten sich in den Woiwodschaften Kiew und Barclaw 20,000 Polen, unter Anführung des Generals

Joseph Poniatowski, eines Neffen des Königs, dem russischen Oberbefehlshaber Kochowski entgegengeworfen. In Dubno, weiter gegen Norden, ward bei einer Abtheilung von 12,000 Mann regulairer Truppen der König Stanislaus erwartet.

In diesem Feldzuge war es, wo Kosciuszko den schon auf der andern Hemisphäre errungenen Lorberkranz eines großen Feldherrn in seinem Vaterlande auf's Neue verdiente, zum erstenmal polnische Siegeszweige in die amerikanischen flocht und sich den lauten Dank seines Volkes erwarb. Das Heer unter Poniatowski, bei welchem auch Kosciuszko, nebst seinem Freunde, dem tapfern General Wielhorski, dienten, gerieth mit den Russen in mehre Gefechte, die meistens zum Vortheil der Polen ausfielen. Einmal befand sich zwar der polnische Nachtrab unter Wielhorski in einer so großen Gefahr, daß ihn nur seine unerschütterliche Tapferkeit vom Untergange rettete; Kosciuszko aber rächte sich dafür durch einen so entschiedenen Sieg (18. Juni 1792) über eine russische Abtheilung, daß er sie, wenn einer seiner Unterfeldherrn seine Pflicht nicht versäumt hätte, gänzlich vernichtet haben würde. Immer noch aber wurde der König vergebens bei der Armee erwartet. Seine Stelle sollte der Prinz von Würtemberg *) vertreten; allein, eine vorgegebene Krankheit hielt ihn von der Armee entfernt, und endlich enthüllte noch gar ein geheimer Briefwechsel nach Berlin die Ursache dieses Benehmens. Der Oberbefehl wurde ihm, und bald darauf auch dem auf ihn folgenden General Judizki abgenommen und auf Zabiello übergetragen. Dieser Feldherr machte sich die Wiederherstellung der Ordnung bei der Armee zum eifrigsten Geschäft. Er konnte jedoch, durch Ueberschwemmungen aufgehalten, seinen Plan nicht ausführen. Der Befehl des Königs lautete daher, in gegenwärtiger Lage nicht die Offensive zu ergreifen, sondern nur die Russen vom Uebergange über der Bug abzuhalten.

Dieser Fluß, der bei Zakroczym, einige Meilen von Warschau, sich mit der Weichsel vereinigt, ist zwar ziemlich breit, aber so seicht, daß man im Sommer an manchen Stellen leicht durchwaten kann. Die Ufer dieses

*) Ludwig Friedrich Alexander, welcher sich mit der polnischen Prinzessin Marie Czartoryska vermählt hatte.

Flusses sollte Prinz Joseph Poniatowski von Dubienka (spr. Dubienkon) bis nach Brzesc in Litthauen, eine Strecke von beinahe 10 deutschen Meilen, vertheidigen, Zabiello sollte den Bug von Brzesc bis an die Weichsel schützen.

Kosciuszko stand bei Dubienka; in der Mitte bei Opalin Poniatowski, von da weiter nach Litthauen, wo der Uebergang gar nicht verhindert werden konnte, sollten Mokronowski und Wielhorski den Feind abwehren. Der Hauptangriff der Russen, unter ihrem Obergeneral Kochowski, geschah mit 18,000 Mann auserlesener Truppen und mehr als 40 Kanonen auf Kosciuszko. Dieser, der in seinem verschanzten Lager*) nicht mehr als 4000 Mann und acht Kanonen hatte, nöthigte dreimal die russische Infanterie, sich mit großem Verluste zurückzuziehen. Da aber seine Stellung auch von Gallizien her bedroht wurde, mußte er sie endlich verlassen; die Russen verloren bei 4000, die Polen nicht mehr als 900 Mann. Alle Taktiker hatten nur Eine Stimme, daß der blutige Tag bei Dubienka (17. Juli 1792) den Thaten der Griechen und Römer nicht unwürdig erscheine, und daß auch Polen, obschon ohne Thermopylen, auf offenem, ebenem Felde seinen Leonidas besitze. Bei der Erinnerung an diese Großthaten, darf ein Waffengefährte Kosciuszko's nicht übergangen werden, der sich durch seine heldenkühne Standhaftigkeit einen ehrenvollen Platz in den Annalen seines Volkes errungen hat; es war der Major Krasicki, der sich mit einem Zwölfpfünder und fünf kleinern Stücken gegen eine russische Division, die zehnmal stärker war als sein Corps, ohne zu weichen hielt, und die Vertheidigung des Uebergangs über den Bug nicht eher aufgab, als bis eine feindliche Granate seinen Pulvervorrath in die Luft gesprengt hatte.

Der schwache König, der nur zum Schein zu einer Reise nach der Armee Anstalten machte, verhielt sich indessen ganz ruhig in seinem Schlosse zu Warschau. Umsonst hoffte die Nation ihn an ihrer Spitze zu sehen und in seiner Ankunft im Lager das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch zu erblicken. Statt seiner erschien ein

*) Nach Seume „Einige Nachrichten über die Vorfälle in Polen [illegible]“ hatte er zur Befestigung dieses Postens nur 24 Stunden Zeit gehabt.

sogenanntes Universale, wodurch er die Polen dringend zur Landesvertheidigung auffoderte. Alles fing an, sich zu versammeln. Allein, die Furcht, mit seiner geringen Kriegsmacht den kolossalen Massen Rußlands nicht widerstehen, Preußens Verbindung mit demselben nicht hindern, und endlich gar, wenn die polnische Nation im Kampfe für die Freiheit nicht glücklich wäre, auf keine Weise entrinnen zu können, vernichtete in ihm jeden gefaßten Entschluß. Stanislaus ging mit sich zu Rathe, ob es besser, oder vielmehr, ob es vortheilhafter sei, seine Ehre zu verpfänden, oder als Opfer dieses Kampfes zu fallen.

Noch mochte er schwanken, als ein Schreiben der Kaiserin Katharina (vom 21. Juni) seinen Entschluß bestimmte, worin diese kluge Fürstin ihn mit diesen Worten zum Beitritt der targowiczer Conföderation zu bewegen wußte.

„Nur in dem Falle, daß Sie diesem meinem Wunsche entsprechen, werden Sie mir es möglich machen, mich künftighin ihre Schwester und freundschaftliche Nachbarin zu nennen".

Er wählte das Erstere, und ohne sich zu bedenken, berief er am folgenden Tage (23. Juli 1792) alle Minister, nebst den Marschällen der Reichsconföderation, zu sich, sprach, den Brief der Kaiserin vorzeigend, von einem geschlossenen Bündniß der drei benachbarten Höfe, von der Unmöglichkeit, zu widerstehen, und von der Nothwendigkeit, sich unter Rußlands Schutz zu begeben. „Ich habe", so schloß er, „den festen Entschluß gefaßt, die targowiczer Acte zu unterzeichnen, und ich werde diesem Vorsatz treu bleiben!"

Nun erwachte der Grundzug des polnischen Charakters — grenzenlose Liebe für Nationalehre. Kosciuszko konnte nicht mehr Augenzeuge sein von dem seinem Vaterlande durch den Waffenstillstand zugefügten Wehe. Er schlug die glänzendsten Anerbietungen russischer Kriegsdienste aus, Armuth und Exil dem Zerfallen mit sich selbst und seinen Grundsätzen vorziehend. Mit den Worten: „O Gott! laß mich nur noch einmal den Säbel für mein Vaterland ziehen!" bestieg er den Postwagen und begab sich nach Dresden und von da nach Leipzig. Seinem Beispiele folgten sechszehn wackere junge Männer aus den angesehensten Familien, die sich

den Helden von Dubienka zum Muster ihres militairischen Lebens vorgesetzt hatten.

In Leipzig traf ihn das Diplom eines französischen Bürgers, mit welchem die Nationalversammlung seinen Patriotismus belohnte.*) Kosciuszko traf zu Dresden den polnischen Kron-Vicekanzler Kollatay (spr. Kollontay)**) und den Grafen Ignatz Potocki, welche ebenfalls nach dem Umsturz der Constitution das Vaterland verlassen hatten.

Hier theilte er Beiden, als bewährten Patrioten, die Nachricht von der Insurrection mit, die man 1793 in Polen vorbereitete.

Er verlebte ein Jahr in stiller Zurückgezogenheit in Leipzig, mit tief beobachtendem Blicke das am Abgrund schwankende Vaekrland verfolgend. Als es aber mit jedem Tage bedenklicher wurde, und immer mehr einleuchtete, daß die Russen ihren Machtarm über ganz Polen auszustrecken sich bemühten, war ein Aufstand in dem Herzen Aller beschlossen. Kosciuszko's tapfere Hand hielt auch von dem Orte, wo er war, den Faden dieser großen Verbindung. Er führte sie von da aus ihrem Zwecke, der Zerstörung alles fremden Einflusses, entgegen. Polens Rettung war sein einziger Gedanke. Die Mittel zur Erreichung derselben legte er einigen Freunden zur Prüfung vor und ertheilte ihnen mehre Aufträge, welche mit einer Freude und einer Energie ausgeführt wurden, wie nur die Begeisterung einer heiligen Sache einflößen kann.

Diese jungen Leute lebten in der Ueberzeugung, daß die Tyrannei eines Einzelnen die Tochter der Feigheit von Vielen sei.

Die große Verschwörung nahete ihrem Ende. Kos-

---

*) „L'assemblée législative de France honora son patriotisme en lui déférent à cette époque le tire de Citoyen français". „Biographie des contemp", Vol. X, pag. 102.

**) K. studirte in Rom und wurde Rector der Universität Krakau. Nachdem er zwölf Jahre lang Vorlesungen gehalten hatte, ward er Mitglied des Reichstages von 1788. Er war es, der die Constitution vom 3. Mai 1791 entworfen und als Schriftsteller durch sein Werk: „Observations sur un ouvrage: Essay sur le droit de succession au trône de Pologne". (Warschau 1791). sein vielseitiges Talent für die Staatskunst beurkundete.

ciuszko schickte deshalb seinen Freund Zajaczek (sprich Zajonschek) nach Warschau, um Alles in der Stille vorzubereiten. Er selbst begab sich eiligst an die Grenzen der Republik; allein, Kundschafter hinterbrachten ihm, noch bevor er das vaterländische Gebiet betreten hatte, eine Nachricht, welche ihn nöthigte, seinen Aufenthalt plötzlich zu verändern.

Er reisete durch Deutschland in tiefster Stille nach Italien, wo er mit Sorgfalt unbekannt zu bleiben suchte. Oeffentliche Blätter aber meldeten alsobald, daß der berühmteste polnische General in dem einfachen Kleide eines Reisenden den classischen Boden der Freiheit und der Wissenschaft betreten habe, um dessen Schätze kennen zu lernen.

Diese Nachricht, die schnell bis nach Polen vordrang, gab dem Staate und besonders der russischen Partei die Ruhe wieder. Diese scheinbare Abwesenheit des mit Recht so gefürchteten Oberhauptes aller Freigesinnten brachte die Verschwörung, ohne Verdacht, in tiefem Schweigen ihrer Vollendung nahe. Unterdessen aber gaben sich in Polen selbst die Mitglieder des Reichstags die Versicherung der Standhaftigkeit, trotz dem Wankelmuthe des Königs. Mit Thränen nahm das Volk, als sie sich, gleich Verbannten, aus der Residenz eines so schwachen Fürsten entfernten, von ihnen Abschied.

Durch des Königs Beitritt aufgemuntert, und von dem Vertrauen auf die russische Unterstützung beseelt, maßte sich die targowiczer Conföderation das Recht an, der ganzen Nation ihre Befehle zu ertheilen. Indessen hatte sich die polnische Armee immer tiefer in das Land zurückgezogen; die russische faßte immer festern Fuß und rückte ihr nach. Auch in Litthauen wurde der Adel durch Androhung harter Strafen, und durch die Ränke des arglistigen Bischofs Kossakowski zu einer Conföderation gezwungen, welche eine Bundesacte von Litthauen bewerkstelligen und beschwören sollte. An die Spitze derselben stellte man ohne sein Vorwissen den Fürsten Kasimir Sapieha, als Marschall von Litthauen, und der schwache Greis ließ sich auch vom Könige zur Annahme dieser Stelle bereden. Der König selbst sagte sich feierlichst von der neuen Constitution los, und die Verordnungen derselben wurden von dem targowiczer Bunde für ungültig erklärt.

Digitized by Google

Jetzt erklärte auch Preußen, auf dessen Beistand die polnischen Patrioten bisher gerechnet hatten, zu großer Bestürzung derselben, seine Uebereinstimmung mit den Grundsätzen des russischen Cabinets und rechtfertigte das Einrücken seiner Truppen (unter Marschall Möllendorf) durch die Bemerkung, daß sich der Geist und die verderblichen Grundsätze der französischen Demokraten auch in Polen ausbreiteten.

Am 24. Februar ward Danzig besetzt. Gleich darauf kam der russische Gesandte Sievers, nebst dem General Igielström, nach Grodno. Die targowiczer Conföderation mußte sich in die Theilungsentwürfe von Preußen und Rußland fügen. Das erstere nahm (mittelst einer Erklärung vom 9. April 1793) von den Woiwodschaften Posen, Gnesen und Kalisch, dem Lande Wielun, dem Bezirk Dobrzyn, der Stadt und dem Kloster Czenstochau, Cujavien und den Woiwodschaften Rava und Plock, zusammen 760¼ Quadratmeilen, unter dem Namen Südpreußen, förmlich Besitz.

Der bisherige Constitutionsreichstag lösete sich auf. „Unter dem Schutze der weisen Katharina", so sprach man zur Nation, „sollte ein felsenfestes Gebäude der alten Freiheit der Väter aufgeführt werden!"

Der Marschall Felix Potocki, als Urheber desselben, ward von den Schmeichlern „der Große" genannt und stellte unter dem Schutze der Kaiserin Katharina gleichsam einen Dictator vor. Eigentlich aber war der Bischof Kossakowski Derjenige, der die ganze Maschine der russischen Partei leitete und für seine Zwecke Staatsbeamte und Generale wählte. Potocki nahm nur in Rücksicht des Ranges die erste Stelle ein. Der König Stanislaus aber hatte die Achtung und das Vertrauen des russischen Hofs zu gleicher Zeit verscherzt.

Die russischen Truppen fügten indessen den Polen so harte Bedrückungen zu, daß viele Bauern, in Verzweiflung darüber, ihre Lehmhütten mit dem dürftigen Hausrath verließen und sich selbst während des Winters in den Wäldern aufhielten. Heerdenweise wurden diese armen Geschöpfe von den Russen in die Steppen bei Oczakow (spr. Otschakoff) getrieben, um mit ihnen ihre Regimenter wieder vollzählig zu machen.

Um die Reichsversammlung, nebst dem Könige, zur Unterschrift des Abtretungsvergleichs mit Preußen ohne

Digitized by Google

alle Einschränkung zu bewegen, ward der königliche Palast, die Versammlung, der Thron, ja der König selbst mit Soldaten umgeben, und vier von den Landboten, die sich widersetzten, durch Kosacken weggeführt.

So wurde endlich die zweite Theilung bewerkstelligt (am 14. Oktober 1793). Rußland eignete sich Litthauen und die Woiwodschaften Barclav, Kiew, die Ukraine, namentlich den noch übrigen Theil der Woiwodschaften Willna, Nowogrodeck, Brzesc, den Rest von Plock, und mehr als die Hälfte von Volhynien zu.

Preußen behauptete den Besitz von fast ganz Großpolen, nebst Danzig und Thorn, und den Bezirk von Czenstochau. Das Haupt der targowiczer Conföderation, Felix Potocki, und mehre seiner Gehülfen entfernten sich aus Polen; und irrten, Scham, Verdruß und Verzweiflung im Herzen, unstät und flüchtig umher.

Die Volsgährung hatte den höchsten Grad erreicht, und wer weiß, ob nicht da schon die Revolution in ihrem ganzen furchtbaren Umfange ausgebrochen wäre, hätte nicht die Nation auf das Zeichen ihres Vaters und Retters, von dem sie wußte, daß er sie nicht verlassen werde, gewartet.

Der vorsichtige Kosciuszko blieb aber noch immer ruhig, gleich einem Vulkane, den sein inneres Feuer verzehrt. Ein dumpfes geistiges Brüten war jetzt der Hauptzug, der die Bewohner von Warschau und Krakau charakterisirte. Allgemeine Gährung rings umher, als ein edictähnlicher Antrag des russischen Ministers, Baron Igielström, die polnischen Truppen bis auf 16,000 Mann ihrer Dienste zu entlassen und sie russischen Regimentern einzuverleiben, den Bogen der Volksgeduld so anspannte, daß er endlich entzweiriß. Man wollte, ehe die Opferhandlung vor sich gehen sollte, das Opfer so recht eigentlich wehrlos machen, damit man bei dem Unternehmen in gar nichts gestört werden möchte.

Allein, noch lebte der alte Heldenmuth in den Herzen der Polen, noch waren nicht alle ihrer Väter unwürdig.

Madalinski, ein Südpreuße von Geburt, vormaliger Hauptmann bei der adeligen gallizischen Garde zu Wien und jetzt Brigadeanführer der polnischen Nationalreiterei, welcher im Anfange der Revolution von 1791 in den Dienst seines Vaterlandes getreten war, hatte

auf dem Wege nach Warschau, wohin er, von seinem Standquartiere Pultusk aus, gereiset war, um den seit acht Monaten rückständigen Sold zu fodern, vernommen, daß auch seine Brigade mit auf der Liste der beschlossenen Verminderung stehe. Mit einemmale war der Entschluß gefaßt, die Fackel der Empörung anzuzünden. Er brach eiligst nach Mlawa auf, in der Woiwodschaft Plock, von wo aus er eine Truppenabtheilung nach Soldau schickte, um die preußische Casse in Beschlag zu nehmen, marschirte dann über Sierpsk, wo er mehre preußische Offiziere zu Gefangenen machte, nach Wyzogrod, setzte hier über den Weichselstrom und drang ohne Hinderniß über Sochaczew und Rawa bis nach Nowe-Miasto vor (den 15. März 1794). Vergebens wartete General Igielström zu Warschau auf seine Ankunft, um ihn in russische Dienste zu nehmen. Er schrieb nämlich am Tage seiner Abreise an die Kriegscommission einen Brief, welcher vermuthen ließ, daß er seinen Wirkungskreis zu vertauschen nicht abgeneigt sei. Der Pole hatte den Russen überlistet.

Er dringt mit ebenso großer Gewandtheit als kühnem Muthe vorwärts, überfällt die Grenzstadt Szreusk, zerstreut das dortige Commando, unter dem Oberstlieutenant von Tümpling, und hält in der Woiwodschaft Sieradien eine Revolutionsversammlung von 80 Edelleuten, um das fremde Joch abzuwerfen.

Madalinski selbst schlug, nachdem er auch in der Woiwodschaft Sendomir eingerückt war, dem Adel eine Conföderation vor, um, wie er sagte, das Vaterland zu retten. Aber die Aufgefoderten konnten noch immer die Furcht vor der Gewalt der fremden Waffen nicht überwältigen, und gaben zur Antwort: sie seien bereit, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, wenn er nur einer auswärtigen Unterstützung versichert wäre, allein, ohne diese gewisse Hoffnung sehe man keine Möglichkeit dazu.

Es fehlte der Partei der Patrioten noch das Haupt, auf dessen Erfahrung und Geist man bauen, und in dessen Hände man die Sache des Vaterlandes legen konnte. Madalinski, welcher sich bei Novemiasto wieder in das Gebiet der Republik begeben hatte, mochte damals nicht mehr als 4000 Mann beisammen haben. Zwar stießen bald noch einige Escadrons zu ihm, die

Digitized by Google

ein Offizier mit Namen Zaborowski anführte. Es hieß auch, daß eine andere Abtheilung polnischer Nationaltruppen, die Brigade Walewski, unter dem Commando des Obersten Manret*), sich ihrer Abdankung gleichfalls widersetzt hätte und zum Corps des Brigadiers Madalinski gestoßen wäre.

Unterdessen setzten sich die in Polen stationirten russischen Truppen von allen Seiten unter den Generalen Denissow, Rachmanoff und Tormansoff in Begegung. Der Baron von Igielström, der sowol Generalcommandant aller russischen Truppen in Polen, als bevollmächtigter Minister der Kaiserin war, übergab, sobald er von dem Aufstande eines Theiles der polnischen Kriegsmacht Nachricht erhalten hatte, dem Conseil permanent eine Note, worin er demselben die Gefahren vorstellte, welche der Republik, der Regierung, der Person des Königs und endlich ihm selbst droheten, wofern nicht das Justizdepartement, unterstützt von der ganzen Macht der Administration, das Uebel in der Geburt erstickte. Allein, dem Begehren, alle verdächtige Personen, ohne Unterschied des Ranges, der Geburt und des Geschlechts, in Verhaft zu nehmen, setzte man die Reichsgesetze entgegen, welche verbieten, einen Edelmann gefangen zu nehmen, wenn er nicht vorerst gesetzmäßig überwiesen worden ist.

Unter diesen Umständen glaubte der General Igielström sich der Gewalt bedienen zu müssen, und ließ von allen Seiten russische Truppen gegen Warschau anrücken. Die Gegenwart dieser fremden Macht konnte gleichwol nicht verhüten, daß die Gährung immer weiter umsichgriff; sie gab sich durch Feuersbrünste, rothe Mützen und andere Zeichen genugsam kund. In Krakau gewann die Sache ein ernsteres Ansehen.

Kosciuszko, der den ganzen Lauf der Dinge mit ruhiger Beobachtung verfolgt hatte, fand nun erst, daß der wahre Augenblick der Noth gekommen sei. Darum ist nichts vermögend, ihn zurückzuhalten, er eilt nach Krakau und zieht, an der Spitze einiger wenigen Freunde, in der Nacht vom 23. auf den 24. März 1794 in der alten Königsstadt ein.

*) Nach Einigen, Manget und Mangette. Vergl. „Histoire de révolution de Pologne en 1794, par un témoin oculaire" (Paris, an V de la républ., 1797), pag. 92 et 95.

Flusses sollte Prinz Joseph Poniatowski von Dubienka (spr. Dubienkon) bis nach Brzesc in Litthauen, eine Strecke von beinahe 10 deutschen Meilen, vertheidigen, Zabiello sollte den Bug von Brzesc bis an die Weichsel schützen.

Kosciuszko stand bei Dubienka; in der Mitte bei Opalin Poniatowski, von da weiter nach Litthauen, wo der Uebergang gar nicht verhindert werden konnte, sollten Mokronowski und Wielhorski den Feind abwehren. Der Hauptangriff der Russen, unter ihrem Obergeneral Kochowski, geschah mit 18,000 Mann auserlesener Truppen und mehr als 40 Kanonen auf Kosciuszko. Dieser, der in seinem verschanzten Lager*) nicht mehr als 4000 Mann und acht Kanonen hatte, nöthigte dreimal die russische Infanterie, sich mit großem Verluste zurückzuziehen. Da aber seine Stellung auch von Gallizien her bedroht wurde, mußte er sie endlich verlassen; die Russen verloren bei 4000, die Polen nicht mehr als 900 Mann. Alle Taktiker hatten nur Eine Stimme, daß der blutige Tag bei Dubienka (17. Juli 1792) den Thaten der Griechen und Römer nicht unwürdig erscheine, und daß auch Polen, obschon ohne Thermopylen, auf offenem, ebenem Felde seinen Leonidas besitze. Bei der Erinnerung an diese Großthaten, darf ein Waffengefährte Kosciuszko's nicht übergangen werden, der sich durch seine heldenkühne Standhaftigkeit einen ehrenvollen Platz in den Annalen seines Volkes errungen hat; es war der Major Krasicki, der sich mit einem Zwölfpfüder und fünf kleinern Stücken gegen eine russische Division, die zehnmal stärker war als sein Corps, ohne zu weichen hielt, und die Vertheidigung des Uebergangs über den Bug nicht eher aufgab, als bis eine feindliche Granate seinen Pulvervorrath in die Luft gesprengt hatte.

Der schwache König, der nur zum Schein zu einer Reise nach der Armee Anstalten machte, verhielt sich indessen ganz ruhig in seinem Schlosse zu Warschau. Umsonst hoffte die Nation ihn an ihrer Spitze zu sehen und in seiner Ankunft im Lager das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch zu erblicken. Statt seiner erschien ein

*) Nach Seume („Einige Nachrichten über die Vorfälle in Polen. 1794".) hatte er zur Befestigung dieses Postens nur 24 Stunden Zeit gehabt.

sogenanntes Universale, wodurch er die Polen dringend zur Landesvertheidigung auffoderte. Alles fing an, sich zu versammeln. Allein, die Furcht, mit seiner geringen Kriegsmacht den kolossalen Massen Rußlands nicht widerstehen, Preußens Verbindung mit demselben nicht hindern, und endlich gar, wenn die polnische Nation im Kampfe für die Freiheit nicht glücklich wäre, auf keine Weise entrinnen zu können, vernichtete in ihm jeden gefaßten Entschluß. Stanislaus ging mit sich zu Rathe, ob es besser, oder vielmehr, ob es vortheilhafter sei, seine Ehre zu verpfänden, oder als Opfer dieses Kampfes zu fallen.

Noch mochte er schwanken, als ein Schreiben der Kaiserin Katharina (vom 21. Juni) seinen Entschluß bestimmte, worin diese kluge Fürstin ihn mit diesen Worten zum Beitritt der targowiczer Conföderation zu bewegen wußte.

„Nur in dem Falle, daß Sie diesem meinem Wunsche entsprechen, werden Sie mir es möglich machen, mich künftighin ihre Schwester und freundschaftliche Nachbarin zu nennen".

Er wählte das Erstere, und ohne sich zu bedenken, berief er am folgenden Tage (23. Juli 1792) alle Minister, nebst den Marschällen der Reichsconföderation, zu sich, sprach, den Brief der Kaiserin vorzeigend, von einem geschlossenen Bündniß der drei benachbarten Höfe, von der Unmöglichkeit, zu widerstehen, und von der Nothwendigkeit, sich unter Rußlands Schutz zu begeben. „Ich habe", so schloß er, „den festen Entschluß gefaßt, die targowiczer Acte zu unterzeichnen, und ich werde diesem Vorsatz treu bleiben!"

Nun erwachte der Grundzug des polnischen Charakters — grenzenlose Liebe für Nationalehre. Kosciuszko konnte nicht mehr Augenzeuge sein von dem seinem Vaterlande durch den Waffenstillstand zugefügten Wehe. Er schlug die glänzendsten Anerbietungen russischer Kriegsdienste aus, Armuth und Exil dem Zerfallen mit sich selbst und seinen Grundsätzen vorziehend. Mit den Worten: „O Gott! laß mich nur noch einmal den Säbel für mein Vaterland ziehen!" bestieg er den Postwagen und begab sich nach Dresden und von da nach Leipzig. Seinem Beispiele folgten sechszehn wackere junge Männer aus den angesehensten Familien, die sich

den Helden von Dubienka zum Muster ihres militairischen Lebens vorgesetzt hatten.

In Leipzig traf ihn das Diplom eines französischen Bürgers, mit welchem die Nationalversammlung seinen Patriotismus belohnte.*) Kosciuszko traf zu Dresden den polnischen Kron-Vicekanzler Kollatay (spr. Kollontay)**) und den Grafen Ignatz Potocki, welche ebenfalls nach dem Umsturz der Constitution das Vaterland verlassen hatten.

Hier theilte er Beiden, als bewährten Patrioten, die Nachricht von der Insurrection mit, die man 1793 in Polen vorbereitete.

Er verlebte ein Jahr in stiller Zurückgezogenheit in Leipzig, mit tief beobachtendem Blicke das am Abgrund schwankende Vaekrland verfolgend. Als es aber mit jedem Tage bedenklicher wurde, und immer mehr einleuchtete, daß die Russen ihren Machtarm über ganz Polen auszustrecken sich bemühten, war ein Aufstand in dem Herzen Aller beschlossen. Kosciuszko's tapfere Hand hielt auch von dem Orte, wo er war, den Faden dieser großen Verbindung. Er führte sie von da aus ihrem Zwecke, der Zerstörung alles fremden Einflusses, entgegen. Polens Rettung war sein einziger Gedanke. Die Mittel zur Erreichung derselben legte er einigen Freunden zur Prüfung vor und ertheilte ihnen mehre Aufträge, welche mit einer Freude und einer Energie ausgeführt wurden, wie nur die Begeisterung einer heiligen Sache einflößen kann.

Diese jungen Leute lebten in der Ueberzeugung, daß die Tyrannei eines Einzelnen die Tochter der Feigheit von Vielen sei.

Die große Verschwörung nahete ihrem Ende. Kos-

*) „L'assemblée législative de France honora son patriotisme en lui déférent à cette époque le tire de Citoyen français“. „Biographie des contemp“, Vol. X, pag. 102.

**) K. studirte in Rom und wurde Rector der Universität Krakau. Nachdem er zwölf Jahre lang Vorlesungen gehalten hatte, ward er Mitglied des Reichstages von 1788. Er war es, der die Constitution vom 3. Mai 1791 entworfen und als Schriftsteller durch sein Werk: „Observations sur un ouvrage: Essay sur le droit de succession au trône de Pologne“. (Warschau 1791). sein vielseitiges Talent für die Staatskunst beurkundete.

ciuszko schickte deshalb seinen Freund Zajaczek (sprich Zajonschek) nach Warschau, um Alles in der Stille vorzubereiten. Er selbst begab sich eiligst an die Grenzen der Republik; allein, Kundschafter hinterbrachten ihm, noch bevor er das vaterländische Gebiet betreten hatte, eine Nachricht, welche ihn nöthigte, seinen Aufenthalt plötzlich zu verändern.

Er reisete durch Deutschland in tiefster Stille nach Italien, wo er mit Sorgfalt unbekannt zu bleiben suchte. Oeffentliche Blätter aber meldeten alsobald, daß der berühmteste polnische General in dem einfachen Kleide eines Reisenden den classischen Boden der Freiheit und der Wissenschaft betreten habe, um dessen Schätze kennen zu lernen.

Diese Nachricht, die schnell bis nach Polen vordrang, gab dem Staate und besonders der russischen Partei die Ruhe wieder. Diese scheinbare Abwesenheit des mit Recht so gefürchteten Oberhauptes aller Freigesinnten brachte die Verschwörung, ohne Verdacht, in tiefem Schweigen ihrer Vollendung nahe. Unterdessen aber gaben sich in Polen selbst die Mitglieder des Reichstags die Versicherung der Standhaftigkeit, trotz dem Wankelmuthe des Königs. Mit Thränen nahm das Volk, als sie sich, gleich Verbannten, aus der Residenz eines so schwachen Fürsten entfernten, von ihnen Abschied.

Durch des Königs Beitritt aufgemuntert, und von dem Vertrauen auf die russische Unterstützung beseelt, maßte sich die targowiczer Conföderation das Recht an, der ganzen Nation ihre Befehle zu ertheilen. Indessen hatte sich die polnische Armee immer tiefer in das Land zurückgezogen; die russische faßte immer festern Fuß und rückte ihr nach. Auch in Litthauen wurde der Adel durch Androhung harter Strafen, und durch die Ränke des arglistigen Bischofs Kossakowski zu einer Conföderation gezwungen, welche eine Bundesacte von Litthauen bewerkstelligen und beschwören sollte. An die Spitze derselben stellte man ohne sein Vorwissen den Fürsten Kasimir Sapieha, als Marschall von Litthauen, und der schwache Greis ließ sich auch vom Könige zur Annahme dieser Stelle bereden. Der König selbst sagte sich feierlichst von der neuen Constitution los, und die Verordnungen derselben wurden von dem targowiczer Bunde für ungültig erklärt.

Digitized by Google

Jetzt erklärte auch Preußen, auf dessen Beistand die polnischen Patrioten bisher gerechnet hatten, zu großer Bestürzung derselben, seine Uebereinstimmung mit den Grundsätzen des russischen Cabinets und rechtfertigte das Einrücken seiner Truppen (unter Marschall Möllendorf) durch die Bemerkung, daß sich der Geist und die verderblichen Grundsätze der französischen Demokraten auch in Polen ausbreiteten.

Am 24. Februar ward Danzig besetzt. Gleich darauf kam der russische Gesandte Sievers, nebst dem General Igielström, nach Grodno. Die targowiczer Conföderation mußte sich in die Theilungsentwürfe von Preußen und Rußland fügen. Das erstere nahm (mittelst einer Erklärung vom 9. April 1793) von den Woiwodschaften Posen, Gnesen und Kalisch, dem Lande Wielun, dem Bezirk Dobrzyn, der Stadt und dem Kloster Czenstochau, Cujavien und den Woiwodschaften Rava und Plock, zusammen 760¼ Quadratmeilen, unter dem Namen Südpreußen, förmlich Besitz.

Der bisherige Constitutionsreichstag lösete sich auf. „Unter dem Schutze der weisen Katharina", so sprach man zur Nation, „sollte ein felsenfestes Gebäude der alten Freiheit der Väter aufgeführt werden!"

Der Marschall Felix Potocki, als Urheber desselben, ward von den Schmeichlern „der Große" genannt und stellte unter dem Schutze der Kaiserin Katharina gleichsam einen Dictator vor. Eigentlich aber war der Bischof Kossakowski Derjenige, der die ganze Maschine der russischen Partei leitete und für seine Zwecke Staatsbeamte und Generale wählte. Potocki nahm nur in Rücksicht des Ranges die erste Stelle ein. Der König Stanislaus aber hatte die Achtung und das Vertrauen des russischen Hofs zu gleicher Zeit verscherzt.

Die russischen Truppen fügten indessen den Polen so harte Bedrückungen zu, daß viele Bauern, in Verzweiflung darüber, ihre Lehmhütten mit dem dürftigen Hausrath verließen und sich selbst während des Winters in den Wäldern aufhielten. Heerdenweise wurden diese armen Geschöpfe von den Russen in die Steppen bei Oczakow (spr. Otschakoff) getrieben, um mit ihnen ihre Regimenter wieder vollzählig zu machen.

Um die Reichsversammlung, nebst dem Könige, zur Unterschrift des Abtretungsvergleichs mit Preußen ohne

Digitized by Google

alle Einschränkung zu bewegen, ward der königliche Palast, die Versammlung, der Thron, ja der König selbst mit Soldaten umgeben, und vier von den Landboten, die sich widersetzten, durch Kosacken weggeführt.

So wurde endlich die zweite Theilung bewerkstelligt (am 14. Oktober 1793). Rußland eignete sich Litthauen und die Woiwodschaften Barclav, Kiew, die Ukraine, namentlich den noch übrigen Theil der Woiwodschaften Willna, Nowogrodeck, Brzesc, den Rest von Plock, und mehr als die Hälfte von Volhynien zu.

Preußen behauptete den Besitz von fast ganz Großpolen, nebst Danzig und Thorn, und den Bezirk von Czenstochau. Das Haupt der targowiczer Conföderation, Felix Potocki, und mehre seiner Gehülfen entfernten sich aus Polen; und irrten, Scham, Verdruß und Verzweiflung im Herzen, unstät und flüchtig umher.

Die Volsgährung hatte den höchsten Grad erreicht, und wer weiß, ob nicht da schon die Revolution in ihrem ganzen furchtbaren Umfange ausgebrochen wäre, hätte nicht die Nation auf das Zeichen ihres Vaters und Retters, von dem sie wußte, daß er sie nicht verlassen werde, gewartet.

Der vorsichtige Kosciuszko blieb aber noch immer ruhig, gleich einem Vulkane, den sein inneres Feuer verzehrt. Ein dumpfes geistiges Brüten war jetzt der Hauptzug, der die Bewohner von Warschau und Krakau charakterisirte. Allgemeine Gährung rings umher, als ein edictähnlicher Antrag des russischen Ministers, Baron Igielström, die polnischen Truppen bis auf 16,000 Mann ihrer Dienste zu entlassen und sie russischen Regimentern einzuverleiben, den Bogen der Volksgeduld so anspannte, daß er endlich entzweiriß. Man wollte, ehe die Opferhandlung vor sich gehen sollte, das Opfer so recht eigentlich wehrlos machen, damit man bei dem Unternehmen in gar nichts gestört werden möchte.

Allein, noch lebte der alte Heldenmuth in den Herzen der Polen, noch waren nicht alle ihrer Väter unwürdig.

Madalinski, ein Südpreuße von Geburt, vormaliger Hauptmann bei der adeligen gallizischen Garde zu Wien und jetzt Brigadeanführer der polnischen Nationalreiterei, welcher im Anfange der Revolution von 1791 in den Dienst seines Vaterlandes getreten war, hatte

auf dem Wege nach Warschau, wohin er, von seinem Standquartiere Pultusk aus, gereiset war, um den seit acht Monaten rückständigen Sold zu fodern, vernommen, daß auch seine Brigade mit auf der Liste der beschlossenen Verminderung stehe. Mit einemmale war der Entschluß gefaßt, die Fackel der Empörung anzuzünden. Er brach eiligst nach Mlawa auf, in der Woiwodschaft Plock, von wo aus er eine Truppenabtheilung nach Soldau schickte, um die preußische Casse in Beschlag zu nehmen, marschirte dann über Sierpsk, wo er mehre preußische Offiziere zu Gefangenen machte, nach Wyzogrod, setzte hier über den Weichselstrom und drang ohne Hinderniß über Sochaczew und Rawa bis nach Nowe=Miasto vor (den 15. März 1794). Vergebens wartete General Igielström zu Warschau auf seine Ankunft, um ihn in russische Dienste zu nehmen. Er schrieb nämlich am Tage seiner Abreise an die Kriegscommission einen Brief, welcher vermuthen ließ, daß er seinen Wirkungskreis zu vertauschen nicht abgeneigt sei. Der Pole hatte den Russen überlistet.

Er dringt mit ebenso großer Gewandtheit als kühnem Muthe vorwärts, überfällt die Grenzstadt Szreusk, zerstreut das dortige Commando, unter dem Oberstlieutenant von Tümpling, und hält in der Woiwodschaft Sieradien eine Revolutionsversammlung von 80 Edelleuten, um das fremde Joch abzuwerfen.

Madalinski selbst schlug, nachdem er auch in der Woiwodschaft Sendomir eingerückt war, dem Adel eine Conföderation vor, um, wie er sagte, das Vaterland zu retten. Aber die Aufgefoderten konnten noch immer die Furcht vor der Gewalt der fremden Waffen nicht überwältigen, und gaben zur Antwort: sie seien bereit, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, wenn er nur einer auswärtigen Unterstützung versichert wäre, allein, ohne diese gewisse Hoffnung sehe man keine Möglichkeit dazu.

Es fehlte der Partei der Patrioten noch das Haupt, auf dessen Erfahrung und Geist man bauen, und in dessen Hände man die Sache des Vaterlandes legen konnte. Madalinski, welcher sich bei Novemiasto wieder in das Gebiet der Republik begeben hatte, mochte damals nicht mehr als 4000 Mann beisammen haben. Zwar stießen bald noch einige Escadrons zu ihm, die

Digitized by Google

ein Offizier mit Namen Zaborowski anführte. Es hieß auch, daß eine andere Abtheilung polnischer Nationaltruppen, die Brigade Walewski, unter dem Commando des Obersten Manret*), sich ihrer Abdankung gleichfalls widersetzt hätte und zum Corps des Brigadiers Madalinski gestoßen wäre.

Unterdessen setzten sich die in Polen stationirten russischen Truppen von allen Seiten unter den Generalen Denissow, Rachmanoff und Tormansoff in Begegung. Der Baron von Igielström, der sowol Generalcommandant aller russischen Truppen in Polen, als bevollmächtigter Minister der Kaiserin war, übergab, sobald er von dem Aufstande eines Theiles der polnischen Kriegsmacht Nachricht erhalten hatte, dem Conseil permanent eine Note, worin er demselben die Gefahren vorstellte, welche der Republik, der Regierung, der Person des Königs und endlich ihm selbst droheten, wofern nicht das Justizdepartement, unterstützt von der ganzen Macht der Administration, das Uebel in der Geburt erstickte. Allein, dem Begehren, alle verdächtige Personen, ohne Unterschied des Ranges, der Geburt und des Geschlechts, in Verhaft zu nehmen, setzte man die Reichsgesetze entgegen, welche verbieten, einen Edelmann gefangen zu nehmen, wenn er nicht vorerst gesetzmäßig überwiesen worden ist.

Unter diesen Umständen glaubte der General Igielström sich der Gewalt bedienen zu müssen, und ließ von allen Seiten russische Truppen gegen Warschau anrücken. Die Gegenwart dieser fremden Macht konnte gleichwol nicht verhüten, daß die Gährung immer weiter umsichgriff; sie gab sich durch Feuersbrünste, rothe Mützen und andere Zeichen genugsam kund. In Krakau gewann die Sache ein ernsteres Ansehen.

Kosciuszko, der den ganzen Lauf der Dinge mit ruhiger Beobachtung verfolgt hatte, fand nun erst, daß der wahre Augenblick der Noth gekommen sei. Darum ist nichts vermögend, ihn zurückzuhalten, er eilt nach Krakau und zieht, an der Spitze einiger wenigen Freunde, in der Nacht vom 23. auf den 24. März 1794 in der alten Königsstadt ein.

*) Nach Einigen, Manget und Mangette. Vergl. „Histoire de révolution de Pologne en 1794, par un témoin oculaire" (Paris, an V de la républ., 1797), pag. 92 et 95.

Das Volk strömte herbei. Unzählige Fackeln wurden angezündet und die Nacht in Tag verwandelt. Die überschwemmt waren die Straßen. Selbst Damen kamen herbei und wollten den großen Feldherrn sehen, der, in der Mitte der ausgezeichnetsten Männer der Nation, in seinem einfachen und bestäubten Reiseanzuge auf das Rathhaus ging, von wo er den Befehl erließ, alle Läden zu schließen, und alle Waffen, die nur aufzutreiben waren, herbeizuschaffen. Währenddem dieses geschah, rief das versammelte Volk unaufhörlich: „Es lebe Kosciuszko, der Retter des Vaterlandes, es lebe die Freiheit!" und der Senat erklärte ihn feierlichst zum Oberbefehlshaber aller polnischen Truppen.

Diese unumschränkte Diktatursmacht wurde durch eine Acte der Insurrectionsakte der Bürger und Einwohner der Woiwodschaft Krakau, welche von der Stadt Krakau am 24. März unterschrieben wurden, in die Hände dieses Mannes niedergelegt. Sie lautet in ihren besonderen Dispositionen:

1) Wir wählen und erklären durch gegenwärtige Acte den Thaddäus Kosciuszko zum höchsten und einzigen Befehlshaber unserer ganzen bewaffneten Macht.

2) Gedachter Befehlshaber wird unverzüglich einen obersten Nationalrath errichten. Wir vertrauen seinem Patriotismus die Wahl der Mitglieder an, sowie die Ordnung und Einrichtung anzuordnen. Der Befehlshaber selbst wird in diesem Rathe als ein actives Mitglied Sitz und Stimme haben.

3) Die Einrichtung der bewaffneten Nationalmacht gehört einzig und allein in der Gewalt des Befehlshabers [illegible], sowie die Ernennung der Personen zu den Militärchargen von jedem Range, wie auch der Gebrauch der bewaffneten Macht gegen die Feinde des Vaterlandes und der heiligen Nationalsache. Hierin wird der oberste Nationalrath die Befehle und Anordnungen dieses einzigen Befehlshabers, der durch den Willen der Nation [illegible] und erwählt worden ist, ohne den geringsten Verzug vollziehen.

4) In dem Falle, daß der Befehlshaber Thaddäus Kosciuszko wegen Krankheit oder aus andern Ursachen die Pflichten seines wichtigen Amtes nicht erfüllen könnte, so soll er seinen Stellvertreter ernennen, nachdem er sich darüber zuvor mit dem höchsten Nationalrathe beredet

hat; oder wenn ein plötzlicher Tod, oder eine andere Begebenheit uns den besagten Naczelnik*) raubte, wodurch die Nation ohne Haupt und Stütze wäre, so soll der erste General nach ihm in der Armee das Commando ad interim übernehmen, und der höchste Nationalrath wird an die Stelle Kosciuszko's einen andern Oberbefehlshaber wählen. In diesen beiden Fällen aber soll der Oberfeldherr der bewaffneten Macht, da er nicht mehr durch die unmittelbare Ernennung der Nation, sondern durch die Wahl des höchsten Nationalrathes zu dieser Würde erhoben ist, in Allem unter dem Befehle des besagten Rathes stehen.

5) Der höchste Nationalrath wird für den öffentlichen Schatz sorgen, um die bewaffnete Macht zu unterhalten, um alle Kriegsausgaben, wie auch alle Kosten zu bestreiten, die er zur Unterstützung der Insurrection für nöthig erachten wird. Dieser Rath wird daher die Macht haben, provisorisch den Bürgern Abgaben aufzulegen, über die Nationalgüter und liegenden Gründe zu verfügen und endlich, es sei im Lande, oder außerhalb desselben, eine Anleihe zu erheben. Auch wird dieser Rath die Aushebung der Rekruten anordnen und die bewaffnete Macht mit allen Kriegsbedürfnissen, als Waffen, Munition, Kleidung, Proviant rc., versorgen.

Er wird die Ordnung unterhalten und alle Hindernisse und Plane vernichten, welche gegen diesen Aufstand gerichtet sein könnten. Er wird sich bemühen, der Nation Unterstützung und Hülfe bei fremden Nationen zu verschaffen und zuletzt sich bestreben, der öffentlichen Meinung die zweckmäßige Richtung zu geben und den Nationalgeist zu beleben und zu verbreiten, damit Vaterland und Freiheit die Losung sei, welche alle Bewohner Polens zu den größten Aufopferungen anfeure. Dies sind die Hauptpflichten, welche wir dem höchsten Nationalrathe auflegen.

6) Wir setzen eine Polizeicommission für unsere Woiwodschaft, Landschaft und Districte nach einem von uns provisorisch entworfenen Plane fest. Diese Commission wird als die einzige executive (vollziehende) Gewalt des Oberbefehlshabers der bewaffneten National-

*) Dieses Wort bedeutet im Polnischen so viel als Dictator, oder oberster Feldherr.

macht und des höchsten Nationalrathes verpflichtet sein, alle ihre Befehle und Anordnungen zu erfüllen, welche der ihnen anvertrauten Gewalt gemäß sind. Der höchste Nationalrath wird die Einrichtung und besondern Pflichten dieser Commission unverzüglich vorschreiben; wir aber versprechen, ihre Beschlüsse auf das genaueste zu vollziehen.

7) Der höchste Nationalrath wird die Einrichtung, den Gang und sichere Grundsätze für das höchste Criminalgericht, welches bei demselben seinen Sitz haben wird, vorschreiben.

8) Da wir unter den jetzigen Umständen nicht im Stande sind, die Mitglieder dieses Criminalgerichtes gehörig zu ernennen, so überlassen wir es dem Rathe, diese Glieder aus denjenigen Personen zu wählen, welche auf den letztern freien Landtagen und Stadtwahlen zu dem Amte eines Richters sind ernannt worden.

9) Vor dieses Gericht gehören alle Verbrechen wider die Nation, und alle dem heiligen Endzwecke unserer Insurrection zuwiderlaufende Handlungen, als gegen das Wohl des Vaterlandes begangene Verbrechen. Alle diese Verbrechen sollen mit dem Tode bestraft werden.

10) Wir ertheilen dem Oberbefehlshaber der bewaffneten Gewalt die Befugniß, Kriegs- und Standrecht den militairischen Verordnungen und Gesetzen gemäß zu halten.

11) Wir erklären auf das feierlichste durch diesen Act, daß keine von diesen provisorischen und angeordneten Gewalten, weder einzeln noch in Gemeinschaft, Acten von der Art festsetzen darf, wodurch eine Nationalconstitution begründet werden könnte, vielmehr soll ein jeder solcher Act als eine Usurpation der Alleinherrschaft der Nation angesehen werden, welche derjenigen ähnlich ist, gegen welche wir uns jetzt mit Aufopferung unsers Lebens erheben.

12) Alle durch die gegenwärtige Acte auf eine Zeitlang eingesetzte Zweige der Gewalt sollen nur so lange in ihrer Kraft und Thätigkeit bleiben, bis wir den Zweck unsers jetzigen Aufstandes erreicht haben, das ist, bis Polen von fremden Truppen und jeder fremden bewaffneten Macht frei, und die Integrität der Grenzen hergestellt sein wird. Hiervon sollen der oberste Befehlshaber sowol als der Nationalrath die Bürger zu benach-

richtigen gehalten sein, unter strengster Verantwortlichkeit ihrer Personen und Güter. Alsdann wird die Nation, in ihren Repräsentanten versammelt, den provisorischen Gewalten von ihrer Handlungs- und Verfahrungsart Rechenschaft abnehmen; dann wird die Nation der Welt jene Dankbarkeit verkündigen, welche sie den tugendhaften Söhnen des Vaterlandes zollt, um ihre Bemühungen und Aufopferungen nach Verdienst zu belohnen; dann wird endlich die Nation ihr künftiges Glück, sowie das Wohl ihrer spätesten Nachkommenschaft begründen.

13) Wir verpflichten den Oberbefehlshaber und den höchsten Nationalrath, durch öffentliche Proclamationen der Nation von dem wahren Zustande ihrer Angelegenheiten Nachricht zu geben, ohne selbst die unangenehmsten Vorfälle zu verschweigen, oder zu mildern. Denn unsere Verzweiflung hat den höchsten Grad erreicht, unsere Vaterlandsliebe ist ohne Grenzen, und weder Unglücksfälle, noch Hindernisse aller Art sind im Stande, den Muth und die Tugend der Bürger zu schwächen.

14) Wir geloben uns und der ganzen polnischen Nation Standhaftigkeit in dieser Unternehmung, unverbrüchliche Treue und pünktlichen Gehorsam den in diesem Acte angesetzten Nationalgewalten. Wir beschwören den Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht, sowie den höchsten Rath bei ihrer Liebe zum Vaterlande, alle Mittel anzuwenden, um die Nation zu befreien, und die Integrität des Landes zu erkämpfen.

Indem wir also ihren Händen den Gebrauch unserer Kräfte und unsers Vermögens anvertrauen, so wollen wir, daß sie während des Kampfes der Freiheit mit dem Despotismus, der Gerechtigkeit mit der Ungerechtigkeit, und der Unabhängigkeit mit der Tyrannei die große Wahrheit stets vor Augen haben, daß das Wohl des Volkes das höchste Gesetz ist.

Geschehen zu Krakau, den 24. März 1794, in der Versammlung der Bürger und sämmtlichen Einwohner der Woiwodschaft Krakau.

(Nun folgen einige tausend Unterschriften der Bürger und Einwohner von Krakau.)

Unterschrieben: Kaspar Mzciszewski,
Commissarius der guten Ordnung, welchem das Protokoll aufgetragen ist.

An dem nämlichen Tage erschien noch folgende Verordnung:

Obgleich wir schon in der Acte unsers Aufstandes unsere Willensmeinung in Betreff der Regierungen und Gewalten, die bis zur gänzlichen Befreiung Polens von seinen innern und äußern Feinden bestehen sollen, erklärt haben, so sind wir doch auch überzeugt, daß wir ohne thätige Unterstützung uns keinen glücklichen Erfolg versprechen dürfen. Daher tragen wir dem Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht und dem Nationalrathe auf, die Truppen sogleich mit Munition und jedem nöthigen Kriegsapparate zu versehen und gehörig zu organisiren, indessen wir Bürger und Einwohner der Woiwodschaft Krakau zu ihrer einstweiligen Unterstützung und Verstärkung festsetzen:

1) Alle Bürger von 18 — 27 Jahren, Kranke und Gebrechliche ausgenommen, sollen sich auf den Aufruf des Oberbefehlshabers bei der Armee stellen; überdies aber sollen alle Einwohner in den Städten und Dörfern unserer Woiwodschaft sich nach der beliebigen Anordnung des Naczelniks bewaffnen.

2) Da der Nationalschatz sich noch in den Händen der Verräther des Vaterlandes und in fremder Uebermacht befindet, so legen wir zur Bestreitung der nothwendigen Ausgaben unserer Woiwodschaft eine provisorische Abgabe auf, in der besten Ueberzeugung, daß die übrigen Woiwodschaften nicht ermangeln werden, diesem Beispiele patriotischen Eifers nachzuahmen. Die neue Abgabe soll nach dem Verhältnisse des Vermögens von jedem Privatmanne und von der sämmtlichen Geistlichkeit, die Klöster nicht ausgenommen, entrichtet werden. Das Vermögen der letztern wird nach der Anzahl der in jedwedem Kloster lebenden Personen berechnet. Auch die Juden sind gehalten, das Kopfgeld von einem Jahre zu dieser Abgabe zu entrichten. In Verlauf von 3 Wochen muß diese Auflage, den Befehlen des Oberfeldherrn gemäß, abgetragen werden.

Geschehen zu Krakau in der Versammlung der Bürger der Woiwodschaft Krakau, den 24. März 1794.

K. Mzciszewski, Secretair und Ordnungscommissair.

Kosciuszko ließ sofort nach dieser feierlichen Autorisation, deren Hauptinhalt ihm schon bei seinem ersten

Eintritt in das Rathhaus durch eine Ehrengesandtschaft war bekanntgemacht worden, alle vorhandene Mannschaft und die ganze mannbare Jugend unter das Gewehr treten und im Dunkel der Nacht auf die Fahne von Jan Sobieski dem Vaterlande den Eid der Treue schwören.

Kaum war der Morgen angebrochen, so wurde der Naczelnik Kosciuszko von der gesammten Bürgerschaft abgeholt und auf den Marktplatz begleitet. Hier hielt er, bei geschlossenen Thoren, eine Rede an das Volk, worin er den wichtigen Zeitpunkt für das Wohl oder Wehe der Nation schilderte und zur willigen Aufnahme seiner Krieger und zu kräftiger Mitwirkung nachdrucksvoll ermahnte. Einmüthiger Jubel, und ein lautes „Er lebe hoch! Freiheit und Vaterland!" verkündigten dem Dictator seines Ersuchens volle Gewährung.

Nun begibt er sich unter dem Jauchzen der Menge wieder auf das Rathhaus zurück, von wo aus er Befehl ertheilte, sich aller Cassen zu bemächtigen, Gold- und Silbergeschir in den Kirchen und im königlichen Schlosse unter Siegel zu nehmen und überhaupt Beschlag auf alle öffentliche Effecten zu legen. Außer den königlichen Gütern, die schon der Reichstag von 1792 dem Nationalschatze zugesprochen hatte, erklärte er auch die Besitzungen der Landesverräther oder Derjenigen, die mit den Feinden des Vaterlandes einverstanden waren, für Eigenthum der Nation. Ihr Werth wurde zu 600 Millionen polnischer Gulden, oder 100 Millionen Thaler geschätzt. Durch die Aussicht, solche Güter zu bekommen, ließen sich in der Folge viele freiwillige Streiter anlocken, und der Muth der Nation ward dadurch nicht wenig gehoben. Am meisten aber geschah dieses durch die Alles belebende Energie und das heldenmüthige Beispiel des Oberbefehlshabers.

Noch an demselben Tage ergehet folgender Aufruf an die polnische Nation:

Thaddäus Kosciuszko, der höchste Anführer der polnischen Kriegsmacht, an sein Volk.

Mitbürger! So vielseitig von Euch zur Rettung des Vaterlandes aufgefodert, erscheine ich nun an der Spitze der Freigesinnten nach Eurem Willen. Doch ich allein bin nicht vermögend, das schimpfliche Joch der Sklaverei abzuschütteln und unsere Fesseln zu zerbrechen; allein

wenn Ihr mir beisteht, ein Jeder nach Kräften das Seine wirkt, dann kann und will ich es thun. Unterstützt mich also mit Eurer ganzen Macht und eilet unter die Fahnen des Vaterlandes. In der gemeinschaftlichen Sache muß ein Muth uns beseelen, ein Eifer unsere Herzen entflammen. Es stehe Einer für Alle und Alle für Einen. Weihet dem Lande einen Theil Eures Vermögens, welches bis jetzt Euch ohnehin nicht gehörte, sondern vielmehr als gebührende Beute despotischer Söldlinge betrachtet wurde. Stellet fähige bewappnete Männer zu unsrem Heere; weigert ihnen die nöthige Verpflegung in Mehl, Zwieback und Getreidevorrath nicht; liefert Pferde, Hemden, Stiefeln, gewöhnliches Tuch und Leinewand zu Zelten. Die der Freiheit und dem Vaterlande gemachten großmüthigen Aufopferungen werden eine ihrer würdige Belohnung in der Dankbarkeit der Nation finden. Der letzte entscheidende Augenblick ist da, und die Verzweiflung gibt uns die Waffen in die Hand, uns vor Schimpf und Schande zu retten. In der Verachtung des Todes liegt unsere einzige Hoffnung, wenn wir unser und unserer Nachkommen Schicksal verbessern wollen. Sollten die zu unserm Untergange einverstandenen Feinde uns abschrecken?

Der erste Schritt, die Sklaverei von sich zu werfen, ist der Entschluß, frei werden zu wollen, sowie seine eignen Kräfte kennen, der erste Schritt zum Siege ist.

Bürger! Der krakauer Kreis hat ein schönes, der Nacheiferung würdiges Beispiel gegeben. Er hat dem Vaterlande die Blüte seiner Jugend geopfert; er hat Beiträge an Geld bewilligt und den Vertheidigern des Vaterlandes alle Hülfe zugesichert. Dieses Beispiel ist Eurer Nachahmung werth. Tragt kein Bedenken, Eurem Vaterlande zu borgen, es wird Euch mit Dank würdige Zinsen bezahlen.

Die von den Generalen der Woiwodschaften und von den Commandanten der Truppen erlassenen Verordnungen zur Lieferung von Lebensmitteln werden auf Rechnung der Auflagen angenommen und in der Folge bezahlt werden.

Es ist überflüssig, Euch noch mehr zu ermuntern; dies hieße an Eurem Bürgersinn zweifeln.

Digitized by Google

Die von den russischen Truppen erlittene Unterdrückung muß Euch am besten überzeugen, daß es besser sei, nun im Augenblick der Gefahr für das Vaterland freiwillig zu leisten, was ihr bisher für seine Feinde zu thun gezwungen wurdet. Ewige Schande träfe Denjenigen, der für die Bedürfnisse seines Vaterlandes unempfindlich bleiben könnte.

Aber, liebe Mitbürger! Ich erwarte Alles von Eurem Eifer, Eure Herzen werden sich mit dieser heiligen Union verbinden, die kein fremder Einfluß, kein Hang zur Herrschsucht, sondern die reine Liebe zu dem Vaterlande geschlossen hat. Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns! Wer sein Leben nicht gern für das Vaterland zu opfern bereit ist, der ist gesonnen, entweder gegen dasselbe zu handeln, oder gleichgültig zu bleiben, und Beides ist Verbrechen an der Sache der Freiheit, Beides ist Mangel an Bürgersinn. Ich habe der Nation den feierlichen Schwur geleistet, meine Macht und Gewalt nie zur Unterdrückung des Einzelnen anzuwenden. Aber ich erkläre zugleich, daß Jeder, der gegen unsern Bund handelt, als ein Verräther und Feind des Vaterlandes vor das Criminalgericht gestellt werden soll".

Wir haben durch Nachgiebigkeit nur zu sehr gesündigt, deswegen fand Polen seinen Untergang. Selten wurde das Verbrechen bestraft. Laßt uns unser Betragen ändern, Tugend, Bürger und Patrioten belohnen, aber Verräther verfolgen und Verbrecher bestrafen!

Gegeben in unserm Hauptquartier zu Krakau, den 24. März 1794.

Kosciuszko.

Auch an das zartere Geschlecht erging der Aufruf des großen Vaterlandsfreundes und mit nicht geringerm Erfolg als die Mahnung an die Nation.

Zierde des menschlichen Geschlechts! (so lauten seine Worte) auch Dir kann nicht unbekannt bleiben, was ich zum Besten des Vaterlandes und seiner Rettung beschlossen habe. Auch Ihr habt es ja gefühlt, edle Frauen, das traurige Loos des Vaterlandes, das fort und fort unter dem eisernen Joche seiner Feinde schmachtete. Wisset, wir Männer wollen Euch von diesem Joche befreien! Erlaubet mir aber, daß ich Euch eine Bitte eröffnen darf. Eure zärtlichen Gefühle werden rege, Ihr werdet erkennen müssen, daß eine gedrückte

Nation ihre Rechte und Freiheiten nur mit großen Aufopferungen eines jeden einzelnen Bürgers und jeder einzelnen Bürgerin wieder erkaufen kann!

Eure Brüder, Eure Söhne, Eure Männer rüsten sich zum Kampfe. Unser Blut muß Eures Glückes Grundstein werden. Frauen! Sorget denn mit Eurer liebevollen Huld für uns, wenn unsere Wunden geöffnet fließen. Macht Charpie und Bandagen für das Kriegsheer. Dies Opfer aus so schönen Händen wird den Leidenden Stärkung, den Verwundeten Linderung verschaffen!

Wie ein elektrischer Schlag wirkte dieses Manifest auf die ganze Nation. Waffen klangen rings umher. Hier ließ der Handwerker seine Arbeit ruhen und eilte mit Beil und Axt herbei; da kam der Bauer mit der Sense, der Tagelöhner mit dem Spaten, der Bürger mit Säbel und Picke. Hier eröffnete der Edelmann sein Schloß, und Stutzen und Flinten und Jagdgewehre aller Art wurden unter die herbeiströmende Mannschaft vertheilt. Jeder griff nach dem, was ihm zunächst an der Hand war. Obgleich Kosciuszko nur jeden fünften Rauchfang aufgefodert hatte, Einen Mann zu stellen, kamen von allen Seiten Freiwillige heran, sich unter die Fahne des Vaterlandes zu reihen, und für Freiheit Gut und Blut zu wagen. Neben dem Bauer stand der Edelmann, der Greis neben dem Jüngling, und keine seltene Erscheinung war, daß Weiber, in einen Leinenkittel gehüllt, die Picke auf der Schulter, in den Gliedern erschienen und die beschwerlichsten Waffenübungen, bei Sturm und Regen, trotz den Männern, bestanden. Oft ward ihr Geschlecht erst in der Hitze der Schlachten, wenn sie verwundet zu Boden sanken, entdeckt. „Kosciuszko, Polen und Freiheit!" war das Losungswort, womit sich Alle einander des Morgens begrüßten und sich Abends trennten.

Nicht minder hatte der Aufruf des Oberbefehlshabers auf die Frauen gewirkt, und durch diese auf die zaghaftern Naturen der großen Menge. Kosciuszko kannte sein Volk, wie wenige Herrscher und Feldherren das ihrige kennen. Er hatte sich in seiner Hoffnung auf allgemeine Theilnahme nicht getäuscht.

Viele tausend Hemden, Binden und Kleidungsstücke,

Digitized by Google

nebst Charpie, Pflastern, Kräutern, Balsam, Thee und Allem, was zur Heilung von Wunden, und zur Erleichterung der vielfachen Mühen des Kriegs nöthig ist, strömten von allen Seiten herbei. Geldzuschüße gingen täglich ein. Viele der angesehensten Frauen aus Warschau und Krakau verkauften im Geheim ihr Geschmeide, ihre Ketten und ihren Putz, und sendeten den Ertrag an Kosciuszko. Eine allgemeine, noch nie gekannte Begeisterung wogte durch die Herzen der meisten Polen, und nur Wenige in der nächsten Umgebung der russischen Machthaber waren zu unentschlossen, ihre Gefühle für die Rettung des Vaterlandes zu offenbaren.

Schwer war zu entscheiden, ob man in diesem stürmischen Momente der Waffnung mehr die gelassene Ruhe Kosciuszko's und seine Fürsorge für den Geringsten der Bauern, oder die grenzenlose Verehrung der Letztern für ihren Naczelnik bewundern sollte. Er war allenthalben, bald auf dem Rathhause zur Führung der Geschäfte, bald auf dem Marktplatze zur Handhabung der Ordnung, bald im Lager vor der Stadt zur Musterung der unerfahrenen Truppen. Lauter Jubel zeigte von fern her seine Ankunft an; Vivatrufen war das Merkmal seiner Entfernung. Jeder harrte seiner Befehle und wetteiferte mit Andern in der Vollziehung derselben.

Er errichtet einen höchsten Nationalrath und wählt die Glieder ganz allein, nicht in Folge seiner obhabenden Macht, sondern auf das ausdrückliche Verlangen des ganzen Volkes, welches ihn mit unumschränkter Gewalt im Krieg und im Frieden ausrüstete.*) Ebenso ernannte er brauchbare Männer zu Militairstellen von jedem Range.

Das Vertheidigungscorps hat unterdessen immer neuen Zuwachs erhalten. Mehre hundert Studenten aus Krakau verstärkten die Zahl der Freiwilligen.

Die Bürger unterstützten die gute Sache mit ihrem Vermögen. Selbst die Geistlichkeit gab 200,000 polni-

*) Dieser Nationalrath wurde am 28. Mai eingesetzt. Die Mitglieder sollten, nach ihrem Alter abwechselnd, eine Woche hindurch den Vorsitz haben und alle Hauptgegenstände der Staatsverwaltung umfassen, als Ordnung, Justiz, Finanzen, auswärtige Angelegenheiten, öffentlichen Unterricht rc. Zu denselben gehörten, außer Zakrzewski, Potocki, der Stadtpräsident von Krakau Myszkowski, und der Unterkanzler Kollatay.

sche Gulden her. So ausgerüstet, verließ Kosciuszko Krakau mit dem größten Theile seiner Macht und trat den Marsch nach Warschau an. Nur 2000 Mann blieben unter dem General Wodzicki zur Vertheidigung der Stadt zurück.

Unterwegs stieß er auf ein russisches Corps, unter Anführung der Generale Tormansow und Denisow. Die Russen waren 6000 Mann stark bei dem Dorfe Raclawice, vier Meilen von Krakau, vortheilhaft gestellt.

Kosciuszko ordnet mit bewunderungswürdiger Ruhe, durch einen Haufen von Bauern verstärkt, sein Heer zur Schlacht (den 4. April 1794). Mit großer Tapferkeit griffen einige russische Bataillone den linken Flügel an; die Polen aber leisteten den muthigsten Widerstand, ihr Geschütz, in einem abhängigen Walde aufgepflanzt, feuerte mit schreckbarer Wirkung; die Russen wichen. Ein nochmaliger Angriff auf den Mittelpunkt — umsonst! Der nämliche Widerstand, der nämliche Erfolg; die Polen stehen die Russen weichen. Jetzt erscheint eine zweite Colonne gegen Kosciuszko's linken, und seine dritte gegen seinen rechten Flügel. Nun galt es einen heldenmüthigen Entschluß. Die Patrioten, durch die Tapferkeit ihres Naczelnik ebenso als durch das glückliche Beginnen angefeuert, greifen kühn und entschlossen an. Nur zwei Mal können die Russen ihr mit Kartätschen geladenes Geschütz abbrennen; schon sind die Polen in ihren Reihen, und im ersten Anstürmen fallen drei Kanonen in die Hände der Bauern. Von allen Seiten wüthet ein hartnäckiger blutiger Kampf. Kein Theil gibt — keiner nimmt Pardon. Wenngleich mit einer überlegenen Menge im Streit, und wüthend angefallen, wenden die Russen alle Kraft an, um von Menschen, die sie verachteten, nicht überwunden zu werden; allein, unwiderstehlich stürmen die Polen auf sie ein. Mit wildem Kriegsgeschrei „Kosciuszko und Freiheit!" rufend, handhaben die Bauern mit nie gesehener Wuth ihre Gabeln, Sensen und Picken, und verschaffen den regulairen Truppen einen ebenso leichten als vollkommenen Sieg. „Les paysans armés de piques marchaient d'une contenance tout à fait incroyable", sind die Worte des Generals Tormansow. Das Mitteltreffen und der linke Flügel ward gänzlich auseinandergesprengt, die rechte Colonne kann sich kaum noch in den

nahen Wald flüchten. — Es ward Abend und Kosciuszko steht als Sieger auf der Wahlstatt.

Elf Kanonen, nebst Bespannung und Munition, sind in seinen Händen. 1500 Russen liegen auf dem Schlachtfelde.

Mit Ruhm gekrönt, und von dem Jubel der Einwohner empfangen, kehrt er nach Krakau zurück, wo seine Gegenwart um so nöthiger ist, da von Schlesien her ein preußisches Corps sich nähert, und in Gallizien ein östreichisches sich zusammenzieht, um das geschlagene russische mit neuen Truppen zu verstärken.

Nachdem dem Lenker der Schlachten wegen des Sieges bei Raclawice durch ein feierliches Te Deum gedankt worden war, fing der Oberfeldherr an, die Stadt in Vertheidigungsstand zu setzen, ließ Tag und Nacht Geschütz gießen und das Lager bei Promnik, unweit Krakau, mit einer Erdburg umgeben.

Während Dieses in der alten Königsstadt von Polen vorging, schritt auch in der jetzigen Hauptstadt die Empörung von Tag zu Tag ihrer Reife mehr entgegen und brach endlich mit furchtbarer Gewalt aus. Die Gährung ward immer sichtbarer und durch eine Menge zum Aufstande reizender Zettel an den Tag gelegt.

Auf die Nachricht von Kosciuszko's kühnem Unternehmen hatte der russische General en Chef Baron Igielström einen großen Theil seiner Armee, unter General Denisow, nach Warschau rücken lassen, sodaß die Anzahl der Russen sich in und um Warschau auf einige tausend Mann erstreckte, und bald hernach die Regierung in einer Denkschrift nachdrücklich aufgefodert, die auf den Monat Mai ausgeschriebenen Reichstagsgerichte ohne Verzug zu versammeln und alle Rebellen, welche an der Verfassung der zu Krakau bekanntgemachten Insurrectionsacte mittelbaren oder unmittelbaren Antheil hätten, streng zu bestrafen. Wenige Tage darauf übergab auch der preußische Gesandte Herr von Buchholz eine ähnliche Note, in welcher er außerdem der Regierung noch den Vorwurf machte, nicht kräftig genug das aufrührerische Beginnen Madalinski's gehemmt zu haben, sodaß der König von Preußen sich in die Nothwendigkeit versetzt gesehen habe, zur Sicherheit seiner Grenzen eine Abtheilung von Truppen auf den Boden der Republik vorrücken zu lassen.

Da aber dieses Corps, unter dem Befehl des Generals Wolki, bereits bis Zakroczym vorgerückt war und seine Vorposten bis einige Stunden von Warschau aufgestellt hatte, und da außerdem ein zweiter preußischer Heerhaufen im Krakauischen stand, so bediente sich die Regierung dieser Gelegenheit, nebst der Rechtfertigung ihres Betragens in Betreff des Madalinski, zugleich die Räumung ihres Gebietes von preußischen Truppen zu verlangen.

Allein, andere Pläne beraubten die Polen dieser Hoffnung, und der König überließ nun das Reich und mit ihm sich selbst dem Strome der Begebenheiten.

Neben vielen Schwachheiten besaß dieser Fürst doch unverkennbare Spuren eines edelmüthigen Charakters und verdient wegen seines trüben Misgeschicks das Mitleid der Nachwelt. Am Grabe einer Nation, die er liebte, und die zu ihrem letzten zerschmetternden Falle herangereift war, unvermögend, dieses Verderben abzuwenden, so weit gebracht, seine besten Handlungen sich selbst öffentlich ableugnen zu müssen, und so tief gesunken, daß die Unterschrift des Königs statt einer Ironie galt, war jener Regent der bekümmertste auf Erden, und es ist zu verwundern, daß er diesem Druck der Verhältnisse und der dunkeln Aussicht in die Zukunft nicht erlag. Ein Theil der Nation ergreift gegen fremden Einfluß die Waffen, eine fremde Kriegsmacht rüstet sich vor seinen Augen, an jenem kühnen Haufen blutige Rache zu nehmen, und Er, der König, steht in Beider Mitte, ohne Ansehen, den Kampf zu vermitteln, und ohne Wahl in seinen Schritten.

Schon äußern sich öfters Spuren von Brandstiftung in seiner Hauptstadt, schon stehen beide Heere gerüstet einander gegenüber zum Blutkampfe an des Thrones Stufen, — und wie der Erfolg auch sein mag, so ist große Gefahr, daß der Thron entweder um-, oder der König von demselben herabgestürzt werde.

Baron Igielström hatte auf die Nachricht von General Denisow's Unfall bei Raclawice seine ganze Reiterei, nebst einigen Bataillonen Fußvolk, unter dem Befehl des Generalmajors Chrouszczoff zu dessen Verstärkung geschickt, um, in Verbindung mit dem preußischen Corps des Generals Trenk die Bewegungen Kosciuszko's zu beobachten und ihm den Uebergang über die Piliza zu verwehren.

Dieses kleine Corps ist, nach Seume*), die Ursache gewesen, warum in der Folge die Waffen der Freiheit einen so unglücklichen Ausgang nahmen; denn, wäre die Vereinigung beider feindlichen Heere nicht möglich gemacht, und die Polen nicht aufgehalten worden, so hätte das nachherige Treffen bei Czechoczin**) den folgenden Begebenheiten eine andere Richtung geben können.

Dadurch hatte er Warschaus russische Besatzung bis auf 6000 Mann vermindert, hoffte aber auf die schleunige Hülfe der Preußen, unter Wolki, der nur wenige Meilen von Warschau stand.

Igielström's Rechnung war unrichtig. Die Warschauer ließen sich nicht schrecken, die Gefahr stieg — und ehe Wolki kam, war der Sturm schon da.

Ermuntert durch den Abmarsch der russischen Reiterei, und durch eine beträchtliche Anzahl von Bauern, Handwerkern und Soldaten verstärkt, ging das Streben der Häupter von den Misvergnügten dahin, diesen günstigen Zeitpunkt zur Ausführung des großen Vorhabens zu benutzen. Die Gährung nahm sichtbar zu und bekam täglich ein ernsteres Ansehen. Schon scheute man sich nicht mehr, die Russen mit drohenden Augen anzusehen. Theaterstücke in polnischer Sprache, wie „Die Krakauer", von Albert Boguslawski, wo, außer der schwärmerischen Musik und dem volksthümlichen Gesang, anspielende Varianten extemporirt wurden, und das Ballet: „Die Werber", unter jeder andern Conjunctur ebenso unbedeutend als schuldlos, brachten Anfangs ein dumpfes Murren, dann Pasquille und endlich laute Drohungen hervor. Igielström merkte das Vorhaben, aber nicht so die damit verbundene Gefahr. Gleich stark belebt von dem Vertrauen auf die sieggewohnte Tapferkeit seiner Soldaten, als voll kleinlicher Ideen von einem Volke, das seit einem Jahrhundert kaum ein Zeichen ehemaliger Energie von sich gegeben hatte, glaubte er durch einen Gewaltstreich dem Unheil auf einmal zu steuern. Ein Eilbote wird in dieser Absicht an General Wolki abgesendet, mit dem Gesuch, sein Corps näher gegen die Residenz zu führen; von der Regierung verlangt er, ohne

*) „Nachrichten über die Vorfälle in Polen, im J. 1794". Sämmtliche Schriften, Bd. 1, S. 12.

**) Auch Czechocziny, und Szczekociny, Szczekociny.

Aufschub die polnischen Truppen zu entwaffnen, 20 der verdächtigsten Personen hängen zu lassen und das Zeughaus nebst den Pulvermagazinen in seine Hände zu liefern.

Wenn auch weiter nichts von diesem russischen General en Chef bekannt wäre, so reichten schon diese Maßregeln hin, seinen Charakter vor den Augen des unbefangenen Beobachters nicht in das beste Licht zu setzen.

Seume urtheilt zu sehr als russischer Offizier und Employé au bureau des Generals, wenn er, dem sonst sehr ehrenvollen und allen edlen Menschen eignen Gefühl der Dankbarkeit gehorchend, Igielström auf jede mögliche Weise zu rechtfertigen, und seine Härte mit Charakterfestigkeit, seine Tücke mit Klugheit, seinen Stolz mit diplomatischem Ernst zu entschuldigen sich bestrebt und sich sogar ausdrückt: „Wenn in diesem Verhältniß Confucius Minister, und Skanderbeg General gewesen, so wäre die Sache zum Ausbruch gekommen".

Ueber jene Foderungen sehr betroffen, eilt ein Abgeordneter des Königs zu General Igielström, um ihm die dringendsten Vorstellungen zu machen; aber er beharrt auf seinem Verlangen. Der Kron-Groß-Kanzler Fürst Sulkowski geht selbst in seinen Palast, um, wo möglich, den harten Mann zu erweichen, umsonst! Igielström ist unerbittlich, er spricht wie ein Gebieter, er beleidigt; der auf's heftigste bewegte Kanzler sinkt ohnmächtig zu Boden und wird halb todt in seine Wohnung getragen.

Schnell läuft die Nachricht von diesem Vorfalle von Mund zu Mund, die Gemüther gerathen in Bewegung, die Erbitterung erreicht die höchste Stufe. Jetzt oder nimmer kann der unter der Asche glimmende Funken zünden. Jetzt muß das Vorhaben ausgeführt werden, und — die Ausführung wird beschlossen.

Am grünen Donnerstag, den 17. April 1794, bald nach Mitternacht, besetzten die Warschauer die Ausgänge der an die Thore stoßenden Straßen und nahmen das Zeughaus und die Pulvermagazine in Besitz, und kaum graute der Morgen, als eine Menge Polen, Adelige, Bürger und Geistliche, nach dem Schlosse zogen, um mit dem König zu sprechen. Ausgeschickte Kosacken erstatteten bald Bericht von häufigen Bewegungen in allen

Theilen der Stadt; Igielström schickte deshalb einen Abgeordneten an Stanislaus August, mit dem Verlangen, den versammelten Haufen auseinander gehen zu lassen. Allein die Menge vermehrte sich nur von Minute zu Minute. Waffen wurden vertheilt. Auf dem Rathhause und im Arsenale wimmelt es von gerüsteten Schaaren. Die Krongarde zu Fuß und zu Pferd, das Dzialinski'sche Regiment, das Artilleriecorps, Fusiliere, Uhlanen, Nationalreiterei — alles polnische Militair verläßt die Casernen, die Cavalerie des Grafen Mirsch thut früh um 5 Uhr den ersten Angriff auf einen russischen Posten, nicht weit vom eisernen Thore hinter dem sächsischen Palast, haut die Leute nieder, vernagelt die Kanonen. Schon wird das Treffen allgemeiner. Igielström läßt die wichtigsten Posten besetzen und befiehlt dem General Bauer, mit seinem Bataillone nach dem Zeughause zu eilen; ein anderes zieht vor das Schloß. Nun beginnt der Kampf auch hier. Die Polen stürzen mit dem Feldgeschrei „Freiheit! Kosciuszko!" auf die Russen ein, treiben sie zurück und ziehen mit einer Kanone vor das Arsenal. Schon ist dieses von dem wackern General Zichowski gerettet, die Russen besiegt, ihr Anführer gefangen. Sturmgeläute und Geschrei tönt von allen Seiten; die Bürger stürzen mit Pallasch, Flinte und Pistolen aus den Häusern, Knaben, Weiber, Alles ist zum Kampf gerüstet. Bald ist das Blutbad allgemein. Wer es nicht wagt, dem Feinde auf offener Straße die Stirn zu bieten, der feuert sein Pistol zum Fenster heraus auf den Feind ab, und selbst Kinder und Greise werfen Steine von den Dächern. An allen Ecken und Plätzen der Stadt arbeitete das Geschütz, und das kleine Gewehr machte von allen Quartieren einen grellen Contrast während der Pausen. Es war eine sternhelle Nacht. Der Himmel schien sie gemacht zu haben, um den Menschen Spielraum zu ihrer Thorheit zu geben; mit glänzender Ruhe blickte der Mond auf die Gräuel und das Elend der Menschheit herab.

„Jener Abend wird lange, vielleicht immer sein Bild in meiner Seele lassen", sagt Seume in seinem trefflichen Briefe an seinen Freund, „er war groß und schrecklich. Der ferne und nahe Donner des Geschützes, der sich fürchterlich dumpf durch die Straßen brach, das bange Plänkern der kleinen Gewehre, der hohle Ton der

Lärmtrommeln, der Todtenlaut der Sturmglocken, das Pfeifen der Kugeln, das Heulen der Hunde, das Hurrageschrei der Revolutionnaire, das Klirren ihrer Säbel, das matte Aechzen der Verwundeten und Sterbenden: herzzerreißend war das Schauspiel!"

Nicht mit gewöhnlicher Tapferkeit, sondern mit einer Verzweiflung, der nichts gleicht als die Gefahr, in der sie schweben, kämpfen Igielström's Truppen; gleich vertraut mit grauenvollen Schlachten, als unbekannt mit der Flucht, stämmen sie sich allenthalben den stürmenden Polen entgegen, ebenso wie diese entschlossen zu siegen oder zu sterben. Im offenen Gefechte den kühnen Polen nicht gewachsen, dringen die ergrimmten Russen in die Häuser, und wo sie eindringen, bleibt von Allem, was lebt, keine Seele übrig. Igielström kann und will seine Truppen nicht verlassen; er sendet seinen Neffen, in Begleitung zweier polnischer Generale, nach dem Schlosse; allein unterwegs wird derselbe erschlagen und einer von den Generalen tödtlich verwundet. Von allen Seiten werden die Russen gedrängt, und nirgends ist ein Ausweg offen. Schon ansehnlich geschwächt, ziehen sie in den Igielström'schen Palast, in eine Kapelle und noch drei andere Häuser, verrammeln die Eingänge und wehren sich wie aus Festen. Es ist Charfreitag. An diesem Festtage besuchen sonst die Polen mit brünstiger Andacht den Leichnam des Erlösers, und feierliche Stille herrscht in der Stadt. Jetzt aber ruft die Stimme des Vaterlandes, und so eifrig sich sonst der katholische Glaube mit den Pflichten dieses heiligen Tages beschäftigte, um so viel unverletzlicher ist ihm jetzt die Pflicht, Weib und Kind, und Herd und Vaterland an dessen Feinden zu rächen, und — Freiheit ist heute seine Religion.

Die Russen werden belagert, ihre Zufluchtsörter mit Haubitzen beschossen, und Jeder, der sich wehrt, niedergemacht. Igielström findet, nebst den Unterfeldherren Apraxin, Subow und Pistor, und dem 900 Mann starken, mehrentheils verwundeten Ueberrest seiner Truppen, durch seine Gärten und Höfe, und dann über einen niedergeschossenen Theil der Stadtmauer einen Weg aus Warschau zu kommen; aber sein ganzer Reichthum, nebst dem Gepäck der Truppen, die Kanzlei, das sämmtliche Geschütz ist in den Händen der Sieger.

Kaum waren die Russen zur Stadt hinaus, so be-

fahl der Brigadier Mokranowski, der Anführer der Polen in Warschau, die Thore zu schließen, die Kanonen zur Weichsel hinzufahren und die Marktplätze und Straßen zu besetzen, um jeder List würdig begegnen zu können. Jeder einzelne Russe, der sich etwa noch verkrochen hatte, wurde aufgesucht und ermordet. Bald folgte aber auf das wilde Kriegsgeschrei ein ebenso lebhafter Jubel: „Es lebe die Nation! Es lebe die Freiheit und Kosciuszko!" Die Menschlichkeit trat wieder an die Stelle der Mordlust. Man sorgte für die verwundeten Russen wie für die Polen; die Todten wurden begraben, die Paläste gelöscht; nur Igielström's verhaßte Wohnung wurde den Flammen und der Plünderung preisgegeben.

Noch am Ostersonntage flog ein Eilbote an Kosciuszko. Dieser außerordentliche Mann, wie ihn die Zeitungen und öffentlichen Blätter insgemein nannten, vernahm am 25. April im Lager zu Igolomia die große Nachricht. Den Tag zuvor hatte die russische Armee, durch Flüchtlinge von den Begebenheiten in der Residenz früher als Kosciuszko unterrichtet, das Lager bei Szalmierz eilig verlassen und sich gegen Novemiasto zurückgezogen.

Kosciuszko war daher weiter vorgerückt, und Madalinski, der die Vortruppen führte, hatte das von den Russen verlassene Lager besetzt, als der Eilbote von Warschau allgemeine Freude verbreitete.

Kaum war die Ruhe wiederhergestellt, als Warschau seinen Beitritt zur krakauer Conföderation feierlichst durch eine öffentliche Acte bekannt machte. An die krakauer und warschauer Insurgenten schlossen sich nun auch die Litthauer. Schon am 16. April standen vier der würdigsten Patrioten in Samogitien auf, um die Insurrection in Litthauen einzuleiten. Diese Patrioten waren Peter Zawisza, Romuald Giedroyc, Niesielowski und Anton Nrozor, welche sich nach Szawle begaben, um den dort in Garnison liegenden Brigadier Kasimir Sulistrowski auf ihre Seite zu bringen. Dieser und die sämmtlichen Einwohner der Stadt schwuren, die Waffen nicht eher aus den Händen zu legen, bis die russischen Truppen aus Litthauen vertrieben wären.

Von den Absichten der Patrioten Litthauens unterrichtet, griff auch der Ingenieuroberst Jasinski zu Wilna, in Vereinigung mit seinem Corps und den Bürgern der

Stadt, in der Nacht vom 22. zum 23. April die russische Hauptwache an und überwältigte in wenig Minuten die Wohnung des Generals Arseniew (Arsenieff). Die Kanonen, Fahnen, Standarten, Magazine, Cassen, kurz, Alles fiel in seine Hände, und der General, nebst allen Stabsoffizieren und Gefangenen, wurden in die Kirchen eingesperrt. Bald darauf ward der Befreier Wilnas, Oberst Jasinski, zum Gouverneur, jedoch mit Unterordnung unter die alleinigen Befehle Kosciuszko's, erwählt. Dieser, mit allem Fleiße sich auf einen entscheidenden Schlag bereitend, begnügt sich nicht damit, eine neue Ordnung der Dinge herzustellen, sondern trifft ernste Vorkehrungen zur Behauptung der polnischen Unabhängigkeit. In dieser Hinsicht ward von *ihm* ein Kriegscommissariat organisirt, der Conseil permanent in einen provisorischen Rath von 14 Mitgliedern umgewandelt. An die Spitze eines eignen Munizipalitätsraths wird der bekannte Volksliebling Zakrzewski*) ernannt. Makronowski erhält die Stelle eines Generalcommandanten der freien Stadt Warschau. Madalinski wird zum Marschall von Mazuren befördert. Nun beginnen die Operationen zur Befestigung der Stadt. Tag und Nacht bauet man an Schanzen, Batterien und Schießgerüsten. Pferde und Munition sind in Bereitschaft. Wer nicht selbst arbeiten konnte, erlegte eine Steuer, die zur Dingung fremder Hände verwendet wurde. Der Enthusiasmus, der sich besonders im Aufwerfen der Bollwerke äußerte, ging so weit, daß Vornehme und Geringe, ja sogar Damen von Stande daran arbeiteten. Selbst der König Stanislaus fuhr eines Tages hinaus und warf, um durch sein Beispiel anzufeuern, einige Schaufeln Erde auf. An einem Festtage sollen über 3000 Frauen und Mädchen nach den Werken gezogen sein. In ihrer Gesellschaft befanden sich Mönche und Juden, welche, allen Religionshaß vergessend, traulich nebeneinander arbeiteten und sich wechselseitig aufzumuntern suchten.

Kosciuszko's Macht wuchs täglich; schon zählte seine Armee an 36,000 Mann. Um so nothwendiger,

---

*) Dieser merkwürdige Mann besaß die echte Popularität und alle andere Gaben, die den Republikaner auszeichnen, und ersetzte die geringen Vorzüge seines Geistes und Körpers durch feurigen Patriotismus, vorzügliche Rednergabe, Standhaftigkeit und Uneigennützigkeit.

Digitized by Google

aber auch um so schwieriger war es, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Durch ein Kriegsgericht werden mehre des Hochverraths angeklagte Personen vom ersten Range zum Tode verurtheilt und hingerichtet, als der Hetmann Ozarowski, der General Zabiello, Joseph Kossakowski, Bischof von Liefland, dessen Bruder Simon von den Einwohnern Wilnas wegen einer ähnlichen Anklage bereits schon mit dem Tode bestraft worden war, und der Marschall Graf von Ankwitz. Der Pöbel von Warschau brach in stürmische Wuth über diese Gefangenen aus. Am 9. Mai früh fand man vor dem Rathhause der Altstadt drei Galgen, und einen vierten vor der Bernhardinerkirche in der krakauer Vorstadt errichtet. Das Volk holte die Opfer der Gerechtigkeit (wie man, seine Grausamkeit beschönigend, die Verurtheilten nannte), unter lautem Geschrei aus dem Gefängnisse ab. Der Feldherr Ozarowski, ein Greis von 70 Jahren, wurde, Schwäche halber, auf einem Stuhle unter den Galgen getragen und hingerichtet. Zabiello, der ihm nachfolgte, berief sich noch unter dem Hochgerichte auf seine Unschuld, allein das tobende Geschrei der Menge „Verräther! Verräther!" brachte ihn zum Schweigen. Ganz gefaßt schien Ankwitz zu sein. Er schnallte sich selbst den Riemen um den Hals, nahm alsdann nach eine Prise Schnupftabak und gab seine goldene Dose dem Scharfrichter. Als Kossakowski erschien, hatte man Mühe, das wüthende Volk abzuhalten, daß es ihn nicht mit Gewalt den Führern entriß und ihn niederhaute. So oft ein Verurtheilter in die Höhe gezogen ward, ertönte ein lautes „Es lebe die Revolution!" Der Mann aber, an welchem sich die Volkswuth am gräßlichsten äußerte, war der Fürstbischof Massalski. Er wurde durch die Straßen der Stadt geschleppt, und dicht am Thore in Pontificalibus an einen Galgen geknüpft. Nicht besser erging es dem Criminalgerichtsassessor Wulfers, von dessen Tode sich drei verschiedene Haufen am Richtplatze persönlich überzeugen wollten. *)

Zu allen diesen Gräueln der Parteienwuth wäre es

---

*) Gleiche Opfer eines fanatischen Patriotismus wurden am 28. Juni 1794 der Kroninstigator Roguski, Pientka, Grabowski, der Castellan von Przemysl, Czetwertinski und Boscamp.

ohne Zweifel nicht gekommen, hätte der große Naczelnik, der seine Truppen zwischen zwei lauernden Mächten unversehrt ihrem Zwecke näher führen wollte, in Warschau sein und durch seine persönliche Gegenwart das Volk zügeln können. Allein, ihn rief die Pflicht zum Freiheitskampfe, der nicht nur über Warschau, sondern über ganz Polens Wohl oder Weh entscheiden sollte. Er zog mit seiner Armee den anrückenden Preußen entgegen, warf auf seinem Marsche ein russisches Corps zurück und nahm (den 5. Juni) bei Przebik und Jedrzeiow am rechten Ufer der Piliza, dem Kosackengeneral Denisow gegenüber, Position.

Da seinem erfahrenen Feldherrnblicke die ungünstige Lage dieses Terrains nicht entging, brach er am Morgen des andern Tages auf und zog sich nach den Hügeln bei Szczekociny (zwischen Pilka und Krakau) hin, seine Colonnen in drei Treffen vertheilend. Sein rechter Flügel besetzte die Anhöhen, und der linke lehnte sich an das Dorf Sprotowa, welches von der Artillerie vertheidigt wurde.

Auf dieses Corps richtete der Vortrab der Preußen, welche Kosciuszko's linkem Flügel entgegenrückten, den ersten Angriff, während das mit ihnen verbundene Corps auf den rechten vordrang.

In der Mittagsstunde des 8. Juni stehen die Armeen in Schlachtordnung, beide von Muth begeistert, beide von Rache entflammt. Der Soldat diesseits will in einer heißen Schlacht die Waffen der Revolution zerschmettern, der Soldat jenseits glüht, das Joch, mit welchem er sich belastet glaubt, gänzlich zu zertrümmern und seiner Gattin, seinen Aeltern, Kindern, Brüdern, Schwestern ein freies Vaterland zu erkämpfen. Kanonendonner verkündigt die kühnen Entschlüsse der Kämpfenden. Mörderisch war der Angriff, standhaft der Widerstand! Lange bleibt der Ausgang unentschieden. Endlich scheint der Sieg sich auf die Seite der Polen zu neigen, als der König von Preußen plötzlich mit 24,000 Mann erscheint, um die Russen zu unterstützen, und die verlorenen Kanonen derselben wieder erobert. Ein unausgesetztes Feuer aus dem groben Geschütz war allein fähig, die weit schlechter bewaffneten Feinde in Verlegenheit und Unordnung zu bringen. Kosciuszko ist überall sichtbar; er ermahnt, sammelt, ficht, und

thut Wunder der Tapferkeit. Allein, die Polen müssen der Mehrzahl weichen. Die Preußen dringen, durch die Einnahme des nahen Dorfs unterstützt, stürmisch auf den linken feindlichen Flügel ein, den Grochowski commandirte. Umsonst, daß die bewaffneten Bauern wie Löwen in die feindlichen Glieder stürzen; sie werden von den Kartätschen niedergestreckt — die Preußen beherrschen immer mehr Boden; umsonst, daß Grochowski seine weichende Colonne mit seinem eignen Beispiel zum Siege anfeuert, sie sieht ihren tapfern Anführer fallen und wankt zurück; umsonst, daß Kosciuszko, der gleich einem Schutzgeist sich überall sehen läßt, wo die Gefahr auf's höchste gestiegen, an ihrer Spitze, den Säbel in der Hand, in die dichtesten Haufen stürzt. Die Pickenträger werden von dem Musketenfeuer hingestreckt. Schon sind zwei Pferde unter Kosciuszko getödtet, schon bluten seine Wunden, die preußische Reiterei haut ein, und der Flügel geräth in Unordnung. Obgleich im Mitteltreffen und am rechten Flügel noch kein Pole gewichen war, werden sie doch durch die allgemeine Verwirrung dahingerissen.

Schon ist die erste Linie zurückgeworfen; der Muth ermattet, und der Feind droht, die ganze Schlachtordnung zu durchbrechen. Kosciuszko allein steht fest unter den Leichen der Gebliebenen da, die Rettung seiner Armee anzuordnen. Nach einem fünf Stunden langen Kampfe ging er, im Angesicht der Russen und Preußen, in großer Ordnung vom Schlachtfelde. Die Trauer über den Verlust zweier Freunde — die Generale Grochowski und Wodzicki — begleiteten ihn. Kosacken und einige Schwadronen Husaren folgten ihm von fern.

Würdig der Vorzeit fochten einige junge Offiziere an diesem denkwürdigen Tage. Darunter zeichnete sich, nach des Naczelniks eignem Urtheil, der Fürst Eustach Sanguszko durch kalte Besonnenheit aus. Adam Poninski war nur durch eine tödtliche Wunde vom Vorwärtsdringen abzuhalten, und Paul Bielinski, unter dem ein Pferd erschossen worden, erhielt auf dem Schlachtfelde von dem Oberbefehlshaber Belobung und Beförderung. Vom Ersten bis zum Letzten war die Tapferkeit gleich groß. Ein Sergeant rief, als ihm schon beide Füße abgeschossen, und der rechte Arm zerschmettert worden war, seinen Kampfgenossen zu: „Bracia! Brońcie

Digitized by Google

oyczyzny! brońcie śmiało! zwyciężycie!" (Brüder! vertheidigt das Vaterland, fechtet nur kühn, und der Sieg ist Euer!)

Das Blut von Tausenden war verspritzt, aber die Alliirten hatten für Nichts gefochten als für die stolze Selbstgenugthuung, den großen Anführer der Revolution der überlegenen Macht weichen und den Zeitpunkt herannahen zu sehen, wo Kosciuszko auf seiner bedrängten Bahn zwischen Gefahren schnell zu wählen hatte.

Die Vortheile des zweideutigen Sieges mußten noch errungen werden, und es kam auf die Maßregel an, die Kosciuszko jetzt ergriff, ob, und um welchen Preis er sie lassen wollte. Die Politik seiner Feinde hatte einen unsichern Schritt vorwärts gethan, und das Glück des Siegers wog der Arm des weichenden Helden.

Drei Wege standen ihm offen; aber wohin er auch seinen Fuß setzte, überall konnte die Gefahr eindringen. Zog er nach Warschau, so war zu befürchten, daß ihm der Feind den Vorsprung abgewinnen und zu einem zweiten Treffen oder zum Uebergang über die Weichsel nöthigen würde. Setzte er über den Fluß, so mußte er Warschau den Preußen überlassen, und eine Schlacht mit den Russen, die schon gegen Chelm vordrangen, war unvermeidlich. Wählte er einen Umweg nach Krakau zurück, so mußte er sich entweder unthätig in diese Woiwodschaft vergraben, indeß die Hauptstadt verloren ging, oder sich immer in neuen Gefechten schwächen, um sich in ihr zu behaupten. Verwarf er diese drei Wege, und wählte er eine offene Feldschlacht, so war die Freiheit dem Zufalle preisgegeben.

Aber der Genius seines Vaterlandes warnte ihn, wenn sein Heldenarm zum Würfel greifen würde, und Kosciuszko, der Mensch, entschied, der Krieger wollte, der Staatsmann versuchte.

Die Nacht der Gefahren bricht ein; doch das Genie sieht sie voraus, der Mann von Erfahrung ist mit ihnen vertraut, und der Held weiß sie zu bekämpfen. Mit scharfem Blicke schaut er in diese Nacht, überlegt, wählt, handelt.

Kosciuszko beschloß, trotz der Drohungen des ihm folgenden Feindes, dem diesseitigen Ufer der Weichsel entlang, sich in die Verschanzungen der Hauptstadt zu werfen. So konnte er das rechte und linke Ufer des

Flusses beherrschen, sein noch gerettetes Geschütz erhalten, die Magazine benutzen, die Armee schonen und, überflügelte ihn ein feindliches Corps, mit geringer Aufopferung die festeste Stellung erreichen. Nur ein solcher Entschluß konnte der Hauptstadt die Freiheit bewahren. Seine Vaterlandsliebe, sein Muth und seine Einsicht verband sich mit dem patriotischen Eifer der Bewohner Warschaus, und diese Vereinigung verdoppelte die Nationalkraft.

Warschau ward die Parole der Conföderirten, und dies war der einstimmige Wille aller Bürger; aber anders dachten ihre Gegner. Die Russen wollten den General in Krakau, und die Preußen ihn über die Weichsel setzen sehen.

Nach einigen glücklichen Gefechten richtete Kosciuszko seinen Marsch nach Radom, und die preußisch-russische Armee folgte ihm auf dem Fuße nach; aber er hatte noch nicht Czersk erreicht, als sich Krakau an die Preußen ergab, und eines seiner Corps, unter dem General Zajaczek, von Derfelden bei Chelm geschlagen wurde (am 8. Juni). Der russische General Elsner stand schon am 14. Juni, nachdem er vorher eine Abtheilung der Polen zurückgeworfen hatte, vor Krakaus Thoren und foderte den andern Tag die Stadt zur Uebergabe auf. Alle Anstalten zur Bombardirung waren getroffen; doch Verrath machte jeden Aufwand von Kriegskunst überflüssig. Das preußische Gold hatte schon die Verschanzungen erstiegen, und die Belagerungskosten waren an den treulosen Commandanten Wieniawski ausgezahlt. Umsonst bemühte sich die tapfere Garnison und die Abtheilung von Bauern, sich zur letzten Vertheidigung in das Schloß zu werfen. Die Stadt ging mit der Citadelle, mit 50 Kanonen und vielen Waffen und Feldgeräth über, und der einrückende Sieger setzte die Regierung wieder ein, wie sie ehedem gewesen war. Wieniawski mit seiner schändlichen Beute entfloh der Gerechtigkeit, nicht aber der Schande; denn kaum war die Kunde von seinem Verrath zu Kosciuszko's Ohren gekommen, so befahl er, dessen Namen und Bild an den Galgen zu heften, und erklärte ihn für vogelfrei.*)

*) Wieniawski wird, ungeachtet fast alle Schriftsteller, und besonders die öffentlichen Blätter, über seine Handlung ein stren-

In Warschau weckten diese Vorfälle abermals den geschworenen Haß gegen die Verräther, und der Unmuth erhitzter Köpfe fand nur in wüthender Rache Befriedigung. Unter dem wilden Ruf: „Es lebe Kosciuszko, es lebe die freie Nation!" stürmten sie durch die Straßen, errichteten Galgen und schleppten die wegen irgend eines Verdachtes gefangen gehaltenen Personen aus den Kerkern, um öffentlich Gericht über sie zu halten. Vergebens stürzen sich ruhige und geachtete Patrioten unter die Menge, ihren zum Mord erhobenen Arm aufzuhalten; umsonst weigert sich der Nachrichter, den Willen des anstürmenden Haufens zu vollziehen. Die Leidenschaft besiegt jedes Hinderniß, hundert Hände bieten sich zur Vollstreckung dar, und die Weiber flechten aus ihren Bändern die Stricke. Vier Männer aus den ersten Familien Polens fallen als Opfer, und nur einen einzigen, den Grafen Mosczinski, konnte der Volksliebling Zakrzewski retten.

Sobald Kosciuszko den Auflauf vernahm, schickte er aus seinem Lager zu Golkow einige Truppen nach Warschau, ließ die Anführer gefangen setzen, eine Menge ihrer Genossen zur Kühlung ihres Muthes zu seiner Armee abführen und ermahnte die Bürger, solche Ausschweifungen zu vermeiden, auf daß weder die Miethlinge der Despotie, noch die überspannten Patrioten Lust bekämen, die heilige Sache der Freiheit mit Mord zu vermengen. Der Stifter des Complotts aber, ein gewisser Konopka, wurde des Landes verwiesen.

Kosciuszko sagte zu seiner nächsten Umgebung, wie es Augenzeugen bekräftigen*): der Verlust zweier Schlachten würde ihn nicht so geschmerzt haben als die Nachricht von den Greuelscenen, welche während seiner Abwesenheit in Warschau verübt worden waren, und der Verlust jener zwei Treffen würde der allgemeinen Sache der Revolution nicht so viel geschadet haben als der einzige blutige Tag des 28. Juni.

ges Urtheil aussprechen, dennoch von einem Augenzeugen auf das wärmste entschuldigt in „Hist. de la révolut. de Pologne" (Paris, 1797), pag. 127, 128.

*) Unter diesen Michel Oginski. Vergl. „Mémoires de Michel Oginski sur la Pologne et les Polonais, depuis 1788 — jusqu' à la fin de 1815" (Paris, 1826.), Tom I, pag. 404, 405.

Digitized by Google

Was ihn aber besonders charakterisirt, ist die Proclamation aus dem Lager zu Golkow, welche er an alle Truppenabtheilungen und alle Municipalitätstädte unverzüglich ergehen ließ. Sie lautet:

In dem Augenblicke, wo meine ganze Aufmerksamkeit und alle meine Kräfte nur auf Einen Gegenstand — die Vertreibung unseres äußern Feindes — gerichtet waren, vernehme ich, daß ein weit schrecklicherer Feind in unserer Mitte haust und uns von Innen bedroht. Die Vorfälle in Warschau haben mein Herz mit Trauer und Bitterkeit erfüllt. Das Verlangen, den Strafbaren wirklich gestraft zu sehen, ist an und für sich nicht zu verwerfen; müssen und dürfen sie aber ohne Beschluß eines competenten Tribunals gestraft werden? Wie ist es möglich, daß man sich getraut, gegen die Autorität der Gesetze zu freveln? Warum wurden die Bessern nicht gehört? Warum züchtigte man einen rechtlichen, bei der Regierung angestellten Mann auf ebenso entehrende Weise wie die wirklich Strafbaren? Führt sich ein Volk so auf, welches zu den Waffen greift, um damit jene des Feindes zurückzudrängen, und Freiheit und Unabhängigkeit als Frucht des Friedens und der heimathlichen Ruhe betrachtet? Denkt darüber nach, meine Mitbürger, und Ihr werdet finden, daß eine niedrige Kabale unter dem Schleier des Geheimnisses arbeitet, und sich mit Euren Feinden verbunden hat, um Euren Geist zu benebeln und Euch zu verrätherischen Irrthümern zu verleiten. Eure Feinde wünschen nichts sehnlicher, als Euch gegen die festgesetzte Regierung aufzulehnen und in gänzliche Anarchie zu stürzen; denn alsdann würde es ihnen ein Leichtes sein, Euren Muth und Eure Kraft zu besiegen, wenn mitten in grenzenloser Unordnung der blinden Wuth, wo Jeder nur seine Person zu schützen hat, Keiner von Euch Zeit gewinnt, an des Vaterlandes Wohl zu denken. Sobald meine Gegenwart bei der Armee nicht mehr unumgänglich nothwendig ist, so bin ich in Eurer Mitte. Ich habe die Zuversicht, daß die Gegenwart eines Kriegers, der sein ganzes Leben für Euch in die Schanze schlägt, Euch nicht unangenehm sein wird; aber ich hoffe zugleich, daß mir dann keine Spur einer traurigen Erinnerung begegnen werde, die mir jene süßen Augenblicke verbitterten. Meine Freude wird vollkommen sein, wenn ich

auf Euren Gesichtern lese, daß die Vertheidigung unserer Freiheit und unsers Vaterlandes Euch wie mich ausschließlich beschäftigt. Nur durch vollkommene Einigkeit, nur durch pünktliche Vollstreckung des Gesetzes, durch Mäßigung und Enthaltsamkeit von jeder Gewaltthat, verdienen wir die Hochachtung der ganzen Welt. Bürger! Im Namen des Vaterlandes und alles Dessen, was Euch lieb und theuer ist, beschwöre ich Euch, das Andenken an jene Verirrung aus Eurem Gedächtniß zu verbannen. Wisset, daß Derjenige nicht werth ist, frei zu sein, der den Gesetzen seines Landes nicht auf das strengste Folge zu leisten sich bemüht!

Daß ein ähnlicher Zufall künftig nicht mein Herz zerreiße, so sehe ich mich in die Nothwendigkeit versetzt, mein Misfallen über die Fahrlässigkeit der Tribunale laut zu erkennen zu geben, und befehle deshalb dem höchsten Senat, das Criminalgericht augenblicklich mit dem Verhör der Gefangenen zu beauftragen, die Schuldigen zu bestrafen, die Unschuldigen in Freiheit zu setzen. Ich verbiete zugleich dem Volke auf das strengste, sich nicht in Haufen zu rotten und vor den Gefängnissen die Gefangenen zu höhnen, oder selbe gar eigenmächtig zu mishandeln. Wenn Ihr an mich oder die Regierung eine Bitte oder Klage zu richten habt, so thut dieses nicht mit Geschrei und Tumult, sondern mittels einer aus der Bürgerschaft gewählten Deputation. Diese Aufführung allein ziemt sich einer freien Nation, denn es ist Euch nicht unbekannt, daß die Regierung nur wegen Euch da ist, und daß sie nur für Euer Bestes arbeitet. Wer also einen ungesetzlichen Weg einschlägt, kann nur als Aufrührer und Zerstörer der öffentlichen Ruhe angesehen werden, und verdient als solcher strenge Ahndung. Die Truppen der Republik traten freiwillig unter meine Fahnen, um mit mir die Freiheit und Unabhängigkeit unsers Vaterlandes zu erkämpfen. Nur für dieses unschätzbare Gut, und für die Bürger, welche dasselbe aufrecht zu erhalten suchen, wollen und können wir unser Leben in die Schanze schlagen. Ihr also, der Euch der Muth bis zur Exaltation dahinreißt, kommt und übet denselben an Euren äußern Feinden. Ueberlaßt Euch ganz der Obhut der Regierung, und Ihr werdet die Ruhe wiederkehren und die Verräther bestraft sehen. Dies

ist das einzige Mittel, eine ehrenvolle Laufbahn zu verfolgen und der verdienten Strafe zu entgehen.

Gegeben im Lager zu Golkow den 29. Juni 1794.

Th. Kosciuszko.

Indessen rückte der Oberfeldherr der Hauptstadt immer näher. Schnell zogen sich seine Feinde mit ihm in gleicher Linie hin, aber schneller bewegte sich Kosciuszko. Doch sein Marsch glich so wenig einer Flucht, daß er vielmehr jede Gelegenheit benutzte, sich mit den Preußen und Russen zu schlagen. Die Alliirten boten Alles auf, ihn von Warschau zu trennen. Immer brachen einzelne Detaschements aus der fortlaufenden Truppenkette hervor, um die Aufmerksamkeit des Generalissimus zu theilen und seinen Zweck zu hindern; aber ebenso oft machten die Polen Versuche, die Linie des Feindes zu durchbrechen. Hier überfielen Poniatowski und Dabrowski (spr. Dombrowski) die Preußen, dort warfen sich Denisow und Fersen auf die Polen. Die Vorposten waren in beständigem Handgemenge, und die Vortheile der Gefechte wechselten; aber je näher dem Ziele — desto hitziger Angriff und Widerstand. Bei Blonie begann ein mörderisches Gefecht, in dessen Folge die Russen wichen, und die Polen ihren Marsch weiter fortsetzten. Noch eine Meile vor der Hauptstadt wurden Angriffe versucht und alle Mittel der Kriegskunst aufgeboten; aber Kosciuszko schritt den entscheidenden Heldengang fort, und stand am 10. Juli vor Warschaus Thoren.

Unter dem lauten Jubel des Volkes besetzte der Oberfeldherr die neuen Werke, und seine Gegenwart gab Allen Muth und Hoffnung wieder. Rathsherrn und Handwerker, Geistliche und Soldaten, Alles griff zu dem Werkzeuge, um unter Kosciuszko an den Schanzen zu arbeiten. Ganze Corps und ganze Familien gingen an die Arbeit. Der Enthusiasmus ging so weit, daß auch ein Haufe von Frauen, hohen und niedern Standes, auf die Schanzen zog, um an dem Baue mitzuhelfen. Sie hatten eine Anführerin zu Pferde mit blankem Gewehre, und dabei Trommeln und Pfeifen und andere Musik.*)

Jetzt sollte die preußische Tapferkeit vernichtet und die Entschlossenheit Kosciuszko's gerechtfertigt werden,

*) „Polit. Journal" (1794). VI, 626.

oder die Republik dem gewaltthätigen Dämon des Geschicks erliegen und unter den Trümmern Warschaus ihren Namen begraben. Schon dringen die Belagerer auf die trotzenden Verschanzten ein, und Europa wendet seine Blicke nach der Weichsel hin, mit gesteigerter Theilnahme erwartend, ob die Freiheit siegen, oder der fremde Einfluß seinen Triumph feiern werde.

Wie früher schon zu Krakau, so ist auch jetzt vor Warschaus Thoren Kosciuszko überall. Vier verschanzte und zusammenhängende Lager umgaben die Hauptstadt gleich einer Kette. Der Oberbefehlshaber commandirte das nächste Lager zu Makatow, Dabrowski nebst Zajaczek bei Wola, und Makranowski bei Mariemont. Beide Flügel waren durch die Weichsel, die Zugänge von Warschau durch die Bürger gedeckt, und Praga durch Verschanzungen gesichert. Diese Stellung Kosciuszko's glich einer Festung, die nur Hunger, oder Mangel an Munition zur Uebergabe zwingen konnte, und selbst seine Feinde legten das Bekenntniß ab, daß er in ihr Alles vereinigt, was nur anordnendes Talent erfinden, Kriegserfahrenheit vollführen nnd ausharrende Thätigkeit behaupten kann. Die Preußen gewinnen viele Vortheile unter Anführung des Generals Götz gegen Poniatowski. Eine Schanze nach der andern wird eingenommen, selbst die flüchtigen polnischen Reiter werden in ihren Schwenkungen gehemmt. Der gewaltsamste Widerstand treibt den gewaltsamsten Angriff zurück, und dasjenige Corps, welches schon den russischen Flügel umringt hatte, wird wüthend geworfen. Die patriotischen Soldaten und Bauern sind empört, die Bewohner Warschaus staunen — nur Kosciuszko ist ruhig und läßt sich durch Nichts in der thätigen Ausführung seines Planes irren.

Aber mehr als diese Fortschritte seiner Feinde beunruhigte ihn der Rückzug Madalinski's, der am 17. August an der Narew von dem General Schönfeld geschlagen worden wor. Dieser tapfere Reiterführer, der dem Kampfe für die Freiheit den ersten Impuls gegeben und mit Kosciuszko die Last der Arbeiten getheilt hatte, erschien wieder mit seiner wackern Schar auf dem Kampfplatze, um den Belagerern eine Diversion in Ost- und Südpreußen zu machen. Mehrmals mußte er sich schlagen, wenn er auch seinen Plan aufgeben wollte. Mit seiner gewohnten Schnelligkeit greift er die Preußen an,

Digitized by Google

wird aber zurückgeworfen, bis seine Truppen, auf das Aeußerste ermattet, den Angriff wiederholen und den nämlichen Widerstand finden.

Doch, was Madalinski nicht durchzusetzen vermochte, vollführte dort, wohin er seine Waffen trug, der Genius der Freiheit selbst. Die zurückgetriebene Macht des Schwertes wurde durch die Gewalt der Meinung ersetzt. Die Erscheinung Madalinski's und Kosciuszko's Aufstand erweiterte die häuslichen Kreise zu handelnden Bundesgesellschaften; der Adel verband sich mit den Landleuten; Bürger, Bauern und Gutsbesitzer strömten herbei, die Geistlichkeit selbst predigte Aufruhr. Alle Arme streckten sich aus, den vaterländischen Namen wieder zu erringen, und der Muth Kosciuszko's und seiner Bundesgenossen reichte dem erhobenen Volksarme die Waffen. Der Geist dieses Mannes hatte auch hier alle Schlummernde geweckt, in der Nacht der Unterdückung Licht verbreitet und jede Brust zur Rache der lange erlittenen Schmach der Nation erwärmt. Seine ehemaligen aufgeklärten Mitbürger dachten auch hier wie er; jeder Fühlende empfand wie er; willig folgte seiner Stimme der Soldat, der Handwerker horchte dem Preise seiner kühnen Thaten, und der Landmann fand das Glück unter einer andern Herrschaft verdächtig, das ihm aufgedrungen wurde.

Bedroht von solchen Feinden im Rücken und vom Kanonendonner Kosciuszko's bedrängt, mußten die Belagerer zwischen einem Rückzuge und der letzten verzweifelten Bestürmung schnell wählen; und da sie noch in dieser Ungewißheit schwebten, kam ihnen die Nachricht, daß mehre mit Munition beladene Fahrzeuge, die von Graudenz die Weichsel herabgeschafft werden sollten, von den Insurgenten genommen seien. Jetzt stockte die Kriegsmaschine im preußischen Lager, und das Triebrad der Politik war zerbrochen. Die Belagerung wurde aufgehoben, die Preußen traten den Rückzug an (6. September), und der russische General Fersen ging unterhalb Warschau über die Weichsel nach Litthauen.

Zufrieden mit dem Bewußtsein, sein Vaterland gerettet zu haben, schlug Kosciuszko den Triumph aus, den ihm der hohe Rath und die Dankbarkeit der Warschauer bereitete. Die ihm zunächst gestandenen Gewitterwolken, deren Donnerschläge seine Feinde selbst getroffen

hatten, waren zertheilt und sammelten sich wieder über Südpreußens Fluren; aber die Anstalten und Arbeiten, die es kostete, um dem entfernten Sturme zu begegnen, oder auszuweichen, verstatteten dem General nicht, auf den errungenen Lorbern auszuruhen.

Schwer war die Wahl, ob er seine Feinde bis nach Großpolen verfolgen, wodurch die Hauptstadt preisgegeben worden wäre, oder den Russen bis Litthauen entgegengehen, wo aber der Funke der Freiheit leicht hätte verglimmen können, oder endlich den Kern seiner Truppen zusammenhalten und Warschau beschützen sollte. Schnell war sein Entschluß gefaßt. Er blieb, ohne den Rückzug der Preußen sehr zu beunruhigen, mit der Hauptarmee in den Verschanzungen, ließ die beschädigten Werke ausbessern und Praga stärker befestigen. Hier wollte er die Russen empfangen. Die Generale Madalinski und Dabrowski schickte er mit 12,000 Mann nach Süd- und Westpreußen ab.

Dieser Plan beschäftigte die Preußen und verzögerte die Rache des petersburger Cabinets. Jetzt lag Polens Schicksal noch in seiner Hand, indeß seine getrennten Feinde sich auf der einen Seite vertheidigen und auf der andern durch wiederholte Angriffe ermüden mußten, ehe sie in Pragas fürchterlichen Verschanzungen den großen Anführer der Revolution erreichten. Während die beiden abgeschickten Generale den Verbündeten in Südpreußens Provinzen mit den neuen Truppen neuen Muth und neue Hoffnung zuführten, arbeitete Kosciuszko mit dem Nationalrathe an der Vertheidigung gegen neue Gefahren und an der innern Verwaltung.

Mit derselben rastlosen Thätigkeit, womit er Polen bewaffnete, versuchte der ausgezeichnete Mann den emporstrebenden Staat zu organisiren, und wenn über der Anordnung der Geschäfte und über der Berechnung der politischen Verhältnisse der Staatsmann die kriegerischen Maßregeln vergessen zu haben schien, trat aus dem Cabinet der Held wieder hervor, seiner Schöpfung Bewegung und Stärke zu geben. Alles prüfte, leitete, übersah er; Alles durchdrang sein Genie; für jedes Bedürfniß wußte sein Erfindungsgeist Mittel, jede Angelegenheit ergründete sein Scharfblick, und die männliche Nüchternheit, mit welcher er die Geschäfte umfaßte, adelte den trotzenden Muth, womit er jedem Unternehmen kühn

Digitized by Google

entgegenschritt. Es schien die Natur diesen Feuerkopf geschaffen zu haben, um in einer allgemeinen Verwirrung durch Besonnenheit zu glänzen, und es bedurfte dieser auflodernden Flamme, die Nacht zu erhellen, welche über dem unglücklichen Polen ausgebreitet lag. Damit er aber nicht leuchte, um nur zu glänzen, sondern die jungen Keime eines neuen Staates zu erwärmen, hatte das Schicksal schon früh seine Thatkraft erzogen, und der Schutzgeist der Nation die Bildung seines Lieblings und mit ihm vielleicht auch die Bildung des letzten wahren Polen vollendet. Sein unternehmender Geist hatte ihn zum kühnsten Wagestück entflammt, und das Vertrauen des Volkes ihm ein Riesenwerk angewiesen; aber weit schwerer als alles Dieses war doch die Aufgabe, einen selbsterschaffenen Zustand zu beherrschen, ohne Despot zu werden, und mit der drohenden Gewalt seiner Feinde zugleich die Schmeichelei des Ehrgeizes, dieser stärksten Leidenschaft großer Geister, zu besiegen. Allein Kosciuszko's Ehrgeiz war von seiner Vaterlandsliebe bewacht, und die Gefahr, die in hundert Gestalten ihn umgab, nahm seine Thatkraft nie für sich, sondern nur für das allgemeine Wohl in Anspruch. Das stolze Bewußtsein, Warschau gerettet zu haben, gab nur Festigkeit seinen zweifelnden Schritten, und seiner Thätigkeit ausharrenden Muth. Indessen Alles sich in Warschau zu einer ungewöhnlichen Vertheidigung rüstete, alle Klöster und Kirchen ihre Schätze zum Ankauf von Waffen und Munition liefern mußten, und der König selbst die Summe durch sein letztes Geschmeide und Silbergeschirr vermehrte, hatte Madalinski, nebst Dabrowski den Bug und die Starrew passirt, und war über Wyszogrod und Plezzko glücklich in Südpreußen eingedrungen. Schon verzweifelte Friedrich Wilhelm, Kosziuszko zu besiegen. Er machte ihm daher glänzende Anerbietungen; aber wie wenig kannte er den Mann aus Washington's Schule! Lange blieb der Kampf zweifelhaft. Mit stets wachsender Erbitterung wurde er von beiden Parteien geführt; doch begingen die Polen den Fehler, die Waffen der Revolution über die Grenze hinauszutragen, ohne im Stande zu sein, ihre Hauptmacht im Lande selbst in fester Verbindung zu erhalten. Sie wollten angreifen, und waren nicht stark genug, sich zu vertheidigen. Daher die fehlgeschlagenen Unternehmungen auf Kurland,

unter dem Commando der Generale Wielhorski, Mirbach, Meyen, Wawrzecki, Jasinski und Grabowski, bei welchen die Truppenübermacht Katharinas den hartnäckigen Kampf entschied. Zwar trat in Litthauen, unter Anführung Branicki's, eine neue Conföderation auf und vollendete die russische Eroberung; doch bald waren die Fahnen der Polen fern vom Niemen zurückgedrängt, und schnell wendet sich der Sturm, gewaltsamer wüthet er über den Bug herein und reißt bei Brzesc Alles in seinen Wirbeln fort. Suwarow nämlich, jener große Russe, war Anfangs September aus Nimirow mit seinem Corps in Volhynien eingerückt und griff die polnische Armee unter Sierakowski mit seiner gewohnten Schnelligkeit an. Mit dem Bajonet eröffnen die Russen die Blutscene, zehn Mal werden sie von den Conföderirten zurückgedrängt, ein grausenerregendes Würgen beginnt, und nach achtstündigem Kampfe siegt Suwarow. Schnell, gleich seinem beflügelten Marsche, folgen einander seine Siege. Sierakowski, muß sich mit großem Verluste nach Warschau zurückziehen. Dieser Unfall setzt Warschau in Bestürzung und ändert Kosciuszko's Plan. Er aber verliert den Muth nicht, und baut mit festem Vertrauen auf seine Mannschaft, wie ein Vater auf seine Kinder baut in Augenblicken der Gefahr. Dies beweist seine aus dem Lager erlassene Proclamation:

Thaddäus Kosciuszko, Oberbefehlshaber der Nationalmacht, an die polnische und litthauische Armee.

Schon mehr als einmal, Brüder! schwuren wir dem Vaterlande unverbrüchliche Treue und gaben rühmliche Beweise davon. Auch jetzt laßt uns diese Treue an den Tag legen, da des Feindes Uebermacht uns die Waffen aus den Händen winden und dann aller Fülle des Elends und der Schande überlassen will. Standhaft wollen wir den Russen die Stirn bieten, das Vaterland von der Sklaverei befreien, die Würde des polnischen Namens und die Freiheit und Selbständigkeit der Nation wiederherstellen, und dadurch den Dank des Vaterlandes verdienen. Von Euch aufgefodert, Waffenbrüder, stehe ich an Eurer Spitze. Ich setze gern Blut und Leben daran, und auch von Eurer Tapferkeit und von Eurer Vaterlandsliebe darf ich ein Gleiches hoffen. Laßt uns einen Körper ausmachen, laßt uns fest zu-

sammenhalten, und Herzen, Hände und Vermögen aller Landbewohner vereinigen.

Verrath riß uns die Waffen aus der Hand, aber die Tugend soll sie uns wiedergeben, damit das schändliche Joch, unter welchem wir schmachten, plötzlich vernichtet werde.

Könnt Ihr es dulden, meine Freunde, daß Euch eine fremde Macht mit Schimpf auseinandertrieb? Nein, Kameraden, kommt mit mir; Ruhm und das süße Bewußtsein, das Vaterland gerettet zu haben, warten auf Euch!

Glaubt nicht, daß Ihr der Obrigkeit, welche man Euch gab, Ehrfurcht schuldig seid. Vorgesetzte, welche Russen Euch aufdrangen, dürfen Eurer Achtung nie werth sein. Nur der Nation und dem Vaterlande seid Ihr Treue schuldig. Das Vaterland fleht Euch um Schutz, und in des Vaterlandes Namen lasse ich meine Befehle an Euch ergehen.

„Tod oder Sieg!" Das sei unser Wahlspruch. Von Euch, sowie von der gesammten Nation, hege ich die gewisse Erwartung, daß Ihr lieber sterben als länger unter einer so schmähligen Sklaverei seufzen werdet.

Kosciuszko.

Dem General Michael Wielhorski, welcher an Jasinski's Stelle zum Commandanten der litthauischen Armee erwählt worden war, konnte so wenig die Unzufriedenheit der Revolutionnaire mit seiner Ernennung als das Mißliche seiner ganzen Lage überhaupt entgehen. Er wollte deshalb das ihm vom Naczelnik zugedachte Ehrenamt niederlegen, entschloß sich aber zuletzt, von seinen Freunden ermuntert, einen Courier an Kosciuszko abzufertigen, um genaue Verhaltungsmaßregeln zu verlangen. Hierzu wählte er den gewandten Michael Oginski, Obersten eines Reiterregiments.*) Kosciuszko empfing ihn in seinem Lager zu Pracka-Wola, drei Stunden von Warschau, um 5 Uhr des Morgens, als er sich, durch die Untersuchung der sämmtlichen Wachen und Pickete ermüdet, kaum einige Augenblicke auf ein Bund Stroh hingeworfen hatte. Freudig erwartungsvoll sprang er auf, den Boten, nach echter Polensitte, mit freundlicher

---

*) Verfasser der „Mémoires sur la Pologne et les Polonais depuis 1788 — 1815". 2 vols. (Paris, 1826.)

Umarmung zu begrüßen, fragte, während des Durchlesens der Papiere, über Alles, was in Litthauen vorgefallen war, und lobte des Obersten treue Anhänglichkeit an die Sache des Vaterlandes, und dessen Muth in der Schlacht, der seiner Geschicklichkeit in den Arbeiten des Cabinets und der Diplomatie gleichkomme. Darauf empfing er an demselben Morgen eine Deputation der Bürgerschaft von Warschau, ritt in die verschiedenen Lager, um persönlich seine Befehle auszutheilen, und übergab noch vor Tische dem harrenden Gesandten die gewünschten Befehle. Nach einem ganz einfachen Mittagsmahle unter freiem Himmel entließ er denselben mit dem besondern Ausdrucke seiner Zufriedenheit mit seiner Sendung und Wielhorski's Benehmen, indem er den Wunsch noch mündlich hinzufügte, Letzterer möchte, als der Würdigste jenes Amtes, das Commando über Litthauen beibehalten und, unter Oginski's Anführung, Freiwillige gegen die alten Grenzen von Rußland absenden, besonders von liefländischer und kurländischer Seite, um die russischen Truppen beständig zerstreut zu erhalten, und vor einer Vereinigung in der Gegend von Wilna zu bewahren.

Die Nothwendigkeit, dem Sieger eine neue Vormauer vor der Hauptstadt entgegenzustellen, spornte seine Ungeduld, sich mit dem größten Feldherrn des Continents zu messen. Mit diesem Entschluß ging er zu Ende Septembers mit 20,000 seiner Krieger über die Weichsel. Hier, ehe er den entscheidenden Marsch fortsetzte, trat er an die Spitze seiner Armee, und redete sie folgendermaßen an:

„Brave Kameraden, theure Waffenbrüder! Wollt Ihr noch mit mir das Vaterland befreien und dem Schwure getreu bleiben, entweder zu siegen oder zu sterben? Wer von Euch verzagt, trete aus dem Gliede hervor, und lege die Waffen nieder. Er soll ruhig in seine Heimath kehren!" — Keiner antwortet, Jeder steht fest in seiner Reihe. — „Noch einmal!" rief Kosciuszko, „ich verspreche bei meinem Feldherrnwort Jedem, der wanken sollte, Befreiung vom Dienst!" Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als alle Stimmen zusammen rufen: „Mit Dir, General, wollen wir kämpfen bis zum Tod!" Nun wohlan! Marsch! sagt Kosciuszko

gerührt, blickt empor, hebt sein Schwert gen Himmel und schwört noch einmal, sein Vaterland zu retten.

Hierauf übergab er dem Fürsten Poniatowski, der, obgleich ehemaliger Oberfeldherr und Neffe des Königs, nun freiwillig unter die Fahnen des Vaterlandsbefreiers getreten war, das Commando der Hauptarmee, dem General Makranowski aber den Befehl über die sämmtlichen Truppen von Litthauen. Er selbst zog mit 8000 auserwählten Soldaten gegen Fersen, um diesen General von Suwarow's Lager abzuschneiden, und lagerte sich (am 7. Oktober 1794) bei Macieiowice, einem Landgute des Grafen Zamoyski, in dem Palatinat von Lublin, 10 Meilen von Warschau. Seine Divisionen und die Truppen des Generals Poninski standen 3 Meilen von einander entfernt, und der Oberfeldherr hatte seinen Angriffsplan so geordnet, daß Poninski während der Schlacht eintreffen und die Russen von dem linken Flügel her in die Flanke nehmen sollte.

Doch die erwartete Hülfe blieb aus. In dieser von der Natur begünstigten Stellung legte er mit seiner bekannten Fertigkeit in unglaublicher Eile Verschanzungen an, um den Feind zu empfangen. Dem Feinde selbst schien diese Rüstung und diese überaus kluge Taktik schon die Hoffnung zu benehmen, als der Verrath eines Ueberläufers den Gegner von Kosciuszko's Plane unterrichtet, und Fersen, in Vereinigung mit Denisow's Corps, dem seinen Russen zugedachten Gewaltstreiche auszuweichen, und ihn mit doppelter Kraft gegen die Polen zu führen beschloß. Mit Anbruch des 10. Oktobers griff er ihr Lager an. „Warschau, Rache!" war das Feldgeschrei der Russen. „Sieg oder Tod!" der Polen Antwort. Kühn stürmt der Russe die Schanzen, ein fürchterliches Feuer empfängt ihn, und sein erster Schritt auf das Bollwerk ist sein letzter. Zurückgeworfen, führt Fersen noch einmal seine wüthenden Soldaten zum Sturm; gräßlicher erschallt das Feldgeschrei, heftiger donnert das Geschütz, standhafter und blutiger ringt das Gefecht. Umsonst! Der General hatte seine Krieger zum Tode geführt.

Jetzt ordnet er die Truppen zum dritten Angriff. Der Pole rafft seine letzte Kraft zusammen. Die Trompete verkündigt den letzten Act. In gedrängten Gliedern schauerlich still, stürmen die Russen heran und erringen

mit gefälltem Bajonet die erste Schanze. „Vorwärts, Kameraden!“ ruft der tapfere Denisow seinen Kosacken zu. „sollen wir unterliegen, so entkomme Keiner von uns, der den Ort unserer Schande bezeichnen könne!“ Die zweite, dritte, vierte Schanze wird erobert. Kein Pole gibt sich gefangen. Kein Russe schont. Der Verwundete selbst wird zu Tode gemartert, Keiner wankt, Keiner ermüdet. Alles scheint für die Conföderirten verloren zu sein; doch lebt ja noch Kosciuszko, und mit ihm die Seele der Polen.

Unkenntlich in seiner gemeinen Kleidung*) und nur durch seinen Muth und die fast unglaubliche Kühnheit erkennbar, ist er überall, wo die Gefahr am größten, hilft, ermahnt, feuert an, kämpft mit wie ein Verzweifelter. Drei Mal schon ist General Fersen von ihm zurückgeschlagen, da kömmt Suwarow herbeigeeilt mit seinem musterhaft disciplinirten Heere, und die zwei größten Feldherrn Europas stehen sich gegenüber. Nur ist die Macht sehr ungleich vertheilt. Doppelt so viel Mannschaft, alle wohl bewaffnet, durch vieljährige Kriegsdienste eingeübt, führt der Russe an. Der Pole hat keine andere Waffe als seine Liebe zum Vaterlande, und was die Noth ihm zuerst in die Hand spielte. Hier stehen Soldaten mit Flinte, Bajonnet und Säbel, dort Bauern mit Sensen, Picken, Aexten und Schaufeln; es ist also kein Wunder, wenn die schwächere Partei der Uebermacht weicht. Die polnische Infanterie konnte den Russen nicht widerstehen, umsonst bot Kosciuszko Alles auf, die Cavalerie zu sichern. Schon sind drei Pferde unter ihm erschossen, als ein Lanzenstich in seine linke Schulter auch ihn zu Boden wirft. Jetzt zittern zum ersten Mal die tapfern Polen, ihr Schlachtgeschrei verdoppelt sich, als rufe es Hülfe für den angebeteten Feldherrn. Er vernahm die Stimmen seiner Treuen, rafft sich zusammen und schwingt sich mit Hülfe seines Freundes Niemcewicz, der als Adjutant an seiner Seite focht, nochmals auf ein neues Pferd und eilt seiner fliehenden Reiterei nach, um sie mit seiner Gegenwart zum Widerstand zu

---

*) Er trug einen Kittel von Leinwand, auch öfters von grauem Tuch wie die Bauern, welche er anführte, eine mit Pelz verbrämte Mütze, mit einem kleinen Federstutz, und wie der gemeine Mann seinen Säbel über die Schulter gehängt.

fesseln und in die Schlacht zurückzuführen; allein, im Eifer verfehlt er den Weg und stürzt, über einen breiten Graben setzend, mit seinem Pferde. Verfolgende Kosacken und Carabiniers sind hinter ihm, und einer von den letzten gibt ihm einen Hieb in den Nacken, während ein Kosack ihn mit der Picke verwundet. Erschöpft ruft er aus: „Finis Poloniae!“ und sinkt zu Boden.

Einige erzählen, er habe vor diesem blutigsten aller Treffen wie in Todesahnung seiner nächsten Umgebung das Versprechen abgenommen, ihn nicht lebendig in die Hände des Feindes gerathen zu lassen, und deshalb, bei seinem Sturze vom Pferde, nebst dem Ausruf „Polens Ende!“ mit schwacher Stimme noch zu den Seinigen gesagt: „Gebt mir den letzten Stoß, Brüder!“ Eben wollte die Mordlust eines Kosacken sich dieses Verdienst um ihn erwerben, als ein russischer Offizier, Namens Chrusczow, dem Kosciuszko einst seine Gattin gerettet hatte, ihn mit Thränen des Dankes in seine Arme emporfaßte. „Laß ihn machen“, sagte widerstrebend der General, „gönne mir den Tod!“

Die Meisten erwähnen dieses denkwürdigen Moments, wo der große Pole fiel, auf folgende Weise:

Ein Kosack, der, um ihn zu plündern, ihm die Kleider auszog, bemerkte an seiner Hand zwei Brillantringe, und nahm sie ihm weg. Als er hierauf noch einen dritten mit einer Antike*) abnehmen wollte, krümmte Kosciuszko, der einen großen Werth auf diesen Ring setzte, den Finger, als wenn er ihn zu behaupten wünschte. Der dadurch aufmerksam gemachte Kosack fragte ihn, ob er Kosciuszko sei? Erst auf die wiederholte Frage antwortete Kosciuszko mit leiser Stimme „Ich bin es — Wasser!“ Der Kosack, von Ehrfurcht und Rührung ergriffen, gibt ihm sogleich alles Geraubte zurück, reicht ihm seine Feldflasche, und ruft einige seiner Kameraden herbei. Schnell wird er wieder angekleidet, und die Kosacken tragen ihn langsam und mit sanfter Schonung, auf ihre Picken gelegt, in ein benachbartes Schloß.

---

*) Dieser Ring, dessen Gemme eine Victoria vorstellt, befindet sich gegenwärtig in den Händen des polnischen Generals Paczkowski, vormaligen Generaladjutanten des Königs von Sachsen.

Kosciuszko war so sehr angegriffen und durch den Blutverlust und die heftigen Schmerzen so sehr geschwächt, daß er nicht wußte, was um ihn vorging. Erst am andern Morgen erfuhr er den Ort seines Aufenthaltes und die Art und Weise, wie er dahin gekommen, als er in den Armen seines getreuen Adjutanten, des Majors Ficzer (sprich Fischer), erwachte. Bei ihm befand sich der gleichfalls verwundete alte Freund und Waffengefährte, auch als Dichter ausgezeichnete Julian Niemcewicz.*) So endigte der polnische Aeschylus, wie er von einigen Geschichtschreibern nach der Analogie seiner Lebensschicksale nicht mit Unrecht genannt wird**), seine kriegerische Laufbahn; allein dem Griechen war das Glück vorbehalten, den Triumph seines Vaterlandes zu besingen, zu welchem er an dem blutigen Tage bei Marathon das Seinige beigetragen hatte, während der Pole, bei Macieiowice gefangen, das Unglück seines Vaterlandes in feuchtem Kerker beweinen mußte.

Unterdessen hatten die Russen das Schlachtfeld behauptet. Die verwaisten Polen kämpften bis zum Tode unerschrocken fort, ihres Feldherrn eingedenk. 500 Mann bedeckten todt den Kampfplatz. 100 Offiziere, worunter die Generale Sierakowski, Kaminski, und Kniaziewicz — welchen Letztern schon damals die Schlachtberichte des Feindes un officier général de très - grand mérite nannten, später aber die Eroberung Roms und Neapels unter Championet und Macdonald, und der Sieg von Hohenlinden den ersten Feldherrn seiner Zeit an die Seite stellten — wurden, nebst dem Oberst Zaydlitz und 2000 Soldaten gefangen. Der kleine Rest, der dem Sieger entkam, floh in Poniatowski's Lager.

---

*) Sein eigentlicher Name ist Julian Ursyn-Niemcewicz und unterscheidet sich dadurch von einer andern polnischen Familie, welche sich nur Niemcewicz schreibt. Als immerwährender Secretair des Senats von Warschau, eines der ersten Staatsämter in Polen, genießt er in der Liebe und Hochachtung seiner Landsleute die Früchte seines Verdienstes. Die dichterischen Werke dieses Mannes, sowie seine edlen Handlungen, sind zu allgemein bekannt, als daß deren Erwähnung hier einen Platz finden könnte.

**) Vergl. „Histoire de la révolut. de Pologne en 1794, par un témoin oculaire" (Paris, 1797), pag. 159.

Lange unentschlossen, welche Maßregeln in dieser gefährlichen Lage zu ergreifen seien, schickte Poniatowski den General Wielhorski ab, um Fersen's Corps abzuhalten; allein, der polnische General ward von Denisow geschlagen, und der junge Fürst fand am rathsamsten, mit dem Nationalrathe in Warschau die weitern Operationen mündlich zu verabreden. Diese Versammlung übergab den Oberbefehl der sämmtlichen Truppen einem anerkannten braven Patrioten, dem Generallieutenant Thomas Wawrzecki; allein, mit Kosciuszko ging, was der fallende Held prophetisch geweissagt hatte, Polen unter.

(Schluß der ersten Abtheilung.)

Digitized by Google

Nachtrag

zu der

Biographie

von

Jacques Louis David.

Zeitgenossen, Neue Reihe, Nr. XX.

12*

Digitized by Google

Jacques Louis David.

I.

Ueber David's Standpunkt und Ruhm, während der Revolution, kann ein officieller Bericht, welchen J. J. Sur in öffentlicher Sitzung des Lyceums der schönen Künste erstattete, als Zeugniß gelten. Unter lobpreisender Herzählung der Kunstwerke des ausgezeichneten Malers erzählt er:

„Die constituirende Nationalversammlung hatte die Summe von 100,000 Livres zur Unterstützung der Künste ausgeworfen, und den Künstlern überlassen, durch selbstgewählte Commissarien über deren Verwendung zu bestimmen. David erhielt, nach Entscheidung der Kunstgenossen, den ersten Preis von 7000 Livres. Doch bemerkte David nach der Vertheilung aller Preise, daß mehre junge, talentvolle Künstler leer ausgegangen wären. Er entsagte also der ihm zuerkannten Summe und bewirkte, daß von der Zurückgabe noch drei Unterstützungspreise, einer zu 3000 Livres und zwei zu 2000 Livres, ausgesetzt wurden. Dieser Zug einer großmüthigen Seele und eines ausgezeichneten Talents hat sich so tief in das Herz seiner Zöglinge eingeprägt, daß schon Einige derselben in den größten Städten Europas sein Fußtapfen betreten und die Andern dem Beispiele jener nacheifern, indem sie David nicht allein als Lehrer schätzen, sondern ihm als Freund nacheifern und ihn lieben. — Dies sind David's Ansprüche auf den Dank seiner Nation. Das Directorium weiß sie zu würdigen, es weiß, welche Anstrengung es kostet, durch Feuer der Composition und Wahrheit des Ausdrucks jede Spur einer Mühewaltung zu vertilgen, weiß, was erfodert wird, bei'm Anblicke

eines Gemäldes Täuschung zu wecken, als sei der dargestellte Gegenstand gleichsam augenblicklich aus dem Grabstichel, aus der Feder, oder dem Pinsel lebendig hervorgegangen, weiß, wie schwer es ist, einer großen Composition den glücklichen Charakter der Leichtigkeit zu verleihen. Nur durch den Inbegriff dieser Vorzüge kann die Malerei mit der Dicht- und Tonkunst gleichen Schritt halten; nur durch ihn erwirkt sie die Macht, uns zu rühren, den denkenden Geist zu beschäftigen und alle ausgedrückte Empfindungen auf uns zu übertragen. — Als einen der schönsten Tage betrachtet das Directorium den heutigen, wo sich Gelegenheit darbietet, dem würdigsten Nacheiferer der größten Meister Italiens die Ehrenkrone darzubringen, und wo es zugleich mit Zuversicht hoffen darf, daß die Nachwelt in sein Urtheil einstimmen wird".

II.

Seite 130 der „Zeitgenossen" ist folgende Stelle der französischen Biographie, Seite 154 fg., einzuschalten, wo das erste Zusammentreffen Bonaparte's mit David erzählt wird:

Kurz vor dem 18. Fructidor, in der Zeit, als der Royalismus die Patrioten bedrohte, faßte der Befehlshaber des Heeres in Italien den rühmlichen Entschluß, David den Verfolgungen, welche ihn in Paris treffen konnten, zu entziehen und ihn zu sich zu nehmen. Wie man sagt, erhielt einer seiner Adjutanten, Julien, der später in Aegypten von den Arabern ermordet wurde, den Auftrag, dem Künstler den Antrag des Generals zu überbringen. David wurde aufgefodert, zur Armee zu kommen, die Schlachten zu malen und so den politischen Stürmen zu entrinnen; doch der Künstler konnte sich nicht entschließen, Paris zu verlassen. Bonaparte kehrte nach dem Friedensschlusse von Campo-Formio dahin zurück, und betrat die Hauptstadt, die er fast ungekannt verließ, wieder mit unermeßlichem Ruhme. Als Mitglied des Nationalinstituts bildete er sich einen Zirkel von Gelehrten, Beamten und einigen Generalen. Er wünschte David, mit dem er noch nicht zusammengetroffen war, kennen zu lernen. Einst von dem Generalsecretair des Directoriums Lagarde zur Tafel geladen, erwiderte Bonaparte: „Ich werde erscheinen, doch unter der Bedingung, daß David von der Gesellschaft ist".

Lagarde lud den Maler ein, welcher kam. Er selbst war wie alle Welt begierig, den Besieger Italiens kennen zu lernen; er wollte hiernächst ihm seinen Dank darbringen, für die Freistatt, welche er ihm bei der Armee angeboten hatte. Als Bonaparte bei'm Eintritte in die Gesellschaft den Künstler erblickte, knüpfte er mit ihm ein Gespräch an. Die Rede kam auf sein Bildniß. „Ich werde Sie", sagte David, „auf dem Schlachtfelde malen, den Degen in der Hand". „Nein", erwiderte Bonaparte, „man gewinnt heutzutage nicht mehr die Schlachten mit dem Degen. Malen Sie mich ruhig auf einem feurigen Rosse". David hatte Arbeiten begonnen, die keine Unterbrechung verstatteten; Bonaparte, gleichfalls beschäftigt mit wichtigen Unternehmungen, hatte zum Sitzen keine Zeit. Das Bildniß ward nicht gemacht; aber der Plan dazu ging nicht verloren. Nach dem 18. Brumaire des Jahres VIII, da Bonaparte erster Consul geworden war, besuchte ihn David öfter, gewöhnlich in der Stunde des Frühstückens. Bei der Ernennung des Staatsbeamten der neuen Constitution, sagte ihm der erste Consul, daß er es vorzöge, ihn bei dem Pinsel zu lassen, anstatt ihm ein Amt zu geben. „Das ist mir schon recht", entgegnete David; „Zeit und Erfahrung haben mich belehrt, daß mein Beruf mich auf meine Werkstatt hinweist. Für meine Kunst hatte ich immer große Vorliebe; ihr widme ich mich mit Leidenschaft, ihr wünsche ich ganz anzugehören. Uebrigens sind Staatsämter dem Wechsel unterworfen, meine Werke aber, hoffe ich, sollen bleiben".

Nachdem der erste Consul Klein-Luxemburg verließ, um die Tuilerien zu beziehen, beauftragte er David, in der Galerie jenes Palastes die schöne antike Büste des Junius Brutus, welche er aus Italien mitgebracht hatte, aufzustellen.

Der Heereszug Bonaparte's über den St.-Bernhardsberg vergegenwärtigte den zwanzig Jahrhunderte früher unternommenen des karthaginiensischen Feldherrn. „Auch Frankreich hat seinen Hannibal", sagte man. — Nach seiner Rückkunft von Marengo dachte der erste Consul wieder daran, sich von David malen zu lassen; er beschied ihn zu sich, als gerade der Minister des Innern, Lucian Bonaparte, bei ihm war. „Was arbeiten Sie jetzt?" redete ihn der erste Consul an.

„Ich bin mit einem Gemälde des Angriffs auf Thermopylä beschäftigt“.

„Schlimm genug; Sie thun unrecht, sich mit der Darstellung von Besiegten zu ermüden“.

„Aber, Bürger Consul! diese Besiegten waren doch Helden, welche für ihr Vaterland starben, und unerachtet der Niederlage wurden die Perser mehr als hundert Jahre von Griechenland zurückgeschlagen“.

„Einerlei, nur des Leonidas Name ist auf uns gekommen, alles Uebrige für die Geschichte verloren“.

„Alles? — Mit Ausnahme des hochherzigen Widerstandes gegen ein zahlloses Heer. — Alles? — Ausgenommen die Hingebung zur Verherrlichung ihres Namensgedächtnisses. — Alles? — Ausgenommen die Zucht und strenge Sitte der Lacedämonier, deren Andenken unsern Kriegern zurückzurufen nützlich ist“.

Dennoch setzte David diese Darstellung, ohne sie aufzugeben, für den Augenblick bei Seite. Der erste Consul verlangte sein Bildniß. David versprach, sich sogleich daranzumachen, und bat ihn, er solle ihm sitzen. „Wozu das?“ entgegnete Bonaparte, den solcher Zwang langweilen mußte, „glauben Sie, daß die großen Männer des Alterthums, deren Bildnisse wir besitzen, gesessen haben?“

„Doch ich male Sie für unser Jahrhundert, für Leute, die Sie sahen, Sie kennen; diese verlangen Aehnlichkeit“.

„Was ähnlich! nicht in der Treue der Gesichtszüge, in einem kleinen Fleck auf der Nase besteht die Aehnlichkeit; es ist der Charakter der Physiognomie und des Geistes, die gemalt werden müssen“

„Das Eine schließt das Andere nicht aus“.

„Alexander hat gewiß dem Apelles nie gesessen. Kein Mensch fragt danach, ob Bildnisse großer Männer ähnlich sind; es ist genug, wenn ihr Geist darin lebt“.

„Sie lehren mich die Malerkunst“.

„Wie so? Sie scherzen“.

„Wirklich habe ich die Malerei noch nicht nach dieser Beziehung erwogen; Sie haben Recht. Nein, Sie sollen nicht sitzen. Lassen Sie mich nur; ich will Sie ohne Das malen“.

Als David aus dem Zimmer des ersten Consuls ging, kam Lucian wieder auf das Gemälde der Ther-

moppylen, und sagte: „Freund! er liebt nur Nationalgegenstände; er hat ja sein Theil daran. Es ist seine schwache Seite; er sieht es gern, daß man von ihm spricht".

David führte das schöne Gemälde aus, das Bildniß des ersten Consuls zu Pferde, bei'm Uebergange über den St.-Bernhard — ruhig auf einem feurigen Rosse — eine denkwürdige Darstellung, großartig, kräftig im Ausdrucke, ideal und doch wahr. — Zu Ende des Jahres IX. war es fertig, und David überreichte es dem ersten Consul, der sein Bild lange schweigend betrachtete und sich mit Beifall und Lobsprüchen an den Künstler wandte; dann, auf die Soldaten blickend, welche, mit Wolken untermischt, über das Gebirge gehen und im Hintergrund gestellt, nach der Perspective kleinlich ausfallen, sagte er lachend: „Aber, Bürger David, was machen dort hinten die kleinen Männerchen, so groß, wie ein Hufeisen meines Pferdes? — Mit einem Tritte kann es sie zertreten". Die Bemerkung war nicht ganz grundlos.

Der Marquis Musques, Gesandter des Königs von Spanien, bat für seinen Herrn den Künstler um das Bildniß des ersten Consuls; jener machte daher eine Copie des Gemäldes, welche gleichzeitig mit dem Original vollendet wurde. Später wiederholte David denselben Gegenstand noch drei Mal. — Im Jahre 1814 erbeuteten die Preußen das zu St.-Cloud aufgestellte Original und stellten es in der Kunstkammer zu Berlin auf, wo es noch ist.

III.

Da der Verfasser der Bioprahie David's in den „Zeitgenossen", „Vie de David, par M. A. Th." (Brüssel, 1826), nicht zur Hand hatte, ist nach den hier beigebrachten Briefen die Stelle Seite 137 zu berichtigen.

In der That ergingen Anträge an David, Brüssel mit Berlin zu vertauschen und in die königl. Akademie zu treten. Der Minister, Graf von der Goltz, preußischer Gesandter in Paris, schrieb ihm unter'm 12. März 1816: „Der König, mein Herr, befiehlt mir, Sie zu benachrichtigen, daß Se. Majestät bei dem Wunsche, einen so ausgezeichneten Künstler, als Sie sind, zu fixiren, es gern sehen werden, wenn Sie Deren Haupt-

stadt zum Wohnort wählen, wo Se. Majestät beabsichtigen, Sie in eine angenehme Lage zu versetzen und Ihnen alle nöthige Hülfleistungen zu verleihen".

Unter demselben Datum schrieb an David mit gleichen Anträgen Alexander von Humboldt, durch die Mitgliedschaft des Nationalinstituts sein College, und legte ihm den Wunsch des Königs von Preußen freundlich an's Herz. „Sie werden", sagt er, „in meinem Vaterlande einen König finden, der ein einsichtsvoller Beschützer der Künste, und Kenner ihrer großen Leistungen ist; eine Regierung, welche gewissenhaft alle eingegangene Verpflichtungen erfüllt; einen Wirkungskreis, um so größer, da Alles erst noch angeordnet werden soll, und ich wage, rücksichtlich meiner Landsleute hinzuzufügen, die Regsamkeit für die Kunst, den edlen Enthusiasmus, der, gut geleitet, der Schule ihren alten Glanz wiedergeben muß. Ich weiß es, mein Herr, Sie leben jetzt in einem Lande, dessen weise Mäßigung so vortheilhaft ist für die Befestigung des öffentlichen Wohls; aber ich bin ganz Preuße, wenn es darum zu thun ist, daß die Hauptstadt meines Königs einen David besitze. Welchen Entschluß Sie fassen mögen, ich ersuche Sie, auf der Stelle an den Herrn Fürsten von Hardenberg zu schreiben und mit ihm so aufrichtig, wie er in jeder Hinsicht verdient, zu reden. Sie können frei die Bedingungen, unter denen Sie in Berlin wohnen wollen, angeben. Preußen kann Ihnen keine glanzerfüllte Lage anbieten; doch werden Sie dort das lebhafteste Bemühen für Ihr Lebensglück, Sie werden dort die zu Geistesarbeiten so nothwendige Geistesruhe finden".

David wandte sich mit dankbarer Erkenntlichkeit an den Fürsten von Hardenberg; doch verschob er die Zusicherung der Ueberkunft, wegen der Kränklichkeit seiner Gattin, seiner unzertrennlichen Gefährtin. Die schon ausgefertigten Reisepässe wurden zurückgegeben, ohne daß durch diesen Aufschub die Wünsche Friedrich Wilhelms III., den großen Künstler zu besitzen, aufgelöst wären. Unter dem 16. Mai 1816 antwortete der unsterbliche preußische Staatskanzler: „Sie können ruhig die Wiederherstellung Ihrer Frau Gemahlin abwarten und brauchen auf keine Weise durch eine schnelle Reise deren, Ihnen in vielfacher Beziehung so werthvolle Gesundheit auf's Spiel zu setzen. Ich schmeichle mich, daß, nach Beseitigung die-

ser Besorgniß, ich das Vergnügen haben werde, Sie in unserer Mitte zu sehen, in einer ruhigen und ehrenvollen Lage, die Ihren Wünschen entspricht. Se. Majestät bewilligt Ihnen für Ihre hiesige Stellung alle verlangte Begünstigungen; mir aber wird es zur besondern Freude gereichen, über diesen Gegenstand unmittelbar mit Ihnen mich zu besprechen, nach Ihrer Ankunft in Berlin, von welcher ich Sie ersuche mich zuvor zu benachrichtigen".

Wir wollen zu David's Ehre nicht glauben, daß es wahr sei, wenn der vorerwähnte französische Biograph, Seite 204, äußert: „Natürlich konnte David, während der Krankheit seiner Gattin, sich nicht von ihr trennen; aber war dieses ein Grund, den ihm gemachten Antrag nicht anzunehmen? Er konnte vorläufig darein willigen, unbeschadet der spätern Erfüllung. Er hatte doch nun einen Vorwand, um Zeit zu gewinnen; denn er war fest entschlossen, die dargebotene Freistatt nicht anzunehmen und sein Talent nicht einer Nation zuzubringen, welche sich seinem Vaterlande am feindseligsten bewiesen hatte". So niederträchtige Falschheit gegen großmüthig dargebotene Gnadenbezeigungen hat David nirgend offenbart. Mochte der Künstler die Annahme derselben reiflicher Ueberlegung unterwerfen, wie es seine Verhältnisse mit sich brachten; hätte er vom Anfange her den hier angeschuldigten festen Entschluß gefaßt, den Antrag des preußischen Hofes nicht anzunehmen, so hätte er es aussprechen müssen. Auch führt jener Schriftsteller, gleichsam zu David's Rechtfertigung, Thatsachen an, welche erweisen, daß er wol schwankte, sich aber erst zur Ablehnung des Antrags bestimmte, als der Hinblick auf sein höheres Lebensalter, fortwährende Kränklichkeit der Gattin, Liebe zur Muße und Dankbarkeit für die ihm sich so wohlwollend bezeigende königl. niederländische Regierung die Vortheile des preußischen Dienstantrages überwogen. Ehe er den Entschluß, in Brüssel zu verbleiben, aussprach, berieth er sich mit seinen Freunden, mit den Revolutions- und Verbannungsgefährten. Cambacérès stimmte für die Annahme, Sieyes dagegen. Wozu wären die Schalksspiele dienlich gewesen, wenn David vom Anfange her so abgeneigt sich fühlte: deporter ses talents chez une nation qui s'étoit montrée l'ennemi le plus passionné de sa patrie?

IV.

Bald nach dem Hinscheiden David's erfolgte zu Paris die öffentliche Versteigerung seines künstlerischen Nachlasses; aber Vieles mußte zurückgenommen werden, da kein annehmliches Gebot erfolgte. Das viele Rühmen und Preisen, welches die Franzosen ihrem ersten Maler nachsandten in die Verbannung, bestätigte sich nicht in der Lust zum Ankaufe seiner Werke. Der verfeinerte Genuß, welcher in dem Besitze unsterblicher Kunstwerke Freude findet, ist in Paris nicht heimisch; nur wenn es gelegentlich die Mode des Tages gebietet, wird der Ankauf von Kunstwerken als Luxus betrieben.

Als im August 1826 zur Unterstützung der Griechen eine Kunstausstellung in Paris veranstaltet wurde, wozu aus dem Privatbesitze willfährig schätzbare Kunstwerke hergeliehen wurden, nahmen David's Gemälde einen bedeutenden Platz ein. Da erblickte man seinen Tod Hektor's, der ihm einst die Mitgliedschaft der alten königl. Akademie erwarb; in diesem Werke zeichnete er sich aus durch zarte Behandlung des Nackten, durch kräftige, wahre Gestalten; er bezeichnete den neuen Weg seines Strebens; die Draperie war noch kleinlich und manierirt, wie es der Abweg der französischen Schule mit sich brachte. — Daneben sah man eins der schönsten Werke David's, den Tod des Sokrates; ferner die Horatier; Letztere nicht im Originale, sondern in einer von dem lieben Zögling Girodet gearbeiteten Copie, die deshalb ein eignes Interesse gewährt, weil der Meister keine Hand an selbige gelegt hatte und sie doch immer als eigne Arbeit in Anspruch nahm. Auch Bonaparte bei'm Uebergange des St. = Bernhardsberges war hier zu schauen; des Gemäldes lebendige Auffassung, die unverkennbare Begeisterung, womit es ausgeführt ist, sichert demselben eine bedeutende Stelle unter den Kunsterzeugnissen neuer Zeit. Endlich verweilte man noch bei dem Kriegsgotte, der von Venus, Eros und den Grazien entwaffnet wird, wo das erlöschende Feuer des Künstlers eine seinen übrigen Gemälden unbekannte Farbenpracht hervorrief. Auch als Allegorie kann man das Bild betrachten, wo David seinem Leben ein Versöhnungsdenkmal stiftet: der irdische Kampf endet in der Verherrlichnng der Alles versöhnenden himmlischen Liebe. — Der Farbenglanz ist das Hochroth der untergehenden Sonne.

---

ausgeführten Gemählden, jedes wenigstens in sichern, treffenden Umrissen, die den Menschen zeichnen, wie er war oder ist, und, so viel es geschehen kann, auch wie er ward; die das Menschliche in einer Vollendung oder in offenkundiger Verirrung durchschauen lassen: — das ist's, was wir zu erreichen wünschen. Wir wollen das Leben der Zeit, der Menschheit, dieser Zeit, in der engverbundenen Kette der einzelnen Menschen, in denen das, was man den Zeitgeist nennt, sich in seiner mannichfaltigen Gestaltung klar und anschaulich spiegelt und ausdrückt, darstellen.

In dieser Hinsicht würden auch Selbstbiographien, die aber diesen sinnvollen Namen wirklich verdienten, und also mehr enthalten müßten, als eine Skizze des äußern Lebenslaufs, die mit Unbefangenheit und Wahrheit, mit tiefer Selbsterkenntniß und mit sicherer Hand, das eigne Leben eines ausgezeichneten Zeitgenossen, den Gang seines Geistes und die Entwickelung seines Schicksals abbildeten, uns höchlich willkommen sein.

Es ist aber besonders zu wünschen, daß die Herren Mitarbeiter den echthistorischen Gesichtspunkt überall festhalten, recht eigentlich geschichtliche Darstellungen bearbeiten, und mehr durch getreue Abbildung, als durch Reflexion und Raisonnement, die Leser auf den rechten Standpunkt stellen, aus dem die Zeitgenossen anzusehen sind.

Alle Beiträge dieser Art, durch die Gesinnung der Einsender selbst verbürgt, wird mit Dank zu gewissenhafter Benutzung aufnehmen

die Redaction.

* * *

Die erste Reihe dieses Werks, welche im Jahr 1816 begonnen wurde, und deren letztes Heft, welches zugleich ein Repertorium über alle sechs Bände oder 24 Hefte derselben enthält, in der Jubilate-Messe 1821 erschien, ist als geschlossen zu betrachten. An sie schließt sich diese neue Reihe an, die ganz nach demselben Plan redigirt wird. Auch diese zweite Reihe ist auf 24 Hefte oder sechs Bände berechnet, und sie wird nach deren Vollendung wie die erste ein für sich bestehendes Ganzes bilden.

Auch in der äußern Erscheinung tritt keine Aenderung ein und es wird daher wie früher, so oft hinreichende Materialien da sind, ein Heft von ungefähr 12 Bogen dem Publicum dargeboten werden. Der Preis eines solchen Hefts, deren vier einen Band bilden, ist auf Druckpapier 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein., auf Schreibp. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. Rhein. Sämmtliche deutsche Buchhandlungen in und außer Deutschland, auch Postämter, sind im Stande, die Hefte dieses Werks zu den hier angezeigten Preisen zu liefern.

Leipzig.

F. A. Brockhaus.

Inhalt.

Seite

Pius VII. Zweite Abtheilung. 1

Thaddäus Kosciuszko. Von [illegible]
Erste Abtheilung. [illegible]

Nachtrag zu der Biographie von Ja[illegible] David. [illegible]

Zeitgenossen.

Neue Reihe.

Nr. XXIII.

(Der gesammten Folge Nr. XLVII.)

(Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.)

(Preis dieses Heftes auf Druckpap. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. Rhein.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1827.

Digitized by Google

Einladung.

Das Unternehmen, welches die Lebensbilder ausgezeichneter Zeitgenossen darzustellen versucht, ist von der Art, daß es nur durch ein kräftiges und sichres Mitwirken vieler geistreicher und erfahrner Männer gedeihen kann. Es werden daher Alle, die dasselbe zu bereichern vermögen, hierdurch vertrauend und dringend eingeladen, mit ihren Beiträgen ein Werk zu unterstützen, das für die Zeitgeschichte nicht unwichtig werden kann. Für alle künftige Theilnehmer sollen hier die Hauptgesichtspunkte des ganzen Unternehmens angedeutet werden.

Mit „Zeitgenossen" bezeichnen wir Lebende und Verstorbene, die unserer Zeit angehört, in derselben gewirkt haben. Als Grenzpunkt nehmen wir das Jahr 1789 (wahrhaft den Anfang einer neuen Zeit!) an, dergestalt, daß denkwürdige Menschenleben, die nach jenem Jahr hervorleuchteten (ob auch der größere Theil ihrer Dauer einer frühern Zeit angehöre), noch dazu gerechnet werden.

Nicht auf das Vaterland nur beschränken wir den Plan. Was als eine große, seltne Erscheinung innerhalb dieser unserer Zeit bei irgend einem Volke sich bemerkbar machte, findet unter unsern Zeitgenossen seinen Platz.

Das Unternehmen ist aber an sich so umfassend, daß (weil wir nicht ein endloses Werk beginnen wollen) nothwendige Grenzen auch in Hinsicht der Wichtigkeit der hier abzubildenden Zeitgenossen, und die Bedingungen, unter welchen sie hier aufzunehmen sind, festgestellt werden müssen.

Männer und Frauen sollen es sein, die der Welt schon bekannt sind, die in einem größern Kreise bedeutend und wirksam waren oder sind, auf irgend eine Weise, durch ihre Stellung in der Gesellschaft, durch ungemeinen Geist und weitverbreitete Wirksamkeit, durch ihre Meisterschaft in einem Zweige des Lebens, durch große Tugenden oder Irrthümer, hervortraten. Sie müssen in einem öffentlichen Leben eine sichtbar geschichtliche Beziehung zu ihrer Zeit, ihre Biographien müssen wirklich für die Zeitgeschichte eine höhere Bedeutsamkeit haben, und es bleiben daher solche, ob auch noch so erfreuliche Erscheinungen, die in stiller Verborgenheit dahin wandelten, von unserm Plan ausgeschlossen.

Wir werden also vorzüglich große Staatsmänner, Feldherren und Krieger, ausgezeichnete Meister in Kunst und Wissenschaft (nicht bloße Schriftsteller oder sogenannte Gelehrte), ungemeine Geschäftsmänner, — auch Frauen, die in einem größern Kreise wirkten, darzustellen versuchen.

Solche Zeitgenossen sollen mit geschichtlicher Treue, im echten Geist der Biographie, nach ihrem äußern und innern Leben (so weit der Forscher einzudringen vermag), mit dem möglichst tiefsten Begreifen ihrer Eigenthümlichkeit, geschildert werden. Wohlgetroffene Schattenbilder, die doch dem hellen Auge mehr als Schatten, die wahrhaftes Leben vorüberführen; wo es möglich ist, in

Thaddäus Kosciuszko,

Polens letzter Oberfeldherr.

Von

Karl Falkenstein.

Zweite Abtheilung.

Einladung.

Das Unternehmen, welches die Lebensbilder ausgezeichneter Zeitgenossen darzustellen versucht, ist von der Art, daß es nur durch ein kräftiges und sichres Mitwirken vieler geistreicher und erfahrner Männer gedeihen kann. Es werden daher Alle, die dasselbe zu bereichern vermögen, hierdurch vertrauend und dringend eingeladen, mit ihren Beiträgen ein Werk zu unterstützen, das für die Zeitgeschichte nicht unwichtig werden kann. Für alle künftige Theilnehmer sollen hier die Hauptgesichtspunkte des ganzen Unternehmens angedeutet werden.

Mit „Zeitgenossen" bezeichnen wir Lebende und Verstorbene, die unserer Zeit angehört, in derselben gewirkt haben. Als Grenzpunkt nehmen wir das Jahr 1789 (wahrhaft den Anfang einer neuen Zeit!) an, dergestalt, daß denkwürdige Menschenleben, die nach jenem Jahr hervorleuchteten (ob auch der größere Theil ihrer Dauer einer frühern Zeit angehöre), noch dazu gerechnet werden.

Nicht auf das Vaterland nur beschränken wir den Plan. Was als eine große, seltne Erscheinung innerhalb dieser unserer Zeit bei irgend einem Volke sich bemerkbar machte, findet unter unsern Zeitgenossen seinen Platz.

Das Unternehmen ist aber an sich so umfassend, daß (weil wir nicht ein endloses Werk beginnen wollen) nothwendige Grenzen auch in Hinsicht der Wichtigkeit der hier abzubildenden Zeitgenossen, und die Bedingungen, unter welchen sie hier aufzunehmen sind, festgestellt werden müssen.

Männer und Frauen sollen es sein, die der Welt schon bekannt sind, die in einem größern Kreise bedeutend und wirksam waren oder sind, auf irgend eine Weise, durch ihre Stellung in der Gesellschaft, durch ungemeinen Geist und weitverbreitete Wirksamkeit, durch ihre Meisterschaft in einem Zweige des Lebens, durch große Tugenden oder Irrthümer, hervortraten. Sie müssen in einem öffentlichen Leben eine sichtbar geschichtliche Beziehung zu ihrer Zeit, ihre Biographien müssen wirklich für die Zeitgeschichte eine höhere Bedeutsamkeit haben, und es bleiben daher solche, ob auch noch so erfreuliche Erscheinungen, die in stiller Verborgenheit dahin wandelten, von unserm Plan ausgeschlossen.

Wir werden also vorzüglich große Staatsmänner, Feldherren und Krieger, ausgezeichnete Meister in Kunst und Wissenschaft (nicht bloße Schriftsteller oder sogenannte Gelehrte), ungemeine Geschäftsmänner, — auch Frauen, die in einem größern Kreise wirkten, darzustellen versuchen.

Solche Zeitgenossen sollen mit geschichtlicher Treue, im echten Geist der Biographie, nach ihrem äußern und innern Leben (so weit der Forscher einzubringen vermag), mit dem möglichst tiefsten Begreifen ihrer Eigenthümlichkeit, geschildert werden. Wohlgetroffene Schattenbilder, die doch dem hellen Auge mehr als Schatten, die wahrhaftes Leben vorüberführen; wo es möglich ist, in

Thaddäus Kosciuszko,

Polens letzter Oberfeldherr.

Von

Karl Falkenstein.

Zweite Abtheilung.

Digitized by Google

Thaddäus Kosciuszko.

Zweite Abtheilung.

Einem Körper gleich erschien die Nation, aus dem die Seele entflohen war. Dumpfe Bestürzung herrschte überall, wo die Nachricht von des Naczelniks Gefangennehmung ertönte.

Unbeschreiblich war der Schrecken, den die Niederlage Kosciuszko's in der Hauptstadt verbreitete. Der Eifer für die Freiheit erkaltete, der kühne Trotz sank zur muthlosen Unzufriedenheit herab, jede Hoffnung war verschwunden, und der hohe Rath hatte große Mühe, die Bürger wieder an die gemeine Sache zu fesseln. Alles war stumm und in tiefe Trauer versenkt. „Ich habe in meinem ganzen Leben", sagt Oginski*), der an demselben Tage in Warschau ankam, an welchem die Nachricht jenes Unglücks eintraf, „kein herzzerreißenderes Schauspiel gesehen, als die Hauptstadt mehre Tage über darbot. In allen Straßen, in allen Gesellschaften, in allen Familienkreisen hörte man Nichts als den Trauerruf erschallen: „Kosciuszko ist nicht mehr!" und tiefe Seufzer tönten als Echo aus ganz Polen wieder. Man wird es kaum glaubwürdig finden, aber ich kann es als Augenzeuge beweisen und berufe mich auf alle noch lebende Zeugen, daß viele Kranke von einem hitzigen Fieber aufgezehrt, Mütter zu früh entbunden, und Andere von einer Art von Wahnsinn befallen wurden,

*) In seinen „Mémoires sur la Pologne et les Polonais", II, pag. 41.

welcher sie nie wieder verließ. Man traf auf den Straßen Männer und Weiber, welche die Hände rangen, den Kopf gegen die Mauer schlugen und wie in Verzweiflung ausriefen: „Kosciuszko ist todt! das Vaterland ist verloren!"

Selbst im Auslande wurde Polens Erretter und Befreier auf das tiefste betrauert. Schelling, Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu München, hat, nach Aussage eines glaubwürdigen Schriftstellers *), zu Leipzig eine vornehme polnische Dame gekannt, welche während der ganzen Zeit, als Kosciuszko gefangen war, auf nichts Anderm schlief als auf einer Strohmatte.

Auch der Fremde von Bildung und Unparteilichkeit konnte dem unglücklichen Lande sein Mitleiden nicht versagen; denn wer vermöchte ohne Wehmuth auf den Trümmerhaufen zu blicken, in welchen ein Sturm die Wohnungen, wenn auch nur einer Familie, verwandelt hat? Obgleich die Pfeiler des alten Gebäudes morsch, und die Grundfesten erschüttert waren, an den Pfeilern und Wänden erscheinen doch noch die Bilder einer großen würdigen Vorzeit, und die Zeugnisse eines Volkslebens, wie wenige Geschichten sie nennen können.

Wol walteten und wirkten noch achtbare und tapfere Männer, sowol am Ruder der Regierung als an der Spitze des Heeres, und es genügt, nur die Namen Madalinski, Dabrowski, Zakrzewski, Wawrzecki, Mokranowski und Poniatowski zu nennen, um auch nach der Schlacht von Maciciowice noch große Gedanken von der Thatkraft des polnischen Nationalgeistes aufzufassen. Diese Kraft rang noch bis auf den letzten entscheidenden Augenblick, und man bemerkte noch Zuckungen in den Gliedern, auch nachdem man den Körper zerstückelt hatte. Doch, alle jene Männer konnten ihr gesunkenes Vaterland vor dem Sturze nicht schützen; Alles, was sie thun konnten und thaten, war, demselben einen minder harten Fall zu bereiten.

Am 9. November 1794 nahm Suwarow nach langem furchtbaren Kämpfen, das man besser ein tiegerähnliches Ringen nennen konnte, Praga, die Vorstadt von Warschau, mit Sturm ein und war so im Besitz

*) Le Comte de Lagarde - Messence, „Les obsèques de Kosciuszko". (München, 1819), S. 45.

der Hauptstadt Polens. Doch zum Ruhme des seltenen Mannes muß gesagt werden, daß er nach Erreichung seines Zieles jene außerordentliche Seelengröße, jene Mäßigung im Glücke auch hier bewährte, wie Europa bei andern Gelegenheiten sie oft bewundert hat. Dem Sieger, der alle Plünderung und jede Gewaltthätigkeit auf das äußerste bestrafte, blieb die Ehrfurcht unverletzt und ging bald in Hochachtung, und diese in Zutrauen über; denn strenge Mannszucht gab den Warschauern das seltene Schauspiel einer mächtigen Regierung, ohne das Gehässige der Eroberungsgewalt fühlen zu lassen.

Bald aber wurde von Petersburg aus der Pfeil der Gewalt geschleudert. Er traf Alle, welche an der Conföderation Antheil hatten. Mehre Führer, worunter Wielowoyski, Jankiewicz, Mostowski und Kilinski, einer der Männer vom 18. April, wurden nach Sibirien verwiesen; Ignatz Potocki und Jakorewski nach Petersburg geschickt, und Kosciuszko, sobald seine Wunden die Reise zuließen, in rühmlicher Gefangenschaft gehalten.

Unterdessen hatte in Litthauen der russische Generalgouverneur Repnin den Namen einer polnischen Provinz vergessen gemacht.

In Krakau hatte sich der preußische Adler und in Warschau Suwarow Ehrfurcht und Unterwürfigkeit erzwungen. Nicht lange darauf wurde der König Stanislaus Poniatowski mit allen Formen der Höflichkeit von Warschau nach Grodno beschieden, wo ihm der Fürst Repnin die Resignationsacte vorlegte, und er am Jahrestage seiner Krönung der Krone feierlich entsagte (den 25. November 1795). Durch diese Handlung verschwand Polen aus der Reihe der europäischen Staaten. Doch eine Nation, die solche Männer erzeugte, wie Kosciuszko war, konnte nicht untergehen.

Indessen blieb auch dieser große Mann nicht frei von Vorwürfen und von mannichfachem Tadel, den der unparteiische Historiker theils mit Recht, theils aber — und zwar meistens — nur der Neid aussprechen konnte.

Einige behaupten, er habe, trotz der Ermahnungen Sierakowski's und mehrer seiner Generale ohne vortheilhafte Stellung mit offenbar zu geringer Truppenanzahl gegen die Uebermacht des Feindes das Treffen zu Mazieiowice gewagt, seine eigne Person tollkühn dem dichtesten Regen der Kugeln ausgesetzt und sogar absichtlich

den Tod gesucht, um den unglücklichen Ausgang der Schlacht nicht zu überleben, weil er überzeugt war, daß mit ihr alle Hoffnung der Freiheit verloren sei, und er den Tod dem Mislingen seines großen Unternehmens vorzog. Die Spannung zwischen dem Oberbefehlshaber und dem Nationalrathe, setzen Andere hinzu, die Nachlässigkeit in Vollstreckung seiner Befehle, die zuletzt hier und da sichtbar wurde, und endlich die Bestrebungen einiger Uebelgesinnten, welche eine demokratische Regierungsform einführen wollten, verbunden mit den sich täglich häufenden Schwierigkeiten, die Revolution bis an das Ende auszuführen, haben seinen Geist ermüdet, ihm das Leben zur Last gemacht, und ihn auf diese Weise zu einem verzweiflungsvollen Streiche verleitet.

Es fehlte auch nicht an Stimmen, welche ihm alle geographische Kenntniß, selbst diejenige seines eignen Vaterlandes absprachen und ihn des Mangels an Energie beschuldigten, weil er gegen die Gefangenen, wie sie meinten, zu gelinde verfahren war und verdächtige Personen, besonders Geistliche, nicht mit dem Tode bestrafte. Er soll überdies zu abergläubischen Mitteln seine Zuflucht genommen haben, um die Gemüther des gemeinen Haufens zu fesseln. Seume*) äußert große Verwunderung darüber, wie Kosciuszko bei Gelegenheit des Treffens von Szczekociny nicht gewußt habe, daß die Russen und Preußen sich vereinigt hatten. „Hat er es gewußt", sagt er, „und seinen Soldaten verschwiegen, so ist kein Grund zu diesem Benehmen vorhanden, aber wol mancher dagegen; wußte er es wirklich nicht, so war es augenscheinlich die größte Vernachlässigung, zumal da in dortiger Gegend die Gemüther so gestimmt waren, daß jeder Bauer gern Nachricht gab. Aus seinem Rapport geht hervor, er habe die Vereinigung *nicht* gewußt". Seume, der als russischer Offizier und Secretair des Generals Igelström in die Sache mit verflochten war, ist hier schwerlich ein ganz unbefangener Beurtheiler und geht offenbar zu weit, wenn er Kosciuszko's Manifest gegen die Kaiserin und gegen den König heftig, anzüglich, beleidigend und selbst für Mäßiggesinnte höchst rebutant nennt, da der

*) „Nachrichten über die Vorfälle in Polen im Jahr 1794". In dessen sämmtlichen Werken, Th. 1, S. 53.

Zorn eines Republikaners von so einfachen und strengen Sitten doch nothwendig entbrennen mußte, als üppige Machthaber nach Willkür sein armes gedrücktes Volk jacobinischer Grundsätze und Verbrechen vor ganz Europa anklagten.

Uebrigens war sein Rückzug so meisterhaft, daß er, selbst nach dem Urtheile der feindlichen Generale, eine gewonnene Schlacht werth war.

Man warf ihm vor, daß er die dem Bischofe von Chelm und Lublin zuerkannte Todesstrafe, auf Verwenden des päpstlichen Nuntius, in Gefängniß verwandelte. Allein hier war der Grund seines Benehmens, wie er sich oft gegen seine Freunde aussprach, offenbar dieser, der Nation Beweise zu geben, wie mild er die in seine Hand niedergelegte höchste Gewalt ausübte, und vorzüglich, um das der Geistlichkeit ergebene Gemüth des Volks zu schonen. Daß er, ungeachtet seiner angeborenen Güte, in wichtigen Fällen unerbittliche Strenge mit Gerechtigkeit zu verbinden wußte, beweist der Umstand, daß er nach dem Aufruhr in Warschau (den 27. und 28. Juni 1794) sieben von den Rädelsführern, und darunter Männer aus den ersten Familien Polens, hängen und den stürmischen Sprecher Kanopka des Landes verweisen ließ.

Vielleicht hätte er mehr Strenge gegen die Starosten und Großen des Reichs ausüben sollen, welche, stolz auf ihre Vorrechte und Freiheiten, in der allgemeinen Gährung nichts von Ordnung und Gehorsam wissen wollten. Sein Grundsatz aber war, die Vaterlandsliebe und die Ehre wirken zu lassen und gegen die Verführten und Verlockten, keine Hoffnung aufgebend, mit Waffen zu kämpfen, die sie zum Gesetz zurückbringen konnten, da der Strang nur die Feigen und Verräther zu schrecken vermochte.

Den König behandelte er mit Auszeichnung und großer Achtung. Er war der Erste, welcher der Regierung und den Einwohnern von Warschau die Majestät Stanislaus Augusts zu respectiren befahl; er war es, der sie gegen alle Angriffe schützte; und wenn ihm das Vaterland nicht über Alles gegolten hätte, so würde er keinen Augenblick angestanden haben, den König an die Spitze der Revolution zu stellen; aber unmöglich konnte unter solchen Umständen der Naczelnik diesem verdächtigen und von den Meisten gehaßten Schwächling eine

Theilnahme an der Gewalt gestatten, welche die Nation allein ihm übertragen hatte. Er bezahlte den Genuß der Aussichten, die ihm sein heldenmüthiger Geist und die Tapferkeit seiner Armee eröffnet hatte, an das Vaterland und wies seine Foderungen an das Urtheil unparteiischer Weltbürger.

Wie sich Kosciuszko als Dictator und angebetetes Oberhaupt der ganzen polnischen Nation einfach-groß und bescheiden betragen hatte, war er als russischer Gefangener edel und erhaben und treu seiner Gesinnung. „Ein russischer Offizier, einer meiner Freunde (erzählt Seume), der bei dem gefangenen Kosciuszko die Ordonnanz hatte, hat ihn oft zu beobachten Gelegenheit gehabt und versichert, er habe sein Betragen immer großartig und voll Würde gefunden".

„Einmal war ein hartnäckiges Gefecht, das lange zweifelhaft blieb".

„Kosciuszko saß an dem Tische, stumm und tiefsinnig, den Kopf auf den Ellnbogen gestützt, bis ein Offizier die Nachricht brachte, die Russen seien endlich mit dem Bajonnette durchgedrungen".

„Gott! Gott!" sprang er auf und schlug sich vor die Stirn, „warum habe ich bei meiner Sache nicht solche Soldaten gehabt?"

Während sich der unglückliche Held noch in dem Lager der Feinde befand, schrieb der höchste Nationalrath mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes und des innigsten Beileids an ihn und erklärte, er sei bereit, alle russische Gefangene gegen seine Person auszulösen und überhaupt Nichts unversucht zu lassen, was ihm seine Freiheit, ohne Nachtheil des Vaterlandes, verschaffen könne. Kosciuszko lehnte in einem kurzen, aber herzlichen Dankschreiben dieses Verwenden für sich ab und wies seine Landsleute auf Einigkeit und Gehorsam gegen die Gesetze hin.

In edler Ruhe folgte er dem russischen Staabsoffizier, der ihn mit 300 Mann zu Pferd nach Petersburg begleitete, wo Katharina II., welche doch öfters Beweise von Großmuth gegeben hatte, in ihrem heftigen Zorne befahl, den gefährlichen Obergeneral auf das alte Schloß von Gregor Orloff in den festesten Verwahrsam zu bringen.

Hier beschäftigte er sich meist mit Lesen oder Zeich-

nen und, wenn es seine Wunden gestatteten, mit Verfertigung allerlei Geräthschaften und Kunstgegenstände an der Drechselbank. Die Fürstin Czartoryska bewahrt noch jetzt auf ihrem malerischen Landsitze zu Pulawy, nebst vielen polnischen Alterthümern und Merkwürdigkeiten, in einem geschmackvoll aufgeführten Gebäude, Tempel der Sybilla genannt, eine schöne Vase aus Elfenbein, welche der Held in seinem Gefängnisse gefertigt hat, und die, nach dem Urtheile der Kenner, so geschmackvoll gearbeitet sein soll, daß sie den Arbeiten der geschicktesten Künstler nicht nachstehe.

Hier würde er wahrscheinlich sein edles thatenreiches Leben, das durch die erlittenen Mühen höchst angegriffen und durch seine Wunden geschwächt war, zwischen den feuchten Mauern eines Kerkers geendet, oder die Zahl jener unglücklichen Polen vermehrt haben, welche die Rachsucht nach Sibirien in die Bergwerke verurtheilte, wenn nicht der Tod der Kaiserin (im Dezember 1796) den Groll gelöst und sein Schicksal verändert hätte.

Paul I. stieg auf den Thron von Rußland. Dieser Fürst, obgleich Milde und Unbefangenheit nicht zu den Hauptzügen seines Charakters gehörte, bezeichnete den Antritt seiner Regierung mit einer Handlung, welche seinem Herzen wie seinem Geiste immer Ehre machen wird.

Er ging in eigner Person, von Niemanden als von seinen zwei ältesten Söhnen, den Großfürsten Alexander und Konstantin, begleitet, in das Schloß, wo die Staatsgefangenen waren, und brachte dem polnischen Phocion, nebst dessen Befreiung, die Huldigung seiner Tugenden mit den Worten dar:

„Je vous remets votre épée, mon général, en vous demandant votre parole de ne jamais vous en servir contre les Russes“.

Darauf erkundigte sich der Kaiser, wohin er sich, wenn er Petersburg werde verlassen haben, begeben würde?

„J'irai en Amérique“, antwortete Kosciuszko mit fester, erhobener Stimme, „j'y retrouverai mes compagnons d'armes et les traces de glorieux souvenirs“.

Auf diesen Besuch, und diese anerkennende Gnadenbezeigung folgte bald ein neuer Beweis der Hochachtung. Der Kaiser beschenkte Kosciuszko mit 1500 Bauern; und weil er wußte, daß Jener mit seinem

Freunde nur Eins ausmachte, und Beide ihr Lebensschicksal zu theilen fest beschlossen hatten, machte er auch dem edlen Dichter, nebst Ertheilung der Freiheit, ein Geschenk von 1000 Leibeignen. Kosciuszko konnte in diesem Momente, ohne den Kaiser zu erzürnen, die Geschenke nicht ausschlagen. Aber weder diese Gnade, noch ein neues Geschenk von 12,000 Rubel, noch ein von Rußlands Beherrscher ihm Zeitlebens angebotener Jahrgehalt von 6000 Rubel konnte den Helden der Freiheit an Rußland fesseln, gegen welches er einmal aus inniger Ueberzeugung sein Schwert gezogen und sein Blut verspritzt hatte.

Doch vermochte er ebenso wenig länger an einem Orte, oder in einem Lande zu bleiben, wo er auf jedem Gesichte nur Stumpfsinn und getäuschte Hoffnung erblickte, wo er fast lauter fremde Sprachen hörte, und wo ihm von allen Seiten das große weite Grab der Unabhängigkeit entgegengähnte.

Kaum waren seine Wunden einigermaßen geheilt, und seine Körperkräfte wiedergekehrt, so begab er sich mit seinem Freunde Niemcewicz und einigen andern polnischen Offizieren zu Kronstadt an Bord eines schwedischen Schiffes, um Schweden und Norwegen kennen zu lernen und dann nach England überzusetzen. Es war im Anfang des Frühlings 1797, und scharfe Nordseeluft, welche in dieser Jahreszeit meist einen anhaltenden Charakter annimmt, griff seine schwächliche Gesundheit so sehr an, daß er in Hamburg einige Wochen der Ruhe genießen mußte. Kaum hatten dieses seine Landsleute in Paris erfahren, als sie zwei an Geist und Talent gleich ausgezeichneten Männern aus ihrer Mitte, Michael Oginski und Franz Barss, den Auftrag ertheilten, im Namen aller in Frankreichs Hauptstadt anwesenden Polen an ihn zu schreiben, um ihm ihre Freude über seine Befreiung und die Huldigung seiner großen Verdienste zu bezeigen, indem sie glückwünschend die Großmuth des Selbstherrschers von Rußland priesen, der ihnen die Hoffnung schenke, ihren gemeinschaftlichen Vater bald hergestellt und in Frankreich zu erblicken. Der Brief war mit einigen vierzig Unterschriften versehen. Kosciuszko war zu bescheiden und zu zartfühlend, als daß er direct darauf geantwortet hätte. Er begnügte sich deshalb, nach Verlauf von drei Wochen in einem Schrei-

ben an Oginski auszudrücken, daß er mit inniger Rührung und mit Dank die treue Anhänglichkeit seiner Landsleute vernommen, deren Wohl er nie aus dem Auge verlieren, und überhaupt nie aufhören werde, denselben Gedanken, Wort und That zu widmen. Von Hamburg aus ging er, sobald es seine Gesundheit gestattete, unter Segel und setzte nach London über.

Hier wurde er von vielen anwesenden Polen, welche die zweifelhafte Lage des Vaterlandes, oder der Verlust ihrer Güter in die Fremde hinausgetrieben hatte, und von mehren amerikanischen Veteranen am Landungsplatze erwartet (denn die Kunde seiner baldigen Ankunft war ihm vorangeeilt) und wie in einem Triumphe der Freundschaft und Hochachtung in ein bereitgehaltenes Quartier geführt. Noch war der Abend nicht herangekommen, als schon der Ruf durch die „New London Gazette“ verbreitet wurde: „Kosciuszko, der Held der Freiheit, ist hier!“ Sogleich kamen Besuche von Männern, welche den großartigen, uneigennützigen Verfechter der Menschenrechte kennen lernen und ihm ihre Verehrung bezeigen wollten: ein Umstand, der um so mehr bewundert zu werden verdient, als es in der Hauptstadt eines Landes geschah, deren Truppen er einst als feindlicher Führer gegenüber stand. — Allein, sein kränklicher Zustand erlaubte ihm nicht, diese Auszeichnung anzunehmen; denn er fühlte sich noch immer sehr schwach und unwohl, indem seine Wunden unter den Händen schlechter Aerzte und durch die Beschwerlichkeit der Seefahrt sich mehr und mehr verschlimmert hatten, sodaß man schon an der gänzlichen Heilung und, nach Ausspruch einiger Wundärzte, sogar an seinem Fortkommen verzweifeln wollte. Die gefährlichste und zugleich schmerzhafteste Wunde ging über den Hirnschädel und den Nacken bis tief in den Rückgrath und nöthigte ihn zu einer peinlichen Stellung. Drei Bajonnetstiche in die Brust hatten ihm einen bedeutenden Blutverlust zugezogen, und eine Kanonenkugel, die einen Theil des rechten Schenkels wegriß, erschwerte ihm das Gehen.

Unter diesen namenlosen Schmerzen, wo er sich fast auf keine Weise, in keiner Stellung ohne Qual bewegen konnte, vertrieb er sich die Zeit mit Zeichnen und Malen, wobei ihn die Landschaftzeichnung am meisten anzog. Die übrige Zeit war in stille Betrachtungen

über sein unglückliches Vaterland und dessen noch traurigere Zukunft getheilt, oder der Unterhaltung mit seinen Freunden gewidmet.

Nach Aussage britischer Blätter*), sprach er mit der lebhaftesten Dankbarkeit und Verehrung vom Kaiser Paul, und besonders von dem hoffnungsvollen, in allen Tugenden so ausgezeichneten Kronprinzen, dem Großfürsten Alexander. Nie hat man ihn über seine Gefangennehmung, oder über unglimpfliche Behandlung klagen hören. Was er aber oft und mit schwermüthigem Blicke unter Seufzern bedauerte, war, daß seine Wunden während der Gefangenschaft so sehr vernachlässigt und ganz gewissenlos behandelt worden waren.

Als er sich unter besserer Pflege einigermaßen erholte und unter dem Schutze Englands von allem russischen Einflusse frei fühlte, wollte er nicht länger Gnade genießen aus den Händen seiner Gegner; deshalb schickte er dem Kaiser von Rußland die erhaltene Geldsumme zurück mit einem Schreiben voll edelmüthiger Gesinnungen und voll des wärmsten Dankes, worin er den Monarchen bittet, ihm zu gestatten, daß er sich künftighin nur auf jene Unterstützung verlassen dürfe, auf welche seine in Amerika geleisteten Dienste gerechte Ansprüche zu machen hätten.

Dann ging er, von den Segenswünschen des herbeiströmenden Volks und seiner zahlreichen Freunde begleitet, unter Segel und setzte in sein zweites Heimathland hinüber. In einer dunkeln Nacht stieß plötzlich ein fremdes Schiff an das seinige. Masten und Segel verwickeln sich ineinander, beider Schiffe Untergang ist fast unvermeidlich. Ein jammervolles Geschrei ertönt von beiden Seiten, Todesangst malt sich auf jedem Gesichte — nur Kosciuszko blieb immer derselbe, und erwartete mit kalter Ruhe seine Bestimmung. Allein seine letzte Stunde hatte noch nicht geschlagen. Die Vorsehung brachte sein Schiff an die Küste von Pennsylvanien, woselbst er nach so vielen Widerwärtigkeiten den Genuß des ersten angenehmen Augenblicks hatte. Die ehrenvolle Aufnahme der Einwohner linderte seine Schmerzen und war ihm Ersatz für seine mannichfach ertragenen Leiden. Hier gab ihm die Regierung der freien Amerikaner mehr

---

*) „Gentleman's magazine", Year 1797, Juli, S. 609.

als einen Beweis, daß er sich nicht getäuscht habe, wenn er auf die Erkenntlichkeit der Nation seine Hoffnung baute.

Bei seiner Ankunft in Neuyork empfing ihn und seinen Freund Niemcewicz, der nie von seiner Seite gewichen war, eine Deputation des Congresses und begleitete den wohlbekannten Helden auf das Versammlungshaus des Nationalrathes. Mit welcher Innigkeit ihm da ein alter Bekannter die Hand reichte, dort ein Freund ihn umarmte, mit welchem freudigen Staunen hier die jüngern Mitglieder das ehrwürdige Antlitz des gefeierten Kosciuszko betrachteten, wie Alle sich bemühten, ihn nach Verdienst zu ehren — dies zu schildern, bleibe einem Augenzeugen jenes schönen Augenblicks überlassen. Bald darauf wurden ihm aus der Casse der sämmtlichen Vereinigten Staaten sein rückständiger Sold und 16,000 Piaster für die fünf Jahre seiner Abwesenheit ausbezahlt.

Nun war seine vorzüglichste Sorge dahin gerichtet, in dem Lande, wo zuerst seine Thatkraft sich entwickelte, wo sein Geist und sein Herz unter Leitung des großen Washington sich bildeten, diesen Lehrer aufzusuchen, um ihm die Versicherungen seiner unveränderten Ehrfurcht und Freundschaft darzulegen.

Washington hatte sich schon seit dem Jahre 1783, wo er, im Beisein Kosciuszko's, zu Annapolis in Maryland, seine Resignation vor dem versammelten Nationalcongreß in die Hände des Präsidenten niederlegte, auf sein Landgut Mount-Vernon in Virginien zurückgezogen und war in dieser Zwischenzeit nur vier Jahre über als Präsident des neuen Staates wieder in's öffentliche Leben getreten, welches er sofort nach Ablauf dieser Frist wieder mit seinem ländlichen stillen Aufenthalt vertauscht hatte.

Mit den Worten: „My dear father, do you know not your son?“ stürzt Kosciuszko in seine Arme, und die schönste Stunde des Wiedersehens, die je zwei Männerherzen feierten, ging über den beiden Helden auf. Wie wechselten Freude und Achtung mit Schmerz und Trübniß in Washington's Seele, als sein Zögling ihm die Thaten und Schicksale Polens erzählte. Verjüngt glaubte sich der alte Held in dem jungen Helden zu erblicken. Wie auf Flügeln eilten die Tage den Beiden in der Erinnerung an ihre Waffenthaten dahin, und

Kosciuszko genas, soweit es seine Wunden zuließen, an Leib und Seele.

In dem Schatten der Zurückgezogenheit, unter dem Schutze einer freien Regierung und dem wohlthätigen Einflusse milder und gleichmäßiger Gesetze genoß er mit seinem väterlichen Freunde und noch einigen alten Kriegsgefährten jene Glückseligkeit, die der Lohn eines Gemüths ist, welches mit sich selbst im Frieden lebt und, trotz der getäuschten Hoffnung, sich der Reinheit seines Willens und Strebens bewußt ist.

Doch, nicht lange ließ die Sache der Freiheit ihren noch so rüstigen Diener in ländlicher Stille der Ruhe genießen. Kosciuszko sollte sich auch eine Bürgerkrone zu seinem Lorber erwerben.

Es waren einige streitige Punkte wegen der Freiheit des Handels und anderer Prärogativen zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten zu erörtern, wozu ein Mann von ebenso großer Festigkeit als Kenntniß und von einem erprobten Rechtssinne erfodert ward. Keiner war nach Franklin in den Augen des hohen Nationalrathes für tauglicher befunden als Kosciuszko. Auf ihn fiel die Wahl. Mit der nöthigen Vollmacht ausgerüstet, begab er sich im Jahre 1798 an Bord eines französischen Schiffes und segelte, um sich seines Auftrags zu entledigen, nach dem Lande seiner Bestimmung ab.

Bevor er jedoch Amerika verließ, legte er in die Hände seines treugeliebten Freundes Thomas Jefferson, des berühmten Präsidenten der nordamerikanischen Freistaaten, eine bedeutende Summe als Legat nieder, mit dem Wunsche, wenn er es für gut fände, nach einigen Jahren davon eine Schule zu errichten für arme Negerkinder und Solche, deren sklavenartiger Zustand jede anderweitige Gelegenheit zur Bildung ausschloß.

Das „Morning-Chronicle“ und mehre französische und deutsche politische Blätter meldeten, bei Anführung von Jefferson's Tode im Spätjahre von 1826, daß jener edle Republikaner aus dem Capitale, das nun zu 15,000 Dollars angewachsen war, dem Verlangen seines scheidenden Freundes gemäß, wirklich eine Freischule für Neger und Sklaven errichtet habe, deren glückliche Fortschritte zu den schönsten Hoffnungen berechtigen.

Glücklich war in den ersten Tagen die Fahrt; doch

beide zweiten Male schien das Element Kosciuszko's Hitze prüfen zu wollen. Nach drei Wochen erhoben sich fürchterliche Stürme auf dem atlantischen Oceane. Jammer wüthender tobte die See, und das Schiff war mehrmals in Gefahr, zertrümmert, oder von den Wellen verschlungen zu werden. Die Gefahr stieg, und der Tod schien unvermeidlich. Schon verzagte die Schiffsmannschaft, und auf das wilde Fluchen der Matrosen folgte stilles Gebet. Da stieg Kosciuszko, der Held, der dem Tode mehrmals in offener Feldschlacht in's Antlitz geblickt hatte, auf das Verdeck, schritt ruhig von einem Posten zu dem andern und ertheilte Rath und Hülfe, wo er konnte. Durch solch ein erhabenes Beispiel von Muth und Todesverachtung aufgemuntert, boten die Schiffsleute ihre letzte Anstrengung auf: der Sturm ließ allmälig nach, und Alles war gerettet.

In Bayonne, an dessen eine Stunde von der Stadt entfernten Rhede das Fahrzeug landete, ward Kosciuszko mit allen kriegerischen Ehren empfangen, womit man nur die Großadmirale und Marschälle Frankreichs bewillkommt.

Unter Begleitung eines Garderegiments hielt er an der Seite der Deputation des Magistrats seinen feierlichen Einzug in die Hafenstadt, und setzte nach kurzer Erholung seine Reise nach Paris fort. Nicht minder ausgezeichnet und ehrenvoll war seine Aufnahme in die Residenz.

Seiner bescheidenen aber standhaften Klugheit, und dem Verwenden der ersten Personen des Staats, die er zu Freunden hatte, gelang es, seiner Aufträge zur vollsten Zufriedenheit sich zu entledigen, und das französische Volk freute sich, einen so wackern Bürger und so berühmten Verfechter der Freiheit in seiner Mitte, unter der Zahl der ersten Citoyens, zu erblicken.

Hier hätte Kosciuszko ein neues glorreiches Leben führen können. In den Häusern der größten Machthaber eingeführt, seinen auf beiden Hemisphären errungenen Ruhm zur Seite, von dem enthusiastisch für Freiheit und Unabhängigkeit eingenommenen Volke fast angebetet, wurden ihm mehre bedeutende Staatsstellen angetragen; allein, der Held, der so uneigennützig und Alles willig hinopfernd seinem Vaterlande mit ausschließender Liebe gedient hatte, konnte sich unmöglich von dem

Ehrgeize bewegen lassen, noch wenig
nen, dessen Grundsätze und Zwecke mi
so großem Widerspruche waren. Auch
Menschenstrudel, der sich damals auf
bewegte (zu Paris am Ende des vorigen
lebte Kosciuszko zurückgezogen, nur mit ei
wählten kleinen Zahl von Menschen und ein P
leuten verkehrend, seine Augen unablässig auf
glückliche Polen hingewendet.

Unter den vielen ausgezeichneten Männern die er in Paris kennen lernte, und die sich um Freundschaft bewarben, nahm der britische Redner Charles Fox eine der ersten Stellen ein. Kosciuszko ward von dem schlichten Wesen und von dem einfach=edlen Anstande, wodurch Fox Aller Herzen gewann, so sehr angezogen, daß er ihn zu Ende eines großen Concerts, welches im Odeon zum Besten der unglücklichen Schwarzen auf St.=Domingo gegeben wurde, und wo er ihn zum ersten Mal sah, nach Hause begleitete. Des andern Morgens stattete ihm der Brite zuerst seinen Besuch ab und ward auch seinerseits so sehr von dem jugendlichen Heldenfeuer und der Uneigennützigkeit des nun zum Manne herangereiften Patrioten ergriffen, daß er sich selbst bei demselben zum Mittagsessen einlud, um desto länger seines anziehenden Umgangs genießen zu können.

Diese beiden großgesinnten Männer, von denen der eine die Sache der Freiheit und des Rechts mit dem Schwerte, der andere mit Mund und Feder zu vertheidigen sich bestrebte, konnten nicht müde werden, über Amerika und dessen Verfassung, über die Reibungen in England, und die Vorfälle in Polen und Frankreich ihre Ideen auszutauschen.

Kosciuszko, durch seinen frühern Aufenthalt in London mit der britischen Verfassung vertraut, konnte dem Redner manche Ansicht mittheilen, die ihm nicht nur überraschend, sondern auch willkommen sein mußte; denn was der unter vielfach verschlungenen Lebensverhältnissen gereifte Held dem englischen Staatsmanne rieth, bezweckte nur allgemeines Bürgerwohl und das Beste der gesammten Menschheit.

Von diesem Tage an waren Beide unzertrennliche Freunde, und dieser Seelentausch hatte auf den Charakter

beider Männer den wohlthätigsten Einfluß. Die rasche Hitze des feingebildeten aber überaus reizbaren Kosciuszko wurde durch Fox's gemessenes Betragen und die kalte Ruhe seines Urtheils gemildert, und Englands Demosthenes, der gleich dem Athenienser das Aeußere und den hergebrachten Ton der Gesellschaft nicht selten ganz vernachlässigte, ward von dem Erstern auf das vortheilhafteste umgebildet. Sie trafen sich häufig in dem gebildeten Kreise der schönen Frau von Recamier, die — eine zweite Madame de Geoffrin — alle ausgezeichnete Fremde nebst den Gelehrten von Paris um sich versammelte.

Später standen sie lange noch miteinander in dem vertrautesten Briefwechsel, und die Freundschaft zweier so gleichgestimmter und nur von einer einzigen Idee begeisterter Männer dauerte, wie es nicht anders kommen konnte, fort bis zum Tode.

So sehr sich Kosciuszko von größern diplomatischen Assembleen entfernt zu halten suchte, liebte er dennoch den Umgang mit ausgezeichneten Staatsmännern und Gelehrten sehr, und war immer ganz besonders erfreut, wenn auch Frauen mit ihren heitern Geistesgaben die ernste Unterhaltung der Männer würzten.

Es wollten sogar Einige behaupten, die gleichzeitig mit ihm in Paris lebten, wenn Kosciuszko irgend eine Schwäche besessen habe, so sei es die gewesen, daß er der Liebe allzu sehr, und nicht selten auf Unkosten Anderer gehuldigt habe.

In einem jener Zirkel war es, wo er den eidgenossischen Geschäftsträger Peter Joseph Zeltner aus Solothurn fand, einen Mann von ebenso großer, echtschweizerischer Biederkeit, als Tiefe des Geistes, und von seltenen Kenntnissen, der mit Europas größten Diplomaten damals in Verbindung stand. Es konnte nicht lange dauern, so mußten sich diese beiden Männer gegenseitig lieb gewinnen, und liebend achten. Was aber in der Folge das Band der Freundschaft zwischen dem Schweizer und Polen noch fester knüpfte, und beider Schicksal bis an des Lebens Ende aneinander kettete, war die liebenswürdige, mit allen Vorzügen des Geistes und des Herzens ausgestattete Gattin des Erstern. Kosciuszko wurde bald auch ihr vertrautester Freund, und endlich Haus- und Tischgenosse der Familie.

Nichts vermochte dieses zarte Seelenband zu zerreißen. Selbst als die politischen Verhältnisse sich änderten, und Zeltner, ihrem Einflusse weichend, seine Stelle niederlegte, und dadurch sich und seine Familie der größten Einschränkung preisgab, blieben sich die Freunde treu. Kosciuszko theilte treu mit ihm jedwede Entbehrung, jedes Leid und jeden Kummer. Seine Beschäftigungen waren ebenso charakteristisch, wie jedes seiner Worte, und jede seiner Thaten. Die eine Hälfte des Tages widmete er dem Selbstudium (meist Geschichte und Mathematik); die andere der Erziehung der Kinder seines Freundes, denen er bei Zeltner's vielen Geschäften Vaterstelle vertrat. Es war rührend anzusehen, wenn dem Krieger mit den Narben auf dem Schoß saßen, und seine blassen Wangen streichelnd nach Diesem und nach Jenem fragten, und sich besonders über den Welttheil, den ein gewisser Columbus — wie sie sagten — entdeckt haben sollte, belehren ließen. Dann strahlte sein Auge, und sein Herz schloß sich wieder der Freude und der Hoffnung auf.

Außer der Familie Zeltner sah er am häufigsten die geistreiche Generalin Ficzer, die Witwe seines ehemaligen Adjutanten, mit der er sich in seiner Muttersprache oft und gern von Polen unterhielt. Später war er fast alle Abende auf eine Tasse Thee ihr Gast, und alle in Paris anwesende Polen reiheten sich alsdann um ihren großen Feldherrn herum. Wer Kosciuszko zu sehen, und zu kennen verlangte, ließ sich bei Madame Ficzer vorstellen. Als er eines Abends bei derselben eintrat, kam sie ihm mit der Nachricht entgegen, er werde sehr bald eine äußerst interessante Frau zu bewundern Gelegenheit haben, die nichts sehnlicher wünsche, als ihn kennen zu lernen. „À la bonne heure, wenn es nur keine gelehrte Frau ist", fällt Kosciuszko in das Wort, „denn ich habe eine unwillkürliche Abneigung gegen gelehrte Weiber". „Allerdings ist es eine Gelehrte, und zwar die erste, welche Frankreichs literarische Welt kennt — Madame de Staël-Holstein". Bei diesen Worten griff Kosciuszko nach seinem Hute, und verließ, mit ein Paar verbindlichen Worten sich empfehlend, in großer Eile das Haus. Frau von Ficzer hatte Offenheit genug, als die auf den Abend sich freuende Frau von Staël erschien, ihr unter Scherzen den ganzen Hergang der

Sache zu erzählen. Obgleich Letztere, deren Hauptstugend nach dem Zeugniß Aller, die sie persönlich kannten, Bescheidenheit nicht war, Anfangs etwas betroffen darüber zu sein schien, lag es doch nicht in ihrem Charakter, einen gefaßten Plan bei dem ersten Mislingen aufzugeben. Sie lud sich daher selbst wieder auf den Abend des kommenden Tages ein, und bat die Wirthin des Hauses dringend, dem General nichts davon wissen zu lassen. „Der Sonderling will vielleicht gern überrascht sein", setzte sie hinzu und zog sich bald darauf zurück. Des andern Tages mochte Kosciuszko etwa seit einer halben Stunde seinen gewöhnlichen Besuch abgestattet haben, und befand sich gerade mit einigen seiner Landsleute im Gesellschaftszimmer, als Frau von Staël unangemeldet eintrat. Nach den bei der Präsentation üblichen Höflichkeitsformeln ging sie mit der ihr angeborenen Lebhaftigkeit auf Kosciuszko zu, sagte ihm eine Menge Schmeichelhaftes, und endigte mit den Worten: „Mon général, racontez-moi votre histoire, racontez-nous les principaux événemens de la révolution de Pologne!" Ohne im Geringsten außer Fassung zu kommen, gab er ihr die lakonische Antwort: „Madame, je l'ai faite, mais je ne sais pas la raconter".

Nicht selten wurde Kosciuszko, trotz seiner Zurückgezogenheit, in die geistreichen Zirkel der liebenswürdigen Madame de Cabarrus eingeladen, und da verdunkelte er mit seinem heitern Scherz und mit der Feinheit seines Benehmens die geübtesten Weltleute, und galt selbst bei ganz jungen Damen als ein sehr angenehmer Gesellschafter. Galanterie gemischt mit der echt = chevaleresken Geradheit waren von jeher Grundzüge seines Charakters, die ihn auch im Unglück nicht verließen. In jenen Gesellschaften sah er von Zeit zu Zeit noch den alten ehrwürdigen Weltumsegler Bougainville, die berühmten Orientalisten Langlès und Sylvester de Sacy, und viele anderen Männer von Auszeichnung. Fast mit allen Diplomaten war er genau bekannt; doch fühlte er sich von Talleyrand, der, wie in der vegetabilischen Welt die erotischen Pflanzen ihre Parasiten, Alles um sich versammelte, weniger angezogen als von dem kenntnißreichen Marquis de Lucchesini, königl. preußischen bevollmächtigten Minister. Besonders verkehrte er viel mit dem einfachgroßen Livingston, Abgesandter der Vereinigten Staaten

Digitized by Google

von Nordamerika, den er häufig im Hause der Frau von Recamier traf, und unterhielt sich mit Vorliebe oft stundenlang mit dem berühmten Verfasser der Ruinen — Volney.

Auch der spanische Botschafter, Don Jose Nicolas, aus dem uralten Grandengeschlechte der Azara, durch Kenntniß und Talent gleich ausgezeichnet, gab sich Mühe, den bekannten Dictator von Polen zu gewinnen, und es gelang ihm; denn bald zählte Kosciuszko denselben unter seine vertrautesten Freunde.

Von den Generalen und merkwürdigen Kriegern war Moreau derjenige, mit dem er sich am liebsten über Organisation der Truppen, über Taktik, Festungsbau und höhere Kriegskunst unterhielt. Er zollte *ihm* in diesen Wissenschaften aufrichtige Bewunderung, und oft hörte man ihn eine Parallele zwischen den zwei größten Feldherrn ihrer Zeit, Bonaparte und Moreau, ziehen, welche scharf detaillirt, und aufgefaßt von dem ruhigen und schlachten-erfahrenen Blicke eines nur für die Wahrheit begeisterten Mannes, nicht selten zum Nachtheil des Erstern ausfiel.

Wer ihm aber nebst Zeltner den Aufenthalt von Paris fast unentbehrlich machte, war der Marquis de Lafayette, den er in Amerika wohl gekannt, und wegen seines Edelmuthes und der bewunderungswürdigen Selbstaufopferung schätzen gelernt hatte; doch die Ungleichheit des Ranges, und die Laune des Geschickes führte Beide nur selten zusammen, und wenn es geschah, so war es nur in Dienstsachen, und in Geschäften der Pflicht, welche jede Annäherung ausschloß.

Doch, wie hätte in Paris die stille Tugend des Einen dem Scharfblicke des Andern entgehen, wie der patriotische Franzose dem freiheitsliebenden Polen verborgen bleiben können?

Auf einem neuen Felde der Freiheit fanden sich die Helden in Europa wieder, und die Erinnerung an ihre Waffenthaten in Amerika schlang ein mächtiges Band um Beider Herzen, das durch die gleiche Richtung in Wort und That unauflösbar festgeknüpft wurde.

Kosciuszko lebte mehre Monate zu Lagrange, einem sehr anmuthig gelegenen Landsitze des Marquis, 30 Stunden von Paris, wo Letzterer zurückgezogen von aller

Politik und von jeder glänzenden Verbindung nur den Familienfreuden der Häuslichkeit lebte, und gewöhnlich den Sommer zuzubringen gewohnt war.

Auch der bekannte General Fitzpatrick hatte Kosciuszko als Feldherr ungemein hochgestellt, und ihn sowol wegen seiner unermüdlichen Beharrlichkeit als wegen der Bürgertugenden schätzen gelernt. Sie hatten zuerst häufige Briefe miteinander gewechselt; das lebendige Wort von den Lippen eines so allgemein geachteten Mannes, eines Heldes wie Kosciuszko, mußte die todte Rede übertreffen, welche die Buchstaben in den Briefen dem Entfernten brachten. Denn lichtvoll und überzeugend in seiner Darstellung, in seinen Grundsätzen unerschütterlich fest, verband er mit einer holden Würde des Benehmens, sobald es das Ansehen seines Feldherrnamtes aufrecht zu erhalten galt, eine Alles gewinnende Leutseligkeit im Umgange. Sein Vaterland war das Thema, worüber er am liebsten sprach. Ihm dünkte — selbst in der Ferne — kein Opfer zu schwer, kein Hinderniß zu groß für die Erkämpfung der Ehre und Wohlfahrt seines Vaterlandes. Selbst seine heftigsten Gegner wagten es nie, ihm diese Gerechtigkeit zu versagen.

Daher wuchs nach kurzer Bekanntschaft ihre gegenseitige Bewunderung. Vorher hatten sie nur ihre Talente und die Feinheit und Kraft ihrer Geister geschätzt. Jetzt erkannte der Eine an dem Andern die Redlichkeit des Mannes, die Liebenswürdigkeit des Menschen, die Selbstverleugnung des Helden, die Geradheit des Herzens, und den Adel der Gesinnung.

Als ihn bei einer der gewöhnlichen Hofvorstellungen der erste Consul sah, wandte sich dieser gegen Kosciuszko mit einer größern Freundlichkeit als es damals seine Art war, und sagte:

„Ah, mon général, c'est avec un plaisir extrême que je fus informé de votre arrivée à Paris. Je suis charmé de voir l'homme, qui sut mériter l'attention des deux hémisphères et qui se servit de son épée avec autant de succès pour le bien-être de tout l'humanité que pour l'indépendance de sa patrie".

Kosciuszko lehnte dieses Lob mit der ihm eignen Bescheidenheit ab, und äußerte mit großer Freimüthigkeit seine Gesinnungen über den Nationalkrieg in Amerika und das unglückliche Schicksal von Polen.

Ebenso standhaft schlug er mehre Anträge, in französische Dienste zu treten, aus, und zog es vor, als schlichter Bürger und Beobachter mit seinem schweizerischen Freunde ein Haus und ein Schicksal zu theilen.

Doch nicht nur in Paris beeiferte man sich, den großen Mann zu ehren; auch vom Auslande her erhielt er Briefe von den achtbarsten Männern jener Zeit, worin sie ihm ihre Hochachtung und Bewunderung bezeugten. Besonders aber wuchs der Enthusiasmus in Polen, je länger seine Abwesenheit dauerte, von Tag zu Tag. Die polnischen Frauen des ersten Standes trugen Medaillons mit dem Bildnisse Kosciuszko's, und eine Geräthschaft, die ihm angehörte, irgend Etwas, das er getragen oder gebraucht hatte, wurde als theure Reliquie verehrt.

Die polnischen Legionen, die sich durch seinen Aufruf des wackern General Dabrowski (vom 1. pluviose de l'an V) um diesen Helden herum versammelt, und sich mit der Hoffnung in französische Dienste begeben hatten, einst vielleicht das gesunkene Vaterland und ihren Naczelnik an den Feinden zu rächen, feierten jährlich den Geburtstag und die Befreiung Kosciuszko's aus der Gefangenschaft mit Kanonensalven, und fröhlichen Kriegsliedern.

Jener edle Anführer der Legionen sprach selten von seinen eignen Thaten, und wenn es geschah, nur mit der größten Bescheidenheit; von Kosciuszko aber redete er mit einem immer steigenden Enthusiasmus, der ihn auch in seinem spätern Alter nicht verließ, und nannte dessen Namen jedesmal, wenn er seine Soldaten zu einem Gefecht ermuntern wollte. Die Verehrung für den ehemaligen Oberbefehlshaber ging soweit, das er ihm, als wäre er noch sein Oberhaupt, von Tag zu Tag Rapport nach Paris abstattete von seinen militairischen Operationen. Wie kann man einen Feldherrn mehr ehren?

Als die polnischen Soldaten bei der Besitznahme von Loretto den Säbel des Jan Sobieski, ihres großen Königs, der 1683 Wien von den Türken befreiete und Oestreichs Monarchie vom Untergange rettete, in einem Gewölbe aufgefunden hatten, und die Frage aufgeworfen worden war, wie derselbe geehrt werden sollte, riefen alle einstimmig: „Niemand ist würdiger, ihn zu tragen, als Polens Erretter — Kosciuszko!"

Hierauf sollte der Tapferste aus den Großoffizieren beauftragt werden, nach Paris zu reisen und dem Dictator auf diese Weise ihre Huldigung darzubringen. Die Wahl fiel auf den General Kniaziewicz, und hätte keinen Würdigern treffen können, denn er war nach Dabrowski der Erste im Heere, und Er war es, der bei der Eroberung von Rom und Neapel unter Championnet und Macdonald Wunder der Tapferkeit*) verrichtete und 1802 mit Moreau in der Schlacht bei Hohenlinden den Ausschlag gab. Ihm wurde das Heiligthum der Armee anvertraut.

Kosciuszko umarmte mit Thränen freudiger Rührung seinen alten Waffengefährten und Freund, den er seit der Schlacht von Macieiowice nicht wieder gesehen hatte, und empfing im Jahre 1799 aus seinen Händen Sobieski's Säbel als letztes Unterpfand seines dankbaren Volkes. Alles was er als Gegengeschenk geben konnte, war ein Brief voll der Gefühle innigster Erkenntlichkeit, worin sich schöner als je seine große Seele aussprach.

Bald wurde ihm das geräuschvolle Leben in Paris und besonders die Gesellschaft der Großen, deren Einladungen er der Höflichkeit gemäß nicht immer ausschlagen konnte, lästig, und deshalb zog er sich auf das Schloß Berville nahe bei Fontainebleau, welches seinem Freunde Zeltner gehörte, in ländlicher Stille zurück. Hier verlebte er, wie er noch kurz vor seinem Tode zu sagen pflegte, die glücklichsten Stunden seines Daseins. Seine Zeit war zwischen den Wissenschaften und den Genüssen der Natur und Freundschaft getheilt. Nebst seinen mathematischen Studien, die er noch mit dem Eifer eines Jünglings fortsetzte, beschäftigte er sich viel mit Landwirthschaft. Wie der große Condé zu Chantilly und Ludwig XIV. erster Feldherr Catinat zu St.-Gratien brachte er den Abend im Garten zu, und Botanik und Blumencultur blieb seine liebste Erholung. Er las viel über diesen Gegenstand, ließ auf seine Kosten Versuche anstellen und begab sich täglich auf das Feld, um sich mit den Landleuten zu unterhalten. „Wie ganz anders kehrt man von da zurück (sagte er dann oft) als aus den Gesellschaften der großen Welt".

---

*) Siehe „Biographie des contemporains" (Paris, 1823), X, 129.

Ebenso standhaft schlug er mehre Anträge, in französische Dienste zu treten, aus, und zog es vor, als schlichter Bürger und Beobachter mit seinem schweizerischen Freunde ein Haus und ein Schicksal zu theilen.

Doch nicht nur in Paris beeiferte man sich, den großen Mann zu ehren; auch vom Auslande her erhielt er Briefe von den achtbarsten Männern jener Zeit, worin sie ihm ihre Hochachtung und Bewunderung bezeugten. Besonders aber wuchs der Enthusiasmus in Polen, je länger seine Abwesenheit dauerte, von Tag zu Tag. Die polnischen Frauen des ersten Standes trugen Medaillons mit dem Bildnisse Kosciuszko's, und eine Geräthschaft, die ihm angehörte, irgend Etwas, das er getragen oder gebraucht hatte, wurde als theure Reliquie verehrt.

Die polnischen Legionen, die sich durch einen Aufruf des wackern General Dabrowski (vom 1. pluviose de l'an V) um diesen Helden herum versammelt, und sich mit der Hoffnung in französische Dienste begeben hatten, einst vielleicht das gesunkene Vaterland und ihren Naczelnik an den Feinden zu rächen, feierten jährlich den Geburtstag und die Befreiung Kosciuszko's aus der Gefangenschaft mit Kanonensalven, und fröhlichen Kriegsliedern.

Jener edle Anführer der Legionen sprach selten von seinen eignen Thaten, und wenn es geschah, nur mit der größten Bescheidenheit; von Kosciuszko aber redete er mit einem immer steigenden Enthusiasmus, der ihn auch in seinem spätern Alter nicht verließ, und nannte dessen Namen jedesmal, wenn er seine Soldaten zu einem Gefecht ermuntern wollte. Die Verehrung für den ehemaligen Oberbefehlshaber ging soweit, das er ihm, als wäre er noch sein Oberhaupt, von Tag zu Tag Rapport nach Paris abstattete von seinen militairischen Operationen. Wie kann man einen Feldherrn mehr ehren?

Als die polnischen Soldaten bei der Besitznahme von Loretto den Säbel des Jan Sobieski, ihres großen Königs, der 1683 Wien von den Türken befreiete und Oestreichs Monarchie vom Untergange rettete, in einem Gewölbe aufgefunden hatten, und die Frage aufgeworfen worden war, wie derselbe geehrt werden sollte, riefen alle einstimmig: „Niemand ist würdiger, ihn zu tragen, als Polens Erretter — Kosciuszko!"

Hierauf sollte der Tapferste aus den Großoffizieren beauftragt werden, nach Paris zu reisen und dem Dictator auf diese Weisel ihre Huldigung darzubringen. Die Wahl fiel auf den General Kniaziewicz, und hätte keinen Würdigern treffen können, denn er war nach Dabrowski der Erste im Heere, und Er war es, der bei der Eroberung von Rom und Neapel unter Championnet und Macdonald Wunder der Tapferkeit*) verrichtete und 1802 mit Moreau in der Schlacht bei Hohenlinden den Ausschlag gab. Ihm wurde das Heiligthum der Armee anvertraut.

Kosciuszko umarmte mit Thränen freudiger Rührung seinen alten Waffengefährten und Freund, den er seit der Schlacht von Macieiowice nicht wieder gesehen hatte, und empfing im Jahre 1799 aus seinen Händen Sobieski's Säbel als letztes Unterpfand seines dankbaren Volkes. Alles was er als Gegengeschenk geben konnte, war ein Brief voll der Gefühle innigster Erkenntlichkeit, worin sich schöner als je seine große Seele aussprach.

Bald wurde ihm das geräuschvolle Leben in Paris und besonders die Gesellschaft der Großen, deren Einladungen er der Höflichkeit gemäß nicht immer ausschlagen konnte, lästig, und deshalb zog er sich auf das Schloß Berville nahe bei Fontainebleau, welches seinem Freunde Zeltner gehörte, in ländlicher Stille zurück. Hier verlebte er, wie er noch kurz vor seinem Tode zu sagen pflegte, die glücklichsten Stunden seines Daseins. Seine Zeit war zwischen den Wissenschaften und den Genüssen der Natur und Freundschaft getheilt. Nebst seinen mathematischen Studien, die er noch mit dem Eifer eines Jünglings fortsetzte, beschäftigte er sich viel mit Landwirthschaft. Wie der große Condé zu Chantilly und Ludwig XIV. erster Feldherr Catinat zu St.-Gratien brachte er den Abend im Garten zu, und Botanik und Blumencultur blieb seine liebste Erholung. Er las viel über diesen Gegenstand, ließ auf seine Kosten Versuche anstellen und begab sich täglich auf das Feld, um sich mit den Landleuten zu unterhalten. „Wie ganz anders kehrt man von da zurück (sagte er dann oft) als aus den Gesellschaften der großen Welt".

---

*) Siehe „Biographie des contemporains" (Paris, 1823), X, 129.

Nicht selten trafen ihn seine Freunde, wie einst Maximinian's Gesandte den Diocletian, mit dem Spaten in der Hand am Pflanzenbeete stehend, und mit sorgsamer Hand Unkraut jätend, oder das Erdreich rings um die Bäume auflockernd. Doch bei dieser Abgeschiedenheit verlor er sein Vaterland, das ihm über Alles theuer war, nicht aus dem Auge, ertheilte von Berville aus seinen Mitbürgern nützlichen Rath, und ermunterte sie beständig zur Geduld und zum Gehorsam gegen ihren Kaiser und König. Daraus geht hervor, wie sehr sich jene Politiker irren, welche Kosciuszko einer revolutionairen Gesinnung beschuldigen.

Im Jahre 1806 schmeichelte ihm Napoleon einige Augenblicke mit einer schönen Hoffnung für seine Heimath und führte mit klugen glatten Worten das Bild von der Wiederherstellung Polens an dem Auge des Patrioten vorüber. Aber nur zu bald verschwaud dieses traumähnliche Trugbild. Er lernte einsehen, wie wenig man sich auf die Versprechungen der Mächtigen verlassen könne, und wie wenig Eroberer geeignet seien, den großen Gedanken von Bürgerglück und Menschenwohl in ihre Seele aufzunehmen.

Nichtsdestoweniger bot Fouché auf Befehl seines Gebieters all sein Ueberredungstalent auf, ihn für des Kaisers geheime Pläne zu gewinnen, oder durch Drohung des Aeußersten zu schrecken. Umsonst! weder Bestechung noch Furcht waren die Hebel, womit ein Kosciuszko zu bewegen war. Seiner Ueberzeugung folgend, schlug er nochmals mit ernsten und gemessenen Worten jeden Antrag aus.

„Je ne me mêlerai jamais", gab Kosciuszko dem Minister bei einer Unterredung zur Antwort, „de vos entreprises en Pologne à moins qu'on n'assure à ma patrie un gouvernement national, une constitution libérale, et ses anciennes limites!"

„Et si l'on vous y conduit par la force armée?" erwidert der Herzog von Otranto. „Alors je dirai à la Pologne entière que je ne suis pas libre et que je prends part à rien!" — „Eh bien, nous nous passerons de vous" waren die letzten Worte des erzürnten Fouché. Der Kaiser knirschte bei der Nachricht, daß es ein Einziger wagen konnte, ihm auf dem Gipfel der höchsten Macht, vor dem Europas Throne zitterten, eine so

schnöde Antwort zu ertheilen. Doch besaß er wieder auf der andern Seite Edelmuth genug, eine solche Festigkeit im Manne zu ehren, und ließ ihn nicht gefangennehmen. Wol aber wurde er von der geheimen Polizei auf das strengste bewacht, und den Umstand, daß zu Kosciuszko keine Briefe oder Boten gelangen konnten, auf feige Weise benutzend, ließ er an die polnische Nation im Namen ihres angebeteten Führers eine Proclamation ergehen, worin er die Polen an ihre frühern Heldenthaten, an ihre Begeisterung für Unabhängigkeit erinnert und sie dringend auffodert, den Waffen Frankreichs beizutreten, und unter Napoleons Schutz ihre alte Freiheit wieder zu erkämpfen.

Kosciuszko, der durch die Alles beherrschende und selbst an das Unbegreifliche reichende geheime Polizei eines Savary und Fouché, ohne jedoch Gefangener zu sein, von aller Politik abgeschnitten, und mit den Ereignissen derselben gänzlich unbekannt war, fand erst 1814 Gelegenheit, öffentlich gegen jenen Aufruf zu protestiren, denn kein gleichzeitiges öffentliches Blatt hätte es damals gewagt, seine Widerrufung jener falschen Manifeste aufzunehmen. Da machte er aber mit eben der Freimüthigkeit, womit er alle Anerbietungen ausgeschlagen hatte, seinen Landsleuten bekannt, daß er sich seit dem Ausgange des Jahres 1794 nicht wieder in die Angelegenheiten Polens gemischt, sondern das Wort, welches er dem Kaiser Paul gegeben, heilig gehalten habe: niemals mehr seinen Degen gegen Rußland zu ziehen. „Ich erkläre deshalb frei jeden an Euch ergangenen Aufruf für Betrug!“ war sein Ausdruck.

Als nach der Völkerschlacht von Leipzig die Truppen der verbündeten Mächte in Frankreich einzogen und in ihrem Siegerlaufe oft mehr der Rache als der Großmuth huldigten, streifte auch ein Corps von Russen und Kosacken in den gesegneten Fluren von Fontainebleau umher und verwüsteten rings die Gegend mit schonungsloser Grausamkeit. Da konnte der alte Held den Greuel nicht mehr länger mit ruhigen Augen ansehen. Sein Herz zerrissen von all den Jammerscenen des Plünderns und der Verwüstung, von Brand und Mord, bestieg er, ohne seinem Freunde Zeltner etwas zu sagen, sein Pferd und ritt nach der Gegend hin, wo der am dichtesten aufsteigende Rauch die höchste Gefahr verrieth. Es war

bei dem Dorfe Cugny in der Nähe seines Landsitzes Berville. Da traf er mehre Baschkirenhorden und wüthende Russen, wie sie eben die ärmlichen Hütten der Einwohner in Brand gesteckt hatten, um bei der Verwirrung desto ungestörter der wilden Lust des Raubes sich überlassen zu können.

Im Gallopp sprengt er mitten unter sie hinein, nicht achtend der ihm drohenden Gefahr: „Halt Soldaten!" ruft er mit lauter Stimme gegen ein polnisches Bataillon gewendet, das er an der Kleidung erkennt. „Als ich noch brave Krieger aus Polen anführte, war kein Gedanke an Plünderung; auch würde ich schwer meine Untergebenen bestraft haben, die es gewagt hätten, meine Befehle hintansetzend, solcher Unordnung sich preiszugeben. Mehr aber", sagte er zu den Offizieren gewendet, „würden die Führer getadelt worden sein, die durch das Beispiel eines so unwürdigen Betragens oder durch Sorglosigkeit dem gemeinen Manne Veranlassung gegeben hätten!" „Und wer bist Du denn, der Du Dich berechtigt glaubst, so zu uns zu reden?" ertönte die Antwort von allen Seiten.

„Ich bin Kosciuszko!" — Bei diesem Namen schleudern Offiziere und Soldaten die Waffen weg, werfen sich vor dem Naczelnik, nach der Sitte des Landes, nieder; die Vordersten ergreifen mit der rechten Hand sein Knie, und entblößen mit der linken ihr Haupt, Staub zum Zeichen der Reue auf dasselbe streuend, und bitten um Verzeihung.

So groß war noch sein Ansehen bei den Polen, wovon ihn Viele nur dem Namen nach kannten; aber diesen Namen haben Alle stets nur mit Ehrfurcht und Liebe aussprechen hören. Sogleich wurden Anstalten zum Löschen des Dörfchens getroffen, und was noch zu retten war, wurde gerettet. Er selbst arbeitete thätig mit, und blieb gegenwärtig bei der Rückstattung der geraubten Effecten.

Berville und die nahen Dorfschaften blieben verschont.

Mit Blitzesschnelle lief der Ruf von Kosciuszko's Anwesenheit selbst durch die zerstreut liegenden Regimenter der Russen, und die ausgezeichnetsten Anführer derselben beeilten sich, diesem großen Manne ihre persönliche Achtung zu bezeugen. Der Hetman der Kosacken, der wackere Greis Platow, detaschirte sogleich ein Corps

von seiner Garde nach Berville zu einer Ehrenwache für ihn und die Familie seines Freundes, und kam sobald es seine Geschäfte erlaubten dahin, um den Helden, von dem er schon zu Tscherkask, an den Ufern des Don so viel gehört, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Der Kaiser Alexander selbst, der, selbst tugendhaft, die Tugend des Andern zu schätzen und zu würdigen verstand, schickte, als ihm die Kunde von diesem Ereignisse zu Ohren gekommen war, einen Courrier mit einem Handschreiben an Kosciuszko ab, worin er demselben in wahrhaft herzlichen Ausdrücken seine Hochachtung zu erkennen gab, und zu sich nach Paris einlud.

Als der freie Republikaner, den kein Wort blenden, kein Versprechen locken und keine Hoffnung mehr täuschen konnte, anstand, die Einladung anzunehmen, erschien vor seinem Landhause ein kaiserlicher Wagen mit einem Adjutanten, um ihn abzuholen.

Nur von einem Gedanken — an sein Vaterland — erfüllt, stieg er in denselben, und folgte dieser höhern Fügung mit der Entschlossenheit des Helden, indem seiner großen Seele aus dieser Zuvorkommenheit von ferne die Hoffnung entgegentrat, bei einer persönlichen Unterredung mit dem Selbstherrscher aller Reußen vielleicht etwas Ersprießliches für sein gedrücktes Volk bewirken zu können.

Nicht wie einen bloßen General, viel weniger wie einen ehemaligen Feind und Gefangenen empfing ihn der Kaiser; wie man einem Freunde entgegenzugehen pflegt, trat er bis auf die Treppe seines Palastes und bewillkommte ihn mit einer Umarmung. Durch diese große Güte und Herablassung aufgemuntert, sprach Kosciuszko lange und mit immer steigender Wärme von seinem Vaterlande, und bat sich bei'm Abschiede die Erlaubniß aus, dem Kaiser schriftlich seine Wünsche offenbaren zu dürfen, welches ihm auch gestattet wurde.

Einige Wochen darauf richtete Kosciuszko folgenden Brief an den Kaiser, der es werth ist, ewig in den Zeitbüchern der Geschichte als Muster der Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe zu glänzen:

Sire!

Si j'ose de ma solitude adresser mes instantes prières à un grand Monarque, c'est que je recon-

nais pour le premier des hommes celui, dont la magnanimité égale le génie. C'est donc avec la confiance que cette conviction m'inspire que je supplie V. M. Impériale bienfaitrice de l'humanité, d'accorder une amnestie pour la Pologne, sans aucune restriction, que les paysans qui sont en pays étranger soient libres en entrant dans leur patrie.

Que V. M. Impériale, en se declarant Roi de Pologne, lui donne une constitution semblable à celle de la Grande-Bretagne; que des écoles publiques pour l'instruction des paysans soient formées et entretenues sur les fonds de la Régence; que la servitude soit abolie dans l'espace de dix ans, et qu'à cette époque chaque laboureur reste propriétaire du champ qu'il aura fertilisé.

Si mes prières sont accueillies, Sire, que V. M. Impériale m'accorde encore la dernière, qui est de me permettre quoique malade de venir à ses pieds y prêter le premier serment de fidelité, et lui offrir mes hommages comme à mon souverain et au bienfaiteur de ma patrie.

Berville le 9 avril 1814.

Kosciuszko.

Dieses Schreiben vergrößerte, wenn es immer noch möglich war, die Verehrung des Kaisers für den hochherzigen Patrioten und ohne sich bestimmt auszudrücken, gelobte er Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, um dessen Wunsch zu erfüllen und Polen glücklich zu machen.

Doch die Armeen der Verbündeten rückten von Tag zu Tag weiter vor, die Contributionen folgten aufeinander, und Plünderung wechselte nicht selten jetzt wie vor mit Raub und Mord. Das griff Kosciuszko tief in seine Seele; und da ihm manch anderer Umstand die Blicke in die Zukunft umdunkelte, konnte er nicht länger dem Schauspiele zusehen, welches zu jener Zeit das Land darbot, das er nach seiner Heimat am meisten liebte.

Ein eindringender, vielumfassender Verstand, und eine seltene Leichtigkeit, in verwickelten Geschäften und Plänen den Faden aufzufinden, war, was man bei dem tapfern Soldaten kaum erwarten sollte, in Kosciuszko wunderbar vereinigt. Es darf daher nicht befremdend erscheinen, wenn er, obgleich mit blutendem Herzen,

Frankreich, seinen Freund und dessen glückliche Familie nach fünfzehnjährigem Aufenthalt verließ, um durch die Zerstreuungen einer Reise seinem gepreßten Gefühle Luft zu machen.

Er wählte hierzu das Land, wo jeder Ort durch große Thaten classisch war, wo jeder Stein ihn an einen Helden erinnerte — das lachende Italien. Schon damals stand der Entschluß in seiner Seele fest, mit seinem Begleiter, dem Lord Stewart, nach beendigter Reise die Schweiz zu seinem Aufenthalt zu wählen und in freier Erde für sein freies Leben sich ein Grab zu suchen.

Der Geist des Menschen gehört mit Recht dem Volke an, das ihn zu würdigen versteht. An diesem oder jenem Orte geboren sein, ist Wirkung des Zufalls; aber aus freier Wahl in einem Lande bleiben, heißt der Tugend huldigen und die Vorzüge anerkennen, die man in demselben findet.

Kaum hatte er die Alpen überstiegen, als er schon zu Lausanne einen Abgesandten der Nation mit einem Schreiben antraf, worin ihn der Reichsrath von Polen im Namen des ganzen Volkes bat, sich auch jetzt in dem verhängnißvollen Jahre 1815, wie er stets gethan, als treuer Vater seiner Kinder der armen Polen sich anzunehmen und deshalb persönlich an den Congreß von Wien zu erscheinen. Auf seine Gegenwart bei dem Vereine der Monarchen habe Polen seine Hoffnung gesetzt. Wo noch Wünsche des Unglücks zu befriedigen waren, kannte Kosciuszko keine Ruhe. Obgleich sehr angegriffen durch die Reise und durch eine bei'm Uebergange über den Gotthardt sich zugezogene Erkältung mit Fieber behaftet, gönnte sich der edle Greis keinen Augenblick der Erholung, sondern richtete in Begleitung des jungen Franz Zeltner, des Sohnes seines verehrten pariser Freundes, seinen Weg noch in derselben Stunde nach Wien; allein er kam trotz der Eile zu spät an. Schon hatte sich der Congreß aufgelößt, und nur einem glücklichen Zufall verdankte er noch eine Zusammenkunft mit dem russischen Kaiser zu Braunau.

In einer langen Conferenz, bei der er mit derselben Herzlichkeit wie in Paris von dem hohen Monarchen empfangen wurde, eröffnete er demselben die Absicht seiner Reise, und hatte das Glück, nebst dem Zeugnisse

der größten persönlichen Achtung die schönsten Hoffnungen für sein Volk auf die Rückreise mitnehmen zu können.*)

Und diese Hoffnung hat ihn nicht getäuscht. Unter dem milden Scepter Alexanders gewann Alles in seinem Vaterlande gar bald eine neue Gestalt. Lange Zeit durch innere Spaltung sich selbst fremd geworden, bald dem Einflusse habsüchtiger Starosten, bald dem Machtspruche fremder Gewalthaber gehorchend, waren Millionen Hände müßig, und unbebaut lagen Aecker, Wissenschaften und Künste; die Vervollkommnung der Nationalsprache selbst hing nur von der Ausdauer einer kleinen Gesellschaft von Gelehrten ab. Da gab Rußlands Beherrscher den Polen eine Constitution — als erstes Geschenk des Friedens, und mit derselben auch der ganzen Nation ihr Leben wieder.

So ist das Glück jenes Landes, welches 30 Jahre hindurch an innerlichen Convulsionen darniederlag, wie ein Irrlicht nur verschwunden um später aufzustehen; aber freilich hat die trügerische Hoffnung auf dasselbe dem Lande fast alle seine Einkünfte und den Kern der Mannschaft gekostet.

Jetzt tragen in der Hauptstadt große und regelmäßige Plätze, geziert mit öffentlichen Gebäuden und den Bildnissen großer Männer aus dem Volke — nicht wenig zur Gesundheit bei. Der traurige Anblick der ärmlichen Hütten aus Holz verschwindet von Tag zu Tag, und Jedermann beeifert sich, dem großen Beispiel würdig nachzuahmen.

Oeffentliche Frei- und Armenschulen, Lyceen und Gymnasien werfen die Keime allgemeiner Bildung aus.

Die Gerichtsbarkeit und das Finanzwesen schreitet mit gleichem Schritte ihrem Ziele entgegen. Der Han=

*) Alexander sagte unter andern nebst vielem Verbindlichen zu Kosciuszko die merkwürdigen Worte: „Polonais! Je respecte et j'apprécie vos efforts pour reconquérir votre patrie et lui rendre une existence digne d'elle, mais une branche enlevée de l'arbre où elle a pris naissance s'y rattache de nouveau des qu'on la réunit au tronc qui faisait sa force! De vous-même dépend votre régéneration future .... Vos destinées sont celles du peuple slave“. Lagarde, Les obsèques de Kosciuszko“, pag. 62.

del von den meisten der lästigen Zölle befreit, genießt die Wohlthaten des Friedens, und die Armee, deren Unerschrockenheit einst den Ruhm der polnischen Waffen durch ganz Europa trug, steht kräftiger wiederum da, und droht Jedem, der es wagt, den großen Körper anzutasten, von dem sie ein untrennbares Glied ausmacht.

Nachdem Kosciuszko in die Schweiz zurückgekehrt war, lag ihm kein Geschäft mehr am Herzen, als die Stadt am friedlichen Jura aufzusuchen, wo sein treuester Freund Zeltner, den er wie einen Bruder liebte, das Licht der Welt erblickte.

Kaum hatte er einige Tage in Solothurn unter den noch übrigen Mitgliedern jener ihm über Alles theuren Familie verlebt, so erkannte er im Bruder das treuste Ebenbild des alten Freundes, so an Geist wie an Herz, und fand in dessen Gattin seine hochverehrte pariser Freundin wieder, und der Entschluß war gefaßt, die Heimath dieser Seelen zu der seinigen zu machen. Gern verzichtete er jetzt auf den Genuß, die Schweiz noch weiter kennen zu lernen. Er hatte eine Familie gefunden, die in einem Geiste mit ihm über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens — über Freiheit dachte, der das Vaterland mehr galt als alle Güter, und die, in sich selbst zurückgezogen, nur sich und der Freundschaft lebte.

Es war am Schlusse des Jahres 1815, als die Nachricht von der Ankunft des großen Fremden in Solothurn von Haus zu Haus erscholl. Sogleich erwählte der Staatsrath zwei der angesehnsten Mitglieder zu Abgeordneten, ihn im Namen der Republik zu bewillkommnen, und seine Wünsche zu vernehmen. Nicht minder erzeigte ihm die Bürgerschaft durch das Corps der Schützen ihre Hochachtung; allein der bescheidene Held lehnte alle Auszeichnung mit liebenswürdiger Einfachheit ab, und bat sich aus, in dem kleinen Hause, das sein Freund bewohnte, weilen zu dürfen; doch dieses war nicht einmal des Letztern Eigenthum. Denn die Familie, obwol eine der ältesten und angesehnsten des Staates, hatte durch widrige Schicksale und mancherlei Verhältnisse während der französischen Unruhen, die auch in der Schweiz ihren Einfluß äußerten, bedeutende Verluste erlitten und sich genöthigt gesehen, alle ihre Besitzungen zu verkaufen.

Kosciuszko schloß sich aber nur mit desto größerer Innigkeit an dieselbe an und theilte wie ein Bruder jede ihrer Sorgen. Er hatte sie ja auch noch von der Seite der Entbehrung kennen gelernt, und die gelassene Geduld, womit Gatte, Gattin und Kinder ihr hartes Schicksal trugen, machte sie Alle seinem Herzen von Tag zu Tag theurer. Zum ersten Mal nach langer Zeit fühlte er sich (wie er sich selbst auszudrücken pflegte) heimisch. Es mußte einem Manne mit so tiefem Gemüth, und einem so warmen Herzen voll Liebe zur Menschheit, ein wahres Bedürfniß sein, das Glück stiller Häuslichkeit mit einem befreundeten Wesen zu theilen; denn er stand ganz allein da in der Welt. Von seinen Verwandten war ihm Niemand übrig geblieben als seine Schwester, die das kleine väterliche Erbgut in Siechnowice bewohnte, ein noch unmündiger Neffe und zwei Nichten, deren Erziehung er dem unfern Krakau auf dem Lande wohnenden General Paczkowski anvertraute, welchem er zu diesem Behufe eine bedeutende Summe zustellte.

Seit der unglücklichen Trennung von seiner Geliebten, der schönen Hetmannstochter Sosnowska hat er sein Herz nie wieder verschenkt, und obgleich ihm sowol in Polen als Frankreich manche schöne und vortheilhafte Partie angetragen worden war, konnte er sich dennoch nicht entschließen zu heirathen. Bis in das späteste Alter blieb er seiner Jugendneigung treu, und sprach mit dem Feuer eines Jünglings über diesen Gegenstand. Noch von Solothurn aus schrieb er an die Dame seines Herzens, welche, seine Gefühle theilend, selbst als Gattin eines der angesehensten Polen, ihrem Thaddäus bis zu dessen Tode mit der reinsten Liebe und Freundschaft zugethan war.

Galanterie und echt chevalereske Zuvorkommenheit gegen das schöne Geschlecht, soweit diese sich mit den Gesetzen der Tugend vertrug, war ein hervortretender Charakterzug bei Kosciuszko bis in sein Alter geblieben. In seinem 70sten Jahre sah man ihn in der Schweiz noch mit nicht gewöhnlicher Lebendigkeit mit Damen scherzen, und daß er sich in Gesellschaften am liebsten mit jenen unterhielt, die sich durch Vorzüge des Geistes und der Jugend auszeichneten, wird Niemanden auffallend erscheinen, der den polnischen Helden nur einmal in seinem Leben sah und sprechen hörte. Seine

Digitized by Google

Rede voll Geist und sprudelnden Witzes mit den reichsten Nuancen des Humors suchte Erwiderung bei Personen seines Standes und seines Charakters; wenn er diese aber nicht fand, oder in der Gesellschaft der Frauen war, mußte er sich nothwendig von der Naivetät und der herzlichen Offenheit am meisten angezogen fühlen. Darin lag auch die Ursache, warum er die älteste noch lebende Tochter des Herrn Zeltner in Solothurn, mit Namen Emilie, so lieb gewann. Sie mochte damals 12 — 14 Jahre alt sein, und verband mit einer äußerst vortheilhaften Gesichtsbildung die schönsten Gaben des Geistes und des Herzens. Diese edeln Keime in ihrer Seele nach Kräften entwickeln und das Mädchen zu einer echt=patriotischen Jungfrau, offen ohne Anmaßung, heiter ohne Ziererei, für Vaterland und Freiheit und alles Edle und Große empfänglich heranzubilden, war des alten Kriegers Vorsatz, und deshalb auch sein ernstestes Geschäft. Er ertheilte ihr Unterricht in der Geographie und Geschichte und ermangelte nie, bei Wiederholung der Länder Europas und Amerikas sie vorzüglich auf jene Orte aufmerksam zu machen, wo große Männer große Thaten verrichteten. In dem Vortrag der Geschichte verweilte er mit Vorliebe bei dem Zeitalter der römischen Republik, und nie konnte man ihn heiterer und besser gestimmt sehen, als wenn Emilie nach ihrer lebhaften Weise ihm Einwürfe machte, und in ihren freisinnigen Ansichten von den seinigen sich entfernte. Ein angesehener Pole, der ihn wenige Monate vor seinem Tode noch in Solothurn besuchte, erinnert sich, ihn eines Tages nach Tische getroffen zu haben, wo er mit seiner lieben kleinen Freundin (chère petite amie), wie er sie zu nennen pflegte, an einem Pulte saß, den Atlas von d'Anville vor sich ausgebreitet, und gerade mit der Karte von Altitalien beschäftigt. Sie erzählte, mit dem Finger den Lauf verfolgend, den ganzen Heereszug Hannibals über Sagunt und die Pyrenäen nach Italien, beschrieb die Schlachten am Trebia, am trasimenischen See und bei Cannä, und ergoß sich mit vieler Beredtsamkeit in Lobeserhebungen des karthaginensischen Eroberers. Kosciuszko machte sie dann aufmerksam auf seine Fehler, indem er ihr das kluge Benehmen und die Vorzüge des Fabius und Scipio entgegenstellte, aber nur mit desto größerer Beharr=

lichkeit bestand sie auf ihrer Ueberzeugung, Hannibal sei der größte Held seiner Zeit gewesen, und hätte an Tapferkeit alle Römer übertroffen, bis der Lehrer endlich lachend aufstand, und sagte: „Voilà, ma petite adversaire au coeur carthaginois a vaincu son instituteur romain!“

Fräulein Zeltner übte eine solche Gewalt über den General aus, daß wenn er zu etwas zu bewegen war, oder wenn ihm eine unangenehme Nachricht oder irgend ein Vorschlag beigebracht werden sollte, sie das Wort für die ganze Familie führen mußte, und gewiß schlug der alte Held seinem Töchterchen nichts ab.

Auf alle mögliche Weise suchte er ihr Freude zu machen, und veranstaltete öfters Kinderbälle, wo Emiliens beste Freunde und Freundinnen eingeladen waren. Da erheiterte sich sein Antlitz bei dem fröhlichen Tanze der Jugend. Nicht selten mischte er sich selbst unter ihre Spiele. Er war deshalb auch so sehr geliebt, daß ihm, wenn er ausging, stets eine Schar von Kindern nachfolgte, die ihm die Hand küßten. Er entließ sie aber auch nie, ohne ihnen ein kleines Geschenk gemacht zu haben, den Armen ein Geldstück, den Reichern ein Spielzeug, Obst oder Zuckerwerk, das er einzig zu diesem Gebrauche bei sich trug, denn er verschmähte ebenso sehr alle delicate Speisen als jede Art von Weichlichkeit. Nebst Suwarow, glaube ich behaupten zu dürfen, wird kein Mann seines Ranges so einfach gelebt, und so wenig Bedürfnisse gehabt haben als Kosciuszko.

Der polnische Schriftsteller*) erwähnt bei der Schilderung seines Charakters Folgendes: „Es gibt wenig große Männer, die mit der Uneigennützigkeit, und mit einer gänzlichen Entsagung auf Reichthümer, Ehren und Würden sich so für das Beste des Vaterlandes aufgeopfert haben, als es Kosciuszko gethan. Ohne Reichthümer, ohne Namen schwang er sich durch seine Talente empor, und ward der Abgott der Nation. Nach dem Kriege gegen Rußland (1792) wurden ihm bedeutende Summen und Ehrenstellen angeboten, aber er

*) „Versuch einer Geschichte der letzten polnischen Revolution vom Jahr 1794, als Nebenstück zu der Schrift: „Ueber das Entstehen und den Untergang der polnischen Constitution vom 3. Mai 1791“.

schlug Beides mit dem Stolze und der Würde eines freien Mannes aus. Er verließ Polen, entsagte allem Glanze, und lebte von der Unterstützung seiner Freunde. Mit den nämlichen Grundsätzen unterzog er sich der Rettung seines Vaterlandes. Nicht um Aemter und Reichthum war es ihm zu thun, nicht aus Ehrgeiz oder Habsucht unternahm er das große Werk. Er wollte Polen erretten, das Vaterland von fremder Abhängigkeit befreien, zur Gründung der Freiheit und Ordnung in demselben beitragen, und alsdann, gleich seinem großen Lehrmeister Washington, durch seine Unterthänigkeit unter die Gesetze und durch sein Beispiel den Gehorsam gegen dieselben seinen Mitbürgern einprägen".

„Während des ganzen Laufes der Revolution zeigte er neben den ausgebreitetsten militairischen und politischen Kenntnissen die größte Mäßigung, ein fühlendes, von Menschenliebe erfülltes Herz, Güte, Sanftmuth, Schonung und die strengste Gerechtigkeit. Keine Ausschweifung, kein Laster, keine Grausamkeit und Rachsucht befleckten seinen Ruhm; großmüthig vergab er seinen Feinden, und strafte nur dann, wenn ihn die Gesetze dazu auffoderten".

„In dem Lager, in Warschau, allenthalben wo er sich aufhielt, bemerkte man die nämliche Einfachheit in der Kleidung und Lebensart an ihm. Bachanalien, brausende Vergnügungen und Wollüste jeder Art waren aus seiner Nähe verbannt. Schwarzes Brod, grobes Sauerkraut und ein Glas Bier waren seine liebsten Nahrungsmittel, und ein Kittel von Leinwand sein Anzug. Kein Schwarm von Bedienten umgab ihn, keine glänzende Equipage diente ihm; einige Reitpferde, Geschenke seiner Mitbürger, waren hinlänglich für seine Bedürfnisse als Feldherr. Und wo er keine Gefahr für seine Person zu fürchten hatte, ritt und ging er am liebsten allein, oder von einem Adjutanten begleitet hin".

Ebenso wenig Bedürfnisse wie als Naczelnik im Felde hatte er als Privatmann in Paris und in Solothurn.

Er aß mit seinen Freunden die gewöhnliche Familienkost, ging meist in einem schon ziemlich abgetragenen blauen Oberrock spazieren, in dem linken Knopfloche eine Rose oder rothe Nelke geheftet. Aber dieser Schmuck der Natur durfte nicht fehlen, und selbst im Winter war diese Blume seine Ordensdecoration, weshalb sich

Digitized by Google

auch einige Damen von Solothurn ein angelegentliches Geschäft daraus machten, ihn damit zu versehen.

Er schlief auf einer ganz harten Matratze, den Körper nur mit einer leichten Decke zugedeckt, stand im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr auf, und kannte überhaupt keine Entbehrung, als wenn seine Vermögensumstände ihm nicht erlaubten, allen Nothdürftigen zu helfen. Das Frühstück wurde in Gemeinschaft mit der Zeltner'schen Familie gehalten; nach demselben zog er sich in sein Zimmer zurück, wo er seine Correspondenz besorgte, der Lecture und den Studien sich widmete, oder Fragen und Themas für seine Schülerin aufsetzte. Gegen 10 Uhr ritt er aus, von Niemanden, nicht einmal von einem Bedienten begleitet, und zwar selten auf der Landstraße. Seine Absicht war, auf den unbetretenen Fußsteigen am wenigsten gesehen und im Wohlthun beobachtet zu werden; denn auf diesen Excursionen ritt er gerade auf die ärmlichsten Hütten zu, die an dem Gebirgsvorsprung des Jura sich hinziehen, und den dürftigen Bewohnern, die dem rauhen Klima und Boden nichts als ein wenig Hafer und Kartoffeln abgewinnen können, zum elenden Obdach dienen. Da band er dann sein kleines schwarzes Pferd an eine Hecke oder einen Baum, und besuchte die Leute in ihrer Wohnung, sie auf das freundlichste in seinem gebrochenen Deutsch begrüßend, ging dann hinaus und besah sich das Feld und ihr kleines Eigenthum, und unterhielt sich über die Art und Weise, womit sie ihr kümmerliches Leben fristeten. Nach Maßgabe seiner Untersuchungen beschenkte er hierauf die armen Leute mit Geld, in größter Eile sie verlassend, damit ihr Dank ihn nicht ereile, und Niemand nach seinem Namen frage. In einem Nu saß er wieder zu Pferde und war verschwunden.

Sein liebster Spaziergang war in die Steinbrüche von wildem Marmor, die eine Viertel Meile nordwärts von Solothurn am Fuße des Weißenstein vielen hundert Menschen Nahrung und dem Magistrate als Monopol einen nicht unbedeutenden Beitrag zu seinen Einkünften verschaffen. Da besah er oft stundenlang das großartige Gestein, und ergötzte sich, aufmerksam von einem Sprengpunkte*) zum

*) Sprengpunkt nennt man den Ort, wo der Fels angebohrt wird, um mit Pulver angefüllt zu werden.

Digitized by Google

andern gehend, an dem wunderbaren Gefüge des Kalkfelsens; aber auch dieses so reine Vergnügen war nicht auf ihn allein gerechnet, er mußte es mit Jemanden theilen, und dasselbe stets mit irgend einer Nützlichkeit verbinden. Denn da suchte er deshalb so ämsig die Steinlagen durch, um eine Versteinerung oder ein Schieferabdruck, oder ein Dendrit zu entdecken, um damit der ihm befreundeten Jugend in Solothurn nebst Belehrung Freude zu machen. Mit seiner gewohnten Leutseligkeit sprach er mit den Steinmetzen und Handlangern, und nicht selten trug es sich zu, daß er nach seinen Kräften selbst hülfreiche Hand anlegte, wenn er die Arbeitsleute einen großen Stein wälzen und sich dabei anstrengen sah.

Von den in der Nähe von Solothurn befindlichen Spaziergängen war ihm der liebste nach der Einsiedelei zu St.-Verena (Kreuz genannt), da verweilte er sehr oft halbe Tage und schritt in Gedanken versunken auf eine Anhöhe nahe bei derselben, und erwartete bei'm Wengi-Denkmal*), von wo aus man die herrlichste Ansicht der Alpenkette hat, und das ganze mit Nadelholz bewachsene Thal des Jura nebst der Stadt Solothurn überblickt, den Untergang der Sonne ab.

Eines Tages suchte er, in das schöne Schauspiel vertieft, einen Gegenstand, worauf er ausruhen könnte; dies bemerkten ein paar arme Leute, welche Holz auflasen, und des andern Morgens, als er wieder kam, fand er eine Bank aus Bretern für sich errichtet. So suchte auch der Geringste ihn nach Kräften zu ehren.

Auf diese Weise lernte er fast alle arme Familien in und um Solothurn kennen, und kein Hülfsbedürftiger war ihm fremd. Ein Zeitpunkt, wo seine Menschenliebe und der echt-christliche Sinn sich in allen Verhältnissen des Lebens zu erproben Gelegenheit hatte, war das Winterhalbjahr von 1816 auf 1817, wo eine allgemeine Theuerung selbst Wohlhabendere in Verlegenheit

---

*) Ein 36 Fuß hoher Granitblock im Schatten einiger Kiefern, mit der Inschrift: Civibus Solodorensibus ob devictum humanitate hostem, anno MCCCXVIII. et Nic. Wengio ob Servat. Rempublicam. Dem edelmüthigen Schultheiß von Solothurn zu Ehren, der im schweizerischen Reformationskriege sich mit der Brust vor die Kanone warf, um Bürgerblut zu schonen.

setzte, wo der Mittelstand in der westlichen Schweiz mit Kartoffelbrod sich begnügen mußte, und der Staat sich genöthigt sah, durch Rumford'sche Suppe viele seiner Mitbürger vor den Qualen des Hungers zu bewahren. Kosciuszko war es, der Actien zu jener Anstalt sammelte, wo die Frauen der ersten Familien das Amt der Vertheilung übernahmen. Kosciuszko war es, der täglich über 50 Armen Allmosen in Geld mittheilte, und dadurch manch eine Familie in den Thälern des Jura, die schon Kräuter und Wurzeln aßen, ihre Leiber mit Kuchen von Tannenrinde und Kleie anfüllten, vom Hungertode errettete. Wenn er vernahm, daß ein Unbemittelter krank darniederlag, und wäre es auch mehre Stunden weit gewesen, ließ er, ohne Zeltner ein anderes Wort zu sagen, als: „Wartet heute nicht auf mich!" sein Pferd satteln, und ritt, in jeder Tasche seines Rockes und da, wo sonst die Pistolen zu stecken pflegten, eine Flasche Wein gepackt, zu der Wohnung des Unglücklichen und spendete ungesehen seine milde Gaben aus, wobei er dem Kranken wie ein Vater Trost zusprach, ihn mit der Hoffnung auf Gottes Gnade und die Ewigkeit ermunterte, und im Weggehen angelegentlich empfahl, ja nicht zu viel des Weines zu trinken, damit er statt der Stärkung kein Uebelbefinden sich zuziehen möge. Tausend und tausend Thränen des Schmerzes wurden durch ihn getrocknet, und tausend der Freude wurden vergossen aus innigstem Gefühle des Dankes für den großmüthigen Mann, den Jedermann kannte, aber dessen Name allen Menschen aus dieser Classe fremd war.

An einem kalten Wintertage — es war der 13. Dezember 1816 — befahl Kosciuszko früh Morgens um 8 Uhr sein Pferd vorzuführen und ritt trotz des schneidenden Windes und des Scheegestöbers und unerachtet der Bitten seines Freundes und dessen Gattin, von Hause weg. Man wartete bis drei Uhr mit dem Mittagessen auf ihn, er kam nicht, und erst als die Nacht schon hereingebrochen war, langte er ganz durchnäßt und erkältet auf seinem müden Pferde an. Auf das äußerste besorgt fragte man ihn, was ihm begegnet und wo er so lange gewesen sei? „Ich habe einen Freund auf dem Lande besucht", war seine Antwort. Allen übrigen Fragen wich er sorgsam aus. Erst einige Tage darauf

wurde durch den wackern Arzt eines ungefähr zwei Stunden von Solothurn entlegenen Dorfes bekannt, daß er (der Arzt) mehre Wochen schon einen armen Taglöhner, der am Podagra und Nervenfieber darniederlag, verpflegt und täglich besucht, denselben aber auf einmal viel munterer und gestärkt gefunden habe. Auf seine hierüber ergangene Ausforschung eröffnete ihm der Patient, daß ein großer hagerer Herr, mit grauen Haaren aber gar freundlichem Gesicht, in einem blauen Ueberrocke mehrmals zu Pferde vor seine Hütte gekommen und, nachdem er das Pferdchen an den Zaun gebunden, zu ihm an's Bett getreten sei, und jedesmal in einer fremdartigen Sprache, aber doch verständlich und gar theilnehmend gesprochen und eine Flasche Wein nebst Geld und Semmel zurückgelassen habe. Wie der fremde Herr aber heiße, wisse er nicht, und Niemand aus dem Dorfe; doch solle er von Solothurn her gekommen sein. Tag darauf verbarg sich der Arzt um dieselbe Stunde in einer Nebenkammer und wartete den Augenblick ab, wo der edle Unbekannte seinen Kranken zu besuchen pflegte; denn er wollte den Mann von so seltenem Charakter kennen lernen. Es dauerte nicht lange, so trat er in die Stube und sieh — der unbekannte Wohlthäter war — Kosciuszko. Das kleine schwarze Pferd schien seines Herrn mitleidiges Gefühl zu theilen, indem es bei jedem Bettler, der ihm auf dem Wege begegnete, aus freien Stücken stehen blieb, wohl wissend, daß er eine Gabe erhalten werde.

Eines Morgens bat sich Xaver Zeltner, der Sohn, von dem General die Erlaubniß aus, das Pferd reiten zu dürfen, um in Büren, eimem vier Stunden entlegenen Städtchen im Canton Bern, ein Geschäft zu beendigen. Kaum hatte derselbe eine halbe Meile Weges zurückgelegt, als das treue Thier vor einem Manne stehen blieb, der an der Straße saß, und Schwamm zu einem nahen Jahrmarkte auseinanderzog, indem selbes aus den vielen herumliegenden Lappen zu schließen schien, daß jener ein Armer und Hülfsbedürftiger sei. So sehr war es an die Wohlthätigkeit seines Herrn gewöhnt, daß es auch unter einem fremden Reiter demselben Instinkt folgte.

Aber nicht blos auf Allmosen beschränkte sich Kosciuszko's Großmuth. Jedermann, wer es auch sei, zu

Digitized by Google

dienen in was er konnte, machte er sich zur angenehmsten Pflicht. Wohlthun ohne Rücksicht auf Stand oder Person war sein eifrigstes Bestreben. Die Triebfeder aller seiner Handlungen hieß: Menschenbeglückung.

Ein junges Mädchen, dessen Aeltern gestorben waren, hatte den Entschluß gefaßt, den Schleier zu nehmen; da aber in Solothurn keine Nonne aufgenommen werden kann, ohne ein gewisses Vermögen als Mitgift mitzubringen, so wendete sich die frömmige Jungfrau mit der Bitte an Kosciuszko: sie hätte so Vieles von seiner Wohlthätigkeit und Menschenliebe gehört, daß sie sich dadurch ermuntert fühlte, denselben um die Schenkung des zu diesem Schritt benöthigten Geldes anzuflehen. Er antwortete darauf im ernsten aber väterlichen Tone: „Ich sehe es nicht gern, wenn sich ein junges Mädchen in einem Kloster vergräbt; darum gehe und überlege diesen wichtigen Schritt noch ein Jahr — beharrst Du aber nach dieser Frist noch immer auf Deinem Vorsatze, so werde ich mich beeilen, Dir die gewünschte Summe zuzustellen".

Das Mädchen erschien wirklich nach dem abgelaufenen Termine mit demselben Entschlusse, und Kosciuszko wohnte dann persönlich der Einkleidungsfeier und Weihung bei.

Aus fernen Ländern wandten sich selbst ausgezeichnete Personen an seinen Edelmuth, wohl wissend, was eine Empfehlung von dem großen Manne galt. Und nie verschloß Kosciuszko einem Bittenden das Ohr. So richtete Herr Poinsot*), Kanzler des englischen Consulats in dem Hafen zu Cette, einen Brief an ihn mit der dringenden Bitte, ihn bei dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Thomas Jefferson, zum Avancement, und wo möglich in amerikanischen Diensten zu empfehlen. Kosciuszko hatte den Brief nicht sobald empfangen, als er an seinen Freund und hochverdienten Nachfolger von Sir Adams folgendes charakteristische Schreiben ergehen ließ:

---

*) Er hatte unter Kosciuszko in Amerika gedient, lebte dann zu Gigean, eine Stunde von Cette auf seinem Landgute, welches jährlich 240 Pf. St. eintrug, ward 1805 Generaleinnehmer der indirecten Steuern, und trat 1816 obengenannte Stelle an.

Mon très-chèr ami!

Avec grand plaisir je reçois la nouvelle, que vous êtes devenu Président des Etats-Unis de l'Amérique. Je ne doute pas que vous ne rendiez de grands services à votre patrie. Mais n'oubliez pas d'établir une école militaire jointe à toutes les sciences pour avoir un jour une jeunesse capable de commander votre brave milice. Il faut que votre Excellence m'accorde une faveur, c'est de nommer Mr. Poinsot Consul de Cette. Je le connus de mon temps en Amérique où il se conduisit on ne peut pas mieux et toujours attaché à l'intérêt de votre patrie.

Depuis il m'a été recommandé par Mr. Boukaty, ministre de Pologne en Angleterre, comme un homme de mérites et de connaissances; il a beaucoup d'enfans. En lui conférant cette charge vous me rendrez heureux.

Agréez Votre Excellence l'assurance de ma haute considération etc.

Unter den vielen edelmüthigen Zügen, wodurch Kosciuszko während seines dreijährigen Aufenthaltes in Solothurn allgemeine Liebe und Verehrung sich erwarb, möge nur noch folgender hier einen Platz finden. Im März 1817 wurde einem um seine Gemeinde vielfach verdienten Pfarrer von dem Kirchenrathe des Cantons Solothurn als Zeichen öffentlicher Anerkennung eine der ersten Pfründen angeboten und ihm überdies ein Belobungsschreiben, mit dem Ausdruck, ihm nebst dem Danke des Staates in seinem Alter ein sorgenfreies Leben und Ruhe zu gewähren, zugefertigt. Allein der edle Seelsorger, der seine von Gott ihm anvertraute Heerde wie seine Kinder liebte, schlug mit edler Entsagung das Anerbieten aus, weil er da, wo er den Samen des göttlichen Wortes ausgestreut, auch sterben wollte. Diese Handlung blieb dem für alles Gute und Edle begeisterten Kosciuszko nicht unbekannt, und noch an demselben Tage, wo er es erfuhr, machte er sich auf den Weg, um den Mann kennen zu lernen. Der Geistliche ließ sich bei dessen Ankunft entschuldigen, daß er den General nicht sogleich empfangen könne, weil er gerade mit Rasiren beschäftigt sei; allein ohne sich dadurch abhalten zu lassen, tritt der alte Held in das Zimmer und um-

armt in freudigem Enthusiasmus den Landprediger, indem er ihm mit den verbindlichsten Worten seine Achtung beweißt, und sich dessen Freundschaft ausbittet. Und in einem Momente schön und heilig, wie ihn nur an Geist und Herz gleich ausgezeichnete Menschen feiern können, ist der Bund auf Lebenszeit geschlossen. Oeftere Besuche machten ihm seine neue Bekanntschaft immer werther.

In den Sommermonaten des Jahres 1816 machte er von Solothurn aus kleine Excursionen und besuchte die merkwürdigsten Gegenden der Schweiz, und unter diesen vorzugsweise den classischen Boden der Eidgenossen — die Ländchen Uri, Schwytz und Unterwalden. Vor allen Punkten zog ihn das Rütli und der Vierwaldstättersee mit dem Rigi und Pilatus| an. Diese Ausflüge machte er meist in Begleitung mit seinem Freunde Zeltner, um durch den Austausch der Ideen und durch die Mittheilung der Gefühle den Genuß zu verdoppeln. Als er einst zu Fuß von Zug aus den Aegerisee besuchte, und am Moorgarten amkam, ergriff er auf einmal hastig Zeltner's Hand, sah ihm wehmüthig in's Auge und rief mit dem Tone des Schmerzes: „Ach! Hätte mich bei Macieiowice auch ein Hünenberg gemahnt, und hätte Poninski Reding's Schnelligkeit besessen!"

Auf dem Rückwege auf einer Reise durch das berner Oberland über die Gemmi nach Leuck und von da durch die Cantone Wallis, Waadt, Neuschatel und Bern stürzte er mit seinem Pferde in der Gegeud von Vevay, welches seinen ohnedies durch Wunden geschwächten Körper dergestalt angriff, daß er drei Tage das Bett hüten mußte. Die gesunde Luft und das herrliche Klima an den lieblichen Ufern des Leman stellte seine Gesundheit bald wieder soweit her, daß er die Reise nach Solothurn, obwol mit Schmerzen und einiger Ermüdung, fortzusetzen im Stande war.

In seinem schönen häuslichen Kreise wieder angelangt, erholte er sich unter der sorgsamen Pflege der Zeltner'schen Familie und unter der trefflichen Behandlung des hochverdienten Arztes Dr. Schürer bald wieder, und setzte seine edle und wohlthätige Lebensweise wie zuvor fort. Die erste schöne Handlung (womit er im Allgemeinen jeden Tag zu schmücken wußte) nach seiner Genesung gehörte seinem Vaterlande an.

Um seinen Landsleuten auch im Frieden mit dem

Digitized by Google

Beispiel des Gehorsams für den neuen Regenten voranzugehen, sowie er ihnen in der Schlacht vorangeleuchtet hatte, schickte er im August desselben Jahres von Solothurn aus eine Summe von 1000 Francs nach Warschau als Beitrag zur Errichtung eines Triumphbogens zu Ehren des Kaisers Alexander.

Mit den Angelegenheiten der Politik beschäftigte er sich nur höchst selten, und bei flüchtiger Durchlesung einiger französischer Zeitungen, die er sich hielt, überschlug er Alles bis auf die Artikel Polen und Amerika, denn Freiheit und Vaterland blieben die Grundidee seines Lebens. Stilles Wirken zum Wohle seiner nächsten Umgebung und zum Besten der gesammten Menschheit war die unausgesetzte Thätigkeit seiner großen Seele, und wenn er aus der Ferne auf sein Vaterland einwirken konnte, glaubte er den Zweck doppelt erreicht zu haben.

So besuchte er das landwirthschaftliche Institut Fellenberg's in Hofwyl, nicht nur um sich zu unterrichten, und die Zeit für sich mit dem Studium der Theorie der Landwirthschaftskunde nützlich anzuwenden. Ihn trieb der höhere Gedanke, seitdem die politischen Gestaltungen Europas ihm nicht mehr erlaubten, als Feldherr und Staatsmann zu dienen, dem Vaterlande wenigstens als Bauer nützlich zu sein.

In dieser Absicht beobachtete er täglich die schweizerischen Landleute bei der Bestellung der Aecker und Wiesen, bei der Wartung des Viehes, bei der Verfertigung der Käse u. s. w., um sich auch im Praktischen die nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Des Morgens war es dann seine erste Arbeit, die Tags zuvor gemachten Beobachtungen auf das Papier zu bringen, und in Briefen seinen Landsleuten mitzutheilen; die noch übrige Zeit vor der Mittagstafel verwendete er für den Unterricht seines kleinen Lieblings, las oder zeichnete. Nach derselben gegen vier Uhr spielte er Billard, und da er im eignen Hause keines besaß, das in dem öffentlichen Kaffeehause aber nicht benutzen wollte, ging er mit seinem Freunde in das nahe Professorencollegium, wo er ganz allein und ungestört sein konnte. Nach dieser Erholung ritt er spazieren oder machte Besuche, jedoch sehr sparsam und nur mit strenger Auswahl. Abends versammelte er um sich einen kleinen Zirkel getreuer Freunde, der meist

Digitized by Google

aus dem schon erwähnten gelehrten Arzte Dr. Schürer, dem um die Bildung der Jugend verdienten und in der Linguistik sehr erfahrenen Abbé Schmid, Kaufmann Bettin, Herrn Oberst Grimm, einem durch Witz, frohe Laune und schweizerische Biederkeit gleich ausgezeichneten Manne, und Zeltner bestand. Wenn Alle versammelt waren, wurden Wein und andere Erfrischungen herumgeboten, und nach einem traulichen Gespräche Whist gespielt.

Die letzte öffentliche Handlung, wodurch Kosciuszko seinen großartigen Charakter sowie seine seltene Tugend beurkundet, ist vielleicht auch die schönste in seinem Leben als Mensch und Bürger, und verdient allgemein bekannt zu werden.

Im Jahre 1817, den 2. April, erschien er vor dem von der gesammten Eidgenossenschaft und dem Staatsrathe der Republik Solothurn accreditirten Notar Xaver Amiet, und ließ folgende Urkunde ausfertigen, wodurch er allen seinen Unterthanen die Freiheit schenkt:

Durchdrungen von der Wahrheit, daß die Leibeigenschaft dem Naturrechte und der Wohlfahrt der Staaten zuwider sei, erkläre ich die gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft auf meiner in Polen in der Woywodschaft Brzesc liegenden Herrschaft Siechnowicze von jetzt an auf ewige Zeiten, für mich sowol als den künftigen Besitzern derselben. Ich erkläre also die Landleute des Dorfes, welches von dieser Herrschaft abhängt, zu freien Staatsbürgern und vollkommenen Eigenthümern der Liegenschaften, die sie bis dahin besessen. Ich spreche dieselben frei von allen Abgaben, Gefällen und persönlichen Dienstleistungen ohne Ausnahme, zu denen sie bisher gegen die Besitzer des Schlosses und der Herrschaft verpflichtet waren. Ich ersuche sie blos zu ihrem eignen Vortheil und zum Wohle des Staates für zweckmäßige Schul- und Bildungsanstalten zu sorgen.

Nach diesem feierlichen Acte erkläre ich ferner, daß ich dahin und hinweg auf immerwährende Zeiten gedachtes Schlock Siechnowicze nebst den dazu gehörenden Gütern meiner Nichte Frau Katharina Estkowa und ihren Kindern aus besonderm Wohlwollen vergebe, verschenke und als Eigenthum überlasse.

Dessen zur wahren und öffentlichen Urkunde hat

Digitized by Google

sich General Thaddäus Kosciuszko in Gezeugsame der hochgeachteten Herren Oberst Franz Grimm von Solothurn, Mitglied des souverainen Großen Raths der Republik Solothurn und Xaver Zeltner, Alt-Regierungs-Statthalter des Cantons Solothurn, sowol in dem Protokoll als in gegenwärtigen Instrument, nebst dem geschworenen Notar eigenhändig unterschrieben

Gegeben in Solothurn, den zweiten Tag April des Eintausend achthundert und siebenzehnten Jahrs.

Th. Kosciuszko. — Grimm. — Zeltner.
Amiet, Notar.

Aber nicht lange sollte der edle Menschenfreund das stille Glück jener Freundschaft und dieses wohlthuenden Selbstgefühls nach einer guten Handlung genießen. Schon näherte sich der Tag, welcher in dem sterblichen Augen unerforschlichen Buche seinem Leben zum Ziele gesetzt war, und es schien — wie man bei solchen Menschen, welche die Natur hervorheben wollte durch den Stempel der Geistesgröße, in Versuchung geräth, gewöhnliche Ereignisse des Lebens als durch Bedeutsamkeit ausgezeichnet anzusehen —, als habe ihm ein überirdisches Leben die einzige große Idee seines ruhmvollen Lebens in ihrem ganzen Umfange lohnen wollen, indem es ihm dessen fernste und zugleich nächste Punkte „Freiheit" und „Tod" in dem freien Land der Eidgenossen vergegenwärtigte.

Kurze Zeit von einer Excursion in den Schoß seiner Freunde zurückgekehrt, erkrankte er am 1. Oktober 1817 an einem Anfalle des damals in Solothurn allgemein verbreiteten Nervenfiebers*), welches ihn, so lange er sich auch sträubte, auf das Lager warf. Seine baldige Auflösung ahnend, machte er frühzeitig sein Testament, worin er zuerst seine Freunde Zeltner, besonders Emilie, die er auf das herrlichste aussteuerte, bedacht hatte, und dann sein Hauptaugenmerk auf das Bürgerhospital und die Armen richtete. Auch eine nicht geringe Summe ward für das Waisenhaus bestimmt; überdies übergab er seinem schweizerischen Agenten und Geschäftsführer Xaver Amiet, einem Manne, der mit den

*) Irrig ist die Behauptung der meisten Zeitschriften, daß der im Jahre zuvor bei Vevay gethane Sturz vom Pferde die Krankheit zur Folge gehabt habe.

Digitized by Google

ausgezeichnetsten Kenntnissen in der Jurisprudenz den größten Biedersinn und eine wahrhaft musterhafte Uneigennützigkeit verbindet, verschiedene Gelder zur Vertheilung unter solche Hülfsbedürftige, deren Stand oder Ehrgefühl es nicht erlaubte, sich unter die Zahl der Armen aufnehmen zu lassen. Durch freiwillige Ueberreichung seiner wichtigsten Papiere lohnte er das Vertrauen, welches seine Rechtlichkeit ihm eingeflößt hatte, und Gelder und Schriften konnten unmöglich in bessere Hände gelangen. Der letzte rührende Punkt seines letzten Willens war, daß bei seinem Leichenbegängnisse aller Prunk und Aufwand vermieden, und sein Körper von sechs armen Männern zu Grabe getragen werden möchte.

Nachdem er dieses heilige Geschäft beendigt hatte, und so seine Rechnung mit dem Zeitlichen geschlossen war, rief er, die Feder aus der Hand legend, mit nach Oben gerichtetem Blicke freudig aus: „Jetzt ist mir wohl!" Nun kehrten die Todesahnungen häufiger wieder, und er sprach oft und lange von seinem herannahenden Ende. Immer ruhiger wurde sein Inneres, und Blick und Stimme zeigten den schönen Frieden seiner Seele. Die Gegenwart verschwand vor ihm; nur Erinnerungen an seine frühere Laufbahn und Blicke auf Polens Zukunft beschäftigten seine Gedanken. In gleichem Maße, wie das äußere Leben allmälig schwand, stieg das Innere zu einer bewunderungswürdigen Kraft. Daß Vaterlandsliebe so recht eigentlich die Seele seines Daseins war, offenbarte sich jetzt deutlich, indem er sich mit Zeltner in den letzten Tagen von nichts Anderm mehr unterhielt, und prophetisch mit großer Rührung von dem Schicksale seiner Landsleute Manches sprach, welches die Zeit lehren wird, ob er wahr geweissagt.

Ohne die mindeste Bestürzung, ohne Unruhe, ohne eine Spur von Geistesschwäche blickte er mit eben dem kalten gefaßten Muthe auf den herannahenden Tod, mit dem er ihm in dem Getümmel der Schlachten so oft begegnet war.

Der Abschied von den seinem Herzen theuren Freunden, der Segen, den er Zeltner, dessen Gattin und Kindern ertheilte, gewährte den feierlich-ernsten Anblick einer rein religiösen Handlung. Bei derselben ließ er sich nach alter Heldensitte seinen Säbel reichen, der einst in Schlachten mit ihm war, und in dem entschei-

dungsvollen Treffen bei Macieiowice in seiner Hand zerschmettert wurde, und ihm befahl er seiner Asche Huth.

Mit gleicher Geistesgegenwart verordnete er, den Pallasch vom Könige Sobieski, den er im Jahre 1799 von seinen Waffenbrüdern erhalten hatte, wieder in die Heimath zu bringen, und für andere Zeiten und für größere Thaten aufzubewahren.*)

Gegen den 12. wurde das Fieber immer heftiger, doch behielt er seine vollen Geisteskräfte bis zum letzten Athemzuge. Nur schwächer und schwächer schlug der Puls. Am Morgen des 15. Oktobers wachte er aus einem tiefen Schlummer auf, und sein erster Blick traf die drei Mitglieder der Zeltner'schen Familie, die alle um das Bett des theuren Kranken versammelt waren. Sein Körper schien gestärkt, und freudig streckte er seinem Freunde die Hand entgegen, indem er ihm mit der gewöhnlichen Herzlichkeit „Guten Morgen!" zurief. Aber während des Sprechens wurde die Stimme immer schwächer und er selbst verlangte den Arzt. Der treffliche Dr. Schürer eilte herbei, wandte alle Sorgfalt und Mittel an, die kostbaren Momente eines so gefeierten Lebens so lange als möglich zu fristen. Allein in dem Buche der Vorsehung stand es anders geschrieben.

Gegen zehn Uhr Abends richtete er sich empor, als wollte er etwas sagen, wozu er alle seine Kräfte vonnöthen hätte, reichte Zeltner dann seine Rechte und dessen Gattin die Linke dar, und lächelte, mit der gewohnten Liebenswürdigkeit das Auge öffnend, zu seiner kleinen Freundin Emilie hinüber, die ihm zu Füßen stand, und nahm so von allen drei geliebten Personen auf einmal Abschied, lehnte sich dann langsam zurück — ein Seufzer, und — seine schöne Seele stand vor Gott.

*) Er befindet sich gegenwärtig in der ausgezeichneten Sammlung von Waffen und polnischen Alterthümern aller Art, welche die kunstsinnige Fürstin Czartoryska auf ihrem Schlosse zu Pulawy aufbewahrt. Ebenso der goldene Ring, welchen Kosciuszko im Sommer des Jahres 1794 von der dankbaren Nation erhielt, und welchen er später dem tapfern General Dabrowski gab, um dessen Muth und Einsicht bei der Vertheidigung von Warschau zu belohnen. Der General zog ihn bis zu seinem Tode nie mehr vom Finger, und man hörte ihn oft in Gesellschaften sagen, daß er keinen theurern Ehrensold hätte empfangen können. Die Worte: „La patrie à son défenseur" sind darauf gegraben.

Digitized by Google

Wer einen solchen Mann sterben sah, der begreift es, daß die Griechen sich den Tod als einen lächelnden Genius dachten, und der muß mit Jean Paul ausrufen: „Das Grab ist der leuchtende Fußtritt eines Engels, der uns sucht, und uns in eine bessere Welt hinüberführt".

Kurze Zeit vor seinem Tode hatte Kosciuszko noch das Glück genossen, einen seiner Landsleute, den er sehr hochschätzte, den edlen Grafen Zamoyski in Solothurn zu sehen und seinen geistreichen Umgang zu genießen. Was dieser gebildete Mann für seinen Geist, war eine der ersten Frauen Polens, die Fürstin Fanny Lubomirska, gleich ausgezeichnet durch feine Bildung und tiefes echt-patriotisches Gefühl, für sein Herz. Diese hielt sich auf ihrer Reise nach Genf und Italien einige Wochen in seinem Hause auf und erquickte den schon leidenden Greis durch ihre liebenswürdige Laune und ihre seltene Gabe witziger Geselligkeit. Aber schon damals hatte er eine Vorempfindung, daß er sie hienieden nie wieder sehen werde; denn als sie mit dem Versprechen, künftigen Frühling wieder nach Solothurn zu kommen, von ihm Abschied nahm, traten dem bewegten Helden die Thränen in die Augen, und mit sichtbarer Rührung bat er sich von ihr ein Unterpfand der Erinnerung aus. Die Fürstin erfüllte seinen Wunsch mit der ihr angeborenen Grazie, und schickte ihm von einem ehrfurchtsvollen Schreiben begleitet, von Lausanne aus einen Ring mit der Inschrift: „L'amitié à la vertu". Allein als der Ring in Solothurn ankam — war Kosciuszko nicht mehr.

Tiefe Trauer und Bestürzung herrschte in der Stadt, denn da lebte auch nicht ein Schweizer, der den großen Verlust, den die Freiheit erlitten, nicht tief in seinem Innern fühlte; besonders trostlos weinten die Armen und Hülfsbedürftigen, denn mit dem 15. Oktober 1817 sank ihre kräftigste Stütze. Schon während seiner Krankheit war die Hausflur seiner Wohnung beständig von dankbaren Personen angefüllt, die sich nach dem Befinden ihres Wohlthäters erkundigten.

Aber nicht nur in der Schweiz ertönte der Ruf des Schmerzes. In Polen, England, Frankreich und Deutschland, und wo er immer gelebt haben mochte, waren die Gemüther voll von der Trauer über den Verlust des großen Mannes.

Zwei der größten Dichter Englands*) feierten sein Andenken mit der größten Hochachtung und würdigten sein seltenes Verdienst in ihren Werken, welches um so größere Aufmerksamkeit verdient, weil er im Kampfe für die Unabhängigkeit Amerikas gegen Großbritannien focht. Am 16. Oktober wurde der Körper des Helden geöffnet und bei der Section ergab es sich, daß er mehr an langsamer Entkräftung, welche der Blutverlust bei den vielen Wunden ihm zugezogen, als aus Folge des Krankheitsstoffes gestorben war. — Die ganze Brust war mit Narben bedeckt, und in dem Kopfe waren drei sich kreuzende Hiebe durch den Mangel des Haares sichtbar.

Hierauf wurde die Leiche einbalsamirt und in einem einfach schwarzen Kleide auf dem Paradebette ausgestellt. Das Haus wurde nicht leer von Bürgern, Landleuten und Armen, welche ihren Wohlthäter und Schutzengel (wie sie ihn nannten) noch einmal sehen wollten. Düsteres Schweigen der Andacht herrschte in dem schwarzbehängten Saale, wo der Körper des Helden auf sammtnen Polstern ruhete, nur von dem Knistern der vielen Wachslichter oder dem halbleisen Gebet der Anwesenden unterbrochen.

Drei Tage nachher wurde um 12 Uhr des Mit-

---

*) J. Th. Campbell in seinem Gedichte: „The pleasures of hope“ (Edinburg, 1804, 7. Ausgabe), worin der schöne Vers:

„And freedom shreik'd when Kosciuszko fall!“

und H. F. Cary (Verfasser einer „Ode to General Elliot“) in einer „Ode to General Kosciuszko“. Das Gedicht endigt sich mit Strophen, welche beweisen, daß der Dichter nach dem Tode seines Helden auch dem Könige von Polen Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Nor less thy Sovereign's deeds demand
The hommage of the applausive string;
Such works his ardent spirit plann'd
As Seraphs might delight to sing.

Long time the vassal peasants mourn'd
In silent woe, their fruitless toil;
While ermin'd masters of the soil
Their unrequited merit spurn'd.

As Oxen, in the galling yoke
They bent beneath oppression's rod,
Till the mild King his sentence spoke
That soon the bitter slavery broke
And rais'd erect the image of his God.

tags das Leichenbegängniß veranstaltet. Unter dem Geläute aller Glocken bewegte sich der feierliche Zug von seinem Hause her, und daß keine Störung obwalte, hatte der Magistrat während jener Zeit alles Fahren verboten. Es war rührend anzusehen, wie die sechs armen Greise (nach seinem letzten Willen) unter der theuren Bürde einherschwankten. Voran gingen die Waisenkinder, alle mit schwarzem Flor bis auf die Erde überhängt, in den Händen Blumensträuße haltend, diesen folgte die Schuljugend, an welche sich das Corps der Studenten, Trauerlieder singend, anschloß; darauf schritt die sämmtliche Geistlichkeit im kirchlichen Ornate der Bahre voran, welche mit kostbaren Trauerdecken behängt war. Auf derselben ruhte der offene Sarg und zeigte Solothurns Bewohnern, die alle an den Fenstern waren, nochmals die theuren Züge des hochverehrten Gastes. Auf schwarzsammtnen Kissen trugen neben demselben sechs Jünglinge Hut, Schwert, Feldherrnstab und den Cincinnatusorden nebst der Lorber- und Eichenkrone. Zunächst dem Sarge folgte Der, der ihm auch im Leben der Nächste war, Herr Altlandvogt Zeltner, dann seine Freunde, an welche Viele der ersten Rathsherren und Beamten nebst den Zünften der Bürgerschaft sich anschlossen und Arme männlichen und weiblichen Geschlechts beschlossen den Zug, welcher langsam unter feierlichen Gesängen des Klerus nach der ehemaligen Jesuitenkirche wallte. Nachdem ein Todtenamt gehalten worden, ward die Leiche, die seither auf dem Katafalk vor dem Altare geruht hatte, im Beisein von 12 Zeugen in einen bleiernen Sarg gelegt, und dieser, mit dem Siegel der Republik versehen, in einen zweiten von Eichenholz eingeschlossen und in der Gruft unter der Kirche, wo nur Bischöfe und Fürsten ruhen, beigesetzt.

Keine militairische Ehrenbezeigungen, keine Salven des Geschützes wurden während der ernsten Handlung vernommen; nur Thränen der Armuth und Freundschaft, die sich von ihm nicht trennen konnten, fielen dem großen Manne in die letzte Ruhestätte nach. Eine feierliche Stille herrschte ringsumher.

Der Schmerz des gefühlvollen Menschen ist wie die einsame Lampe bei Gräbern, still und andachtgebietend.

Kaum war die Nachricht von diesem traurigen Ereignisse kund geworden, so gaben alle Freunde Kosciuszko's

Digitized by Google

in der Schweiz, Polen, Frankreich, England, Rußland, Schweden, Preußen, selbst in Amerika öffentliches Zeugniß ihres Bedauerns. Unmöglich wäre es, alle die Leichenreden aufzuzählen, welche zu Ehren desselben gehalten wurden, und der vielen Nachklänge zu erwähnen, welche Hochachtung für Kosciuszko's Tugenden seinen Bewunderern abgewannen.

Nur die Worte Lafayette's, des Mannes, der Schüler von Washington wie er, von einer und derselben Idee begeistert, als Freund und Held ihm zur Seite steht, mögen hier ein Plätzchen finden. Als die Waffenbrüder in Frankreich dem polnischen Helden am 31. Oktober 1817 in der Kirche zu St.-Rochus die letzte Ehre erwiesen, sprach er mit Rührung:

„Alle Männer, welche je Vaterland, Recht und Gesetz vertheidigt haben, ohne diese heilige Angelegenheit mit einer unwürdigen Handlung zu entehren, verdienen, daß öffentliche Anerkennung ihr Andenken in dem Momente verewige, wo die Gruft die sterbliche Hülle verschlingt. Von Kosciuszko sprechen, heißt eines Mannes erwähnen, welcher selbst von Fürsten, gegen die er gedient, hochgeschätzt worden war; sein Name gehört der ganzen civilisirten Welt an, seine Tugenden der gesammten Menschheit".

„Amerika zählt ihn unter seine berühmtesten Vertheidiger. Polen beweint in ihm einen Patrioten, dessen Leben seiner Freiheit und Unabhängigkeit geweiht war. Frankreich und die Schweiz bewundern selbst in seiner Asche noch den besten Menschen, Christen und Wohlthäter. Rußland erblickt in ihm einen in gefaßten Grundsätzen unerschütterlichen Mann, dessen Festigkeit, Unglück und Miskennung noch bestärken. Die Polen betrachteten sich alle wie seine Kinder. Sie umgaben ihn mit ihrer Liebe und Ehrfurcht wie mit einer Nationalhülle und zeigten ihn mit Stolz den andern Nationen als Muster jeder vaterländischen Tugend, der groß an der Spitze der Armeen, bescheiden im häuslichen Kreise, furchtbar als Held, rein als Mensch, unbescholten als Bürger, selbst Denen noch Gutes erwies, welche ihn beleidigten und der seine Vaterlandsliebe nie durch eine unedle That entstellte". *)

Später kam die Trauerkunde nach Polen, durch

*) „Le Moniteur", vom Montag, den 3. November 1817.

4 *

Digitized by Google

welche das ganze Land in tiefes Leidwesen versetzt wurde. Wie nach der Gefangennehmung des angebeteten Naczelnik (am 10. Oktober 1794) nur ein Trauerruf in ganz Polen ertönte, so auch jetzt. Circularschreiben, welche der Senat an alle öffentliche Beamte des Vaterlandes ergehen ließ, bestimmten den Tag, wo die freie Stadt Krakau dem Freiheitshelden die letzte Ehre erweisen wollte, auf daß auch Diejenigen, deren Geschäft, oder die zu große Entfernung nicht erlaubten, dem Todtenamte beizuwohnen, doch im Geiste gegenwärtig sein und Kosciuszko eine Thräne weihen könnten. Die enthusiastische Verehrung, welche Kosciuszko seiner Nation eingeflößt hatte, mußte sich in jenem Momente noch vermehren, wo man ihm nichts Anderes mehr als dumpfe Trauer zu widmen im Stande war.

Während seines Lebens, da er schon lange nur aus der Ferne auf das Vaterland blickte, ging der Enthusiasmus so weit, daß alle Collegien und Corporationen des Volkes es für die heiligste Pflicht ansahen, den Geburtstag ihres Helden im Monat Oktober durch eine öffentliche Auszeichnung, sei es ein Ehrenmahl, oder eine Illumination oder dergl. zu feiern. Diese Ehrenbezeigungen wurden selbst nicht in der verhängnißvollen Zeit seiner Gefangenschaft unterlassen.

Der Tag der allgemeinen Landestrauer war auf den 14. November 1817 festgesetzt.

Der hohe Senat von Warschau, die Universität, das Corps der Beamten, das Militair, die Bürgerinnungen und eine große Menge des Landvolkes war versammelt; da trat ein Mann aus der Mitte der Trauernden heraus, der vor Allen das Recht hatte, dem Verewigten das letzte Opfer der Achtung darzubringen — der edle Niemcewicz — und hielt dem Freunde eine Leichenrede, wie nur Er aus allen Polen, gleich groß als Dichter, Gelehrter, Staatsmann und Patriot, sie halten konnte.

Zu Krakau ward diese Ehre einem Manne zugetheilt, der durch Vaterlandsliebe, Energie und Bescheidenheit es werth war, in Kosciuszko's Fußtapfen zu treten — den Grafen Stanislaus Wodzicki, Präsident der Republik. In Dresden selbst feierte am 26. November ein treuer Waffengefährte, der General Kniaziewicz mit den anwesenden Polen das Andenken des unsterblichen Helden

Digitized by Google

durch ein stilles Todtenamt und durch die Uebertragung der ausgezeichneten Rede von Niemcewicz aus seiner Muttersprache in die deutsche.

Daß aber die Verdienste Kosciuszko's nicht nur im eignen Vaterland erkannt und gewürdigt, sondern auch durch den Gesang allen Nationen verkündigt werde, bestimmte die Akademie der Wissenschaften zu Krakau eine goldene Medaille und einen Preis von 100 Dukaten für das beste Gedicht, in welcher Sprache es auch geschrieben sei.

Der allgemeine Schmerz, der sich von der Schweiz bis in die fernsten Steppen Sarmatiens verbreitete, löste sich bald in den gemeinschaftlichen Wunsch auf, die geliebten Ueberreste im eignen Lande zu bewahren, und demjenigen Boden zurückzugeben, den er mit seinem Blute vertheidigt hatte.

Die ganze Nation bat daher durch das Organ des Fürsten Zajanczek (Statthalters des Königs von Polen) den Kaiser Alexander um Genehmigung dieses Vorhabens. Und dieser Fürst, dem keine großartige Tugend unbekannt war, gab den Polen nicht nur die Erlaubniß in einem Schreiben, welches das Gepräge seines edlen Charakters und die regste Theilnahme an dem Schmerze seiner neuen Kinder wiederspiegelte, sondern er that noch mehr. — Er befahl einem seiner Kammerherrn, dem jungen Fürsten Anton Jablonowski, Enkel des bekannten Castellan von Krakau, sich nach Solothurn zu begeben und in Vereinigung mit seinem bevollmächtigten Minister bei der schweizerischen Eidgenossenschaft (Baron von Krüdener) bei dem Staatsrathe jener Stadt um die Uebergabe des Leichnams des berühmten Mannes anzuhalten und dafür Sorge zu tragen, daß die edlen Reste mit aller ihr gebührenden Würde nach Polen geführt würden.

Die Regierung von Solothurn konnte auf solche gerechte Ansprüche Nichts einwenden und willigte, obschon dadurch eine bedeutende Zierde für sie verloren ging, mit freudiger Bereitwilligkeit in das Gesuch.

Dem jetzt zum zweiten Male vor dem Hochaltare aufgestellten Sarge wurde nochmals eine Todtenfeier gehalten, welcher, nebst den Zeltner'schen Familiengliedern, die beiden Abgeordneten, der Schultheiß mit den sämmtlichen Staatsräthen und die ganze Bürgerschaft beiwohnten. Hierauf ward er eingesegnet und von dem

Digitized by Google

Klerus bis an die Thore begleitet, von wo er dann, unter Escortirung einer Abtheilung schweizerischer Cavaleristen, auf einem eigens dazu gebauten Wagen, in sein Vaterland abgeführt wurde.

Die Stadt Solothurn erwählte von ihrer Seite dessen Freund, Altregierungsstatthalter Zeltner, nebst seinem Sohne zu Begleitern des Trauerwagens. Und mit dieser Ehrenwache kamen die Gebeine in Krakau an.

Schon eine Stunde Weges kamen die Großbeamten der Republik zur feierlichen Uebernahme dem Zuge entgegen und vertrauten einstweilen ihren kostbaren Schatz der Kirche zu St.-Florian an, in der Vorstadt gleiches Namens.

Des andern Morgens beginnt der Leichenzug auf's Neue mit einer, man kann sagen, so einfachen Feierlichkeit, wie sie selten gesehen wird. Alte Krieger von ausgezeichnetem Range tragen den Sarg, dem schwarzbehängte Trauerrosse folgen, zur Seite schreiten zwei Jungfrauen, in ihren Händen Eichenkränze und Zweige von Trauerweiden haltend, zum Zeichen der zwei trauernden Erdtheile, hierauf folgte der Generalstab, der Senat, die Bürgerschaft und die Geistlichkeit, und das Volk schließt den Zug.

Bei dem Berge Wavel*) hält der Präsident des Senats, der würdige Graf Wodzicki, als Repräsentant der weltlichen Behörde eine Rede, nach welcher ein Bauer aus Masovien, der aufmerksam zugehört hatte, dem General Grabowski, einem würdigen Waffengefährten des Helden, den man beweinte, mit gerührter Stimme folgende Begebenheit erzählte.

„In der Schlacht bei Raclawice, wo ich an der Seite meiner drei Brüder focht, schmetterten zwei Kanonen mit unausgesetztem Feuer eine Colonne der Polen nieder, welche zu wiederholten Malen vordrang, als plötzlich unter meinen Augen zwei Bauern**) aus der

*) So heißt eine Anhöhe am Ufer der Weichsel, auf welcher Krakus, Herzog der Polen, um das Jahr 700 den ersten Grund zu einem Schlosse gelegt haben soll, welches später von den Königen aus dem Stamm Piast's, Sigismund I. (Zygmunt Pierwszi) und August II. ausgebaut und von Dumourier 1768 befestigt worden ist. Hier residirte einst der prachtliebende Jagellon und mehre andere Könige von Polen.

**) Jene beiden tapfern Männer, deren Wunden nicht tödtlich

Digitized by Google

Gegend von Krakau, durch den Muth ihres Oberfeldherrn angefeuert, sich auf die Stücke warfen und mit ihrem Körper die Mündung bedeckten. Diese Aufopferung war mehr als der lauteste Schlachtruf. Wir eilten den wackern Kameraden zu Hülfe, und in kurzer Zeit ist das feindliche Geschütz in unsern Händen. Auf diese Weise Meister der Batterie geworden, waren wir im Stande, dieselben auf die Russen zu richten und sie in die Flucht zu schlagen".

Hierauf begab sich der ernst=feierliche Zug in die Kathedralkirche, in deren Mitte ein prachtvoller Katafalk*) in Form eines Kenotaphiums den theuren Sarg aufnahm.

Sobieski's Säbel und ein Lorberzweig waren der einzige Schmuck, der zum letzten Male die Reste des Helden zierte.

Rings um den Sarkophag riefen Oelgemälde von der geschickten Hand des Malers Stakowicz die merkwürdigsten Epochen und Züge aus seinem großen Leben den Anwesenden in's Gedächtniß zurück. Sein Bild im Cadettenkleide ist in der Mitte von zwei andern, die ihn als amerikanischen Offizier und als Naczelnik vorstellen. Gegenüber hängt ein anderes, wenige Wochen vor seinem Tode verfertigt. Hier sieht man ihn aus Washington's Händen den Cincinnatusorden empfangen; dort schwören die Bürger von Krakau ihm den Eid des Gehorsams; auf einem andern blickt er ruhig in die stürmisch=bewegte See; ein viertes Gemälde zeigt ihn, wie er von Wunden bedeckt vom Pferde stürzt und ausruft: „Finis Poloniae!"

Der Bischof selbst) hielt, nachdem er dem knien=**

---

waren, sind von Kosciuszko auf dem Kampfplatze selbst zu Offizieren erhoben worden.

*) Die Aufführung jenes bemerkenswerthen Trauergerüstes verdankte man einigen Ingenieuroffizieren, welche wegen Grenzberichtigungen zwischen dem Königreiche Polen und der freien Stadt Krakau in letzterer anwesend waren. Oberst Boyanowicz leitete das Ganze.

**) Woronicz, durch seine Tugenden sowol als seine schriftstellerischen Arbeiten berühmt. Schon im seinem 16. Jahre wurde er wegen seiner tiefen Kenntniß des Lateinischen von der Akademie zu Rom öffentlich gelobt, galt später als einer der größten Redner Polens, erwarb sich die Gunst des Kö=

den Volke den Segen ertheilt hatte, das feierliche Todtenamt mit Hülfe von sechs Leviten, und nach demselben sprach der auch als Dichter rühmlichst bekannte Prälat zu St.-Maria Lancouski wenige aber herzergreifende Worte an das Volk, und die Thränen, welche aus den Augen eines jeden Anwesenden hervorquollen, bezeugten die allgemeine Rührung.

Um den großen Todten aber auch in seinem Sinne würdig zu ehren, sammelten während dieser Feierlichkeiten die jungen Gräfinnen Angelika und Karoline Wodzicka an den Pforten des alten Doms Beiträge für das Versorgungshaus in Krakau.*)

Den Schluß der Ceremonie machte die Beisetzung in der Gruft der alten Könige. Diese zieht sich in majestätischen Gewölben unter der ganzen Domkirche hinweg. Der rechten Seite der großen Eingangspforte gegenüber aber wölbt sich eine unterirdische Capelle, von Stanislaus August 1788 mit der Hoffnung erbaut, einst selbst darin Ruhe zu finden. Sie ist durch ionische Säulen in mehre Räume eingetheilt und schließt gegenwärtig nur drei Sarkophage in sich: den von König Jan Sobieski, von Joseph Poniatowski und von Thaddäus Kosciuszko. Wie die drei Vaterlandshelden eine und dieselbe Idee aber auf verschiedenen Wegen durchführten, ruhen sie nun auch in verschiedenen Mausoleen nebeneinander.

Das erste, prachtvoll aus Bronze gearbeitet, wird von vier Sklaven von demselben Metalle getragen, und schließt einen Sarg von schwarzem Marmor in sich.

---

nigs von Sachsen, sodaß er von demselben zum Gouvernementsrath ernannt wurde. 1815 beförderte ihn Alexander zum Bischof und belohnte ihn mit dem Commandeurkreuz des St.-Stanislausordens. Er führte in Polen den Kirchengesang in der Muttersprache ein und erhob den bischöflichen Palast zu einem historischen Museum von Sarmatien. Er ist Verfasser des Gedichts: „Die Sybille", und einer Epopee unter dem Titel: „Die Jagellonide".

*) In einem Flügel des Schlosses, der früher zur königlichen Caserne bestimmt war, hat man unter der Direction des Grafen Mieroczewski und der Frau Gräfin Malachowska ein Wohlthätigkeitsinstitut errichtet, wo eine leichte Beschäftigung dürftige Menschen dem Müßiggang entzieht, und Religion und Unterricht ihre Sitten verbessert.

Das zweite ist geschmackvoll aus Blei gearbeitet und mit Eichenholz bekleidet. Auf der Außenseite sind die Worte eingegraben, welche der sterbende Prinz wenige Momente vor seinem Tode noch aussprach.

Das dritte, einfach und bescheiden, sowie Der, dessen kostbare Ueberreste es bewahrt, trägt keine andere Zierde als das einzige Wort „Kosciuszko".

Schöner hat nie ein Volk selbstaufopfernden Heldenmuth geehrt. Diese Einfachheit beweist, daß die Polen ihren Naczelnik ebenso im Tode als im Leben verstanden haben.

Aber seine Nation wollte ihm noch ein Denkmal errichten, wie keine andere ein gleiches aufzuweisen hätte, das kein Sturm zerstört und keine Zeit zernagt, ähnlich denen der alten Griechen und Aegypter.*) Der Kaiser Alexander selbst, der seine Bewunderung dem uneigennützigen Helden nie versagen konnte, gab den dankbaren Polen nicht nur die Erlaubniß dazu, sondern unterstützte ihr Unternehmen noch mit einem nicht unansehnlichen Beitrage aus seiner Privatschatulle.

Es sollte ein Gegenstand des allgemeinen Enthusiasmus und der innigsten Verehrung für alle Polen werden, deshalb beschloß der Senat, auf der die Weichsel beherrschenden Anhöhe Bronislawa*) einen Hügel aufzuführen, an dem Jung und Alt, Rathsherr und Bürger, Edelmann und Bauer, Reicher und Armer, selbst die Frauen und angesehensten Personen der Nation mit eignen Händen arbeiteten.

Drei Jahre (vom 16. Oktober 1820 bis 16. Oktober 1823) wurde an dem Denkmale gebaut und erhebt sich die Mogila Kosciuszki (der Kosciuszko-Hügel) gegen 300 Fuß in die Höhe, und liegt den Monumenten des heiligen Krakus und der Königin Wanda gegenüber. Ein gut angelegter Weg führt in Schlangenwindungen auf dessen Gipfel, von wo aus man die schönen Ufer der Weichsel und die alte Königstadt frei überblickt.

In dem Bezirke des Hügels wurde von den im

---

*) „Pausanias descriptio veteris Graeciae". L. II., libr. VIII et IX.

*) Diese Anhöhe hat von Alters her den Namen der Vertheidiger des Ruhmes bedeutet, und hätte wol schwerlich sinniger gewählt werden können.

ganzen Lande reichlich eingegangenen Beiträgen ein Grundstück angekauft, auf welchem nahe bei der Capelle zu St.-Bronislawa Wohnungen für vier Bauern, welche unter Kosciuszko gedient haben, erbaut worden sind. Diese sind nebst ihren Familien beauftragt, den Hügel mit Gesträuch anzubauen und dem Pomnik (Denkmal) die sorgfältigste Pflege angedeihen zu lassen.

Die Leitung des Ankaufes und des Baues, sowie der Verwaltung war von dem Senate zu Krakau einer aus 20 Mitgliedern bestehenden eignen Comité übertragen und zum Präsidenten derselben der General Franciczek Paszkowski ernannt worden.*) Die vornehmsten Mitglieder sind: Vicepräsident: Krzysztof Dobinski; Secretairs: Franciszek Gawronski und Konstanty Maicranowski; Cassierer: Jozef Wasserab.

*) Eine ausführliche Beschreibung dieses Nationaldenkmals von seinem Entstehen an bis zur Vollendung, nebst der alphabetischen Liste der Beiträge liefert das Werk, welches 1825 unter folgendem Titel zu Krakau erschien: „Pamiętnik Budowy Pomnika Tadeusza Kosciuszki przez Komitet zarządzaiący tąż budowa Wydany“, mit dem Motto: „Forsan et haec meminisse juvabit“. Aeneidos, libr. I.

Nachträge.

Bei seinem ersten Aufenthalte in Paris, kurz nach seinem Austritt aus dem königl. Cadettenhause zu Warschau zeigte Kosciuszko schon dieselbe edle Zurückhaltung gegen unbekannte Personen, und dieselbe Strenge in der Wahl seiner Freunde, die ihn später, nachdem er des Schicksals Launen so vielfach hatte erdulden müssen, so ganz besonders charakterisirte. Er schloß sich damals eigentlich nur an einen Mann mit voller Liebe und Achtung an, und dieser war der berühmte Baumeister und Ingenieur Perronet, welcher mit der feurigen Genialität des Künstlers alle Tugenden des Bürgers und rechtlichen Mannes verband. Er starb zu Paris 1796, von Jedermann betrauert und von Kosciuszko bis an das Ende seiner Laufbahn hochverehrt.

M. A. Jullien sagt in seiner Schrift: „Notice biographique sur Th. Kosciuszko“: „Von der Erinnerung an den alten Ruhm Polens und dessen jetzigen Erniedrigung ergriffen, fühlte sich Kosciuszko's in der Schule des öffentlichen Unglücks gereifte Seele beengt auf dem Continente Europas, wo Ehrgeiz und Gewalt sich in die Ueberreste eines schwachen und unterdrückten Volkes theilten und die übrigen Staaten als stille Zuschauer das Schauspiel betrachteten. Er schifft sich ein, kömmt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika an und stellt sich aus Mangel an anderer Empfehlung

selbst dem Oberbefehlshaber Washington vor. „Was wollt Ihr hier machen?" fragte ihn dieser Feldherr, der stets in lakonischer Kürze sprach. „Ich komme, als Freiwilliger für die Unabhängigkeit Amerikas mitzukämpfen", war die ebenso kurze als unerschrockene Antwort. „Was seid Ihr im Stande zu verrichten?" fragte Jener weiter, und Kosciuszko erwiderte mit der ihm eigenthümlichen edlen Einfachheit nichts als die Worte: „Stellt mich auf die Probe!" — Dieses geschah, und man hatte bald Gelegenheit, seine Talente, Kenntnisse und Tapferkeit, vor Allem aber seinen großen Charakter kennen zu lernen. Er ward in kurzer Zeit zum Offizier befördert und zeichnete sich in diesem Amte vortheilhaft aus.

Am 18. Oktober 1776 ward er von dem Congresse, in Folge eines äußerst günstigen Berichtes der Kriegscomité, zum Ingenieur ernannt, mit dem Range eines Obersten im Dienste der Vereinigten Staaten.

Bald darauf wurde er abwechselnd, je nachdem seine Talente am vortheilhaftesten angewendet werden konnten, bald als Adjutant der Generale Gates und Armstrong, welcher Letztere späterhin zum bevollmächtigten Minister der Vereinigten nordamerikanischen Freistaaten am königl. franz. Hofe ernannt worden, bald in der Südarmee angestellt, welche zuerst unter dem Oberbefehl des General Gates stand, später aber der Leitung des Generals Green übergeben ward.

Am 13. Oktober des entscheidungsvollen Jahres 1783 wurde er auf dringende Empfehlung Washington's, Generalissimus der ganzen nordamerikanischen Kriegsmacht, zur Würde eines Brigadegenerals erhoben. Sein Anstellungsdiplom enthält die Worte: „Zur Belohnung der langen, treuen und ehrenvollen Dienste ernennt der Nationalcongreß der Vereinigten Freistaaten Nordamerikas den zeitherigen Obersten Kosciuszko, Pole von Geburt, zum General der Brigade N. N. ꝛc." — *)

*) Diese Notizen und Mittheilungen aus den Akten des Congresses verdankt Referent der wohlwollenden Theilnahme des allgemein verehrten Abgesandten der nordamerikanischen Freistaaten zu Paris, Mr. Gallatin.

Nach Friedr. Anthing („Versuch einer Kriegsgeschichte des Grafen Alex. Suwarow, kaiserl. russ. Feldmarschalls“, Gotha, 1799, 3. Th, S. 63), blieb Kosciuszko nach dem Friedensschlusse von 1792, nach welchem der russische General Kochowski sehr bald in Warschau eintraf, nur noch einige Tage in dieser Stadt und begab sich zu einer alten Fürstin Czartoryska, die ihn mit Geld unterstützte. Hier wohnte er hinter Sendomir gegen das Gebirge zu und fing an der Revolution zu arbeiten an, welche er durch schriftliche Unterhandlungen in Polen und Litthauen vorbereitete, sodaß das Feuer aller Orten zu glimmen anfing.

Das künftige Frühjahr machte er eine Reise durch die Moldau nach Konstantinopel, wo er vom türkischen Ministerio sehr gut aufgenommen wurde. Er wollte den Bruch mit Rußland zu bewerkstelligen suchen, wurde aber von vielen Gesandten der auswärtigen Höfe daran verhindert, welches ihn bewog, von da aus direct nach Frankreich zu reisen, u. s. w.

Bemerkenswerth ist der Umstand, daß der Name Kosciuszko sich schon zu einer Zeit, wo seine Laufbahn in Europa kaum begonnen hatte, unter Denjenigen der größten Männer aller Nationen befindet, welche die Nationalversammlung von Frankreich durch ein besonderes Decret vom 26. August 1792 mit dem Ehrentitel eines französischen Bürgers auszeichnete, als: Washington, Hamilton, Madisson (die Begründer der amerikanischen Unabhängigkeit), Priestley (Philosoph und Naturforscher), Bentham, Wilberforce, Clarkson (Englands berühmteste Philanthropen), Campe und Klopstock (Repräsentanten des deutschen Geistes), und der ehrwürdige Schweizer Pestalozzi, dieser unvergeßliche Reformator der Erziehungskunde.

Bei Gelegenheit der Grausamkeiten und Gräuelscenen, welche sich der gereizte Pöbel von Warschau am 28. Junius 1794 gegen einige Staatsverbrecher erlaubte, schrieb Kosciuszko nach der Vollstreckung der Todesstrafe

der sieben vorzüglichsten Hochverräther ein Manifest an die Bürger und den Nationalrath von Warschau, worin er sich unter Anderm folgendermaßen ausdrückt:

„Ich vernehme, daß selbst nach Bestrafung Aller Derjenigen, welche an den Unordnungen des 28. Juni den meisten Antheil hatten, die Arrestationen immer noch fortgesetzt werden. Wenn ich in meinem wiederholten Schreiben an das Criminalgericht Beschleunigung des Urtheils zur Pflicht gemacht habe, war es meine Willensmeinung nicht, daß man erwiesenen Hochverrath und augenscheinliche beabsichtigte Verbrechen mit blos momentanen Fehlern in Eine Kategorie bringen soll; jene müssen sogleich und mit Strenge bestraft werden, diese aber mag ewige Vergessenheit decken. Wenn es sich aus der Untersuchung des Delinquenten ergibt, daß er bei den Gräuelscenen des 28. Junius weder aus Kabale, noch aus moralischer Verdorbenheit gehandelt, sondern sich nur von einem blinden Diensteifer habe dahinreißen lassen, so muß man seine Energie und Hitze gegen den gemeinschaftlichen Feind anwenden und ihm Gelegenheit verschaffen, seine durch Aufruhr gegen das Gesetz besudelten Hände in dem Blute unserer Unterdrücker rein waschen zu können".

„Ich befehle dem Nationalrathe, daß er dem Criminalgerichte einschärfe, jene Menschen vielmehr als Verirrte zu betrachten und sie als solche zwar zu tadeln, nicht aber wie Verbrecher streng zu strafen, ihnen durch das Beispiel der Verurtheilten zu zeigen, daß das Gesetz jede Verletzung seiner heiligen Würde bestrafe, daß die Regierung gelind und strenge zu gleicher Zeit sei; — ferner sie zu überzeugen, daß sie die allgemeine Achtung und das Recht auf die Gnade der Gerechtigkeit nur unter der Bedingung wieder erlangen können, wenn sie mit verdoppelter Anstrengung und neuem Muthe den Feind bekämpfen".

Die Schlacht von Maciejowice (10. Oktober 1794), welche, wie der blutige Tag bei Pharsalus für Rom, als das Grab der Unabhängigkeit Polens zu betrachten ist, hat selbst in der allgemeinen Weltgeschichte eine solche Bedeutsamkeit erlangt, daß ich eine oft übereinstimmende, oft abweichende Erzählung derselben aus der

Digitized by Google

Jeder eines gleichzeitigen Schriftstellers*) unmöglich mit Stillschweigen übergehen kann.

Kosciuszko hatte sich mit Makronowski beredet, Suwarow's Corps unterhalb Brzesc auf einmal von Vorn und im Rücken anzugreifen; er erwartete stündlich von ihm die Nachricht, daß er gegen Bielsk vorgerückt sei, um dann ungesäumt die nöthigen Maßregeln zu verabreden. Er hatte für sich seinen Standpunkt unweit Lukow erwählt, um sowol gegen Brzesc vorrücken als auch dem General Fersen, im Fall des Ueberganges, Hindernisse in den Weg legen zu können. Poninski hatte ihn benachrichtigt gehabt, daß der kleinere Theil des russischen Corps bei Kosnica (spr. Kosniza), der größere aber bei Pulawy übersetzen wolle. Tags darauf meldete er, daß ein Theil bei Kosnica übergegangen, und Kosciuszko, der nicht glauben konnte, daß dies das ganze Corps sei, zog ihm entgegen und kam nach dem Flecken Okrscha, sieben Meilen von seiner vorigen Stelle.

Er hatte noch 2000 Mann Neuangeworbene mit sich genommen, sodaß also seine Mannschaft, mit den 8000 Mann unter Sierakowski und Kniaziewicz, zusammen 10,000 Mann stark war.

Als er in Okrscha angekommen, wurde er seines Irrthums inne. Er schickte Befehl an Poninski, daß er auf das schnellste zu ihm stoßen möchte, da er wol einsah, daß er die Schlacht nun nicht mehr vermeiden konnte, nachdem sich Poninski hatte hintergehen lassen. Fersen hatte, sobald er gewahr worden, daß Poninski sich durch die Maske des nach Pulawy in Marsch gesetzten Jägerregiments zu Pferd hatte hintergehen lassen und selbst dahin aufgebrochen war, sogleich eine Brücke über die Weichsel an derselben Stelle aufgeschlagen, wo er vorher gestanden. Um das gegenseitige Ufer von einem zurückgelassenen Bataillon und einer Eskadron zu reinigen und den Uebergang zu sichern, hatte er zuerst zwei Abtheilungen Jäger auf Flößen übersetzen lassen, die von sechs Regimentern Kosacken, die durch den Fluß schwammen, unterstützt wurden. Wegen der vielen Artillerie und Bagage brauchte er drei Tage zum Uebergange, und Alles ging glücklich von Statten.

*) Friedr. Anthing, „Versuch einer Kriegsgeschichte des Grafen Alex. Suwarow Rymnikski", (Gotha, 1799, 8.) 3. Th., S. 57. fg.

Digitized by Google

Folgenden Tages recognoscirte er die Gegend, und Kosciuszko, der unterdessen angekommen, lag nur eine Meile von ihm und ging Nachmittags drei Meilen weiter nach Macieiowice, welches eine sehr vortheilhafte Stellung war, und woselbst er sich stark verschanzte.

General Fersen wußte, daß Poninski noch nicht zum Hauptcorps gestoßen war, und um Dieses nicht abzuwarten, entschloß er sich, Kosciuszko den andern Morgen anzugreifen. Nach Einbruch der Nacht ließ er den Generalmajor Denissow mit vier Bataillons, 10 Eskadrons und allen sechs Regimentern Kosacken, nebst acht Kanonen, rechts einen Umweg durch Wälder und Moräste nehmen, um dem Feind in die linke Flanke zu fallen. Er selbst brach um Mitternacht mit 14 Bataillons, 33 Eskadrons und 36 Feldkanonen, unter den Generalmajoren Chruczezow, Tormansow, Rachmanow und dem Brigadier Bagreow, aus dem Lager auf und ging gerades Weges nach Macieiowice.

Mit Tages Anbruch kam er bei den feindlichen Linien an, und kurz vorher hatte Denissow das Gefecht schon angefangen. Das Centrum fand große Hindernisse bei'm Durchzug über die Moräste, allein der Muth der Truppen überwand Alles, und mit klingendem Spiel griff Fersen den Feind an.

Von allen Seiten wurde Kosciuszko umringt und angegriffen. Mit größter Hartnäckigkeit vertheidigte er sich bis ein Uhr Nachmittags, wo aber keine Hoffnung für ihn mehr übrig, und die Schlacht entschieden war.

6000 Mann lagen auf dem Schlachtfelde, 1600 waren verwundet und gefangen genommen, unter welchen Letztern sich einige Generale und gegen 200 Staabs- und Oberoffiziere befanden. Die ganze polnische Artillerie wurde den Russen zu Theil, und nur 1500 Mann retteten sich auf der Flucht durch die Wälder gegen Warschau. Von russischer Seite waren 800 Todte und gegen 1500 Verwundete.

Der Anführer dieses Corps, aber zugleich auch das Oberhaupt der ganzen polnischen Kriegsmacht — Kosciuszko kam in russische Gefangenschaft.

Nachdem er seine letzten Kräfte aufgeboten, mit seiner Cavalerie Widerstand zu thun, mußte er endlich das Feld räumen. Er suchte auf seinem schnellen Pferde

zu entkommen, wurde aber von einigen Kosacken von Fersen's Convoi-Commando, dem Cornet Pilipinko von den Charkow'schen leichten Reitern und einem Unteroffizier derselben eingeholt. Er hatte schon zwei Hiebe bekommen, einen in den Hals, den andern auf den Kopf, und da er auf das Aufgebot, Pardon zu nehmen, stumm geblieben war, so gab ihm ein Kosack mit der Lanze einen Stich in den Rücken, daß er ohne Bewußtsein vom Pferde stürzte, und unfehlbar würde er, da man ihn nicht kannte, verloren gegangen sein, wenn nicht ein neben ihm stehender Offizier den Kosacken zugeschrien, seiner zu schonen, weil dies der Anführer sei. Man trug ihn in das nahe bei'm Schlachtfeld liegende Kloster. In seiner Tasche fand sich ein kleines geladenes Pistol, dessen Gebrauch leicht zu errathen, woran er aber durch den Verlust des Bewußtseins verhindert worden. Als Oberrock trug er einfache graue Krakowska (krakauer Bauernrock). Man wendete alle Sorgfalt an, ihn zu verbinden, und er wurde bald darauf, zufolge des Feldmarschalls Grafen Suwarow's Befehl, nicht gerades Wegs nach Petersburg, sondern vorher zu dem General Romanzow, unweit Kiew, als dem ältesten Anführer der russischen Kriegsvölker, von da aber nach Petersburg weiter gebracht.

Nach M. A. Jullien („Notice biographique sur Th. Kosciuszko", Paris, 1818, 8., S. 23 fg.) war Kosciuszko's nie ruhende Liebe und Vorsorge für sein Vaterland eine der Hauptveranlassungen, daß die Polen, sich zu ordentlichen Legionen bildend, unter Frankreichs Fahnen für die Aufrechthaltung der Republik kämpften. Der Naczelnik, der auch aus der Ferne noch seinen großen Einfluß auf seine Landsleute äußerte, schlug nämlich dem machthabenden Directorium vor, durch seine Vermittlung eine nicht unbedeutende Anzahl tapferer polnischer Krieger für die französische Sache zu gewinnen, wenn man ihm dagegen bei den zu erfolgenden Friedensverhandlungen Polens Unabhängigkeit garantirte.

Kosciuszko erfüllte sein gegebenes Wort auf das treueste. Er gab das Zeichen zum Aufbruch — und ganze Scharen junger Polen eilten herbei, sich unter

Frankreichs Krieger zu reihen. Wie sich aber das Directorium sowol als nach ihm Bonaparte als Consul und Kaiser des gegebenen Versprechens entledigte, und welches überhaupt das traurige Loos jener tapfern polnischen Legionen gewesen, welche im süßen Wahn, für das Wohl ihres Vaterlandes zu streiten, für französisches Interesse ihr Blut verspritzten, ist allgemein bekannt. Sie fochten in Italien, Neapel, Aegypten, Syrien, auf St.-Domingo, in Oestreich, Preußen, Holland, Spanien, Portugal, Rußland, Polen, Sachsen, Westfalen und im Jahre 1814 auch im Innern von Frankreich. Ihr Verlust wird allgemein auf 40,000 Mann berechnet, wovon ungefähr 600 Offiziere und 12,000 Soldaten übrig geblieben.

In Berville, wo ihm in seiner ländlichen Stille das Studium der Alten eine Haupterholung war, las er mit Vorliebe die Schriften des Tacitus und Plutarch, und unter den großen Männern des Alterthums liebte er vorzugsweise Charaktere wie die eines Aristides, Timoleon und Epaminondas. Der feste und unbeugsame Sinn Hanibal's, sein consequenter Haß gegen die Römer, sein Muth, sein Feldherrngenie und sein Unglück flößten ihm Bewunderung und Ehrfurcht ein. Er suchte und fand gern unter seinen Freunden Männer, welche an Charakterstärke den alten Helden Roms und Griechenlands nacheiferten. So nannte er Jefferson in seinen Briefen sehr oft: „Mein theurer Aristides".

Wenn er von seinem Landsitze nach Paris kam, benutzte er jede Gelegenheit, seinen Freunden, selbst ohne ihr Vorwissen, nützlich zu sein. So bewirkte er eines Tages von einem der ersten Minister, bei welchem er zur Mittagstafel eingeladen war, die Anstellung eines seiner Freunde, dessen Bescheidenheit es nicht wagen durfte, sich um ein Amt zu bewerben, obgleich er die größte Noth litt.

Wie Kosciuszko sich über Napoleon und dessen falschen Aufruf an die Polen äußerte, zeigt deutlich die ebenso freimüthige als energische Widerrufung jener Proclamation, die im „Moniteur" den 3. April 1816 eingerückt ist.

Eine kurze aber geistreich aufgefaßte Charakterschilderung unsers Helden aus der Feder der Frau Generalin Ficzer, geborne Gräfin Kulieska, die als Witwe seines vertrautesten Freundes und Adjutanten vielleicht mehr als ein Anderer Gelegenheit hatte ihn zu beobachten, steht in dem „Journal général de France", 1818, 17. Februar, auf welche wir unsere Leser um so mehr aufmerksam machen zu müssen glauben, als sich jener Aufsatz nicht nur durch Treue, sondern auch durch den Umstand auszeichnet, daß es die erste Huldigung der Liebe und Verehrung für die Manen des Verewigten ist.

Nichts spricht Kosciuszko's großartigen Sinn schöner und kräftiger aus als der Brief, den er unter dem 9. April 1814 von Berville aus an den Kaiser Alexander schrieb, und der, weil er im Laufe der biographischen Erzählung nur bruchstückweise mitgetheilt werden konnte, hier in voller Ausführung seinen Platz finden mag.

Sire!

Si de mon obscure retraite j'ose adresser ma prière à un grand monarque, grand capitaine et surtout protecteur de l'humanité . . . ., c'est parce que sa générosité et sa magnanimité me sont bien connues. Je vous demande trois grâces: la première est d'accorder une amnestie générale aux Polonais, sans aucune restriction, et que les paysans dispersés dans les pays étrangers soient regardés comme libres, s'ils rentrent dans leurs foyers; la deuxième, que V. M. se proclame roi de Pologne, avec une constitution libre, approchant de celle d'Angleterre, et qu'elle y fasse établir des écoles, entretenues aux frais du gouvernement, pour l'instruction des paysans; que la servitude de ceux-ci soit abolie au bout de dix ans, et qu'ils jouissent de leurs possessions en toute propriété. Si mes prières sont exaucées, j'irai personnellement, quoique malade, me jeter aux pieds de V. M., pour la remercier et lui rendre hommage le premier, comme à mon Souverain.

Si mes faibles talens pouvaient encore être de quelque utilité, je partirais à l'instant pour joindre

mes concitoyens, pour servir ma patrie et mon Souverain avec honneur et fidélité.

Ma troisième prière, Sire, quoique particulière, interesse beaucoup mon coeur et ma sensibilité. J'habite depuis quatorze ans dans la maison respectable de Mr. Zeltner, Suisse de nation, jadis ambassadeur de son pays en France; je lui dois mille obligations, mais nous sommes pauvres tous deux, et il a une nombreuse famille. Je réclame pour lui une place honorable, soit dans le nouveau gouvernement français, soit en Pologne. Il est instruit et je réponds de sa fidélité à toute épreuve ....

Berville le 9 avril 1814.

Kosciuszko.

Dieses Schreiben kann als das politische Glaubensbekenntniß Kosciuszko's angesehen werden, in welchem er nebst der tugendhaften und liebevollen Gesinnung der Freundschaft seinen uneigennützigen Patriotismus ausspricht, und die Wünsche offenbart, deren Erfüllung ihm als das einzige Mittel zur Wohlfahrt seines Vaterlandes vor Augen schwebt. Aber er fühlt es tief, daß die erste Bedingung, Polen eine freie Constitution zu geben und dieselbe dauernd zu erhalten, diejenige sei, daß ein Mittelstand (Tiers-état), d. h. eine zahlreiche, gewerbfleißige, unterrichtete und wohlhabende Bürgerschaft begründet werde an die Stelle einer kleinern Anzahl von Patricierfamilien, welche mit Macht und Ehrgeiz ausgerüstet, den Zufall der Geburt als ein Vorrecht betrachtet, um den niedrigen und ärmern Adel zu unterdrücken, und den größten Theil der Nation, der aus Juden, Handwerkern und Bauern besteht, mit Verachtung zu behandeln.

Den berühmten französischen Gelehrten, Grégoire, ehemaligen Bischof von Blois, hatte Kosciuszko wegen dessen Schrift: „Essai sur la régénération des Juifs", (Metz, 1789, 8.), und den darin ausgesprochenen menschenfreundlichen Gesinnungen so sehr schätzen gelernt, daß er ihn aus freien Stücken aufsuchte, um (wie er sich ausdrückte) die Bekanntschaft eines so würdigen Philanthropen zu machen.

Wie ihm überhaupt die Menschheit zu beglücken die höchste und angenehmste Pflicht war, so suchte er besonders solche Hausarme zu entdecken, deren zartes Ehrgefühl sie lieber die bitterste Noth erdulden ließ, als daß sie Jemand ihre Noth offenbarten.

Zwei arme Familien dieser Art in Solothurn, die Hunger und Frost den Winter von 1816 hindurch geduldig getragen, aber den beißenden Schmähreden ihrer Gläubiger und den Drohungen der Obrigkeit, daß man, sofern sie innerhalb 24 Stunden ihre Schuld nicht bezahlt hätten, alle ihre Habschaft an den Meistbietenden verkaufen werde, nicht mehr länger mit Gleichmuth widerstehen konnten, wendeten sich an Madame Zeltner. Beide Mütter einer zahlreichen Familie, kamen eines Nachmittags, vom Kummer überwältigt, und schilderten ihr den verzweiflungsvollen Zustand ihrer Lage mit der Bitte, dem General davon zu sprechen. Diese Dame, heftig bewegt, ohne jedoch im Stande zu sein, Anderer Unglück zu erleichtern, getraute sich Anfangs nicht, Kosciuszko mit dieser Angelegenheit zu behelligen, da die Armen die Hausthür und den Flur den ganzen Tag über wie belagert hielten, und denen er gerade da mehr als gewöhnlich reiche Gaben mitgetheilt hatte. Nach dem Abendbrote, gegen Mitternacht, bemerkte der General eine ungewöhnliche Traurigkeit auf dem Gesichte von seines Freundes Gattin und fragte mit edler Theilnahme nach der Ursache ihrer Schwermuth. Von dem Hergang der Sache unterrichtet, übergab er ihr sogleich die nöthige Summe zur gänzlichen Tilgung der Schuld und bat inständig, noch vor Schlafengehen, obgleich die Nacht schon ziemlich vorgerückt war, den Hülfsbedürftigen das Scherflein zuzustellen. Er würde selbst dahin gegangen sein und es eigenhändig überreicht haben, wenn seine schwächliche Gesundheit es erlaubt hätte.

„Zögern Sie ja nicht, meine Freundin", setzte er hinzu, „und wenn diese armen Leute auch schon schlafen sollten, so wecken Sie dieselben; sie werden weit besser ruhen, wenn sie die Gewißheit haben, daß sie morgen die Stadt nicht zu verlassen brauchen und daß man ihr Eigenthum nicht verkaufen wird!"

Kosciuszko wich in Solothurn jedem Besuche, selbst auch jener Personen aus, die am meisten Einfluß auf die Republik hatten, sobald er in Erfahrung gebracht, daß ihre Denkungsart und die Umstände eine Scheidewand zwischen ihnen und der kleinen Anzahl von Männern gebildet hatten, die er genau kennen gelernt und seiner Freundschaft würdig erachtet hatte. „Ich bin Ihnen herzlich zugethan", sagte er zu einem derselben, „nicht blos weil Sie ein rechtschaffener Mann und Freund des Vaterlandes sind, sondern weil Sie Charakter besitzen. Ich will Ihren Mitbürgern beweisen, daß ich auch welchen habe und Ihre Gesinnungen theile".

In ihm vielleicht mehr als in jedem andern Menschen paarten sich zwei ganz entgegengesetzte Seeleneigenschaften — ein edler Stolz mit einer ungemeinen Bescheidenheit. Obgleich er den ihm gebührenden Rang sehr wohl kannte und durch die unbedingte Hochachtung der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, mit denen er zusammenkam, täglich darauf aufmerksam gemacht wurde, machte Niemand weniger Ansprüche auf Ehrenbezeigungen, Niemand weniger Foderungen an Menschen und Leben als er. Mit Sorgfalt wich er allen Auszeichnungen aus. Nichts verachtete er mehr als Stolz und die damit behafteten Menschen, wie hoch sie ihre Verhältnisse auch mochten gestellt haben.

Wenn er ausritt oder spaziren ging, nahm er gewöhnlich einen Louisd'or in Münze mit, den er unter Hülfsbedürftige vertheilte, und wenn ein Armer mit unbedecktem Haupte um ein Almosen bat, so nöthigte er ihn vor Allem, den Hut aufzusetzen, und befragte ihn dann erst um seinen Zustand. Er konnte überhaupt nie ohne ein zürnendes bitteres Gefühl zwei Menschen miteinander sprechen sehen, wovon der eine den Hut in der Hand behielt, wie groß immer der Unterschied des Ranges und des Vermögens zwischen Beiden sein mochte.

Als Kosciuszko im Jahre 1816 zum erstenmal eine größere Excursion von Solothurn aus machte, schwebte ihm mehr der daraus zu entspringende Nutzen als die bloße Erholung vor Augen. Er reisete daher in Be-

gleitung der ihn auf das innigste verehrenden Fürstin Jablonowska, ihres Sohnes Fürst Anton, der Gräfin Potocka und seines Freundes Zeltner, nach Yverdun, im Canton Waadt, um sich mit Pestalozzi's Lehrmethode und Institut vertraut zu machen.

Die Zöglinge jenes würdigen Vaters (denn das war Pestalozzi einem jeden seiner Schüler im vollsten Sinne des Wortes) werden noch lange mit freudiger Rührung sich der Tage des 27. und 28. Mai erinnern, an welchen Kosciuszko allen ihren Unterrichts- und Erholungsstunden beiwohnte und sich bald an sie, bald an ihre Lehrer fragend wendete.

Es war ein freudiger Anblick, den greisen Krieger und Vaterlandsvertheidiger mitten unter einer zahlreichen Jugend zu erblicken, auf die Tausende von Augen fern und nah alle ihre Wünsche und Hoffnungen richteten. Seine Gegenwart war die Erscheinung eines edlen Musters bürgerlicher Tugend unter den Jünglingen.

Er war nicht wenig erfreut von den Fortschritten der Zöglinge, den Resultaten der Bemühungen der Lehrer und der offenherzigen Mittheilung des geistreichen Pestalozzi über den moralischen Einfluß eines mit öffentlichem Unterricht durchgeführten Familienlebens, verbunden mit mannichfacher Geistes- und Körperbewegung, welcher Grundsatz sozusagen das Thema seiner großen Erziehungsidee ausmachte.

Der General trug bis zu seinem Tode den Plan mit sich herum, auch in Polen Schulen dieser Art einzuführen, Seminarien für Volkslehrer zu begründen und Institute für Landwirthschaft und Polytechnik nach dem Muster des Fellenberg'schen zu Hofwyl zu errichten.

„Jene zwei Tage", sagt Herr Jullien („Notice biogr.", p. 40), „die ich zu Yverdun an seiner Seite verlebt habe, gehören zu den glücklichsten meines Lebens. Ich faßte wechselweise die Begeisterung des edlen Greises und die Eindrücke, welche sein Anblick auf die jungen Seelen machte, da er ihnen die Helden der alten Zeit vergegenwärtigte".

„Man erlaube mir", fährt er fort, „noch jenes Momentes zu erwähnen, wo ich mich zum letztenmale mit Kosciuszko unterhielt. Ich besuchte ihn in Solothurn. Er lud mich ein, mit ihm und seinem Freunde

Digitized by Google

Zeltner einen Spazirgang nach der Einsiedelei von St. Verena zu machen. Mein Sohn und ein junger Amerikaner, Herr Morton, der Zögling von Pestalozzi war, begleiteten mich und betrachteten ihn mit einem Gefühle von Ehrfurcht, zu dem sich Enthusiasmus gesellte. Ein schöner Herbstabend verschönerte die romantische Lage der Eremitage und die malerische Aussicht auf die Stadt. Die stille Einsamkeit, in der wir uns befanden und die Gegenwart des unglücklichen Feldherrn riefen mir folgende Verse von einem französischen Dichter (Arnault) in's Gedächtniß, dessen traurige Schicksale, hervorgebracht durch das Unglück seines Vaterlandes, ihn in eine ähnliche Lage versetzten, in der sich Kosciuszko befand:

De ta tige detachée,
Pauvre feuille desséchée,
Où vas-tu? — Je n'en sais rien.
L'orage a brisé le chêne
Qui seul était mon soutien; (la patrie)
De son inconstante haleine
Le zéphir ou l'aquilon,
Depuis ce jour me promène
De la forêt à la plaine,
De la montagne au vallon;
Je vais où le vent me mène,
Sans me plaindre et m'effrayer;
Je vais où va toute chose,
Où va la feuille de rose,
Et la feuille de laurier.

„Der gute Greis konnte eine Thräne nicht unterdrücken, als er diese Verse mit anhörte, indem er sie sogleich auf sich selbst anwendete. Er blieb auf dem Wege stehen, um selbe mit Bleistift in sein Taschenbuch zu schreiben, obwol ich mich anbot, ihm das Gedicht zu Hause zu copiren. Er wiederholte sie dann mit einem so rührenden Ausdruck, daß Alle auf das lebhafteste ergriffen wurden. Besonders schien ihm das Ende eine Art von Todesahnung einzuflößen, von seinem bald darauf erfolgten Dahinscheiden auf einer fremden Erde, fern von dem Lande der Heimath, an dem alle seine Gedanken, Wünsche und Gefühle hingen".

Eine der letzten Freuden, die sein von manchem Sturm bewegtes und doch stets heiteres Herz erquickte, war die durch Zufall vernommene Nachricht, daß sich in einem der drei Nonnenklöster zu Solothurn eine Polin befinde, die bei den stürmischen Zeiten der Revolution aus ihrem Kloster in Frankreich, wo sie Profeß gethan, vertrieben, nun in der Schweiz eine Zufluchtstätte gesucht und gefunden hatte. Sogleich ging er, die Unbekannte aufzusuchen, sich zum voraus freuend, wiederum eine Gelegenheit zu haben, seine theure Muttersprache zu sprechen; doch trug er große Sorge, sich nicht zu erkennen zu geben. Kaum hatte die Nonne ein paar Minuten mit ihrem Landsmanne sich unterhalten, als sie plötzlich, wie von einem großen Gedanken blitzschnell beseelt, in ihrem Gespräche innehielt, einige Schritte zurücktrat und fragte: „Sind Sie nicht Kosciuszko? Ich habe, als ich noch ein Mädchen war, in Polen Ihr Bildniß als Medaillon am Busen fast aller Damen gesehen, — und unmöglich kann es, außer dem großen Naczelnik, noch einen Mann auf Erden geben, in dessen Zügen sich so viel Edles und Großes vereinigt!"

Kosciuszko, von dieser unerwarteten Scene ebenso überrascht als erfreut, besuchte seine Landsmännin in der Folge fast täglich.

Als der Notar Herr Xav. Amieth bei Veranlassung des Aufhebungsactes der Leibeigenschaft bei ihm war, flog ein ihm sehr lieber Kanarienvogel in dem verschlossenen Zimmer herum. Amieth wagte zu fragen, warum er diesem armen Thierchen nicht auch die Freiheit schenken wolle? Er antwortete: „Ce petit animal est trop tendre pour lui rendre la liberté; il périrait!"

Der 3. Artikel seines unter'm 10. Oktober 1817 ausgestellten Testaments enthält unter Anderm: „Je légue du reste de ces fonds, qui se montera encore à environs trois mille francs de France deux mille francs, ou davantage, s'il y aura davantage, pour être distribué aux pauvres, et mille francs pour les

frais de mon enterrement sous la condition que je sois porté par les pauvres“.

Der vierte Artikel unter Anderm: „Je légue — — — — à Mr. Amieth, notaire de cette ville, que je nomme pour exécuteur de mon testament“.

Der sechste Artikel: „Je prie Mr. le notaire Xav. Amieth de fair brûler après ma mort tous mes papiers écrites dans la langue polonaise“.

Mit schwerem Herzen vollzog der Rechtsgelehrte diesen Punkt seines letzten Willens.

Das ganze Testament ausführlich mitzutheilen, erlauben schuldige Rücksichten auf meist noch lebende Personen nicht.

Welch einen innigen Antheil der Kaiser Alexander an dem allgemeinen Schmerz nahm, den Kosciuszko's Tod verursachte, beweist das Schreiben, welches er durch den Minister Staatssecretair des Königreichs Polen, von Sobolewski, Herrn Zeltner von Solothurn, unter dem $\frac{2}{14}$ Dezember 1817, zustellen ließ. Es heißt darin:

„Sa Majesté Impériale et Royale s'est toujours pluc à rendre justice à la valeur, au généreux dévouement, au caractère de grandeur et de simplicité qui distinguaient ce brave et vertueux défenseur de la Pologne. L'empereur et Roi partage le deuil universel que la mort de Kosciuszko a répandu dans sa patrie, et prend une part sincère aux regrets que Vous lui avez exprimés par mon entremise“.

Der einbalsamirte Körper kam am 29. März 1818 in Ulm an und wurde noch an demselben Tage eingeschifft, um auf der Donau bis Wien gefahren zu werden, von wo aus er dann wieder zu Wagen nach Krakau befördert wurde.

Am würdigsten dürfte vielleicht diesen biographischen Versuch die Trauerode schließen, welche Chaussard, einer von Frankreichs verdienstvollsten Literatoren, auf den Tod des polnischen Helden dichtete.

Ode
sur la mort de Kosciuszko,
par Mr. Chaussard.

Et habet sua praemia virtus!

La gloire est l'astre de la tombe;
Astre consolateur, sa fidèle clarté
Lorsqu' au trépas un grand homme succombe,
Le guide vers le port de l'immortalité.

Aux Mânes s'ouvre un double asile:
Le séjour des héros, bocage radieux;
Plus loin, un temple à l'accès difficile,
Olympe où le vrai sage est assis près des Dieux.

Peu, que Jupiter favorise,
Franchissent les degrés du céleste parvis;
Par les exploits que Minerve autorise,
La vertu généreuse y fait monter ses fils.

Si dans sa course étincelante,
De l'héroisme pur le génie éclata,
Comme la flamme active et vigilante
Qu'une vierge nourrit au Foyer de Vesta;

Si, pour la patrie offensée,
Il prit le fer vengeur sur l'autel du devoir;
S'il consacra sa vie et sa pensée
A la liberté sainte, au sublime savoir;

Si dans l'arène de Bellone
Son courage vaincu, conservant sa grandeur,
Resta debout, magnifique Colonne,
Qui du haut monument redisait la splendeur;
Si, des rois subjuguant l'estime,
Il préférait aux cours la cabane de Tell;
S'il y cachait, citoyen magnanime,
Sous un chaume sacré son laurier immortel;

Si — quel éclairs percent l'espace?
Le voilà ce héros, disciple de Pallas!
Le temple s'ouvre, et Kosciuszko prend place
Auprès de Washington et d'Epaminondas.

Pius VII.

Dritte Abtheilung.

Digitized by Google

Pius VII.

(Dritte Abtheilung.)

Napoleon's Vorgeben, sich mit dem Papste versöhnt zu haben, war so wenig wahr, als die bald darauf zu seiner Selbsterhaltung gemachte Versicherung, daß er sich mit dem gewaltsam aufgeregtem Zeitalter in ein friedliches Verständniß setzen wolle und könne, ohne sich selbst aufzugeben. Nur die Berechnung war richtig, daß er den unfügsamen Oberpriester der katholischen Kirche, dessen Nähe gegenwärtig keinen Vortheil verhieß, entfernen und nach Rom ziehen lassen konnte, ohne von den Ansprüchen auf dessen weltliches Regiment Nachtheil befürchten zu dürfen. Entschied sich der Krieg der Verbündeten zu des französischen Kaisers Vortheile, so ordneten sich die Ansprüche des weltlichen Papstthumes von selbst; blieb bei einem Friedensschlusse die Wage des Kriegsglücks im Gleichgewichte, so hatte Napoleon den Vortheil, dem Papste freiwillig eingeräumt zu haben, was er ihm nicht verweigern konnte, und wurden die französischen Heere so besiegt, daß der Kaiser den Frieden mehr annehmen mußte, als nach seiner Idee gestalten konnte, so gab es nähere Sorgen, als die der Gestaltung des Kirchenstaates; dieser konnte aber nur Gewinn davon haben, daß der Verbündeten Siege alle Erwartungen, alle frühern Berechnungen übertrafen. Die Diplomaten sahen sich bald in eine Kette von Verlegenheiten und Widersprüchen verwickelt. Auf der einen Seite war man geneigt, mit Anerkennung und

Dank die Opfer des mächtig sich regenden Zeitgeistes zunehmen; auf der andern wollte man ihm, wie ei verwöhnten Kinde, das Züchtigung verdient, die Zu ruthe empfinden lassen, wogegen er sich, wie ein zu fr gezügeltes Roß, bäumte, überschlug und sich selbst, dem Reiter, das Genick brach. —

Es war am 22sten Januar 1814 als der französi Kaiser dem Papste durch einen Obristen ankündigen li daß er von Fontainebleau nach Rom geführt wer sollte; eine noch kurz zuvor vergeblich erbetene Vergün gung. Den am Orte der Abreise versammelten Kardin len gab Pius VII. noch ernste Ermahnungen, zur Au rechthaltung des Wohles der Kirche; daß sie ihn begl ten durften, war nicht bewilligt; nur drei Kardinäle, D ria, Dugnani und Ruffo konnten nach Paris gehen; d übrigen wurden nach Verbannungsorten abgeführt. D Papst verließ am 24sten Januar seine bisherige Haft; d ihm vorgeschriebene Reiseweg ging auf Orleans zu, d Straße über Lyon war schon von den Heeren der Ve bündeten besetzt. — Er wurde genau bewacht; sein Wa gen war mit Gendarmen umgeben, die ihn nicht aus de Augen ließen; doch nie eifriger zeigten sich die Franzosen als gegenwärtig, dem Papste, wo er eintraf, rechtgläu bige Devotion zu beweisen; in allen Städten und Ort schaften, die Pius durchzog, ging die katholische Geistlich keit, ihn huldigend, vor seinem Wagen her, die Glocken ertönten, das Volk warf sich auf die Kniee, empfing den Segen und schloß sich dem Reisezuge mit tausendstimmi gem Huldigungsrufe an. Wenn solcher Volksjubel ein mal begonnen hat, pflanzt er sich fort und erhitzt sich immer mehr, ohne daß der lärmende Haufen eigentlich weiß, was er will. Napoleon, darüber mit sich mehr im klaren, wurde von dem auf ihn einstürmenden Verhäng nisse gedrängt. Er wollte durch ein Dekret dem Papste von neuem weltliche Herrschaft zugestehen und ihm die beiden Departements, das von Rom und von Trasimena überlassen, wenn Pius VII. dagegen auf die Herrschaft der übrigen Länder des Kirchenstaats verzichtete; doch es war zu spät, als daß von dieser Seite her gemachte Be dingungen solcher Art Eingang gefunden hätten.

Der Greis erreichte auf langsamer Fahrt, Italien; am 23sten März benachrichtigte ein französischer Parla mentair den östreichischen Befehlshaber Nugent, daß der

...lige Vater, von Savona kommend, den östreichisch-...apolitanischen Herren zu weiterer Geleitung nach Rom ...ergeben werden sollte. Dieser folgte am 25., wo ...us VII. unter dem Namen eines Bischofs von Imola ... Parma eintraf, und von den Italienern mit unbe-...reiblicher Freude, von allen Militair- wie Civilbehör-...n mit Demuth, Unterwürfigkeit und Andacht bewill-...mmt wurde; vorzüglich devot figurirte dabei König ...oachim von Neapel, bei'm Einzuge in Bologna. Das ...olk spannte die Pferde vom päpstlichen Wagen und zog ...en Segen spendenden Greis nach der Kathedrale San-Pietro. ...ein Auftreten im Gebiete des Kirchenstaates wurde ver-...ögert durch die unklaren Verhältnisse, welche in Italien ...wischen den Oestreichern und Neapolitanern obwalteten, ...welche sich um so mehr in's Dunkel zogen, als die Waf-...enentscheidung in Frankreichs östlichen Provinzen hin und ...er schwankte. Blücher's kühner Zug auf Paris brachte ...ieses zur Entscheidung; mit der Eroberung der französi-...chen Hauptstadt, mit der Entsagungsacte Napoleons auf den bisher innegehabten Kaiserthron, war einer Erneuerung der alten Politik der Weg gebahnt, auf welchem der Papst das sogenannte Erbtheil Petri wieder zu erhalten hoffen durfte. Die Sünde zweideutiger Vorspiegelungen über künftige Regierungsmaximen lud Pius VII. nicht auf sich; noch ehe er nach Rom gelangen konnte, erließ er aus Cesena Bekanntmachungen an alle seine vielge-liebten Unterthanen und kündigte ihnen an, daß er, im Triumphe der göttlichen Barmherzigkeit, nun die Thränen trocknen könne, welche er unablässig über den Verfall der Kirche und der ihr unterworfenen Völker geweint habe. Mit solchen Redeformen wurde bekanntgemacht, daß päpstliche Bevollmächtigte erscheinen, das zeitliche Eigen-thum des apostolischen Stuhles in Besitz nehmen und die vormalige päpstliche Regierung wieder anfangen würden. — Hier in Cesena war es auch, wo der heilige Vater mit seinem gewaltsam von ihm seit Jahren getrennten ersten Staatsminister wieder zusammentraf. Consalvi er-fuhr in seinem Verbannungsorte, Bezieres, des Papstes Befreiung, bald nachher Napoleons Entthronung. So-gleich verlangte er vom dortigen Unterpräfecten Pässe nach Italien, um dem Papste zu folgen. Die Behörden woll-ten Weiterungen machen; Consalvi aber erklärte, indem er sein rothes Käppchen hervorzog, dieses würde ihm auch

Digitized by Google

ohne Paß den Weg bahnen. Er erhielt endlich die verlangten Pässe und reiste ab. Unterwegs fand er manche unerwartete Verzögerungen; so mußte er in einem einzelnen Hause an der Heerstraße, au Luc genannt, fünf Meilen von Frejus, die Nacht zubringen, weil die vorhandenen Postpferde in Beschlag genommen waren für den Kaiser, der nach Elba transportirt wurde. Am folgenden Morgen traf Napoleon ein; während des Umspannens der Pferde erblickte er den Cardinal, erkannte ihn und zeigte ihn dem östreichischen General Koller. Neugierig fragte dieser: „Was ist Consalvi für ein Mann?" — Bonaparte antwortete so treffend: „Es ist ein Mann, der nicht Priester scheinen will, es aber in der That mehr ist als alle Uebrige". — Dieses bewies Consalvi als Staatssecretair, welches Amt er unmittelbar nach seinem Eintreffen bei'm Papste wieder einnahm. Nur eine kurze Strecke, bis Foligno, begleitete er den heiligen Vater, dann eilte er, die Wichtigkeit des Augenblicks erkennend, nach Paris, um die schwierigen Angelegenheiten des päpstlichen Stuhles bei den verbündeten Mächten zu betreiben; sein Bruder in Christo, der Cardinal della Genga, jetziger Papst, war ihm als Nuncius nach Frankreich schon vorausgeeilt. Als er in der Mitte des Maimonats in Paris anlangte, waren dort schon die wichtigern politischen Verhandlungen geschlossen; die Verbündeten und ihre höchsten Staatsbeamte schickten sich an, nach London zu gehen; er stand nicht an, dahin zu folgen. Ohne weitere Vorkehrungen ging er mit seinen beiden Secretairen Mazio und Evangelisti über Calais nach Dover und betrat England, wo seit mehren Menschenaltern kein Cardinal erschienen, und noch neuerlich das Verbrennen des Papstes — versteht sich in Bildnisse — ein Volksfest war. Dennoch trug er kein Bedenken, unter wahrem Namen und in gewöhnlicher Cardinalkleidung zu erscheinen, und es glückte: er wurde mit Beifallsbezeigungen aufgenommen; das britische Volk hatte Freude an der Erscheinung der höchsten und hohen Gäste, welche dem Nationalstolze schmeichelte; der Prinz-Regent behandelte den Cardinal mit Auszeichnung. Die persönliche Bekanntschaft Beider mochte Vieles dazu beitragen, daß von jetzt an zwischen dem Könige von Großbritannien und Pius VII. ein traulicher Briefwechsel und eine gegenseitig zuvorkommende Artigkeit stattfand, welche nicht ohne politische Wirk-

Digitized by Google

samkeit blieben. Auch in Beziehung auf andere Regenten zeigte sich eine dem Papste sehr günstige Stimmung; die nicht zur römischen Kirche gehörigen offenbarten entschiedene Sorgfalt für Den, welcher den Bannfluch wider sie zu erneuern noch ununterbrochen zum Kirchenfeste macht. Selbst Joachim, König von Neapel, welcher bei der Wiederherstellung des Kirchenstaates am meisten zu verlieren hatte, und sehr zu fürchten stand, nach der abenteuerlichen Kühnheit seines Charakters und nach der Nähe seiner Länder, bewies sich recht zuvorkommend, doch eines Königs würdig; schon unter'm 4. April sagte er in einem durch den Oberkammerherrn übersandten Glückwünschungsschreiben: „Das Waffenloos hat mich in den Besitz der Länder, welche Sie bei Ihrer erzwungenen Abreise von Rom besaßen, gemacht; ich stehe nicht an, sie Ihnen zurückzugeben und zu Ihren Gunsten jedem Eroberungsrechte auf dieselben zu entsagen. Mit großer Freude unterwerfe ich mich allen Maßregeln, welche dem Nutzen des heiligen Stuhles oder der persönlichen Zufriedenheit Eurer Heiligkeit entsprechen; dagegen schmeichle ich mir, daß Sie Ihrerseits alle erfoderliche Anordnungen treffen werden, damit der von mir zu Rom ernannte provisorische Regierungsausschuß bei seiner Auflösung anständig behandelt werde. Die dazu gehörigen Beamten verdienen besondere Achtung nach dem bewiesenen Eifer für's öffentliche Wohl. Dem Wohlwollen Eurer Heiligkeit empfehle ich alle Einwohner des Kirchenstaats, welche Theil nahmen an der neapolitanischen Regierungsverwaltung; ganz vorzüglich aber empfehle ich diejenigen, welchen ich besondere Auszeichnungen bewilligte; sie erhielten dergleichen nur für anerkannte Talente und ehrenwerthe Gesinnung, oder für Dienste, bei welchen Eure Heiligkeit näher betheiligt ist als meine Regierung".

Auf diese Empfehlungen legte Pius VII. kein Gewicht, wenigstens nicht das beabsichtigte; nur mit mistrauischem Widerwillen behielt er die Empfohlenen im Auge. In einer Bekanntmachung derselben Zeit spricht er dagegen zuversichtlich den Wunsch aus, die früher abgetretenen Provinzen wieder mit dem Kirchenstaate zu verbinden; er sagt: „Kann sich auch, in Verfolg der getroffenen militairischen Uebereinkunft, im gegenwärtigen Augenblicke unsere Regierung nicht über alle Besitzungen der heiligen Kirche erstrecken, so hoffen wir doch baldigst zu

Digitized by Google

deren Wiederbesitz zu gelangen, nicht allein im Vertrauen auf Unverletzbarkeit unserer geheiligten Rechte, sondern auch nach der einsichtsvollen Gerechtigkeit der unüberwindlichen verbündeten Regenten, von welchen wir bereits bestimmte, gar trostreiche Zusicherungen erhalten haben".

Nach Rom schickte der Papst einen apostolischen Protonotarius voraus, welcher das neapolitanische Gouvernement, das, nach Vertreibung der Franzosen, angeordnet war, auflöste und mit ungestümem Eifer allen neuen Einrichtungen den Stab brach: die nach den Napoleonischen Gesetzbüchern bestehende Rechts- und Gerichtsverfassung, die Polizeiverwaltung, die Militairconscription, die öffentlichen Akte des Civilstandes, das Abgabesystem u. s. f. wurden aufgehoben, und die Wiedererstattung der noch nicht verkauften Kirchengüter anbefohlen. Wenn auch alle diese Regierungszweige unendlich vorzüglicher sich nach französischem Vorbilde und Befehle gestaltet hatten, als je unter päpstlichem Regimente zu erwarten stand, so jubelte doch das römische Volk in kurzsichtiger Neuerungssucht. Keine tüchtige Staatseinrichtung ist ohne einen gewissen Druck, von welchem Befreiung der Alltagsmensch für ein Glück hält. So fand Pius bei seinem festlichen Einzuge in Rom — er war schon mehre Wochen zuvor auf den 24. Mai festgesetzt — freudigen Empfang; Alles wurde aufgeboten und überboten, den Triumph dieses Tages zu erhöhen. Glücklicher weise waren mehre der Krone verlustige Mitglieder des bourbonisch-spanischen Königshauses gegenwärtig. Der alte König von Spanien, Karl IV., seine Gemahlin, die Königin von Hetrurien und der Kronprinz figurirten in tiefster Devotion. Auch der König von Sardinien war dort. Karl IV., nebst Gemahlin und dem Friedensfürsten gingen dem heiligen Vater bis zur Villa Guistiniani entgegen zum freudigen Willkommen. Nach gehaltener Tafel folgte der Einzug. Von den Thürmen wehte die päpstliche Fahne, östreichische, neapolitanische und römische Truppen waren in den Straßen aufgestellt. Pius bestieg einen prachtvollen Staatswagen, ein Geschenk des Königs von Spanien, das Geschütz der Engelsburg erscholl, zweiundsiebzig schwarzgekleidete Jünglinge zogen an purpurnen Strängen den Wagen, unter dem Vortritte der Waisenkinder in weißen Chorgewändern, mit Palmen geschmückt. So gelangte der Zug zur Porta del Popolo, wo der römische

Senat demüthig seine Huldigungen aussprach und dafür den Segen empfing, womit auch der östreichische Gesandte, Ritter von Lebzeltern, und der neapolitanische General Pignatelli beglückt wurden. Ueberall waren Straßen und Plätze, Balkone und Amphitheater mit Blumen, prächtigen Teppichen und jubelnden Menschen geschmückt, aller Glanz wurde zur Schau gestellt, den Rom, nach so manchen Verlusten, aufzuweisen hatte. Unzählbar war die zuströmende Volksmasse, welche im wogenden Gedränge zum Freudengeschrei erst rechte Lust bekommt. Hier wenigstens konnte das Erscheinen des weltlichen Papstes keine freudigen Erwartungen erwecken; der infallibele Oberpriester der Kirche war den frivolen Römern längst ein Gespött, welches keinen demüthig befangenen Glauben aufkommen ließ, selbst bei'm Anblicke eines unterwürfigen Regenten, des Königs von Sardinen, der sich in der St.-Peterskirche vor dem Papste zur Erde warf und den Pantoffel zu küssen begehrte.

Daß die vielen Bedrängnisse, die der Papst bestanden hatte, in seiner Gesinnung keine Veränderung hervorgebracht, ihn nicht dahin geleitet, zu erkennen, wie der Kirche Heil von Innen heraus befördert werden müsse, bewies er fortan mit einer Consequenz, welche der Politik der Regenten zum Muster dienen könnte. Derselbe Papst, welcher im Concordate mit Bonaparte die rechtmäßigen französischen Bischöfe, wie erzählt ist, aufopferte und die Priester der Revolution an ihre Stelle setzte, — der dem französischen Kaiser den Krönungssegen spendete und dem „vielgeliebten Sohne in Christo" so große Fügsamkeit entgegentrug, sprach sich schon auf seiner Reise nach Rom mit unwilligem Ernste aus gegen ihn bewillkommende Prälaten und gegen römische Große, die den Verdacht der Theilnahme an den Neuerungen auf sich gezogen hatten. Neuerungen hieß Alles, was nicht zum Priesterregimente paßte. Besondern Groll hatten die Ordensverbindungen der Carbonari und der Freimaurer auf sich gezogen. Mehre ausgezeichnete Mitglieder derselben gehörten in die Kathegorie der vorzüglichen Staatsbeamten, um deren ehrenvolle Behandlung König Joachim ausdrücklich bat; gerade hierdurch wurden sie die Zielscheibe vieler Verfolgungen und suchten daher Sicherheit in der Flucht nach Neapel. — Mit der Abschaffung der Neuerungen trat die Schlechtheit des Alten, wie die Unmög-

lichkeit, die nothwendigen Folgen erlebter Ereignisse zu vernichten, in helles Licht. Die meiste Sorge machte, wie bei allen fehlerhaften Regierungen, die Finanzbedrängniß und mahnte unaufhörlich an die Wiedererwerbung der veräußerten und zerstreuten Kirchengüter. Ob Pius VII. nach eigner Ansicht, oder wider seinen Willen nach dem Rathe auswärtiger Minister, schonender zu Werke ging als die Eiferer wünschten, ist schwer zu entscheiden. Von der mächtigen Partei der Zelanti wurde er fortwährend persönlich bearbeitet und geschreckt. Unwirksam blieben die so berechneten Schritte auf keine Weise. Eine hierher gehörige Anekdote schalten wir mit den Worten der Lady Morgan ein: „Als Pius VII. noch Benedictinermönch in dem unbedeutenden Kloster Madonna del Fuaco war, entspann sich eine genaue Freundschaft zwischen ihm und einem Ordensbruder, der durch heiligen Eifer und große Frömmigkeit bekannt war. Nichts konnte verschiedener sein als die fernern Schicksalle dieser beiden Freunde. Chiaramonti war ausersehen, den Thron zu besteigen, der, als Zeichen der göttlichen Majestät auf Erden, sich weit über alle zeitliche Macht erhebt. Sein Freund Perilla blieb seinem ersten Berufe treu und wählte, aus seinem Kloster vertrieben, eine Einsiedelei zu seinem Aufenthalte. Hier lebte er lange, bis ihm endlich durch göttliche Eingebung befohlen ward, seine Zelle zu verlassen, das Kreuz zu ergreifen und die Zurückgabe des Kircheneigenthums im Vatican selbst zu verlangen, wo der Papst seinen Thron eben wieder bestiegen hatte. Perilla, dem göttlichen Rufe gehorsam, erschien im Cabinete des Papstes vor seinem alten Freunde, ermahnte ihn mit der Stimme eines Propheten und mit der Furchtlosigkeit eines Märtyrers, die gefallene Kirche zu erheben und den Versucher zu fliehen, der in der Gestalt eines vertrauten Rathgebers (Consalvi) seinen Geist nur auf zeitliche Berechnungen zu lenken suche. Den Papst ergriff der Eifer seines Freundes und die Beredtsamkeit des göttlichen Gesandten: er ertheilte dem Klosterbruder ein Breve, wodurch dieser Vollmacht erhielt, in den Staaten des Statthalters Christi die Rückgabe alles der Kirche geraubten Eigenthums anzubefehlen; er entsagte freiwillig seinem Antheile, indem er zugleich seinem Freunde anbefahl, unter dem heiligen Banner ihrer gemeinsamen Mutter, der Kirche, alle treue Anhänger, die durch die Gewalt der

Revolution zerstreut worden, wieder zu sammeln. Perilla, ein zweiter Peter der Eremit, predigte, drohte, ermahnte und denuncirte, ja, er that noch mehr: er nahm Weinberge und Olivenpflanzungen, Kornfelder und Kastanienwälder in Besitz; er öffnete die Klöster und vertrieb die weltlichen Besitzer aus diesen Heiligthümern, sodaß Perugia ebensowie Spoleto, Foligno und alle Städte des Kirchenstaates von Neuem in die Gewalt der Mönche kamen. Was durch diesen wunderbaren Eifer erreicht ward, ist leicht zu errathen. Jeder Bettler und Müßiggänger war gerührt über die göttliche Huld und Gnade, die Ruhe und Ueberfluß verhießen, sodaß sich die reichen Klöster von S.-Giuliano und S.-Pietro schnell mit Gottesfürchtigen füllten, die schon lange ihr Auge auf dieses irdische Paradies gerichtet hatten. Als Perilla sein großes Werk vollendet, erschien er von Neuem vor den Pforten des Vaticans, auf denselben Hirtenstab gestützt, mit dem er eine so große Heerde zusammengetrieben hatte. Doch nur mit Mühe konnte er, der so Vielen die Pforten des Himmels geöffnet, in die Pforten seines Herrn eingehen, welche die Wachsamkeit der Politik ihm zu verschließen suchte. Die Cardinäle, die den Eifer des Perilla mehr begünstigten als die Absichten des Ministers, unter diesen besonders der Neffe des letztern Papstes, Cardinal Braschi, beförderten jedoch endlich eine zweite Zusammenkunft mit Pius VII. Durch den Erfolg seiner Sendung hinlänglich belohnt, treu und gehorsam seinem Berufe, uneigennützig, wie gutmüthige Menschen es gewöhnlich sind, kehrte Perilla von den Marmorstufen des päpstlichen Palastes in seine einsam bescheidene Zelle zurück und überließ den Aebten, Prälaten und Mönchen, denen er Gewalt und Ueberfluß von Neuem verliehen hatte, den Ertrag ihrer reichen Besitzungen und die üppige Ruhe ihres Klosterlebens".

Beachtet man näher den seit 1814 begonnenen, noch nicht beendeten Restaurationsprozeß, welcher als Gegenwirkung so großer Revolutionen und so theuer erkaufter Erfahrungen das politische Leben in ein altes Gleis zurückbringen sollte, so verlieren viele Staatsanordnungen ihr Räthselhaftes; es sind Versuche, vorübergezogene Ergeb-

nisse als gehaltlose Traumbilder vergessen zu machen, das Geschehene aus der Reihefolge der Begebenheiten zu reißen. Ein großes, dem wahrer Bildung zustrebenden Menschengeschlechte erwachsenes Resultat wird es sich nicht rauben lassen: es sind die heiligen Grundbegriffe über Menschen- und Staatenwohl; es ist die gegenseitige Theilnahme an dessen Beförderung bei allen Völkern, eine Theilnahme, welche der Rückkehr ehemals herkömmlicher Isolirung unbesiegbare Hindernisse in den Weg legt. Hiermit konnte sich das Papstthum, als weltliche Macht, nicht befreunden; als kirchliche bildete es dagegen die feindseligste Opposition, mit welcher auch viele Regenten einverstanden waren. Ohne viele Berechnungen, begnügten sie sich mit der bequemen Meinung, daß zur Rechtgläubigkeit zurückgebrachte Menschen willfähriger den Zaum der Regierung trügen als geistesthätige, die ihnen gleichbedeutend erschienen mit den berüchtigten Revolutionsmännern. Diese Stimmung verstand Niemand besser zu benutzen als der Papst, indem er, wieder zu Rom als Regent gebietend, dem geistlichen Staat, durch keinen Widerspruch außer Fassung gebracht, die alten Formen und Misbräuche verlieh. Mit diesem Zwecke waren alle Parteien der römischen Curie einverstanden; Verschiedenheit der Meinung fand unter den Cardinälen und Stimmberechtigten nur in Betreff der Wahl der Mittel statt. Was der eine Theil durch schmiegsame Milde und scheinbare Duldung zu erlangen hoffte, verhieß der Andere auf dem Wege eines strengen Beharrens auf den hierarchischen Foderungen, auf der Behauptung, der katholische Priester habe von Gott die Vormundschaft über das Menschengeschlecht empfangen und dürfe dieser Verpflichtung Nichts vergeben. Die Wortführer dieser Grundsätze waren die Verfechter des Jesuitensystems, welches, selbst nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu, fortlebte und nun die Wiederherstellung derselben ungescheut in Vorschlag bringen durfte. Die Beweggründe der Aufhebung mußten gegenwärtig zur Entscheidung der Wiedergeburt dienen: die Gesellschaft Jesu ward aufgelöst, um den immer mehr Gefahr drohenden Streit der europäischen Regenten zu beenden und durch dieses Opfer neue Anfechtungen der kirchlichen Ansprüche abzukaufen; eine Hoffnung, welche nicht in Erfüllung ging. Vielmehr wankte das neue Erschütterungen erleidende Ansehen des päpstlichen Stuhles,

ungeachtet, daß ihm viele Regenten persönlich sehr zugethan waren; gegenwärtig glaubte die römische Curie in den Jesuiten die besten Vermittler ihrer Zwecke mit dem widerstrebenden Zeitgeist zu finden. Ohnehin war vielleicht hin und wieder erkannt, daß man den Jesuiten zu viel Anschuldigungen gemacht hatte. Der reiche und mächtige Orden war um so willfähriger der Vernichtung preisgegeben, als sie den Verfolgern reiche Beute verhieß; die arm und bittstellig sich einfindenden Väter aufzunehmen, ihnen den Zusammentritt wieder zu verstatten, hielt man der christlichen Mildthätigkeit angemessen und zuträglich zur Wiederherstellung des verfallenen Kirchenthums. Die eigentlichen Mönchsorden, besonders die Franziskaner und Dominikaner, die eifrigsten Feinde der Jesuiten, hatten von dem diese treffenden Blitzstrale keinen wesentlichen Nutzen zu ziehen verstanden. Jetzt waren sie, nach der Aufhebung der Klöster, in Rom wie anderwärts als geistliche Corporation in dem Verhältnisse zur hierarchischen Kirche unwichtig; mit den Pfarrern, Seelsorgern und Weltpriestern wußten sich die eine neuprivilegirte Ordensexistenz Suchenden in vorläufiges Einverständniß zu setzen, unter Versicherung gegenseitiger Hülfleistung. Hieraus ergibt sich, wie die wiedererrichtete Gesellschaft Jesu insofern weniger zu fürchten ist, als sie ohne den Besitz der vormaligen großen Reichthümer und irdischen Schätze ist und solche auch wol schwerlich wieder erlangen wird; aber furchtbar wird sie dadurch, daß das sie argwöhnisch bewachende Heer der Mönche ihr nicht mehr zur Seite steht. Bei den Berathungen über die Wiederherstellung wurden viele begünstigende Umstände hervorgezogen; ein Stein des Anstoßes blieb immer Clemenz XIV. Aufhebungs- und Verdammungsbulle: eine Geschichtsurkunde, gegen welche zu streiten jeden Papst mit dem Papstthume in Widerspruch verwickelte. Dort waren der römisch-katholischen Welt Geständnisse abgelegt, die Pius VII. nicht erneuern wollte und nicht widerlegen konnte. In der Bulle Dominus ac Redemtor heißt es: „Wir haben keine Sorgfalt gespart, keine Untersuchung vernachlässigt, um den Ursprung, die Fortschritte und den gegenwärtigen Zustand des geistlichen Ordens, der sich gewöhnlich die Gesellschaft Jesu nennt, vollkommen kennen zu lernen. Kaum war er errichtet, als er den Samen der Zwietracht und Eifersucht verbreitete, nicht sowol in seinem

Innern, als vorzüglich unter andern geistlichen Körperschaften und regulirten Orden, unter der Weltgeistlichkeit, in den Akademien, Universitäten und wissenschaftlichen Lehranstalten, besonders in Beziehung auf die Regenten, welche ihm in ihren Staaten Zutritt geschenkt hatten. Die Ursache dieser Streitigkeiten und Beschwerden lag im Charakter und im Wesen der Gelübde der Gesellschaft Jesu, in der Annahme und in der Zurückweisung neuer Mitglieder, in der willkürlichen Verleihung geistlicher Weihen, ohne förmliche Ablegung der Gelübde, ganz den Beschlüssen der tridentinischen Kirchenversammlung zuwider; sie lag ferner in der unumschränkten Gewalt, welche sich der General anmaßte, und in mehren Punkten der innern Verfassung; sie lag in ihren Lehrsätzen, in ihren Schulen, in Befreiungen und Privilegien, vermöge welcher die Gesellschaft der Gerichtsbarkeit und Aufsicht der übrigen geistlichen Behörden nicht unterworfen war. So entstanden wider die Jesuiten so bedeutsame Beschuldigungen, welche Ruhe und Eintracht der christlichen Welt vielfach störten. Oefter fanden hierdurch veranlaßte Untersuchungen statt, gegen die unmäßigen Bevorrechtungen der Gesellschaft, wie gegen die Misbräuche ihrer Verfassung. Besonders auf Betrieb und Veranlassung der Beschwerden Philipps II. ordnete Sirtus V., ruhmvollen Andenkens, eine Visitation des Ordens an; aber ein schneller, gewaltsamer Tod hinderte den Erfolg seines heilsamen Unternehmens. — Alle diese Versuche fruchteten Nichts zur Abstellung der Klagen wider die Gesellschaft; im Gegentheile sah man fast aus allen Welttheilen Abgeordnete mit dringenden Beschwerden über Verstöße wider die Reinheit des Glaubens und der Sittlichkeit hervortreten. Während Uneinigkeit im Innern umsichgriff, vervielfältigten sich die Beschuldigungen gegen den Orden, besonders hinsichtlich seiner auf Grundbesitz gerichteten Habsucht. — — Unsere Vorgänger suchten durch heilsame Anordnungen Wiederherstellung des der Kirche so wünschenswerthen Friedens zu erlangen, verboten den Handelsbetrieb in den Missionen, bemühten sich, die Beilegung der von der Gesellschaft aufgeregten, die Gewissen beunruhigenden und die Völker in Erstaunen setzenden Streitigkeiten zu bewirken — und untersagten die Lehre und Ausübung von Grundsätzen, welche der heilige Stuhl als Aergerniß verursachend und die Sittlichkeit beleidigend

verdammt. — Innocenz XI. (gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts) sah sich gezwungen, der Gesellschaft Aufnahme neuer Mitglieder zu verbieten; Innocenz XIII. (1721—1724) drohte, dieses Verbot zu erneuern; endlich Benedict XIV. ordnete eine Untersuchung des Zustandes aller Niederlassungen und Collegien der Jesuiten innerhalb der Staaten des Königs von Portugal an. Wenn späterhin Clemenz XIII. in mehren apostolischen Briefen, welche erzwungen, nicht erbeten wurden, der Gesellschaft Jesu große Lobeserhebungen macht, so ergab sich daraus keine Beruhigung für den heiligen Stuhl, keine Besserung des Ordens, kein Nutzen für die Kirche. Noch hatte Clemenz XIII. den päpstlichen Stuhl inne, als schwierigere, stürmischere Zeiten eintraten. Täglich verdoppelten sich Geschrei und Klagen gegen die Gesellschaft: in mehren Gegenden erfolgten Aufstände, Unruhen, Zwietracht und gefährliche Aergernisse, welche das Band christlicher Eintracht schwächten, zerrissen und unter den Gläubigen gewaltsam Feindschaft hervorriefen. In diesem Zustande der Krisis stieg die Gefahr so weit, daß gerade die unter den katholischen Regenten, welche einstimmig als die frömmsten anerkannt waren, deren Mildthätigkeit für die Gesellschaft in ihren Familien erblich war, die Könige von Frankreich, Spanien, Portugal und beider Sizilien, sich gezwungen sahen, die Jesuiten völlig aus ihren Reichen zu verbannen. Dieser letzte Ausweg schien ihnen das einzige Hülfsmittel wider so großes Unheil".

Auf diese Thatsachen gestützt, aber noch ferner durchdrungen „von mehren andern wichtigen Beweggründen, welche die Gesetze der Weisheit und die gute Regierung der allgemeinen Kirche gebieten im tiefsten Geheimnisse des Herzens zu bewahren", sprach dann Clemenz XIV. unter dem 21. Julius 1773 über den furchtbaren Orden das Aufhebungs- und Verdammungsurtel aus in einer feierlichen, allgemein bekanntgemachten Bulle. Genaue Erwägung ihres Inhalts setzt die weise Besonnenheit ihrer Abfassung in's Licht, die Verbrechen der Jesuiten können nicht abgeleugnet werden, aber schonend hütet man sich, sie aufzudecken; jene Zugeständnisse waren nothwendig, um die Aufhebung zu rechtfertigen und des Ordens Wiederherstellung zu verpönen; eine genaue Herzählung der entdeckten Verbrechen war unrathsam, des Aergernisses halber. Besondere Verwunderung verdient die Ver-

leugung, mit welcher der Papst ganz schweigt über die Verwendung der Ordensgüter, nach welchen die weltlichen Ministerien griffen, während sie mit unbilliger Härte dem Papste die Versorgung der aus ihren Aemtern, Collegien und Pfründen gerissenen Jesuiten aufbürdeten. Doch Clemenz trug die auf ihn einstürmenden Leiden nur kurze Zeit; er wußte, daß er mit der Unterzeichnung der Aufhebungsbulle sein Todesurtel unterschrieb; er starb an beigebrachtem Gifte im folgenden Jahre am 22. Sept. 1774, ein wahrer Märtyrer des katholischen Priesterthums. Die drei großen Staatsmänner, welche die Aufhebung des Jesuitenordens vorzüglich bewirkten, Pombal, Campomanes *) und Choiseul, hatten, noch ehe die päpstliche Bulle erfolgte, soweit ihre ministerielle Befugniß sich erstreckte, Portugal, Spanien und Frankreich nach Möglichkeit von Jesuiten gesäubert und die heimathlosen Väter auf dem Boden des Kirchenstaates abgesetzt. Nach den großen Revolutionen, welche sich in den vierzig Jahren bis zur Wiedergeburt des Ordens durch Pius VII. begaben, hätte man die Gesellschaft Jesu für völlig ausgestorben, besonders in den genannten Königreichen für ganz erloschen halten sollen. Dennoch erscholl kaum die kirchliche Wiedergeburt des Ordens, von der die meisten katholischen Regenten nicht einmal offiizelle Kenntniß zu nehmen sich den Schein gaben, als von allen Seiten zerstreute Jesuiten hervortraten und sich in Collegien und Ordensfundation zu retabliren geschäftig bewiesen, worüber hier einige Bemerkungen an rechter Stelle sein werden, da selbige den Standpunkt bezeichnen, von welchem aus Pius VII. das Wagniß der Wiederherstellung begann und durchführte.

Unter den mächtigsten Regenten Europas gefielen sich Katharina II. und Friedrich II. in Nichtbeachtung des allgemeinen Geschreis wider die höchst gefährlich bezeichnete Gesellschaft; ihnen war die Veranlassung vielleicht willkommen, recht auffallend zu beweisen, daß sie die hierar-

---

*) Welche Fehden mochte ein Campomanes zu bestehen haben an der Spitze einer in Bigotterie tief versunkenen Regierung, welche wenige Jahre zuvor den päpstlichen Stuhl offiizell anflehte, er möge durch eine förmliche apostolische Gnadenverleihung die heilige Jungfrau zur obersten Schutzheiligen des Königreichs ernennen!

chischen Schreckbilder nicht zu fürchten hätten, welche den Cabineten Frankreichs, Spaniens, Portugals, selbst Oestreichs, Besorgniß brächten. Rußlands Selbstherrscherin sah in den Jesuiten ihres weiten Reiches Priester und Schullehrer, die immer noch brauchbarer waren als die Popen. Friedrich II. erkannte gewiß, daß die Jesuiten, bei der mächtig vorschreitenden Cultur seiner Staaten, keinen wesentlichen Nutzen schufen, daß selbst ihr parteiisch gepriesener Jugendunterricht seinem Reiche wenig Vortheil verhieß; aber er hielt fest daran, immer das Gegenspiel von Dem, was in Oestreich geschah, zu thun; dies erstreckte sich um so mehr auch auf kirchliche Angelegenheiten, da die Politik Preußens sich gefiel in der Vorstellung, daß der dem Papste und der Klerisei genommene Einfluß im katholischen Deutschlande dem Erbfeinde, Oestreich, zuwüchse. — Bald nachher, unter'm 19. Mai 1776, nach getroffener Abkunst mit dem Papste Pius VI., befahl er, daß die Jesuiten, die besonders in Schlesien sich häufig angesiedelt hatten, zwar in Gemeinschaft fortleben und sich ergänzen durften, doch das Aeußere ihrer Verbindung und ihre Ordenskleidung aufgeben mußten; eine nichtssagende Maßregel. Sie bildeten nun unter dem Namen der Priester der königlichen Schulanstalten eine eigne Körperschaft. Ihre Güter wurden unter königliche Verwaltung gestellt, und deren Ertrag zur Pensionirung, zum Schulfonds und zur Abtragung einiger Schulden verwendet. Erst Friedrich Wilhelm II. änderte dieses 1787 ab, indem er die Verbindung der sogenannten Schulpriester aufhob und den Verkauf ihres liegengen Eigenthums und der überflüssigen Gebäude befahl, den Gesetzesworten nach, um die gelösten Gelder für die katholischen Schulen und für die Universitäten Halle und Frankfurt a. d. O. zu verwenden; doch der schändliche Eigennutz trieb hier sein schlaues Spiel, erwarb um geringen Preis reiche Beute und raubte, was, wohl benutzt, auf ewige Zeiten zum Bildungsmittel hätte dienen können. *)

Von den so im Norden erhaltenen Jesuitenverbindungen kann aber der Nachwuchs, welcher mit der Ordenswiederherstellung in allen südlichen Ländern Europas das Haupt erhebt, nicht hergeleitet werden; vielmehr ist

*) „Geschichte des preußischen Staats vom hubertsburger Frieden", Th. 1, S. 146 fg.

dessen Keim in Rom und Italien zu suchen, von wo aus die nur äußerlich zerrissenen Fäden durch die katholische Welt geleitet wurden. Die dem Kirchenstaate zugeschickten Jesuiten verbreiteten sich wieder, nachdem der erste Sturm und der eingezogene Gütererwerb vorüber waren, und suchten sich als Lehrer, Professoren, Pfarrer und Beichtväter den alten Wirkungskreis wieder zu verschaffen, aus welchem sie, selbst in Frankreich, ohnehin nicht getrieben waren, wenn sie in Entsagung des Ordenskleides und des Ordensbesitzthums Fügsamkeit bewiesen. So wurde es den Jesuiten möglich, in mannichfachen Stellungen eine Ordensverbindung fortzuspinnen und geheim zu ergänzen, welche von Rom aus, seit Clemenz XIV. Tode, von dem Papste geheim begünstigt wurde und im Cardinalscollegio wie unter den höchsten Prälaten eine wichtige Partei hatte. Unter ihrer Mitwirkung war Pius VII. zur päpstlichen Krone gelangt; er blieb von ihr abhängig, vielleicht aus Dankbarkeit: eine Tugend, welcher der Regententhron selten Raum gestattet.

Zu ganz eignen Betrachtungen führt es, zu sehen, mit welcher Zuversicht die Gesellschaft Jesu, bei vielfachen Veranlassungen, ihre Wiedergeburt zur Sprache brachte, in allen Ländern, in allen Formen. So zum Beispiel schloß 1784 der Bischof von Augsburg (Clemenz Wenzeslaus, auch Kurfürst von Trier, ein Prinz von Sachsen) mit dem Magistrate zur Beilegung langjähriger Besitzstreitigkeiten einen Vertrag, wonach bestimmt wurde, daß, im Falle der Wiederherstellung der „supprimirten" Gesellschaft Jesu, derselben das Jus postliminii verwahrt und vorbehalten bleiben solle. *)

Noch bleibt zu erwägen, wie es der jesuitischen Casuistik möglich wurde, die päpstliche Infallibilität, bei'm Widerrufe der Beschuldigungen, welche die Aufhebungsbulle veranlaßten, zu retten. So gern sich der Orden in seinem Glanze zum Papstthume in Opposition setzte, so verständig suchte er in der Bedrückung seinen Fall als ein Opfer der Ergebenheit für das Papstthum, und sich selbst in der besten Uebereinstimmung mit demselben darzustellen. So lehrten die Jesuiten: „der Papst ist nur unfehlbar, wenn er ex Cathedra entscheidet; die Gesellschaft Jesu ist aber nicht ex Cathedra, sondern ex curia,

*) Reuß, „Deutsche Staatskanzlei", XVI, S. 224.

die nicht der heilige Geist, sondern oft irdische Staatsklugheit zu regieren pflegt, aufgehoben".

Man beeilte sich römischer Seits die Ordenswiederherstellung zu betreiben, während die verbündeten Mächte erfuhren, daß es leichter sei, gemeinschaftlichen Kampf zu bestehen, als sich zu verständigen über die Beutetheilung. Ohnehin war der jesuitischen Partei die Abwesenheit Consalvi's sehr willkommen. Ob der Staatssecretair bei dieser wichtigen Angelegenheit befragt wurde, ist zweifelhaft; er suchte den Schein zu erhalten, als ob ihm solche unbedeutend und gleichgültig sei. Doch galt den Jesuiten solche Vorsicht für eine wahre Kriegserklärung, welche dem Cardinale manches Drangsal bereitete, besonders da er für die Wiederherstellung des ehemaligen Besitzthumes des Ordens, welche der heilige Vater im Liebeseifer für seine Schoßkinder versprach, sich nicht thätig beweisen wollte oder konnte.

Am 7. August 1814 begab sich der Papst im festlichen Zuge in die ehemalige Jesuiterkirche, hielt am Altare des heiligen Ignatius ein prachtvolles, feierliches Hochamt und ließ dann den folgereichen Beschluß seiner theokratischen Machtvollkommenheit verkündigen mit den Worten:

„Die Sorge für alle Kirchen, welche uns, ohne Verdienst und Würdigkeit, nach Gottes Rathschluß anvertraut ist, verpflichtet uns, alle in unserer Macht stehende, von Gott uns huldvoll verliehene Mittel aufzubieten, um, so viel es der Wechsel der Zeit- und Ortsverhältnisse verstattet, ohne zwischen Völkern und Nationen einen Unterschied zu machen, dem geistlichen Bedürfnisse der katholischen Welt hülfreiche Hand zu bieten. Bei der Vollziehung dieses geistlichen Hirtenberufs gingen uns die Gesuche des Franziskus Kareu und anderer seit vielen Jahren im russischen Reiche lebender Weltpriester zu, welche der ehemaligen, von unserm Vorgänger Clemenz XIV., glorreichen Andenkens, aufgehobenen Gesellschaft Jesu angehörten und uns baten, daß sie durch unsere Bestimmung wieder in eine Körperschaft vereinigt würden, um desto besser den Jugendunterricht in den Grundlehren des Glaubens und der Sittlichkeit als selbständiges Institut betreiben, predigen, zur Beichte sitzen und die Sacramente verwalten zu können. Diesen Anträgen waren wir um so geneigter, da Kaiser Paul I. während seiner Regierung

uns in einem Briefe, vom 11. August 1800, die Gesellschaft Jesu dringend empfahl und uns den Wunsch eröffnete, dieselbe unter unserer Autorität zum Besten der Katholiken seines Kaiserthums wiederhergestellt zu sehen. Indem wir aufmerksam erwogen, welcher unermeßliche Nutzen dem Evangelio in jenen weiten Ländern erwachsen müsse aus der wiederbelebten Wirksamkeit solcher Geistlichen, deren erprobte Sittlichkeit so viel Lobsprüche fand, aus ihrem Diensteifer, aus einer ihnen verstatteten ausgebreitetern Seelsorge, und aus ungehinderter Verkündigung des göttlichen Worts der katholischen Religion — hielten wir es rathsam, den Anträgen eines so mächtigen, mildthätigen Fürsten zu willfahren. Wir gaben durch das Breve vom 7. März 1801 dem vorgenannten Franziskus Kareu und seinen Gefährten im russischen Reiche, und wo sie noch anderwärts zusammentreten könnten, die Erlaubniß, in eine Körperschaft oder Congregation der Gesellschaft Jesu sich zu verbinden, in einem oder mehren Häusern, nach der Bestimmung ihrer Obern, zusammenzuziehen, wenigstens innerhalb der Grenzen des erwähnten russischen Reiches. Diesem zu Folge versahen wir den Generalobern der Congregation, den Priester Kareu, mit den erfoderlichen, nöthigen Vollmachten, um die Gelübde des heiligen Ignatius von Loyola, wie sie unser Vorgänger Paul III., gesegneten Andenkens, bestätigt hat, wiederherzustellen und zu befolgen, zu diesem Behufe sich des Unterrichts der Jugend in Religion und Wissenschaft zu befleißigen, den Schulen und Collegien vorzustehen, Beichte zu hören, das Wort Gottes zu verkündigen und die Sacramente zu verwalten. Wir nahmen demnach die Congregation der Gesellschaft Jesu in unsern und des apostolischen Stuhles unmittelbaren Schutz und behielten uns wie unsern Nachfolgern vor, was erfoderlich zu erlassen, alle Misbräuche und etwa eingeschlichene Ausartungen abzustellen, auch hiernach die apostolischen Constitutionen, Statuten, Gewohnheitsrechte, Privilegien und Indulte jeglicher Art, insofern sie dieser Bestimmung zuwider sind, aufzuheben, besonders die Bulle unsers Vorfahren, Clemenz XIV.: Dominus ac Redemtor noster, nach ihrem Inhalte, für die katholische Welt, besonders für das russische Reich hiermit zu widerrufen".

„Diesen Beschlüssen für Rußland gaben wir bald darauf Ausdehnung für das Königreich beider Sizilien,

nach den Bitten unsers Sohnes in Christo, des geliebten Königs Ferdinand, welcher von uns verlangte, auf gleiche Weise der Gesellschaft Jesu in seinen Besitzungen und Ländern eine feste Verfassung zu verschaffen, weil er sie vor Allem geschickt hielt, in betrübten Zeitläuften die Jugend zur Frömmigkeit und Gottesfurcht, aller Weisheit Anfang, zu führen und sie in Collegien und Schulen durch die Priester der Gesellschaft Jesu in den Wissenschaften unterrichten zu lassen. Wir gaben nach dem Verlangen dieses frommen, erlauchten Fürsten, zur Verherrlichung Gottes und des Seelenheiles, unsern für das russische Reich erlassenen Ausfertigungen Ausdehnung auf das Königreich beider Sizilien durch unser Breve, mit den Anfangsworten: Per alias, unter'm 30. Julius des Jahres unsers Herrn 1804".

„Für die Herstellung der Gesellschaft Jesu reden zu uns, in gleichlautenden und dringenden Bitten fast das ganze christliche Erdenrund, unsere Brüder, die Erzbischöfe und Bischöfe, wie ausgezeichnete Männer aller Stände und Länder besonders seitdem die überschwänklichen Früchte der Gesellschaft Jesu in jenen Reichen, deren Ertrag sich täglich mehrt und das Land Gottes in weitem Umkreise schmückt, überall ruchbar geworden sind. Selbst die Zerstörung der Grundpfeiler des Heiligthums, in den letzten Zeiten der Drangsale und des Unglücks, die wir gerathen halten, mehr zu beweinen als in's Gedächtniß zurückzurufen: die Auflösung der Vereinigung der Ordensgeistlichen, dieses Glanzes und Grundpfeilers der Religion und der katholischen Kirche, auf deren Wiederherstellung unser Sinn sorgfältig gerichtet ist, erheischt, daß wir so gerechten allgemeinen Wünschen unsere Zustimmung verleihen. Wir würden uns im Angesicht Gottes der schwersten Verbrechen schuldig erachten, wenn wir bei den vielfachen Bedrängnissen des Gemeinwohles dieses heilsame Hülfsmittel vernachlässigten, welches uns Gottes Vorsehung verlieh, und es von uns stießen, wir, die in dem Schifflein Petri, ununterbrochen von Erschütterungen bedroht, zur Bekämpfung der Stürme und Wogen das Steuerruder festhalten".

„Durch zahlreiche, dringende Beweggründe solcher Art bestimmt, wollen wir gegenwärtig vollziehen, was wir seit unserer Gelangung zur päpstlichen Würde sehnsuchtsvoll wünschten. Nach zahlreichen Gebeten, zur An-

Digitized by Google

rufung des göttlichen Beistandes, nach Anhörung, Beistimmung und Rathschlag vieler unserer ehrwürdigen Brüder, der Cardinäle der heiligen römischen Kirche, verordnen wir, kraft unserer apostolischen Gewalt, und gebieten zu ewiger Befolgung, daß die Verfügungen und Verwilligungen, welche besonders für das russische Reich und für das Königreich beider Sizilien von uns erlassen wurden, gegenwärtig erweiterte und ausgedehnte Wirksamkeit erhalten, nicht allein für unsern Kirchenstaat, sondern auch für alle Reiche und Länder. Sonach erlauben und verwilligen wir unserm geliebten Sohne, dem Priester Thaddäus Borzozowski, dem dermaligen Generalobern der Gesellschaft Jesu und andern von ihm verfassungsmäßig Beauftragten, alle zulässige und erfoderliche Befugniß, um überall Jedem, der um Zulassung und Aufnahme in den Orden der Gesellschaft Jesu sich bewirbt, frei und rechtmäßig zuzulassen und aufzunehmen, die Mitglieder in ein oder mehre Häuser, ein oder mehre Collegien, eine oder mehre Provinzen, unter den Befehlen des Generalobern, nach Erfoderniß zu vereinigen und zu vertheilen, zu einer Lebensweise, wie sie die Regel des heiligen Ignatius von Loyola, nach der apostolischen Bestätigung Pauls III., vorschreibt. Auch ertheilen wir die Befugniß, daß die Mitglieder der Gesellschaft Jesu sich dem Unterrichte der Jugend in den Grundsätzen der katholischen Religion und der Sittlichkeit unterziehen, Seminarien und Collegien errichten, unter Einwilligung und Vorwissen der Ortsgeistlichkeit Beichte hören, predigen und die Sacramente ertheilen dürfen. Wir nehmen Collegien, Häuser, Provinzen, Befreundete, Verbündete und Alle, die künftig in diese Verbindung treten, in unsern und des apostolischen Stuhles Schutz, Obacht und Gehorsam. Wir behalten uns und unsern Nachfolgern, den römischen Päpsten vor, alle Einrichtungen und Vorschriften zu treffen, um jene Gesellschaft zu befestigen, zu verallgemeinern und etwanigen Misbräuchen, die Gott verhüten möge, abzuhelfen und dagegen Anordnungen zu treffen. Alle und jede Obern, Vorgesetzte, Rectoren, Theilnehmer und Pfleglinge dieser wiederhergestellten Gesellschaft ermahnen wir im Namen Gottes, daß sie überall und immer als getreue Nachfolger (Asseclas et Imitatores) eines solchen Vaters und Gründers sich beweisen, die von ihm vorgeschriebene Regel genau befolgen und die trefflichen Er-

Digitized by Google

mahnungen und Rathschläge, welche er seinen Söhnen ertheilt, mit größtem Eifer zu erfüllen sich befleißigen mögen."

„Endlich empfehlen wir den geliebten Söhnen in Christo, den erlauchten, edlen Fürsten und weltlichen Herren, wie unsern ehrwürdigen Brüdern, den Erzbischöfen und Bischöfen, auch Jeglichem, von welchem Stande er sei, vorerwähnte Gesellschaft Jesu und alle Mitglieder derselben zu Gottes Preis, ermahnen, und bitten auch nicht zuzugeben, daß diese von Jemanden belästigt oder gefährdet werden, sondern darüber zu wachen, daß sie, wie es ihnen zukommt, wohlwollende und mildthätige Aufnahme finden. Wir setzten fest, daß auf gegenwärtigen Befehl, nach seinem Gesammtinhalte, immer und beständig, unwandelbar und unverletzlich gehalten werde, sodaß Die, welche er angeht, für ewige Zeiten deren unverletzliche Befolgung sich angelegen sein lassen; desgleichen, daß Niemand sich berechtigt oder ermächtigt halte, denselben zu deuten, zu erklären, abzuändern, oder, daß Dieses geschehe, zu verstatten".

„Nochmals heben wir ausdrücklich alle Befehle und Vorschriften, besonders das Breve Clemenz XIV., seligen Andenkens, Dominus ac Redemtor u. s. f., auf, insofern sie diesem Beschlusse zuwiderlaufen. — Auch wollen wir, daß den Abschriften dieser Verordnung, wenn sie von der Hand eines öffentlichen Notars und mit dem Insiegel einer im kirchlichen Amte stehenden Person beglaubigt sind, vor und außer Gerichte gleicher Glaube beigemessen werde als dem Originale. — Daher ist Niemandem verstattet, den Inhalt unserer Bestimmung, unsers Statuts u. s. f. zu beschränken oder ihm entgegenzuwirken; wer aber solchen Frevel verschuldet, verfällt dem Misfallen der allmächtigen Gottheit und der seligen Apostel Peters und Pauls" u. s. f.

Dieses, dem Wesentlichen nach, der Inhalt einer Urkunde der Verirrungen eines in wunderliche Widersprüche verfallenen Zeitalters. Bei der Kundmachung der Bulle durch einen päpstlichen Ceremonienmeister saß Pius VII., von seinen Cardinälen umgeben, auf einem in des Altars Nähe errichteten Throne, zu welchem die in Rom gegenwärtigen Jesuiten geführt und zum Fußkusse gelassen wurden, unter dem Vortritte des Paters Panziani. Dann schloß die kirchliche Feier, indem der Cardinal-Kämmer-

fing ein päpstliches Handschreiben verlas, durch welches die Rückgabe des noch vorhandenen Vermögens der Jesuiten und vorläufiger Ersatz der veräußerten Güter anbefohlen wurde. — Wenige Tage nachher, am 15. August, befahl der Papst Wiederherstellung aller durch die Klöstereinziehungen der weltlichen Regenten erfolgte Aufhebung der Mönchsorden; zur Ausführung der hiermit bezweckten hierarchischen Universalmonarchie wurde eine Congregation niedergesetzt, um auf genaue Befolgung der verschiedenen Ordensregeln zu halten, für die Wiedererlangung der irdischen Besitzthümer Sorge zu tragen und so der christlichen Kirche neuen Glanz und Segen zu bereiten.

Wir suchen nach in den Zeitschriften, die von den Thaten der Regenten und ihrer Ministerien vollständig berichten, um aus ihnen erzählen zu können, welche Maßregeln völkerbeglückender Weisheit von den Fürsten, die bei der Wiedererrichtung des weltlichen Papstthums am thätigsten waren, getroffen wurden, um die Nachtheile solches kühnen Beginnens auszugleichen. — Wir finden nichts hierher Gehöriges verzeichnet und bemerken nur, daß unter scheinbarer oder wirklicher Nichtbeachtung der neuen Macht, nach welcher die alte Hierarchie strebte, sich die Regenten des bourbonischen Stammes durch eifrigen, wenn auch geheimen Vorschub, welchen sie der römischen Curie leisteten, hervorthaten. In der That hatte ihr altes und ihr neues Regierungssystem, ihr Regierungsschicksal und ihr Standpunkt zum neuen Leben der Staaten so viel Verwandtschaft, daß eine gegenseitige genauere Theilnahme ganz natürlich erschien. Die alte Welt war und blieb die alte; nur aus der neuen erscholl eine Stimme, die dem Papste unerwartet kam. Der Prinz-Regent von Portugal und Brasilien, der erst im folgenden Jahre als Johann VI. den Thron bestieg, ließ seinem Geschäftsträger zu Rom, Don Manuel Pinto, unter'm 1. April 1815 eine Note zufertigen, welche der Minister-Staatssecretair, Marquis d'Aguiar, unterzeichnet hatte und in ernster Würde also lautete:

„Seine königliche Hoheit, der Prinz-Regent, mein Herr! hat Kenntniß erhalten von der Bestimmung des heiligen Vaters, in Verfolg des Inhalts der Bulle Sollicitudo omnium etc. vom 7. August 1814, wodurch die aufgehobene Gesellschaft Jesu wiederhergestellt und

die Bulle Clemenz XIV., ruhmvollen Andenkens, Dominus ac Redemtor, vernichtet wird. Se. königl. Hoheit ist über diesen Entschluß des heiligen Vaters um so mehr verwundert, da Sie, von diesem Schritte zuvor auf keine Weise unterrichtet, so viele Ursache haben, sich über die Verbrechen der Gesellschaft Jesu, gegen welche man in Portugal durch den Befehl vom 3. September 1759 kräftige Maßregeln nehmen mußte, zu beklagen. — Es ist die Absicht Sr. königl. Hoheit, die Bestimmung dieses Befehls in ihrem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten, was auch in dieser Hinsicht der Entschluß der übrigen gekrönten Häupter, selbst derjenigen, welche früher die Aufhebung jener Gesellschaft entschieden, sein mag. Mein durchlauchtigster Herr befiehlt mir, Ihnen dieses bekannt zu machen, damit Sie in einer Note diese unabänderlichen Grundsätze Sr. königl. Hoheit dem heiligen Vater darlegen und weder mündlich noch schriftlich dawiderlaufenden Verhandlungen beitreten. Nach eben diesen Grundsätzen schreibe ich, auf Befehl Sr. königl. Hoheit, an die apostolische Nuntiatur und erlasse an unsere Minister-Residenten bei den europäischen Höfen ein Circularschreiben, wodurch sie verpflichtet werden, gleichlautende Erklärungen, zur Beseitigung aller weitern Verhandlungen über diesen Gegenstand, abzugeben".

Diese diplomatische Erklärung erregte verdientes Aufsehen und vermehrte die Schwierigkeiten, bei den verschiedenen Regierungen officielle Anerkennung der Ordenswiederherstellung zu bewirken. Die formelle Aufnahme der Jesuiten fand nur im sardinischen Königreiche, in Spanien, vor und nach der verunglückten Cortes-Constitution, und im Canton Freiburg statt. Dagegen wies man im östreichischen Staate, den seit Maria Theresias Regierung festgehaltenen Grundsätzen zur Bestreitung ultramontanischer Anmaßungen gemäß, die Anträge auf Wiederherstellung des Jesuitenordens zurück, wenngleich die Mitglieder desselben gern bei Schul- und Lehranstalten zugelassen wurden und eine den Jesuiten nahe verwandte geistliche Genossenschaft, die Redemtoristen, vielen Vorschub fanden. So ging es auch in Frankreich, wo die Väter Jesu die Vorliebe der Ultras und den Haß Bessergesinnter fanden; sie waren besonders thätig durch befreundete geistliche Corporationen der Väter des Glaubens und der Missionarien, die das Kreuz zu predigen

vorgaben, um zur Vertilgung der Ketzer und zur Vertretung jedes hierarchischen Unfugs aufzurufen.

Dem Gedeihen der Gesellschaft Jesu war es gar ersprießlich, daß manchen Ausartungen der Jugend von sorglichen Staatsmännern große Bedeutsamkeit beigemessen ward; Diesem zufolge, schob man die Schuld der Jugendverirrungen, die Schuld jenes wunderlichen Anlaufes, das Leben mit der Staatenreform zu beginnen, auf Schul- und Lehranstalten und versuchte selbige zu jesuitisiren. Eine engherzige Vorsicht hoffte, in ihrer Furcht vor Aufruhr und Zerstörung, von den Vätern Jesu gute Dienste, da sie ihren Zöglingen anerkannt strengen, blinden Gehorsam einflößten, den Kreis des Unterrichts auf Einübung gewisser Formen beschränkten und so der verleumdeten Denkfähigkeit und Denkfreiheit erwünschtes Widerspiel hielten. Je mehr Unterricht- und Lehranstalten pfäffisch normalisirt und einem Exercirreglement gleichgemacht werden, um so offenbarer wird der wahren Gesittung von oben herab entgegengearbeitet.

In Italien fiel die Wiederherstellung des Ordens am wenigsten auf, weil man dort daran gewöhnt war, dessen Existenz als fortbestehend schon längst anzusehen. Den fortlebenden brennenden Feuerfunken, der vielleicht zur Feuersbrunst wird, übersieht man unter dem eignen Obdache am leichtesten. — Man verglich den Orden mit einem Korbe voll Früchte, die halb unreif, halb überreif sind; doch selbst halb reif vom Stamme genommen, können viele Fruchtarten, unter rechter Pflege zur Reife gedeihen, und die überreifen Früchte schließen für den Nachwuchs die vollkommensten Fruchtkeime in sich. Die verschiedenen Schicksale des Ordens geben den besten Beweis, daß wahre Erkenntniß desselben und scharfsinniger Ueberblick der Geschichte die Verkündigung der Zukunft möglich macht. Schon der dritte Jesuitengeneral, der heilige Franz Borgia (er starb den 10. Oktober 1572), sprach die Prophezeihung aus: „Wie Lämmer hervorgetreten, werden wir wie Wölfe herrschen; man wird uns wie Hunde fortjagen, wie Adler werden wir zurückkehren".

Als die verbündeten Mächte den weltlichen Kirchenstaat wiederherstellten, lagen in ihrer Hand die Mittel, für die Welt und für die Zukunft die katholische Kirche zu verherrlichen und gegen zahllose innere und äußere Anfechtungen zu sichern, indem das Papstthum auf seinen

Digitized by Google

ursprünglichen Beruf zur Erhaltung der Kircheneinheit zurückgeführt wäre. Die Wiedererlangung des Länderbesitzes des heiligen Stuhles brauchte nur bedingt zu werden von einer von Pius VII. zu vollziehenden Verpflichtung, daß er, unter Vorbehalt seiner kanonischen Bestätigung, den Landesregierungen die Anordnung der bischöflichen Sprengel, die Ernennung der Bischöfe und Kirchendiener überlasse, daß er jeder Einmischung in die Verwaltung der Kirchengüter und in die Bestreitung der Cultuskosten entsage und sein Supremat nur zur Erhaltung der Kircheneinheit in Dogma und Ritus zu üben sich verpflichtete. — Hierüber mußte nicht unterhandelt, Dieses mußte gefodert und dem Papste, wenn er sich weigerte, unter Hinweisung auf seine frühere Fügsamkeit gegen Napoleon, die schnelle Wahl eines neuen Papstes angedroht werden. Hiermit mußten alle echte Katholiken einverstanden sein; hierdurch wäre zuverlässig erlangt, was die Regenten bald darauf vergeblich zu erreichen suchten durch Concordate und Verhandlungen mit der römischen Curie, bei welchen politische Fehler sich häuften.

Von London, wo Consalvi das Wohlwollen der verbündeten Mächte für den päpstlichen Stuhl befestigte, ging er nach Wien, zu dem berühmten Congresse, wo er große diplomatische Talente für die Angelegenheiten seines Herrn geltend machte. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, bis Napoleons Wiedererscheinen in Frankreich Beeilung des Schlusses abdrang. Pius VII. gelangte zu einem Länderbesitz, der mit dem Kirchenstaate die meisten kurz vorher verlorenen Provinzen wieder vereinigte: die Legationen, die Marken, Benevento und Pontecorvo mußten wieder dem heiligen Stuhle huldigen; nur Avignon und Venassin, wie ein kleiner Strich am rechten Poufer, wurden nicht zurückgegeben, wogegen der Papst in hergebrachter Form Protestation einlegen ließ. — Oestreich behielt das Besatzungsrecht einiger Festungen an der nördlichen Grenze des Kirchenstaats.

Einen auffallenden Beweis von der Geschicklichkeit, mit welcher Consalvi alle Bevorrechtungen des Papstthums verfocht, liefert die durchgesetzte Anerkennung des Vorranges vor allen weltlichen Mächten. Die Verbündeten

hatten sich vereinigt, um den Rangstreitigkeiten, welche in diplomatische Verhandlungen so oft Störung brachten, ein Ende zu machen, daß künftig die Zusammenstellung der Regenten und ihrer Bevollmächtigten bei Ausfertigungen und Unterschriften nach alphabetischer Ordnung geschehen sollte; doch hiermit war der priesterliche Hochmuth nicht zufrieden: Pius VII. und sein Gesandter foderten herkömmlichen Vorrang und setzten ihn durch.

Bartoldy erzählt im Leben Consalvi's: „Der Cardinal Consalvi hatte sich zu Wien von den Gesinnungen der ersten Souveraine und Minister Europas überzeugen können; sie verabscheuten jede gewaltsame Reaction und wollten ernsthaft die Wunden heilen, die die Revolution geschlagen. Die erste Bedingung war Schutz der *neuen* Eigenthümer in jedem Lande, wenn sie unter *rechtlichem* Titel besaßen. In diesem Geiste verfaßte Consalvi noch zu Wien die Decrete und Proclamationen vom Juli 1815 für die wiedererlangten Provinzen. In Rom hatte man solchen Gesichtspunkt nicht aufzufassen gewußt. Man hatte mit Uebereilung vernichtet, was die Franzosen eingeführt; eine Junta des Papstes erließ, während Consalvi's Abwesenheit, eine Menge Verordnungen, ohne an ihre Ausführbarkeit zu denken. Man verminderte die Grundsteuer — und andere Abgaben wurden als von Frankreich herstammende Einrichtungen ganz aufgehoben, wie zweckmäßig sie auch sein mochten —), ohne die Ausgaben des Aerarii vermindert zu haben; Mönche und Nonnen sollten schnell in ihre Klöster zurück, deren Einrichtung Aufwand von Tausenden kostete. Man vergaß, daß die Franzosen durch den Verkauf der geistlichen Güter die Hauptmasse der päpstlichen Schulden getilgt hatten, und arbeitete, diesen Verkauf zu annulliren. Anno 1800 übernahm Pius VII. 74 Millionen Schulden, bei drei Millionen Einkünften, und Anno 1815 nur 33 Millionen Scudi Schulden, bei sechs bis sieben Millionen Revenuen. Consalvi wünschte die Vortheile zu behaupten, die das Interregnum gestiftet. Die Franzosen hatten die Feudalität ausgerottet, Justizverwaltung und Militair verbessert. Dies die Motive seines heftig angefochtenen Motuproprios von 1816. Die Feudalität, wie sie in Rom vor der Revolution bestand, muß nicht mit den Privilegien des Adels in andern Ländern verwechselt werden. Die Barone waren unmittelbaren Fürsten zu vergleichen und dem Volke

ebenso lästig als der Regierung. Alexander VI. hatte sie beschränkt, Sixt V. mit Nachdruck angegriffen; dennoch blieben unter Urban VIII. die Barone übermüthig genug, die öffentliche Ruhe zu gefährden. Erst das letzte Jahrhundert schliff die Rauhigkeit des Adels mit seiner Tapferkeit ab. Der Unterschied der päpstlichen Provinzen, wo die Feudalität am strengsten gewesen war und am längsten gedauert, war stets bemerkbar; Bologna, Ferrara, Perugia, die Marken, wo sie früher aufgehört, sind cultivirter als der Agro Romano und Campagna und Marittima, in denen die ausgedehnten Herrschaften der Colonna, Orsini und Gaetani lagen. Fast alle Räuber, die jetzt den Kirchenstaat verpesten, sind, wie die gedruckten Listen derselben darthun, aus den Lehngütern Sonnino, Vallecorsa, Castro und Giuliano. Bonaparte's Präfecten gaben den Adeligen für die Baronalrechte Aemter im Staate; sie eröffneten ihnen eine Laufbahn, die den Weltlichen zu Rom versperrt geblieben war. — Den Jurisdictionen, die die Junta während des wiener Congresses den Baronen wieder eingeräumt, bewog man sie halb freiwillig zu entsagen, indem man die Unkosten derselben erschwerte und die Art der Ausübung vorschrieb. Uebrigens hatte der römische Adel nicht über Consalvi zu klagen. Die Senatoren, Patrizi und Altieri wurden wider Gebrauch aus ihm gewählt, ebenso die Präsidenten der vierzehn Rioni oder Stadtquartiere, denen die Polizei in denselben obliegt; — und die höhern Offiziere der Civica, oder Bürgermiliz, die Guardia nobile des Papstes war eine Versorgungsanstalt der weniger Begüterten. Von Festen für fremde große Herren schloß er, zu nachsichtig gegen den Stolz der Edelfrauen, den ersten Bürgerstand aus. — Wie es um die Justiz vor 1815 und dem Interregno stand und zum Theile noch steht, werden Ausländer nur mit Mühe glauben. Die Tortur war nicht abgeschafft; das Confrontiren der Zeugen mit dem Inculpaten nicht nothwendig; die Nennung des Anklägers außer der Regel; die Aussagen des Inquisiten wurden weder mit ihren Worten, noch in extenso vorgelegt. Ueber Leben und Tod entschied eine einzige Instanz. Die Instructionsrichter waren subalterne Magistrate. Die Criminalgesetze waren einer solchen Prozedur würdig. Die Bandi del Governo, della Consulta, und die Bandi provinciali — so hießen die noch rechtskräf-

tigen peinlichen Verordnungen, denn kein eigentlicher Codex ist vorhanden — sind Muster von Verwirrung, Unsinn und Unverhältnißmäßigkeit der Strafe; Polizeivergehungen, Sittenverstöße und blutige Verbrechen sind zusammengemischt. L'illustrissimo e reverendissimo Governatore di Roma, oberster Criminalrichter, durfte nach Willkür, so lauten die Bandi, mildern und verschärfen. Er konnte z. B. einen jungen Menschen, der eine Frau auf der Straße gewaltsam geküßt, oder einen verschmähten Liebhaber, der Hörner unter die Fenster seiner Braut geworfen (l'infiorenta di Corni) wie einen Mörder zum Tode, oder zu 20jähriger Galeere verdammen, und mit Cordo, einem Marterinstrumente, einem Kutscher die Arme ausrenken lassen, wenn er einem Cardinale nicht aus dem Wege gefahren war". (Dieses sind Thatsachen, dieses Beweise der evangelischen Milde, welche die Statthalter Christi als weltliche Fürsten übten! —)

„Die Verwaltung ward vereinfacht. — In Hinsicht der Finanzen mußte der Cardinal-Staatssecretair gar zu oft den Mittelweg zwischen dem Alten und Neuen einschlagen, der einem und dem andern Systeme Eintrag that. Es fehlte insbesondere die französische Schärfe der Controle. Consalvi hatte in diesem Fache eben keine tiefen Kenntnisse; sowol er als die verschiedenen Tesorieri unter ihm waren fremden Anleihen abhold. Unter allen europäischen Souverainen war Pius VII. der Einzige, der seit 1814 sein Land dadurch weder beschweren noch bereichern wollte. — Den Räuberbanden in den Provinzen ein Ende zu machen, wurden weder Mittel noch Aufwand gespart. Umhauen der Wälder und Bäume in den Provinzen; — Entfernung der Hirten und Heerden von den Bergen; — Ersetzen der Sbirren durch eine regelmäßige Gensdarmerie; — Einstecken der Verwandten der Räuber; — Erleichterung, die Missethäter aus den Asylen zu holen; — endlich Amnestie und Capitulationen mit ihnen; alles Dieses erwies sich nur wie Palliative. — Die wahren Mittel, die einzigen, deren Rom sich bedienen sollte und könnte, nämlich die moralischen, widerstreben der zarten Sorgfalt für die Seelen der Räuber — und dem oft erbärmlichen Zustande des niedern Klerus in den Provinzen. Ein organisches Uebel aber kann nicht äußerlich curirt werden. — Bewegliche Colonnen von landeskundigen Jägern und Schützen, unter

Digitized by Google

dem Namen Centurionen, leisteten noch am meisten. In der Stadt Rom dagegen, wo Alles, was sich ereignete, dem Staatssecretair schnell zu Ohren kam, ward die Ordnung so gut gehandhabt als in irgend einer Hauptstadt. Das Militair hatte unter den Franzosen gewonnen; ein Theil davon auf dem Schlachtfelde gedient. Die Zahl, als der Papst es wieder übernahm, mochte sich auf 8 — 9000 Mann belaufen. Der Cardinal hoffte es vielleicht in diesem Zustande erhalten zu können. Er bekümmerte sich um die Details, die Uniformen, die man als zu prächtig tadelte, den Dienst mit einer Liebhaberei, die Stoff zu manchen Epigrammen gab. Eine Pasquinade z. B. stellte Bonaparte dar, der mit großen Generalstiefeln über den St.-Bernhard schritt, und Consalvi, ihm nach, bemüht, seine Füße in die Tritte jenes zu setzen. — Doch vermochte der Cardinal weder Tapferkeit noch Disciplin einzuhauchen. Die Veteranen nahmen ihren Abschied, die Truppen schmolzen bis auf circa 5000 Mann, und der Cardinal wagte nicht, ein Recrutirungsgesetz in Antrag zu bringen, das im Entferntesten einer Conscription ähnlich sähe. — Man irrt sich, wenn man voraussetzt, daß es dem Staatssecretair möglich sei, Pius VII. in Allem zu leiten; schlug er Etwas vor, was dem Papste nicht gefiel, so neigte dieser den Kopf auf die Schultern, sah starr vor sich hin, und jede fernere Bemühung war verloren. Manches Mal sträubte sich der Papst, ehe er einwilligte, und es kostete Schweiß, ihn zu bestimmen. Solche Anstrengungen durften nicht oft auf einander folgen. Nach der Krankheit des Papstes zu Castel Gandolfo, im Sommer 1817, vermehrte sich seine Reizbarkeit mit der Hinfälligkeit, — und Consalvi vermied gern jeden Anlaß, Empfindlichkeit durch Widerspruch zu erregen. Die Opposition, die dies wahrnahm, ward dreister, seine Pläne zu durchkreuzen. — Wenn Consalvi durchgreifen wollte, schalt man ihn einen Tyrannen; wenn Etwas halb geschah, tadelte man seine Schwäche. — Was Consalvi am meisten das Vertrauen des Papstes sicherte, war die Genauigkeit, mit der er ihn täglich von Dem unterrichtete, was sich in seinen Staaten und im Auslande Merkwürdiges zutrug. Wer Pius VII. Etwas denunciren wollte, fand ihn meist schon vorbereitet".

So das Verhältniß Pius VII. zu seinem Minister-Staatssecretair, dem er das Ruder des weltlichen Regiments gern überließ, insofern die Klerisei und andere Bevorrechtete ihn nicht mit Klagen beunruhigten. In der Ausbildung des wiedergeborenen Papstthums nach alter Form machte es nur eine kurze Unterbrechung, daß Napoleon 1815 wieder den Kaiserthron bestieg. Diese unerwartete Begebenheit würde auf Italien und den Kirchenstaat geringen Einfluß gehabt haben, wenn nicht König Joachim von Neapel dadurch veranlaßt worden wäre, dem abenteuerlichen Plane zur Errichtung eines selbständigen italienischen Reichs sich hinzugeben. Die Bewohner Italiens waren seit einer Reihe von Jahrhunderten mit demselben befreundet, doch die allgemeine Abneigung gegen auswärtige Herrschaft wurde bei Weitem überwogen durch den gegenseitigen Haß der einzelnen Völkerschaften; der Lombarde sah mit Verachtung auf den Neapolitaner; der Römer, von Beiden gering geschätzt und gefürchtet, hielt sich für den legitimen Beherrscher Italiens: so war an eine Verbindung der Kräfte zur Erkämpfung des Zweckes, wie er vor Joachims Seele schwebte, nicht zu denken. Auch war er nicht der rechte Mann dazu. — Als er mit seinem zusammengerafften Heere Oberitalien im März 1815 zuzog und den Kirchenstaat überschwemmte, protestirte der Papst erfolglos gegen die Verletzung seines Gebiets und floh, nachdem er zur Leitung der Regierung eine Staatsjunta eingesetzt, am 22. März nach Florenz, dann nach Genua, während das römische Gebiet der Schauplatz gräuelvoller Verwüstungen wurde. Murat bildete aus dem römischen Gebirgsvolke einen Landsturm, der, von neapolitanischen Truppen unterstützt, wider die vom raschvordringenden östreichischen General Nugent bewaffneten Landleute einen kleinen Krieg führte, welcher in Verwüstungen und Morden dem rachsüchtigen Charakter der Italiener ganz entsprach. Oestreichs Siegeszug gegen Neapel brachte auch den heiligen Vater schon im Juliusmonate wieder nach Rom, wo dann die oben bezeichnete Regierungsweise neue Fortschritte machte. Schon war zuvor die heilige Inquisition in ihre alten Rechte wieder eingesetzt, der Erzbischof von Theben, Morozo, zum Consultator des furchtbaren Gerichts ernannt. Zwar kam in Antrag, den alten Codex des Inquisitionsgerichts, wie ihn der Dominicaner Nicolaus verfaßt, abzuändern, doch be-

eilte man dieses nicht und suchte solche Vorschläge durch die Behauptung zu beschwichtigen, daß in Rom die Inquisition stets gar milde verfahren habe. In Spanien dagegen trat der Großinquisitor Francisco Xavier Meir y Campillo, zugleich des Königs Beichtvater, mit herkömmlicher Strenge auf und verfolgte, wie er nur konnte, in der Wahl der Mittel nicht furchtsam, Alles, was dem Pfaffenthume widerwärtig war, besonders Schriftstellerwerke, welche Geistesthätigkeit aufregten. — Großen Vortheil verhieß sich und der Kirche Pius VII. von der Wiederstellung der Missionsanstalten, deren Betrieb einer besondern Commission, unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Edessa, anvertraut wurde. Eine Hauptschwierigkeit zum glücklichen Erfolge lag aber in dem Mangel der erfoderlichen Kostenbeträge, weshalb der heilige Vater sich mit dringenden Bitten um mildthätige Beisteuer an die Regenten der Christenheit wandte. Zur Beruhigung seiner selbst und des eingebildeten Berufs, konnte der heilige Vater von sich rühmen: „Wir haben, sobald die Banden ruchloser Gefangenschaft, so uns fesselten, zerrissen waren, allen Fleiß auf Abhülfe der Uebel der Kirche verwendet. Wir haben die geheimen Versammlungen der gottlosen Menschen, die der Religion wie den Thronen der Fürsten feind sind, in unsern Staaten zerstreut, wir haben die Gesellschaft Jesu, welche die Beförderung der Verehrung Gottes und des ewigen Seelenheils sich so angelegen sein läßt, aus ihrer Asche erweckt; wir haben die Klöster, gegen welche die Wuth der Verfolgung besonders entbrannt war, frommen Männern wieder eröffnet, haben gottgeweihte Jungfrauen den Gefahren der Welt entrissen und sie in den geweihten Mauern, aus welchen sie durch die schrecklichsten Unthaten verjagt waren, wieder versammelt. Größeres indeß, als dieses und vieles andere Geschehene, bleibt uns noch zu thun übrig". — Dienten solche Herzensergießungen in feierlichen Consistorialreden auch nicht zur Erbauung der Römer, sondern zur Belebung ihrer bekannten Spottsucht, so freuten sie sich doch im Ganzen genommen des Wiederbesitzes des Papstes. Die epidemisch gewordene Reiselust brachte ihnen Vortheil und der Bedarf der Tagesneuigkeiten fehlte auch nicht. Viele spanische Große flüchteten nach Rom zum alten Könige Karl IV., um den Verfolgungen einer durch blinde Rachsucht entwürdigten Regierung zu entgehen. Andere

Digitized by Google

Scenen dienten zur Kurzweil, als die Erhebung Luzian Bonaparte's zum römischen Fürsten von Canino und dessen feierliche Belehnung. Zwar sah das Fest der Apostel Peter und Paul nicht wie sonst den neapolitanischen Lehnszelter nebst Geldtribut zu den Füßen des Papstes; doch die Anfoderungen wurden kundgemacht, ohne den Ansprüchen Etwas zu vergeben, mit milden Worten, obgleich der Hof von Neapel durch ein Edict vom 17. Juli 1816 die Bekanntmachung aller päpstlichen Dispensationen, Breven und Bullen neuerlich unter königliche Prüfung gestellt und so der römischen Curie zum Verdruß Anlaß gegeben hatte. Nach dem unter Gepränge die Protestation wegen Nichterscheinens des Zelters verlesen war, sprach Pius VII. sich öffentlich also aus: „Wir bestätigen diese Verwahrung, leben jedoch der Hoffnung, daß die Freude über die uns angekündigte Zurückgabe unserer Staaten, bald durch die dem heiligen Stuhle gebührende, sonst übliche Leistung der Lehnspflicht für das Königreich beider Sizilien wird vermehrt werden, welche vielleicht bei der heutigen Feierlichkeit unser in Christo geliebter Sohn, König Ferdinand, wegen des Drucks der Zeiten unterlassen hat!"

Desto mehr ergötzten sich Papst und echte Römlinge an der grünen Donnerstagsfeier. Wie laut auch der heilige Vater der Wahrheit gemäß anerkannte, daß die nichtkatholischen Regenten Europas das entscheidendste Verdienst um Wiederherstellung seiner weltlichen Herrschaft hatten; wie sehr sich jene, wie die gläubigen Potentaten, beeiferten, das aufgelöste Band der katholischen Kirche wieder zusammenzuknüpfen und neubefestigt fortzuleiten: Pius VII. hielt sich unter diesen Umständen sicher genug gebettet, um dem Uebermuthe ungerächt Gehör geben zu dürfen. Was bei vorwaltender Sittlichkeit und bei der Obhut polizeilicher Aufsicht in keinem civilisirten Staate jeglicher Kirche geschehen darf, wurde und wird noch jährlich zu Rom vollzogen, mit öffentlichem Pompe, als ein Triumph des wahren Geistes des Papstthums, durch feierliche Verkündigung der berüchtigten Bulle In coena Domini. Diese Aftergeburt des Pfaffenthums spricht priesterlichen Bann und Fluch aus über Irrgläubige und Ketzer, wie über alle Regenten und Nationen, welche sich nicht unbedingt fügen in die Ansprüche des päpstlichen Stuhles, nicht allein in kirchlicher

Beziehung, auch vorzüglich in den wichtigsten Punkten der Regentenbefugniß, der Nationalangelegenheiten und der öffentlichen Wohlfahrt; wogegen sich die von solchen Flüchen Betroffenen mit der bequemen Vorstellung begnügen: es sei diese wiederholte Bekanntmachung der Bulle nun einmal ein alter Brauch, der zwar nichts tauge, aber als unbedeutsam langmüthig übersehen werden könne. Gewiß mit Unrecht, denn der von Rom aus jährlich erneuerte Fluch hallt unaufhörlich in dem Herzen jedes Römlings wieder — und wie viele Katholiken sind Römlinge? — Alle diese stehen in ununterbrochener Opposition zur Regierung ihres Wohnsitzes, zu ihrem Vaterlande. Das weltliche Staatsregiment wird verflucht, mag es ein Ketzer oder ein Gläubiger führen, wenn dasselbe z. B. ohne päpstliche Erlaubniß Steuern und Abgaben anordnet (§. 5 der Bulle In coena Domini), oder mit Ungläubigen und Ketzern in feindlicher Beziehung lebt (§. 7), oder gegen die Aussprüche der päpstlichen Curie den Rechtsweg einschlägt (§. 13), oder von Klöstern und geistlichen Stiftungen Abgaben fodert (§. 18), oder in peinlichen Rechtsangelegenheiten wider Geistliche weltliche Richter aufruft (§. 19) u. s. f.

Diese Bulle, dieses allgemeine Kirchengesetz ist ebenso alt, seinem Sinne nach, als das System der päpstlichen Hierarchie. Viele römische Oberbischöfe haben daran ihr Heil versucht; ihre vollständige Ausbildung erhielt sie von einem Borghese, als Papst Paul V. genannt, der ihr die gegenwärtige Gestalt gab, an der sein zweiter Nachfolger, ein Barberini aus Florenz, Urban VIII., noch Manches besserte und sie am 1. April 1627 so publicirte, wie sie heutigen Tages verlesen wird und den rechtgläubigen Katholiken zur Glaubensnorm dient. — (So sind es am heutigen Tage, wo der Biograph Pius VII. diese Zeilen schreibt, gerade zweihundert Jahre seit der Unterzeichnung jener famösen Bulle, welche des Papstthums Allgewalt höher stellt als das Heil der Menschheit.) Gewiß braucht dieses wunderliche Gewebe der Kirchenpolitik nicht durch jesuitische Spitzfindigkeit und Verdrehungskunst weitere Ausdehnung zu erhalten, um blos zu erkennen, daß danach dem päpstlichen Bannstrahle Jeder verfallen ist, der als Regent, als Staatsbeamter, als Unterthan und Mensch seine Christenpflichten in kirchlicher und weltlicher Beziehung erfüllt, ohne ein blinder

Sklav des Papstes zu sein. Selbst die heilige Allianz kann neben diesem Kirchengesetze nicht bestehen. — Die Pforten der Hölle werden aufgerissen; wieweit sie sich aber auch öffnen, sie werden die große Masse der Verfluchten nicht aufzunehmen vermögen. Der Bannflüche Uebermaß zerrönne in Bedeutungslosigkeit, bliebe nicht zu erwägen, daß Befangene durch solches Aegerniß gefährdet werden, in unserm aufgeregten Zeitalter mehr als je; wogegen den Regenten Macht und Befugniß zusteht, Grundsätze echtchristlicher Sittenlehre in Tugend, Liebe und Einigkeit zu verwirklichen, wie solches mit deutlichen Schriftzügen die Worte der heiligen Allianz vorschreiben, in Uebereinstimmung mit dem ewigen Worte der göttlichen Offenbarung.

Wir bezeichnen Pius VII. fernere Regierungsgeschichte nach den Hauptzügen. Die auswärtigen Angelegenheiten führte Consalvi mit anerkannter Umsicht; für die innere Regierung war er mehr gebunden und konnte, aller Anstrengungen ungeachtet, nicht immer Aergernissen vorbeugen. Er war es, der bewirkte, daß Rußland, Preußen, die Niederlande, Hanover und Würtemberg nun beständig Gesandtschaften in Rom unterhielten.

Die drei Legationen Bologna, Romagna und Ferrara, die Marken, Benevento und Cammerino waren dem Kirchenstaate gerettet. Mit ihrer feierlichen Besitznahme, wobei das Vergessen alles Vergangenen, Aufrechthaltung der Verkäufe der Nationalgüter und des Kircheneigenthums versprochen, — nicht gehalten wurde, erfolgte eine neue Eintheilung der Länder des Kirchenstaats, dessen Einwohnerzahl man zu 2,354,719 Seelen angab, in siebzehn Delegationen. — Der Papst versäumte nicht, die hohen Kirchenämter des Aus- und Inlandes wieder zu besetzen. Am 8. März 1816 vermehrte er das Cardinalcollegium mit achtzehn Priestern und drei Diakonen, unter dem Geständnisse, daß er es für nöthig erachte, sich mit Männern zu umgeben, die, ihrem Gelübde getreu, wenn es noth thue, bereit wären, ihr Blut für das Heil der Kirche zu vergießen. Er selbst habe Beispiele der Schwäche gegeben; wenn er nachher Festigkeit bewiesen, so sei solches das Werk Gottes. — Auch die Cardinäle

der Kronen vermehrten am 25. September das heilige Collegium. Die Patriarchate von Indien, Antiochien und Armenien wurden wieder besetzt, desgleichen erledigte Erzbisthümer und Bisthümer, größtentheils in partibus infidelium. — Die Engelsburg wurde dagegen angefüllt mit Prälaten, welche der Gewalt der Zeitereignisse, wie man vorgab, zu große Fügsamkeit bewiesen hatten; an ihrer Spitze der Cardinal Maury, ein Chamäleon der Revolution. Er büßte kirchliche und politische Sünden nicht zu hart mit sechsmonatlicher Gefangenschaft, dann mit anderweitiger sechsmonatlicher Verhaftung in einem Kloster und mit der Entsagung der Bisthümer Montefiascone und Corneto, wogegen er als Cardinal vom versöhnten heiligen Vater wieder zu Gnaden angenommen wurde. *) Mit so leichter Strafe für kirchlich-politische Fehler kamen, ungeachtet der vom Papste verheißenen Verzeihung, Geistliche niedern Ranges selten weg. Solche Purificationsacte waren leichter vollzogen als die Aufrechthaltung der Landessicherheit gegen hohes und niederes Raubgesindel; man fand mehr Willfährigkeit bei den Gesandten, dem schädlichen Rechte der Freistätten für ihre Paläste zu entsagen, als bei den Geistlichen. Je ruchloser die Verbrecher, um so sicherer fanden sie irgendwo mächtigen Schutz. Mehre geistliche Corporationen erhielten die Befugniß wieder, jährlich einem Verurtheilten von den Galeeren und einem von der Todesstrafe Befreiung zu erbitten. Mit Räuberbanden und ihren Anführern trat man wie sonst in Unterhandlung und ließ ihnen Amnestie angedeihen bei'm Versprechen der Besserung. Einer der berüchtigsten und furchtbarsten Bandenhäupter in der Provinz Sabina, Fama, erhielt, auf Fürsprache des Cardinals Litta, Verzeihung und ein Feldaufseheramt, nachdem er bei den Capuzinern Buße gethan und zur allgemeinen Erbauung in feierlicher Prozession umhergeführt war. Das Personale der niedern Polizeiofficianten und das Sbirrencorps waren fortwährend die beste Pflanzschule und die zuverlässigsten Durchhelfer der Verbrecher. Die Anzahl und Macht jener war der Maßstab der Vermehrung dieser. Vieles Nützliche wurde zerstört, weil man es als

---

*) Siehe das Leben des Cardinals Maury in der „Biographie nouvelle des contemporains", tom. XIII, pap. 123 fg.

kirchenwidrige, von den Franzosen eingeführte Neuerung brandmarkte. Sogar Verbesserungen des Landbaues, welche mit dem wachsenden Wohlstande die Thätigkeit der Einwohner hoben, das römische Gebiet vor der oft erneuerten Besorgniß der Hungersnoth sichern konnten und vom Papste selbst begünstigt wurden, fanden heftigen Widerstand in der Meinung des verwilderten Volks, wie in den Umtrieben bevorrechteter Kornwucherer. So war seit funfzehn Jahren im Bolognesischen der Reisbau mit Nutzen betrieben; auf einmal stürmten vom 8. — 11. Mai 1816, unter den Aufhetzungen des Parteigeistes, zahlreiche Haufen Landvolks auf die Reisfelder ein und zerstörten sie, unter dem Vorgeben, daß die Luft davon verpestet werde. Die Staatsverwaltung war zu kraftlos, dem Aufstande zu steuern; Ruhe und mit ihr Untersuchung der Sache fand erst statt, nachdem die Anlagen vernichtet und ihre Besitzer in großen Schaden gebracht waren.

Für den Glanz der Künste zeigte Pius fortwährend entschiedene Vorliebe; diese auf Beförderung wahrer wissenschaftlicher Bildung auszudehnen, verstatteten seine engherzigen Begriffe vom Kirchenthume nicht. Die Zurückführung der von den Franzosen nach Paris gebrachten Kunstwerke war eine erfreuliche Nationalbegebenheit, bei welcher Consalvi gar thätig war. Er schickte Canova nach Paris als Unterhändler und Vollzieher der Auslieferungsverpflichtungen, welche die Verbündeten den Besiegten auferlegt hatten. Auch Lord Castlereagh bewies sich sehr theilnehmend und bewirkte, daß eine britische Fregatte kostenfrei die römischen Kunstwerke dem päpstlichen Hafen zuführte, zum Jubel aller Italiener, besonders der Römer. Der Papst ließ, unter Canova's Leitung, einen Flügel des vaticanischen Palastes zur würdigen Aufstellung dieser wiedererworbenen und anderweitig erhaltenen Kunstschätze einrichten. Auch die Nachgrabungen wurden mit Eifer betrieben; zur Entdeckung und Erhaltung alter Kunstwerke, wie zur Erwerbung neuer, manches Lobenswerthe gethan. Die von Benedict XIV. gestiftete Akademie der Alterthümer erhielt bei ihrer Wiedergeburt den Cardinal Pacca zum Protector und Canova zum ersten Director. — Alles, was der heilige Vater erübrigen konnte, verwendete er auf diese Weise und für mildthätige Zwecke, ohne dem berüchtigten Nepotismus die geringsten Rechte

inzuräumen. Die Mitglieder seiner Familie blieben arm und lebten in glanzloser Einfachheit wie er selbst, der, wenn sich Veranlassung darbot, ihr strenger Richter war. Sein Hausstand war so beschränkt, als seine Stellung irgend verstattete. Ohne sich besondere Einkünfte vorzubehalten, zog er seinen gesammten persönlichen Ausgabebedarf, mit Einschluß des Unterhalts seiner Paläste, Gärten und ganzen Hofdienerschaft mit 10,000 Piaster monatlich aus der Tresoria camerale; seine Tafel kostete monatlich nur 300 Piaster. — Solche Sparsamkeit fand den Beifall der Verständigen und laute Misbilligung der Unverständigen, deren Zahl gewöhnlich die größere ist. Wo zur Vergeudung die Schätze herkommen sollten, wurde nicht weiter untersucht; die Römer hätten dem Papste Wiederherstellung von zehn Jesuiten- und Mönchsorden zugestanden, wenn er nur irdische Reichthümer so willfährig gespendet hätte als den päpstlich-apostolischen Segen.

Wie in ökonomischer Hinsicht, war in diplomatischer die Regierung des heiligen Vaters nicht ohne Steine des Anstoßes, welche geradehin wegzuräumen gar nicht in der Politik der römischen Curie lag. Je weniger nach der Stimmung der Cabinete der großen europäischen Regenten gegenwärtig eine kirchliche Reform des Papstthums, oder ein Losreißen der ihm zugethanen Kirchen von demselben zu fürchten stand, um so behutsamer ging die päpstliche Curie zu Werke, indem sie sich, wie der Erfolg bewies, gar richtig den besten Ertrag vom Vereinzeln der Unterhandlungen versprach. Es war ihr sehr vortheilhaft, nachdem sie in den Verhandlungen des wiener Congresses den Länderbestand des Kirchenstaates gerettet hatte, daß dort keine generelle, durchgreifende Grundsätze zur Regulirung der Verfassung der katholischen Kirche der deutschen Bundesstaaten festgestellt wurden. So konnte der heilige Vater im geheimen Consistorio am 4. September 1815 berichten: sein Cardinallegat habe, als am Schlusse des wiener Congresses auf eine Note, welche des heiligen Stuhles Ansprüche und Anträge in Ansehung der deutschen Kirche enthielt, keine Antwort erfolgt, feierliche Protestation gegen alle erlassene Bestimmungen eingelegt, um der Kirche ihre geistlichen und weltlichen Rechte zu sichern. Die Fürsten würden daher auf der frankfurter Bundestagsversammlung der Angelegenheit ihre ganze Aufmerk-

samkeit widmen und den Oberhirten der Christenheit in den Stand setzen, die geistlichen Angelegenheiten Deutschlands zu ordnen. Verloren sei in der Sache durchaus nichts! — Auch England ließ für den römischen Stuhl das Beste hoffen; wenigstens das Cabinet zeigte sich wohlwollend und zuvorkommend für die Person des Papstes und für den Regenten des Kirchenstaats; über alle Streitpunkte des Kirchenregiments, besonders über die Angelegenheiten der Katholiken in Irland und ihre Verbindung zur römischen Curie, beobachtete man gegenseitiges Schweigen. — Nach dem Bombardement von Algier 1816 vergaß Lord Exmouth nicht, den Papst in den Barbareskenvertrag mit einzuschließen. Mehr als 300 aus der Sklaverei erlöste Römer, jedes Alters und Geschlechts, zogen, ihrer Heimath wiedergeschenkt, in Prozession nach St.-Peter, Gott und England für ihre Rettung zu danken. Drei Jahre später bewirkte Admiral Freemantle, daß Tunis den Kirchenstaat den dort zumeist begünstigten Mächten gleichstellte, ohne vom Papste Tribut zu verlangen. Dafür beschenkten sich Papst und Britenkönig gegenseitig mit ihren Bildnissen. Geschahen solche Liebesbeweise von verfluchten Ketzern, wie hätten die rechtgläubigen Fürsten, besonders die Regenten des bourbonischen Stammes, zurückbleiben dürfen? — Nur im Norden wollte das Freundschaftsverhältniß nicht gedeihen. Der Kaiser Alexander verursachte dem Papste großen Verdruß durch die Verweisung der bis dahin im ganzen Reiche geduldeten Jesuiten nach Polozk. Sie hatten sich weit verbreitet und auch in St.-Petersburg Collegien und Lehranstalten errichtet, von wo aus sie Proselytenmacherei in den ersten Familien trieben und ihre gefährlichen Verzweigungen durch das ganze Reich bis nach Sibirien und zu den Colonien an der Wolga ausdehnten. Auch zu Polozk wurden die Väter Jesu genau bewacht und verhielten sich anfänglich mit ruhiger Vorsicht, aber nur kurze Zeit; bald offenbarten sie von Neuem ihre sich in Alles mischende, besonders zu Bekehrungen geneigte Herrschsucht, wodurch Alexander veranlaßt wurde, vier Jahre später die Jesuiten aus seinen Reichen zu vertreiben. Die mit Reisekosten unterstützten Verbannten fanden in den östreichischen Staaten, besonders in Gallizien, willfährige Aufnahme und trieben ihre stille Wirksamkeit fort, welche für die neuesten Ereignisse Rußlands nicht ohne nachtheiligen Erfolg geblieben ist.

In ihrer Blöße zeigte sich die römische Curie durch eine Bulle, welche sie unter'm 29. Juni 1816 an den Primas des Königreichs Polen, den Erzbischof von Gnesen, erließ; sie war gegen Bibelgesellschaften und Bibelvertheilungen gerichtet und gewiß nicht geeignet, dem Kaiser Alexander günstige Begriffe vom Wesen der römischen Hierarchie beizubringen. Hier sprach Pius VII. von dem Abscheu, welchen er gegen Höllenerfindungen, die die Grundfesten der Religion erschütterten, hege; dahin zählte er auch Bibelübersetzungen in die Landessprache, die unendlich mehr Böses als Gutes stiften sollen durch die Vermessenheit der Menschen, daher er die Bischöfe an ihre heiligen Pflichten erinnerte und ihnen gebot, dem heillosen Unwesen, den Schlingen des ewigen Verderbens aus allen Kräften entgegenzuarbeiten. Er macht darauf aufmerksam, daß gerade gegenwärtig von der Verbreitung der Bibel in der Volkssprache nur Nachtheil zu fürchten sei, da die heilige Religion jetzt von allen Seiten mit großer Verschlagenheit und Geschicklichkeit angegriffen und der Kirche die schrecklichsten Wunden beigebracht würden. Nur verstattet werden die Schriftübersetzungen, welche vom apostolischen Stuhle genehmigt und mit Anmerkungen aus den Schriften der heiligen Väter begleitet sind.

Dieser Erlaß war keine gute Vorbereitung, um den Kaiser Alexander zur Zurücknahme der Verweisung der Jesuiten aus St.-Petersburg, Moskau und andern Ansiedlungen zu bewegen. Zwar bewarb sich Pius VII. auf manchem Wege darum; auch berief er zu Rom eine Congregation der Ordensgenerale, worin der Generalprocurator der Gesellschaft Jesu eine Vertheidigung der ihren Mitgliedern in Rußland gemachten Beschuldigungen verlas, welche, von einem päpstlichen Breve begleitet, dem russischen Gesandten übergeben wurde, worauf aber das kaiserliche Cabinet nicht achtete.

Bei allen Verhandlungen mit auswärtigen Mächten über kirchliche Gegenstände blieb die päpstliche Politik dem seit Jahrhunderten ausgebildeten Systeme getreu: wo sie es glaubte wagen zu dürfen, sprach der Papst in Bullen und Breven hochfahrend, als irdischer Statthalter Christi; wo Solches gefährlich schien, ließ er sich in frommer Demuth vernehmen, als väterlicher Friedensvermittler; aber er gab keinen Punkt seiner Anmaßungen,

seiner sogenannten Rechte auf. Sah er sich zu Verwilligungen und Beschränkungen seiner Kirchengewalt genöthigt, so machte er sie als augenblickliche Ausnahme, worauf man für die Zukunft und für ähnliche Verhältnisse sich nicht berufen durfte. So entging er der Losreißung einzelner katholischer Länder vom päpstlichen Supremate, welche, nach den immer misglückten Versuchen der gallicanischen Kirche, andere Staaten in Anregung brachten, indem sie einen Primas mit patriarchalischen Rechten von Rom anerkannt wissen wollten. In Ländern, deren Regierungen man geringen Machtumfang zutraute, blieb die Curie unbeugsam bei ihren Foderungen, traf aber nicht selten auf würdevolle Festigkeit der Gegner, wovon das Königreich der Niederlande einen Beweis gab. Auch Würtemberg verdient hier genannt zu werden, unter den katholischen Mächten aber Portugal, wo der Ernennung des berühmten Professors der Gottesgelahrheit, Joachim a Santa Clara, zum Erzbischofe von Evora vom Papste die Bestätigung verweigert wurde, weil der Ernannte den Grundsätzen der Synode von Pistoja ergeben sei, auf den rüstigen Vertreiber der Jesuiten, Pombal, eine Lobrede verfaßt und den Vätern der Gesellschaft Jesu sich als Gegner gezeigt habe. Die portugiesische Regierung zeigte sich über diese Ausstellungen sehr beleidigt, aber darauf gefaßt; sie drang auf ungesäumte Ausfertigung der Bestätigungsbulle, widrigenfalls der König erklärte: er würde alle Bischöfe seiner Staaten, nach der alten Form der christlichen Kirchenverfassung, durch den Metropoliten bestätigen lassen, ohne weitere Berücksichtigung der päpstlichen Einreden. Nun ließ man in Rom den Streitpunkt fallen, ohne vorläufig seine Ansprüche aufzugeben; aber man unterließ gleichzeitig nicht, der eben verstorbenen Königin von Portugal, nach des Papstes Befehle, in Rom feierliche Seelenmessen zu lesen, und der Secretair des heiligen Stuhls, Mazio, mußte der Verschiedenen, dem Herkommen gemäß, eine kirchliche Lobrede halten.

Die päpstliche Politik zeigte Willfährigkeit bei einzelnen Handlungen und Verwilligungen, wie schon erwähnt wurde; wichtige Hauptpunkte der Entscheidung schob sie in den Hintergrund und behielt sie einer künftigen Ausgleichung vor. Nirgend wurde dies sichtbarer als in den Beziehungen zum östreichischen Cabinete, welches umsich-

tige Bekanntschaft mit der römischen Politik bewies und als vorwaltende Macht Italiens besondere Schonung genoß. Das Ernennungsrecht der Bischöfe, welches Joseph II. durchgefochten hatte, wurde auch auf die neuerworbenen Staaten, besonders auf die venetianischen Lande ausgedehnt.

Besser als mit der Anordnung einer tüchtigen Polizei und einer durchgreifenden Justizpflege, wozu der heilige Vater durch Gesetzgebung und verbesserte Gerichtsverfassung (besonders durch Aufhebung der ruchlosen Patrimonialgerichte), nach Consalvi's Rathe, wichtige Schritte that, glückte es ihm, den kirchlichen Unfug der Prozessionen, der Klöster, der Wunderwerke und der Heiligsprechungen wieder in Gang zu bringen und dafür Theilnehmer, wenn auch nicht Gläubige, zu werben. Niemand fand an Dergleichen mehr Freude als Pius VII., dem es Gewissenssache sein mochte, die Klöster wiederherzustellen, die Kirchen zu bereichern und der Verbreitung der Jesuiten hülfreich die Hand zu reichen; doch der schroffe Zwiespalt zwischen dem Papstthume und der Veredlung des Menschengeschlechts war zu groß, als daß daraus nicht Beunruhigungen, die ihn unmittelbar trafen, hätten hervorgehen sollen. In seinen nächsten Umgebungen fehlte es nicht an zudringlichen Rathgebern sehr entgegengesetzter Meinung; in seinen Staaten hatten die Ultras der entgegengesetztesten politischen Systeme ihre eifrigen Theilnehmer. Bei jeder kraftlosen, zwischen Vorurtheilen und Verwirklichung des Guten hin- und herschwankenden Regierung müssen hieraus sogenannte Verschwörungen, verunglückte, fehlerhafte und strafbare Versuche zur Verbessung einer unfähigen Regierung hervorgehen. Ordensverbindungen, wie die der Freimaurer und Carbonari, brauchen ursprünglich gar keine politische Tendenz zu haben, um doch der Sitz derselben zu werden, denn vertrautes Zusammentreten der Menschen ergibt von selbst die Mittheilung Dessen, was die Herzen erfüllt mit Unmuth oder Wohlgefallen, mit Besorgniß oder froher Erwartung. So reiheten sich unter dem päpstlichen Hirtenstabe mancherlei Verschwörungsgeschichten aneinander. Bannfluch und Strafen konnten Verbindungen von Unzufriedenen und Ausbrüche des Widerwillens gegen die Regierung nicht vernichten; nicht selten wurden Verfolgungsmittel gewählt, die nur lächerlich waren. So entdeckte man 1817 zu Ascoli eine Carbonariloge, an de-

ren Spitze ein Graf Lauti und mehre Mitglieder der päpstlichen adeligen Leibgarde standen; jener wurde der Inquisition übergeben, die adelige Leibgarde aber, von der man fürchtete, daß in ihr das liberale System des Ordens verbreitet sei, mußte in gewissen Abtheilungen von Woche zu Woche zu den Jesuiten nach S.-Ignazio marschiren, um durch geistliche Uebungen gereinigt zu werden. — In demselben Jahre, wo das muthwillige Volk unter den Fenstern der päpstlichen Wohnzimmer den bekannten Vers oft wiederholte:

Non abbiamo pazienza;
Non vogliamo più Eminenza;
Non vogliamo più santità;
Ma egualianza e libertà,

entdeckte der Statthalter der Marken, Rambrini, gefährliche Umtriebe, deren Ausbruch mit genauer Noth von den herbeigerufenen Soldaten verhindert wurde. Die Stadt Macerata sollte, so hieß es, überfallen, in Brand gesteckt, und dann die Fahne der Empörung, unter Niedermetzelung aller päpstlichen Beamten, aufgepflanzt werden. Die offiziellen Berichte, welche man über diese und andere Vorfälle der Art bekannt machte, enthalten so viel Unzusammenhängendes, Widersprechendes und offenbar Entstelltes, daß dadurch der wahre Zusammenhang nicht in's Licht gesetzt, sondern wahrscheinlich mit Absicht verdunkelt wird. — Schon im Frühlinge 1818 gab es neuen Carbonarilärm im Kirchenstaate: viele angesehene, einflußreiche Männer wurden als Urheber genannt, die Grafen Cesar Gallo d'Osimo und Fontibuoni, die reichen Gutsbesitzer Monti und Silvestri, der Banquier Pari und mehre Gelehrte von Ruf als Staatsverbrecher eingezogen, als Hochverräther verurtheilt, er Verschwörerplan soll gewesen sein, die päpstliche Regierung, an welcher die Menschheit wenig verlor, zu stürzen und ganz Italien zu revolutionniren; mit Ausnahme der Regierung einiger Länder der Lombardei, wäre bei'm Gelingen des vermessenen Planes wenig Preiswürdiges in Gefahr gekommen. Die wider die Verschwörer ausgesprochenen Straferkenntnisse milderte der Papst; die Todesstrafen wurden in Galeerenstrafe, die Galeerenstrafen in Gefängniß verwandelt. Diese scheinbare Milde gegen Hochverrath tritt in den Hintergrund bei dem gleichzeitig erschienenen Gesetze, welches die

Gerichtshöfe anwies, wider Personen, die der Theilnahme an Freimaurerei angeschuldigt waren, bei'm beharrlichen Leugnen, zur Enthüllung der Wahrheit, die Folter anzuwenden. So wenig durchgreifend waren die von Consalvi betriebenen Justizverbesserungen! so schnell wurden kaum beseitigte Gräuel der Barbarei zurückgerufen!

Im Leben Pius VII. verdient die Geschichte der unter seiner Regierung verhandelten Concordate einen besondern Abschnitt, in welchem die Concordate mit der gallicanischen Kirche die erste Stelle einnehmen.

In Frankreich kam bei der Staatsveränderung der Abschluß eines neuen Concordats bald in Anregung. Der heilige Vater wußte recht gut, daß Ludwig XVIII. den ärgerlichen Concordaten, welche 1801 mit Bonaparte verhandelt waren, nicht geneigt sein konnte. Die Restauration von 1814 hatte Frankreichs Militairgewalt und, mit der Regierungsveränderung, den Glauben an politisches Uebergewicht gebrochen. An der Stelle des siegestrunkenen Feldherrn gebot nun ein friedliebender Greis, der nicht ohne Vorurtheil auf die neuen Institutionen blickte und nur zu oft von der öffentlichen Stimme daran erinnert wurde, daß ihr Thronrecht sich auf das System der Legitimität gründe. Dieses nahm der französische Klerus gleichfalls in Anspruch, indem er eine neue Feststellung seiner Verhältnisse zur römischen Curie wie zur königlichen Regierung, von der er seine alten Besitzthümer oder Entschädigung verlangte, foderte. Schon die Jahresbezeichnung des Concordats von 1801 war hinreichend, dasselbe als revolutionnair und irreligiös verwerflich zu finden; Bonaparte's Hand hatte es unterzeichnet; solchen Makel konnten selbst die Schriftzüge des heiligen Vaters nicht ausgleichen. Es hieß: der legitime König kann das Recht der Bischofsernennungen nicht ausüben in Verfolg eines mit einem Usurpator getroffenen Abkommens. Von Rom aus fügte man hinzu: Die königliche französische Geistlichkeit ist eine andere als die des Kaiserthums; der Wirkungskreis der Religion muß erweitert, von Mißständen gereinigt werden; darum muß der römische Hof die Bevorrechtungen, die man ihm ungerechter weise abgedrungen hat, wieder erhalten. Vorbereitungen zu solchem

neuen Abkommen waren bei günstiger Stimmung durch den Nuntius getroffen, welchen Pius VII. schon 1814 nach Paris sandte, um den König von Frankreich auf seinem Throne zu beglückwünschen. Dieser Nuntius, Cardinal della Genga, der gegenwärtig als Leo XII. die dreifache Krone trägt, mochte dem heiligen Vater über die Anhänglichkeit der Franzosen an die Kirche etwas übertriebene Berichte erstattet haben, und der französische Gesandte zu Rom, der Graf Blacas, als ehemaliger Emigrirter in einem der französischen Nation entfremdeten Ideenkreis lebend, trug noch mehr dazu bei, über den Standpunkt zu täuschen, in welchen sich der Papst zu den Franzosen setzen könnte; so wurde am 16. Julius 1817 zu Rom zwischen den beiderseitigen Bevollmächtigten, dem Grafen Blacas und dem Cardinal Consalvi, ein neues Concordat abgeschlossen, welches indeß, ehe es in Frankreich Gesetz wurde, die offizielle Bestätigung der Kammern erhalten mußte. Hieran aber scheiterte es, indem es den besonders unter Ludwig XIV. erstrittenen Freiheiten der gallicanischen Kirche den Stab brach und das zwischen Leo X. und Franz I. abgeschlossene Concordat mit Aufhebung aller folgenden Verhandlungen wiederherstellte. Jener alte Vergleich wurde dem jungen Könige Franz, der, in der Freude des Siegs von Marignan, mit dem Papste 1515 zu Bologna eine Zusammenkunft hielt, abgeschmeichelt, indem Leo ihm die Aussicht auf die gewünschte Krone von Neapel, für den Todesfall Ferdinands des Katholischen, zusicherte, ihm Hoffnung machte zu dem abenteuerlichen Titel eines Kaisers des Orients, und ihn den Schild des Glaubens und die Stütze der Kirche nannte. Mit der Erhaltung der erzbischöflichen und bischöflichen Sitze des napoleonischen Kaiserreichs sollten die des Königthums wiederhergestellt werden. Von den, nach dem wiederhervorgezogenen Concordate, dem päpstlichen Stuhle zuerkannten großen Bevorrechtungen, von der verwilligten Zahlung der Annaten für die Schatzkammer zu Rom war Nichts ausdrücklich erwähnt, doch verstand sich Solches von selbst. So erhielt das neue Concordat nicht die Zustimmung der Kammern und war also für Frankreich nichtig. Der französische Klerus, begünstigt von der Stimmung des Hofes, lüstern nach dem Erwerbe der verlorenen Kirchengüter, verfolgte seine Pläne, indem er sich den den Thron umlagernden Exemigranten

anschloß und seine Ansprüche mit denen des heiligen Vaters in Uebereinstimmung brachte. In der französischen Nation waltete die Ueberzeugung ob, daß das neue Concordat verwerflich, nur ultramontanischen Ansprüchen vortheilhaft sei und in seinen ausdrücklichen Bestimmungen, wie bei'm Uebergehen wesentlich nothwendiger Festsetzungen, den Freiheiten der gallicanischen Kirche zuwiderlaufe. Leicht zu durchblicken ist die römische Politik und die Tendenz der französischen Unterhändler, wonach der Hauptstreitpunkt zwischen dem Papste und Napoleon, die Verpflichtung Jenes, den von Diesem ernannten Bischöfen die canonische Bestätigung zu verleihen, gar nicht berührt wurde. Die natürliche Berechtigung der Könige, in ihrem Lande die Bischöfe zu ernennen, wird der päpstlichen Machtvollkommenheit offenbar untergeordnet, wenn diese in höherer Instanz jene Ernennungen durch Verweigerung der Bestätigung ungültig machen können. Mit Recht hat man Napoleon viel Böses nachgesagt; doch darin traf er den Entscheidungspunkt sehr richtig, daß er durch bestimmte Bestätigungsfrist seine Bischofsernennungen gegen alle päpstliche Willkür sichern wollte.

Der Papst wurde durch jene Verwerfung des Concordats durch die Kammern beleidigt und sah in der Charte, diesem Staatsgrundvertrage, einen Nachwuchs republikanischer Verirrungen; er wußte recht gut, wie weit er in dieser Misbilligung gehen durfte, und wandte sich (1817) schriftlich an den allerchristlichsten König mit Vorstellungen wider die neue Staatsverfassung Frankreichs, welche den Dogmen der katholischen Kirche entgegen sei. Ludwig XVIII. ließ hierauf in Rom durch seinen Gesandten Blacas ein Antwortsschreiben überreichen, worin gesagt wird: „Se. Allerchristlichste Majestät sehen mit unendlicher Betrübniß, daß einige Abschnitte der Charte, die Sie Ihren Völkern gab, von Seiner Heiligkeit als den Kirchengesetzen und der Religiosität zuwider betrachtet werden. Mit den dem erstgeborenen Sohne der Kirche zustehenden Gesinnungen verwahren Sie sich gegen jede Deutung der Art. Indem Sie die apostolisch-katholisch-römische Kirche für die des Staats erklärten, konnten Sie nicht umhin, Ihren Unterthanen von andern Glaubensbekenntnissen freie Religionsübung zu verstatten und durch die von Seiner Majestät beschworene Charte zuzusichern. Dieser Eid, welcher nur auf bürgerliche Ordnung Bezug

hat, kann keine Verletzung der Dogmen und Gesetze der Kirche insichschließen".

Mit dieser Erklärung beruhigte sich der Papst, obgleich das eingestandene Staatsprincip der Toleranz gerade der Hauptpunkt der geäußerten Unzufriedenheit war, wobei ausdrücklich hervorgehoben wurde, daß man, nach der Charte, andere Glaubensgenossen nicht allein duldete, sondern schützte und begünstigte, indem man auf Kosten des Staats ihre Geistlichen besoldete und ihnen Gotteshäuser bauete.

Gegenseitig wandten sich aus Frankreich viele Römlinge, mit dem meisten Aufsehen die vom Cardinal-Erzbischof Perigord zusammenberufene Synode, an den heiligen Vater mit Klagen über den hülflosen Zustand der französischen Geistlichkeit, und mit Beschwerden gegen das Ministerium, welches, anstatt das Concordat von 1817 durchzusetzen, nur provisorische, der Kirche so nachtheilige Maßregeln beabsichtige. Die frommen Väter meinten in ihrem Trübsal sich nicht besser helfen zu können, als indem sie sich auf's innigste an den heiligen Stuhl anschlössen, vor demselben die Reste ihrer Armuth niederzulegen, zur Rettung der bedrängten Kirche. Unter solchen Machinationen wurde zwischen Blacas und Consalvi eine vorläufige Vereinbarung über das Kirchenregiment in Frankreich getroffen, worin man das Wichtigste unentschieden ließ, aber doch die Concordate von 1801 und 1817 aufhob. Da die neue Abkunft directe keine neue Staatsfonds erfoderte, so wurde sie, ohne den Kammern zur Genehmigung vorgelegt zu sein, in Vollzug gesetzt. Ein schlauer römischer Prälat, der Erzbischof von Nisibi, erschien als neuer Nuntius in Frankreich und fand ein weites Feld für seine Thätigkeit. Die wider die Protestanten in Frankreich gleichzeitig verübten Gräuelthaten wurden, wenn nicht vom Papste, doch von Rom aus gebilligt und angeschürt.

Während dieser Verhandlungen hatte Pius VII. zu Castel Gandolfo, wohin er sich der gesundern Luft halber begeben, eine schwere Krankheit zu überstehen, welche jene zwar nicht aufhielt, aber den Einfluß Consalvi's verminderte. Unwahrscheinlich scheint das in einigen Zeitschriften angedeutete Vorgeben, der Cardinal-Staatssecretair habe in diesem Zeitpunkte der Opposition Vieles nachgegeben, um sie geneigter zu machen und sich so, bei

wahrscheinlich naher Erledigung des päpstlichen Stuhles, die Nachfolge auf demselben zu sichern. Es ist stillschweigender Grundsatz des Conclave, dem Cardinal, welcher das Staatssecretairamt bei'm letztverstorbenen Papste bekleidete, nicht die päpstliche Krone aufzusetzen. Ohnehin lassen viele Maßregeln Consalvi's vermuthen, daß er solche Pläne nicht hegte.

Auch die bairische Regierung zeigte sich sehr geneigt, die Angelegenheiten der katholischen Kirche mit der römischen Curie zu ordnen. Der Wunsch nach einem Concordate war in Rom das Signal zu übertriebenen Foderungen, wogegen der König durch seinen Unterhändler, den bald nachher zum Cardinal erhobenen würdigen Bischof Häffelin erklären ließ, er sei nicht gesonnen, seine Regentenrechte schmälern zu lassen durch die Anmaßungen der Hierarchie. So kam die Uebereinkunft schneller zu Stande als man erwartete. Pius VII., von seiner Krankheit hergestellt, machte in einem geheimen Consistorio, am 15. November 1817, das Concordat dem Cardinalcollegio unter großen Lobsprüchen des Königs bekannt. Erzbisthümer und Bisthümer, nebst ihrer Capitelverfassung, wurden geordnet, die Einkünfte derselben billig festgestellt und bedungen, daß die dem Kirchenwesen ausgeworfenen Fonds auf liegende Gründe fundirt würden. Diese letzte Feststellung mag der Sache angemessen sein, da die weltlichen Mächte sich in den Besitz der liegenden Gründe der aufgelösten kirchlichen Stiftungen gesetzt haben, da mithin den kirchlichen Zwecken wieder gegeben wird, was ihnen zusteht, und da die Erhaltung der katholischen Geistlichkeit, bei der beständigen Finanzbedrängniß der meisten Staaten mit der Hinweisung auf die Cassen der Regierung, der Besorgniß für die Zukunft nicht enthoben ist; — daß aber die Cabinete der Regenten hinsichtlich solcher Anordnungen des weltlichen Besitzthums, die gewiß nicht unmittelbar zur Kirchenlehre, worüber der Papst die Aufsicht hat, gehören, der römischen Curie ein Stimmrecht einräumt, hierüber mit dem Papste förmlich unterhandelt, beweist nur zu augenscheinlich, daß die weltlichen Mächte zu wenig darauf achten, wie der Oberhirte mehr bedacht ist auf die irdische Pflege seiner Diener und Gehülfen als auf die geistliche Fütterung seiner Schafe.

Uebrigens wurde den Erzbischöfen und Bischöfen im Königreiche Baiern zweckmäßige Wirksamkeit in ihrem Hir-

tenamte, zur Erhaltung der vom Papste gebilligten Kirchenzucht, den canonischen Gesetzen gemäß, zugesichert, die Besetzung jener Aemter, wie die der Domcapitel und der Pfarren so geordnet, daß der Papst seinen angemaßten Rechten nichts vergab, wenn er auch dem Könige dabei manche Vergünstigungen einräumte und sich selbst nur wenige Stellenvergebungen, z. B. die Propsteien der hohen Capitel und die canonische Bestätigung für die Prälatenernennung des Königs vorbehielt. — Diesem Concordate ertheilte König Max Joseph die Bestätigung und verleibte es der Verfassungsurkunde als Staatsgesetz ein. Dann erschien bald darauf zu München in der Person des gewandten Erzbischofs Serra Cassano ein päpstlicher Nuntius, der das Concordat in Wirksamkeit setzen und nebenher der hierarchischen Partei des Landes zum Stützpunkt dienen sollte, um ein Gegengewicht zu bilden wider die in Rom sehr ungünstig aufgenommenen bairischen Landesgesetze, welche im Allgemeinen über die kirchlichen Verhältnisse der Staatsbewohner redeten und anordneten, daß in Glaubenssachen kein Zwang stattfinden dürfe, und daß in ihren Rechten die Kirchen der verschiedenen Glaubensbekenntnisse einander gleich wären. Hiergegen erließ der heilige Vater an den König nicht blos Ermahnungen, sogar auch drohende Zurechtweisungen, wogegen der biedere König Max Joseph durch Häffelin erklären ließ: „der König werde, seinem Versprechen gemäß, daß Concordat gewissenhaft erfüllen; was aber jene, aus dem Anhange der Verfassungsurkunde angezogene und gerügte Bestimmungen beträfe, so hätten diese nur Erhaltung der Ordnung und Eintracht unter allen Unterthanen des Reichs zum Zwecke, zunächst als Norm für die Nichtkatholiken. Durch den auf die Verfassungsurkunde geleisteten Eid sollten überhaupt die Dogmen und Grundsätze der katholischen Kirche durchaus nicht verletzt oder beeinträchtigt werden; er beziehe sich allein auf weltliche Verhältnisse". — Diese Erklärung hatte viel Aehnliches mit jener zuvor angeführten Ludwigs XVIII.; ihr wurde, unter gewöhnlichen Verwahrungen, die günstigste Deutung gegeben und von beiden Seiten geschwiegen. Doch die Vollziehung des Concordats verzögerte sich wegen der Dotation der Bischöfe aus liegenden Gründen, wegen des der gesammten Geistlichkeit auferlegten Eides auf die Verfassungsurkunde und wegen vieler Einzelheiten, in

Digitized by Google

deren Aufstellung der pfiffige Italiener, der Nuntius Serra, unerschöpflich war; er traf aber das königliche Ministerium in so fester Haltung, daß er nachgeben mußte und im Jahre 1821 das katholische Kirchenthum in Baiern bis zur förmlichen Errichtung der Erzbisthümer und Bisthümer und ihrer Besetzung gedieh. Konnten sich die Römlinge in Baiern keines Gelingens im Ganzen erfreuen, so tröstete es sie, einzelne Vortheile zu gewinnen, wozu die im Concordate zugesicherte Wiederherstellung einiger Klöster nicht wenig beitrug.

Auch mit Würtemberg ward päpstlicher Seits wegen Regulirung des dortigen Kirchenwesens, welches durch Dalberg's Tod sein Haupt verloren hatte, unterhandelt; doch blieb es bis zur definitiven Errichtung eines Landesbisthums bei der Abordnung eines Generalvicars, erst in der Person des Bischofs von Tempe, Fürsten von Hohelohe, dann, als dieser starb, in der Person des Bischofs von Evora, von Keller. Im Jahre 1820 gab dort eine Seite dieser Angelegenheiten den Kammern viel zu thun: man verlangte Ausscheidung des katholischen Kirchenguts zur Fundirung kirchlicher Institute; doch verwarfen, nicht ohne heftigen Widerspruch der Betheiligten, die Kammern diese Foderung. Weder hier noch in Baden kamen die Verhandlungen zum Abschluß; die großherzogliche Regierung zeigte eine Festigkeit, welche dem Papste um so mehr zu Verdruß gereichte, da er solche bei weit mächtigern Staaten nicht gefunden hatte. Nach dem Tode Dalberg's war der edle von Wessenberg zum Vicar des Bisthums Konstanz erwählt; der heilige Vater weigerte sich ihn anzuerkennen; der Großherzog aber bestand darauf. Wessenberg, ein verdienstvoller Mann und würdiger Geistlicher, ohne Römling zu sein, stellte der ihn verfolgenden römischen Curie das Bewußtsein der Schuldlosigkeit entgegen und ging nach Rom, um den Grund der verweigerten Bestätigung zu erforschen. Man ging auf die angeschuldigten Irrlehren wenig ein, sondern verdammte seine dem heiligen Stuhle verwerflich dünkende Verwaltung des Bisthums, verlangte unbedingt deren Niederlegung und öffentliches Reuebekenntniß. So fand die Bestätigung der ihm zugedachten Bischofswürde in Rom mächtige Hindernisse. Wessenberg ward von seiner Regierung kräftig geschützt. Ein päpstliches Breve, vom 15. März 1817, erklärte seine Wahl für ungültig; doch;

ein großherzogliches Rescript vom 16. Junius verpflichtete ihn zu fernerer Ausübung seines geistliches Amts und wies ihn an, Alles als nichtig zu betrachten, was nicht in den Landeskirchengesetzen und in der Observanz gegründet sei. Der Großherzog ging noch weiter; er wandte sich mit einer geschichtlichen Darstellung des Hergangs an die Bundestagsversammlung, zeigte die staatsrechtswidrigen Eingriffe des Papstes in die Kirchenangelegenheiten der deutschen Fürsten und foderte diese auf, mit gemeinschaftlicher Thätigkeit sich den Anmaßungen zu widersetzen: doch der Erfolg dieses Schrittes entsprach den Erwartungen auf keine Weise. Als 1822, bei der Wahl eines Erzbischofs von Freiburg, die meisten Stimmen sich für den verfolgten Wessenberg aussprachen, erklärte dieser mit schöner Selbstverleugnung, daß er, bei dem Verhältnisse zum römischen Hofe, persönlich zurücktreten wolle, und rathe, die Besetzung der bischöflichen Stühle nicht zu übereilen. Nun wurde der gelehrte Professor Wanker zum Erzbischofe von Freiburg gewählt, womit die römische Curie indeß nicht zufriedengestellt, und die Ausgleichung der Streitigkeiten über die katholischen Kirchenangelegenheiten Badens nicht entschieden war.

Wie weit die päpstlichen Anfoderungen in Betreff des wiederherzustellenden Kirchenregiments gingen, offenbarte sich nur zu deutlich im Königreiche der Niederlande. Die dortige Reichsverfassung und der auf solche zu leistende Staatsbürgereid wurden geradehin für glaubens- und kirchenwidrig erklärt; der bekanntlich aufruhrsüchtige belgische, besonders der brabantische und flandrische Klerus fand in der bigotten Stimmung der Landesbewohner und ihrer Nationalfeindschaft wider die evangelischen Holländer erwünschten Beistand. Der Bischof von Gent, Prinz Broglio, befahl, übereinstimmend mit den von Rom erhaltenen Weisungen, den Pfarrern seines Kirchsprengels, Denen, welche dem Könige und der Reichsverfassung den Eid der Treue geschworen hatten, die Absolution zu versagen. Als er hierüber von den königlichen Rechtsbehörden zur Untersuchung gezogen werden sollte, floh er nach Frankreich. Unter Streitigkeiten mancher Art, ertheilt doch der heilige Vater kurz nachher dem zum Erzbischofe von Mecheln ernannten Prinzen von Mean, welcher, unbeschadet der Dogmen der römisch-katholischen Kirche, den Constitutionseid leistete, die päpstliche Bestätigung durch Zusendung

des Palliums. Vielleicht glaubte Pius VII. durch diese Nachgiebigkeit seinem Fürworte für den in contumatiam verurtheilten Bischof von Gent größeres Gewicht zu verschaffen; doch war dieses Urtheil zu Gent schon publicirt und durch Henkershand an den Galgen geheftet. Der harte Ernst dieser Maßregeln verrieth Leidenschaftlichkeit, welche die Staatsweisheit nicht billigte. Der bald erfolgte Tod Broglio's änderte in der feindseligen Stimmung der Katholiken gegen die Regierung Nichts. Die katholische Geistlichkeit jener Länder übte über die Einwohner zu großen Einfluß, als daß Broglio nicht unter dem Gesichtspunkte eines Märtyrers erschienen wäre. Man sann darauf, den selbst in Staatsverrath ausartenden Aergernissen durch eine Uebereinkunft mit dem römischen Hofe ein Ende zu machen. Freilich war es dazu ein schlechtes Vorspiel, daß der päpstliche Nuntius Cambiati und die sacra congregatio de propaganda fide den Pfarrern in den Niederlanden anbefohlen, vom Staate keine Zulage anzunehmen, so lange solche nicht anders als mit königlicher Bestätigung verliehen würde. Nur Anwendung der größten Strenge konnte dem Priesterunwesen ein Ziel setzen. Die Unterhandlungen mit dem päpstlichen Hofe zur förmlichen Einrichtung der niederländischen katholischen Kirchen wurden bald abgebrochen, bald wieder angeknüpft, Letzteres besonders in Brüssel, nach der Abrufung des der Regierung widerwärtigen Cambiati, dem als Nuntius der Erzbischof von Cyr, Nosalli, folgte. Doch Pius VII. erlebte nicht den Abschluß eines Concordats, das sein Nachfolger gar nicht zu beschleunigen gesonnen ist.

Aus allen diesen Thatsachen geht hervor, daß Pius VII. es bei der Führung seines Kirchenregiments nirgend an wachsamer Klugheit mangeln ließ und für die Wiederherstellung des ganz verfallenen Gebäudes der päpstlichen Hierarchie, von den Umständen begünstigt, Unglaubliches erreichte. Die Schweiz bietet hierzu eine neue Bestätigung dar. Die Errichtung und Stellung eines Nationalbisthums war durch die Veränderung der angrenzenden Bisthümer, deren Sprengel sich über die Schweiz erstreckte, besonders Basels und Konstanz, nothwendig geworden. Die Cantons waren über die Entscheidung dieser Angelegenheit, und besonders über den Sitz des neuen Bisthums gar verschiedener Meinung. Der heilige Vater ließ durch seinen Nuntius, den Erzbischof von Kalcedon,

Carlo Zen, die Sache hinhalten; je fühlbarer das Bedürfniß der Errichtung eines Bisthums wurde, um so zuverlässiger durfte er erwarten, bei der Entscheidung den Vortheil der Curie fördern zu können. Ein anderer Wunsch dieser, die Wiederherstellung der gefürsteten Abtei St.-Gallen, scheiterte an der Entscheidung der Tagessatzung (1817). Glücklicher ging die Wiederaufnahme und Ansiedelung der Jesuiten von statten, erst zu Freiburg, dann zu Solothurn; für die weitere Ausbreitung waren nun feste Punkte gewonnen. Verhandlungen über die Bischofssitze, welche zu Luzern, zu Solothurn, zu Maria-Einsiedeln im Canton Schwyz errichtet werden sollten, arteten, bei der Eifersucht der Cantone, in religiöse und politische Parteiungen aus, welche der römische Internuntius so geschickt benutzte, daß seine Nuntiatur-Jurisdiction täglich bedeutsamern Wirkungskreis erhielt und Roms Einfluß auf die katholischen Schweizercantone ununterbrochen vorschritt. Die Unruhen in Nidwald (1818), welche in Uri und Schwyz weit verzweigt waren, standen in unmittelbarer Verbindung mit den von Rom aus begünstigten Planen, wogegen auf der Tagesatzung die Abgeordneten des Cantons Uri laute Beschwerde erhoben, gegen die Ruchlosen, welche die heilige Kirche und ihr Oberhaupt, die Priesterschaft und geistliche Orden zum Gegenstande beleidigender Angriffe machten, und wider solchen an der Kirche Christi begangenen Frevel die Hülfe der Tagessatzung aufriefen. Der Nuntius begünstigte jede politische Partei, so lange sie zur Regierung in Opposition stand, ließ sie aber fallen, sobald sie auf Abschluß der Verhandlungen drang, oft unter dem Vorwande, daß er erst neue Instructionen und Vollmachten vom heiligen Vater einholen müsse. So kam es hier so wenig zu einer durchgreifenden Regulirung des Kirchenwesens als in andern Ländern, wo, unter großen politischen Verbrechen und Stürmen, der Regent der Bigotterie, die Nation in unheilbringende Widersprüche verfallen war, wie in Spanien, oder wie in Neapel, wo der König ein gehorsamer Sohn der Kirche, deshalb aber die Thronrechte aufzuopfern nicht geneigt war; dennoch erwarb am Hofe des Letztern die Priesterschaft besondere Gunst, als mit ihrer Existenz betheiligte Widersacher der Neuerer, der Revolutionnaire, der Aufklärer, der Carbonari, der Freimaurer, und wie man die des Hochverraths Beschuldigten

sonst nannte, wider welche die päpstliche Curie gern gemeinschaftliche Sache machte mit dem weltlichen Regimente.

Eine der freudigsten Begebenheiten der an ganz eignen Erscheinungen reichen Regierung Pius VII. war die Unterhandlung über das katholische Kirchenwesen der preußischen Staaten. Auch diese hatte sich mehre Jahre hingezogen; endlich kam zu Rom die Vereinbarung zu Stande, welche der heilige Vater in der berühmten Bulle De salute animarum bekanntmachte. Vor Allem ist dabei zu bewundern, mit welcher Geschicklichkeit päpstlicher Seits alle Punkte, deren Entscheidung dem heiligen Vater vortheilhaft waren, geordnet und festgestellt sind, dagegen Alles im Stillschweigen übergangen wird, was der römischen Curie unangenehme Bestimmungen und Erklärungen hätte herbeiführen können oder müssen. Die Anordnung und Bestätigung der Erzbisthümer und Bisthümer des Königreichs, ihre Diöcesalverhältnisse, der Personaletat ihrer Capitel u. s. f. mag Manchem als der unwichtigere Theil der Urkunde erscheinen. Bedeutender ist, daß jedes unmittelbare Einwirken des Regenten auf die Besetzung der Erzbisthümer, Bisthümer und anderer geistlichen Würden nicht zugestanden, sondern deren Kirche gesichert ist; es heißt in der Bulle: „Bei sich ereignenden Erledigungen in den gedachten erzbischöflichen und bischöflichen Kirchen, auch in der Kirche zu Aachen, werden wir und unsere Nachfolger, die Päpste zu Rom, nicht nur die Propstei, welches die erste Würde nächst der bischöflichen ist, sondern auch die in den Monaten Januar, März, Mai, Julius, September und November zur Erledigung gelangten Kanonikate vergeben, und zwar in derselben Art, wie bisher zu Breslau geschehen ist. Was aber die Dechanteien anbelangt, desgleichen die Kanonikate, so in den übrigen Monaten erledigt werden, so fallen solche der Vergebung der betreffenden Erzbischöfe und Bischöfe anheim, denen wir auch die Verleihung der Vikarien oder Pfründen, in was für einem Monat sie ledig werden mögen, gänzlich überlassen. — Es sollen bei Erledigung der erzbischöflichen und bischöflichen Stühle, innerhalb der gewöhnlichen Frist von drei Monaten, die Würden und Canonici capitularisch versammelt werden und mit Beobachtung der kanonischen Vorschriften aus der gesammten Geistlichkeit des preußischen Reichs sich einen würdigen, und mit den

kanonischen Erfodernissen begabten Mann zu ihrem Vorgesetzten kanonisch zu erwählen ermächtigt sein. — Es soll über jede solche Wahl eine in beglaubigter Form abgefaßte Urkunde an unsern heiligen Stuhl eingesendet werden. Wenn diese dann die Wahl für kanonisch vollzogen anerkennt, und kraft der Untersuchung, die der römische Papst jeder Zeit einem preußischen Erzbischofe oder Bischofe auftragen wird, sich von des Erwählten Tüchtigkeit überzeugt, so werden wir und unsere Nachfolger jede solche Wahl, bestehendem Gebrauche gemäß, durch apostolische Briefe bestätigen". — Bei der Unbestimmtheit und dem sich oft Widersprechenden der kanonischen Vorschriften über Bischofwahlen und über die Fähigkeit zum Bischofamte, kann es der päpstlichen Curie nie an Vorwänden fehlen, Wahlen, die ihrer Absicht nicht entsprechen, anzufechten; die Bestätigung ist also der Willkür des heiligen Vaters factisch anheimgestellt.

Der schwierigste Punkt der kirchlichen Einrichtung, die irdische, pecuniaire Ausstattung der Klerisei, wobei das päpstliche Hirtenamt, nach seiner Obhut über Glaubenslehre, gar nicht betheiligt sein sollte, wie selbst katholische Regenten des Papstes Einmischung hierein erfolgreich bestritten haben, ist so geordnet, daß dem heiligen Vater Wenig zu wünschen übrig bleibt. Die Bulle sagt: „Die dazu erfoderlichen Mittel wird der vorgepriesene durchlauchtigste König von Preußen, seiner Huld nach, freigiebig bewilligen, als welcher Fürst uns Gesinnungen der höchsten Großmuth und Güte gegen die seinem Zepter unterworfenen Katholiken zu erkennen gegeben und zu unverzüglicher Herstellung aller Diöcesen seines Reiches folgende Art und Weise der Ausstattung dargeboten hat: Es sollen auf die namentlich dazu angewiesenen Staatswaldungen so viel Grundzinsen errichtet werden *), als auszustattende Sprengel dasind, und zwar zu solchem Betrage, daß die davon zu erhebenden reinen, von jeglicher Belästigung freien Einkünfte ausreichen, entweder zu gänzlicher Ausstattung der Sprengel, wenn es durchaus daran gebricht (?), oder zur Ergänzung der Ausstattung,

*) So lautet die offizielle Uebersetzung; im Originale heißen die Worte verständlicher: — „tot Census autoritate Regia imponentur". — Mehre Stellen der Uebersetzung dieser Bulle sind nur nach dem Originale zu verstehen.

wenn Sprengel einen Theil ihrer Güter noch besitzen, so daß jede Diözes zukünftig ein solches Jahreinkommen haben möge, welches für die erzbischöfliche und bischöfliche Tafel, für das Domcapitel, für das Seminar und für den Weihbischof ausgesetzten, unten aufzuführenden Einkünfte vollkommen decke; und daß das Eigenthum solcher Grundzinsen durch Urkunden, in bündiger, den Gesetzen jenes Reichs entsprechender Form abgefaßt und von dem vorgepriesenen Könige selbst vollzogen, einer jeden Kirche übertragen werde. Und weil vorgedachte Waldungen, wie die Staatsgüter überhaupt, aus Anlaß der im Kriege gemachten Schulden, mit Hypothek belastet sind, denselben daher kein Grundzins auferlegt, auch ihr Einkommen nicht bezogen werden kann, bevor durch Zahlungen, welche die Regierung den Hypothekargläubigern geleistet, der Betrag der Staatsschuld vermindert, und ein zureichender Theil der Staatswaldungen von der Hypothek frei geworden ist; ferner, da nach dem Gesetze, wodurch der durchlauchtigste König den Staatsgläubigern diese Sicherheit gewährt hat, im Jahre 1833 durch die Behörden sich entscheiden wird, was für Grundstücke von der Hypothek erledigt oder noch damit beschwert bleiben werden, so beschließen wir, daß die Eintragung gedachter Grundzinsen in dem erwähnten Jahre 1833, oder auch theilweise früher, wenn nämlich ein Theil der Waldungen von jener Hypothek befreit wurde, stattfinden soll. Es werden demnach, wenigstens vom Jahre 1833 ab, jene Grundzinsen von den einzelnen Diöcesen unmittelbar erhoben; von nun an aber bis zu dem gedachten Jahre hin, oder bis dahin, da die Errichtung des Grundzinses früher zu Stande käme, soll eine dem Ertrage der Grundzinsen gleichkommende Baarschaft aus den Regierungshauptcassen der Provinz einer jeglichen Diöces ausgezahlt werden. Und um jede Besorgniß zu heben, daß diese Art der Zahlung auch über das Jahr 1833 hinausreichen könne, wenn vielleicht die Behörde der Errichtung gedachter Grundzinsen widerspräche, weil die Staatsschuld noch nicht genugsam vermindert worden sei, so hat der belobte König sich erboten und fest zugesagt und verheißen: wenn wider alle Erwartung sich Solches zutragen möchte, daß dann mit baarem Gelde des Staats so viel Grundstücke erkauft und den Kirchen zu eigenthümlichem Besitze übergeben werden sollen, als erfoderlich sind, um durch ihr jährli-

ches Einkommen den Betrag jener Grundzinsen zu erreichen. Da nun der durchlauchtigste König verheißen hat, über dieses Alles bündige, in seinem Reiche zu Recht bestehende, von ihm selbst zu vollziehende Urkunden zu desto sicherer Vollführung ausstellen zu lassen, so soll gedachter Bischof Joseph (von Hohenzollern, Bischof von Ermland, welcher vom Papste, nach einer vorhergehenden Stelle dieser Bulle, zum Commissarius der Einführung der neuen Kirchenorganisation ernannt ist —) verpflichtet sein, jeder Kirche eine dergleichen Urkunde zur Aufbewahrung in ihrem Archive zu überliefern".

So bündig suchte der Papst eine Uebereinkunft zu machen, wodurch dem katholischen Klerus des Königreichs Preußen sein Einkommen durch Grundbesitz gesichert, das Domaineneigenthum des Staats bedeutend vermindert und den Staatsgesetzen über Unveräußerlichkeit der Staatsdomainen offenbar entzogen wird. Ohnehin ist die Ausstattung nicht kärglich ausgefallen: die Erzbischöfe zu Köln und zu Gnesen sollen jeder jährlich zwölftausend Thaler reine Einkünfte erhalten; die Bischöfe von Trier, Münster, Paderborn und Kulm achttausend; der Bischof von Breslau aber zwölftausend Thaler, ohne Anrechnung des Ertrages des Gutes Würben; dem Bischofe von Ermland werden die schon besessenen Einkünfte von Neuem bestätigt. Nach gleichem Verhältnisse sind die Pröpste, Dechante, die Canonici und Vikarien, die Seminarien und Verpflegungsanstalten für invalide alte Priester, mit Hinweisung auf des Königs Freigebigkeit, bedacht; außerdem ist noch die Sorgfalt für anständige erzbischöfliche und bischöfliche Residenzen, auch, wo es zulässig, für Sommeraufenthalt, Dienstwohnungen, Geschäftslocale, und die bauliche Erhaltung der Kirchen dem Könige zur Pflicht gemacht. Alles Dieses wird bestens clausulirt und gegen jegliche Anfechtung verwahrt im weitschweifigen römischen Curialstyle, wobei nicht vergessen ist, die Sätze auszusprechen, nach welchen die Erz- und Bisthümer der preußischen Monarchie von der apostolischen Kammer geschätzt werden; nämlich die Stühle zu Köln und Gnesen jeder zu eintausend Goldgulden, der zu Breslau zu eintausend einhundert und zweidrittel Goldgulden, die Kirchen von Trier, Münster, Paderborn, Kulm und Ermland jede zu sechshundert sechsundsechzig und zweidrittel Goldgulden.

Dieses Alles bestätigte der König von Preußen, be-

sage der Gesetzsammlung Nr. 12, 1821, unter Einrückung der päpstlichen Bulle, durch eine Cabinetsordre an den Staatskanzler vom 23. August d. J., mit der Versicherung, daß diese Bulle nach ihrem wesentlichen Inhalte mit jener Verabredung übereinstimme, die schon unter'm 25. März d. J. getroffen und unter'm 9. Juni genehmigt sei; der König sagt ferner: „So will ich auch dem wesentlichen Inhalte dieser Bulle, nämlich Dem, was die auf vorerwähnte Gegenstände sich beziehende sachliche Verfügungen betrifft, hierdurch Meine königliche Bewilligung und Sanction ertheilen, Kraft deren diese Verfügungen als bindendes Statut der katholischen Kirche des Staats, von Allen, die es angeht, zu beobachten sind. Diese Meine königliche Bewilligung und Sanction ertheile ich, vermöge Meiner Majestätsrechte, und diesen Rechten, wie auch allen Meinen Unterthanen evangelischer Religion und der evangelischen Kirche des Staats unbeschadet". — Ob und wie durch diese Klausel der Staat gegen die Beeinträchtigung der reich ausgestatteten katholischen Kirche gesichert ist, hierüber Bemerkungen mitzutheilen, gehört nicht in die Denkwürdigkeiten des Lebens Pius VII.; nur die Bemerkung ist hier unerläßlich, daß die Bulle über das Wesen der katholischen Geistlichkeit Preußens und über ihre Stellung zur römischen Curie nicht Ein Wort beibringt. Wenn man annimmt, daß hierüber einzelne preußische Gesetze und die Observanz manche Bestimmungen enthalten, welche der päpstlichen Autorität nicht zusagen, so wird die Nothwendigkeit einer klaren Entscheidung dieser Angelegenheiten um so fühlbarer, die Schlauheit der päpstlichen Unterhandlungskunst recht sichtbar, und die Weigerung erklärlich, welche einsichtsvolle Prälaten der Uebernahme der erzbischöflichen und bischöflichen Würden entgegenstellten; doch mögen diese noch andere Veranlassungen gehabt haben als die zweifelhafte, ewige Weiterungen verursachende Stellung zwischen der königlichen Regierung und den Landesgesetzen, und zwischen den päpstlichen Anmaßungen, welche bestimmt zu entscheiden, eine gar günstige Gelegenheit unbenutzt vorübergelassen war.

Auch wollten römische Curialisten, welche jeglicher Einräumung die größte Ausdehnung zu verschaffen suchen, in der Einverleibung der Bulle in die preußische Gesetzsammlung, begleitet von der königlichen Bestätigung, einen vorzüglichen Sieg erblicken, denn, sagten sie: indem

der heilige Vater in der Bulle über die Ausstattung der katholischen Kirche Preußens bestimmt und deren Einkommen aus dem Ertrage von Grundstücken unwiderruflich macht, wird ihm die Befugniß, hierüber zu entscheiden, gesetzlich eingeräumt.

Doch wir kehren nach Italien zurück, wo die persönliche Unterwürfigkeit der Regenten, vom Zeitgeiste bewacht, dem heiligen Vater nicht die erwarteten Früchte verlieh, wie auf der andern Seite die weltlichen Ministerien über die päpstlichen Ansprüche nicht den entscheidenden Sieg erlangen konnten, welchen sie zum Wohle ihrer Staaten durchzufechten manche Anstrengung nicht scheuten. Das von Consalvi und dem neapolitanischen Minister de Medici zu Terracina am 16. Februar 1818 abgeschlossene Concordat bewies Solches. — Alle Verhandlungen mit auswärtigen Ministern wurden von der römischen Curie unaufhörlich so von Protestationen durchbrochen, daß man zu keinem definitiven Abschluß gelangen konnte. Hieran scheiterten auch die Bemühungen des Freiherrn von Rheden, der als hanöverscher Gesandter in Rom ein Abkommen zu treffen suchte für die katholischen Kirchen seines Landes. Er stand mit Consalvi in den freundschaftlichsten Verhältnissen; auch wirkten seinen Zwecken günstig die großen Verpflichtungen, welche der heilige Vater für den König als Regent Britanniens hatte: doch die römische Vorsicht verstand sich zu keinen Bewilligungen, die ihrem angemaßten Rechte bei andern Regierungen hätte zum Präjudiz gereichen können. So kam die Uebereinkunft, welche in der Bulle Impensa Romanorum Pontificum sollicitudo unter'm 7. April 1824 niedergelegt ist, erst zu Stande, als Leo bereits den päpstlichen Thron bestiegen hatte, Consalvi verstorben, und der Freiherr von Rheden als königl. hanöverscher Gesandter von Rom nach Berlin versetzt war.

Was die innere Regierung Pius VII. betrifft, so war diese, wie oft erwähnt, theilweise dem umsichtigen, rastlos thätigen Consalvi vertraut, der da die mächtigste Opposition zu bekämpfen hatte, wo er die thätigste Hülfe hätte erwarten sollen. Prälaten und Priesterthum waren nicht allein zu bekämpfen; jede bezweckte vernünftige Ein=

richtung einer guten Staatsverwaltung fand an den römischen Aristokratenfamilien heftigen Widerstand, mochte die Reform die unerhörtesten Misbräuche der Justiz, der Finanzen oder der Polizei betreffen. Der Minister-Staatssecretair erlag fast unter der Bürde seines Strebens; es ist ein Beweis seines Charakterwerthes, daß er sich nicht irremachen, nicht verdrängen ließ, obgleich er in heftige Krankheit verfiel (1819). Waren gute Gesetze durchgefochten, so war noch Wenig geschehen; deren Ausführung war der schwierigere, oft unmögliche Theil. Der Wechsel zwischen durchgreifender Strenge und jeden Unfug belebender Nachsicht vergrößerte den Verfall der Regierung, die den Kirchenstaat nicht einmal gegen Straßenraub und Mord zu sichern wußte, während der Cardinal Litta so strenge Polizei übte, daß er einen Prälaten von hoher Familie zu geistlichen Büßungen in ein Kloster stecken ließ weil er zu einer schönen Frau von zweifelhaftem Rufe, in mehr als geistiger Beziehung stehen sollte. Widersprüche gab es selbst in den Unternehmungen, welche vom heiligen Vater unmittelbar ausgingen; dort oft die auffallendsten. Während Pius VII. sich von dem britischen Maler Lawrence, der im Quirinalpaläste gastfreie Wohnung erhielt, für den König von England malen ließ, verordnete er, daß dem letzten Stuart in der St. Peterskirche von Canova ein prachtvolles Denkmal gesetzt ward.

Wie schlecht Consalvi oft mit dem ihm zunächst untergeordneten Beamten berathen war, zeigte 1820 der Gouverneur von Rom, Monsignor Pacca, der die höchste Stufe zur Cardinalswürde erlangt hatte. Dieser verwickelte sich in einer solchen Reihe von Unterschleifen, Erpressungen und Betrügereien, daß die Entdeckung und Bestrafung nicht ausbleiben konnten; er floh also unter fremdem Namen in's Gebiet von Toskana: von seiner Auslieferung und Bestrafung verlautete nichts; der Neffe des Cardinals Brancadoro, Bernetti, ward sein Nachfolger. Größere Begebenheiten brachten diesen ärgerlichen Vorfall bald in's Vergessen. Ein Vorspiel dazu machte der Aufruhr der Galeerensklaven zu Civitavecchia; nicht die anrückende, vergeblich feuernde Garnison, sondern die Bewaffnung der Bürgerschaft, welche gegen Mord und Plünderung den eignen Herd vertheidigte, unterdrückte die Verschwörung, welche mit den Revolutionsplanen der Carbonari in Ver-

bindung stand. Daß die Verbrecher eingefangen und zum Theil mit dem Tode bestraft wurden, verdient weniger Erwähnung, als daß der hierbei sichtbar gewordene grenzenlose Verfall der Militairanstalten zu Civitavechia, dem Hauptwaffenplatze des Kirchenstaates, keine Bestrafung und Abhülfe der Vernachlässigung veranlaßte. Wenn in der Kraftlosigkeit der Regierungen Unteritaliens der Zündstoff zu Verschwörungen und Staatsumwälzungen lag, so beweist es nichts für das Regiment des Kirchenstaats, daß nicht hier, sondern in Neapel diese Katastrophe zuerst zum Ausbruche kam. Unter vielen mitwirkenden Ursachen ist schon die Eine entscheidend, daß in dem stehenden Heere Neapels, welches viele unter Napoleon sich versucht habende Krieger zählte, jedes Revolutionsbeginnen einen Haltungspunkt hatte, wie denn die Geschichte vielfach bestätigt, daß eine schlechte Regierung vom stehenden Heere keine Rettung, wohl Beschleunigung ihrer Auflösung zu erwarten hat; aber die hieraus sich ergebende Lehre der Politik geht den Regenten um so leichter verloren, da wol Keiner derselben seine Regierung für fehlerhaft und kraftlos hält. Dem heiligen Vater war solche Erkenntniß der Wahrheit am wenigsten zuzutrauen.

Nicht die Logen der Carbonari und Freimaurer, wohl aber Sünden der Regierungspolitik waren die Quelle der revolutionnairen Umtriebe, welche bald in Spanien, in Piemont und Neapel sich entwickelten. Auch im Kirchenstaate kamen sie zum Ausbruche; zuerst in den vom Neapolitanischen umschlossenen Fürstenthümern Benevento und Pontecorvo. Im Anfange des Julius 1820 pflanzten zwei Neapolitaner, Casella und Veliante, zu Benevento die Fahne der Empörung auf, stießen mit ihrem Anhange die päpstlichen Carabinieri theils nieder, theils schlugen sie solche in die Flucht und verjagten den päpstlichen Delegaten Olivieri, der, um etwas zu thun, eine feierliche Protestation gegegen den Hochverrath erließ. Wie leicht zu bekämpfen von einer umsichtig kraftvollen Regierung der weit verzweigte Verrath gewesen wäre, zeigen die schlechtberechneten Maßregeln, welche die Verschwörer zur Durchsetzung ihrer unreifen, verworrenen, sich oft widersprechenden Plane einschlugen. Die Aufrührer zu Benevento und Pontecorvo glaubten, sofort diese Gebiete mit dem in der politischen Gährung begriffenen Neapel vereinigen zu können. Dort aber wähnte man durch scheinbare Mäßigung

die Einmischung fremder Mächte, besonders Oestreichs, zu verhindern. So erließ die neapolitanische Regierung eine diese Vorfälle misbilligende Bekanntmachung, erklärte Casella's Beginnen für strafbar und untersagte den Neapolitanern jede gewaltsame Einmischung in die Regierung fremder Staaten. So wurden Benevento und Pontecorvo den Gräueln der Parteiwuth preisgegeben; der heilige Vater ließ die nach diesen Legationen führenden Heerstraßen sperren und wartete es ab, daß die Bösewichter von etwa besserdenkenden, für ihr Leben und Eigenthum besorgten Einwohnern überwältigt würden, wo dann die Rückkehr in Buße und Reue von selbst erfolgen müsse. Nicht auf jene Gegenden des Kirchenstaates beschränkte sich der Aufruhr: auf der entgegengesetzten Seite der päpstlichen Länder, zu Bologna, gab es Unruhen, bei denen der Polizeichef Prosper Sciarra schwer verwundet wurde; in Ferrara konnte die östreichische Besatzung die Verbreitung aufrührerischer Proclamationen nicht verhindern, und aus Roms Palästen sah man in der Nachtzeit auf den Gipfeln der Apenninen die Feuerzeichen, um welche sich die raubsüchtigen Bewohner der unheimlichen Berggegenden sammelten. Nun mußte man in der Hauptstadt in großer Noth auf Rüstung und Vertheidigung denken; freilich etwas spät. Im August und September wurden Truppenrüstungen betrieben; da kein Conscriptionsgesetz eingeführt war, suchte man freiwillige Werbung in den Gang zu bringen: jeder Mann bekam aus der päpstlichen Schatzkammer fünf Thaler Handgeld, die gern angenommen wurden; nur liefen die Empfänger bei jeder Gelegenheit davon. Milizen wurden zusammenberufen; im äußersten Falle sollten alle Waffenfähige vom 18. bis zum 60. Lebensjahre zu den Waffen greifen; Ancona wollte man in tüchtigen Vertheidigungsstand setzen. So ordnete es Consalvi, indeß der heilige Vater Hülfe und Trost suchte in kirchlichen Andachtsübungen, in väterlichen Ermahnungen und in fulminanten Bullen wider die verruchte Carbonarirotte, die allein die Schuld des gestörten Kirchenfriedens und des unterbrochenen Völkerglücks tragen mußte. Gen Wien gingen Eilboten um Beistand, auf welchen um so sehnsuchtsvoller gerechnet wurde, da der Cardinal-Staatssecretair aus Neapel eine Note erhielt, worin, um die Bestürzung zu vermehren, gesagt wurde: „Der König würde, wenn Oestreich seine Staaten angriffe, die heiligsten Pflichten der Souverai-

nität und der Liebe zu seinen Unterthanen vernachlässigen, wenn er nicht zur Vertheidigung seiner Staaten die rathsamsten Maßregeln ergriffe. Daher würde man dem Feinde nicht den Vortheil verstatten, ungehindert durch den Kirchenstaat gegen die Grenzen des Königreichs vorzudringen, weshalb die neapolitanischen Truppen, sobald das östreichische Heer das päpstliche Gebiet besetzten, in dasselbe vorzudringen genöthigt würden". — Diese Androhung kam nicht zur Ausführung; zwar rückte bald nachher (am 15. Februar 1821) ein neapolitanisches Streifcorps in das päpstliche Gebiet, ging über den Tronto, besetzte Ancovano, pflanzte die dreifarbige Fahne auf, proclamirte die spanische Constitution (damals ein Losungswort aller südeuropäischen Revolutionnaire), leerte Cassen, öffnete Gefängnisse, schrieb Contributionen aus und drang auf Ripatranzone vor, floh aber, mit geringer Beute befriedigt, als von Ascoli einige päpstliche Truppen dieselbe angriffen. — Noch ehe dieses geschah, ließ Consalvi den Römern die von den verbündeten Monarchen wiederholt anerkannte Unverletzlichkeit des päpstlichen Gebiets proclamiren, um die Besorgniß, welche der Durchzug der östreichischen Truppen gen Neapel verursachen konnte, zu heben, während die Revolutionssüchtigen durch den Kirchenstaat den Aufruf verbreiteten: jeder Römer möge sich zur Vertheidigung und Rettung des Vaterlandes gestellen in einem der vier Lager zu Pesaro, Mazerata, Spoleto oder Fronsinone. Der Oestreicher schnelles Vordringen, und der Neapolitaner feiges Auseinanderlaufen, das Pepe's und Carascosa's Vertheidigungsschriften schlecht entschuldigen, benahm dieser Auffoderung alle Bedeutsamkeit; doch beförderte sie die Bildung von Banditen- und Räuberscharen, welche in Kühnheit alle legitime italienische Soldaten bei Weitem übertrafen. So drangen sie im Januar 1821 des Nachts in Terracina ein und entführten den Seminarprior, nebst 23 Zöglingen, nach sichern Schlupfwinkeln in den Gebirgen, wo die Gefangenen nur nach der Zahlung eines Lösegeldes von 16,000 Piastern freigegeben wurden. Im Maimonat hoffte ein anderer Banditentroß den Cardinal Pacca auf dem Wege von Frascati nach Colonna zu erwischen; doch es misglückte. Um sich für den entgangenen Fang zu entschädigen, brach die Bande in der Nähe von Frascati in das Camaldulenserkloster, entführte den Prior, nebst fünf

Mönchen, und unterhandelte dann mit der Regierung um ein reiches Lösegeld, ohne dessen Zahlung die Geistlichen schmachvoll hingerichtet wären. Im Januar 1822 fingen die Banditen, nach einem blutigen Gefechte zwischen Terracina und der neapolitanischen Grenze, den östreichischen Obersten von Coudenhofen ein. Nun machte das kaiserliche Militair, in Verbindung mit dem päpstlichen, einen allgemeinen Angriff auf die Mordräuber; um aber den entführten, in beständiger Lebensgefahr gehaltenen Obersten zu retten, mußte man sich zur Annahme von Friedensvorschlägen verstehen und Lösegeld zahlen. Die Schande, welche auf die Regierung fiel, unter deren Augen solche Unthaten vorgingen, sollte ausgelöscht werden durch strenge Gesetze und Einrichtungen, von denen man verhieß, sie würden den Banditen schnell das Garaus machen; doch wie wäre Abhülfe möglich gewesen in einem Lande, wo gleichzeitig zwei Gensdarmen, welche mit gezogenem Säbel einen Banditen verfolgten und sich seiner in der Kirche St.-Andrea della Valle am Hochaltare bemächtigten, als Hochverräther am Heiligsten eingezogen und hart bestraft wurden? — Nicht die neuen Gesetze waren der schwächste Theil der päpstlichen Regierung, sondern die alte Kraftlosigkeit in der Ausführung derselben.

Pius VII., den achtziger Lebensjahren nahe, zog sich für seine Person immermehr aus dem Gewirre der weltlichen Verhältnisse zurück und genoß, nur unter Beschwerden körperlicher Anstrengung, die Freude, welche er, mit den Römern, über den durch Besuche erlauchter Fremden verbreiteten Glanz empfand. Ohne der mehrmaligen Besuche zu erwähnen, welche Ferdinand, König von Neapel, wenn er nach Oberitalien und Deutschland ging, in der alten Hauptstadt der Kirche machte, erregten zwei besonderes Aufsehen. Kaiser Franz traf 1819 von Florenz aus in Rom ein, nicht im strengen Incognito wie Joseph II., sondern er mußte einen feierlichen Empfang gestatten, welchen Consalvi anordnete, und wobei er repräsentirte. Seit Karl V. war kein römisch-deutscher Kaiser im Glanze höfischen Gepränges dort gewesen. Die kirchlichen Festlichkeiten der Charwoche wurden mit weltlichen verknüpft. Der Vatican schien wie ein Phönix aus der Asche zu neuer Herrlichkeit sich emporzuschwingen, während Hochämter gehalten wurden, die St.-Peterskirche, erhellt von zahlloser Lampen Schein, in magischem

Glanze die Nacht verklärte und unter Kanonendonner auf der Engelsburg prachtvolle Feuerkünste den Zauber verdoppelten. Was zu ersinnen war, um diese Tage zu verherrlichen, ward in Thätigkeit gesetzt. Consalvi liebte, wo er repräsentiren mußte, Vollständigkeit und Ueberfluß. Bei den Tafelmahlen sah man unter den Gästen, ohne die Personen der kaiserlichen Familie zu zählen, achtzehn Prinzen und Prinzessinnen von gekrönten Häusern; 40,000 Fremde jeglichen Standes waren herbeigeströmt. — Bei dem rettungslosen Elende des römischen Volks und bei der bekannten Bedrängniß der päpstlichen Finanzen ward dieser Aufwand dem Staatssecretair zum Vorwurfe gemacht; nicht allein in der Volksstimmung, welche sich in dem boshaften Spotte Pasquino's und Marforio's aussprach, selbst der Prediger des heiligen Vaters, ein Kapuziner, wagte misbilligende Anspielungen. Was als unnütze Verschwendung getadelt wurde, erhielt Entschuldigung als löbliches Streben, den erlauchten Gästen eine vortheilhafte Vorstellung von Roms Herrlichkeit beizubringen. Eifersucht für den Ruhm seiner Vaterstadt bewog den Staatssecretair Alles aufzubieten. Zuvorkommenheit gegen Reisende war ihm Pflicht und Politik, denn Rom bedarf des Zuströmens der Fremden. Auch hat es sich genügend bewährt, daß die von Consalvi hier getroffenen Vorkehrungen den Erfolg nicht verfehlten; der Cardinal war sonst in der Verwaltung der ihm zu Gebote stehenden päpstlichen Fonds sehr sparsam, als Privatmann aber freigebig und gastfrei.

Weniger glänzend als der mehrwöchentliche Aufenthalt des Kaisers zu Rom war der Besuch, welchen, doch im strengern Incognito, König Friedrich Wilhelm von Preußen einige Jahre später zu Rom machte. Seit dem Kurfürsten Albrecht Achilles, dem Freunde Pius II., (— ein Piccolomini, der als Aeneas Sylvius den Ruhm der Gelehrsamkeit erwarb, als Papst berüchtigt ist durch Widerruf seiner auf der Kirchenversammlung zu Basel vertheidigten Grundsätze und durch grenzenlosen Nepotismus —) soll, erzählt man, kein brandenburgischer Regent in der Stadt der sieben Hügel gewesen sein. Man unterließ nicht, von Seiten der päpstlichen Curie auf diesen Besuch großes Gewicht zu legen; wenngleich mit Unrecht: der Besuch galt zwar Rom, nur sehr zufällig dem Papste, dessen dem Kirchenwesen ganz zugewendete Seele

mehr Erbauung an geistlichen Feierlichkeiten als an weltlichen fand, z. B. als in Rom einer der ersten Rabbinen Jerusalems, Leo Labe, vom Cardinal Litta die Christentaufe erhielt, als der Leichnam des heiligen Franziskus von Assisi aufgefunden und daselbst zur öffentlichen Anbetung ausgesetzt wurde, als der Türke Osman Aga zur Kirche übertrat, die Klöster wieder gefüllt, die Jesuiten auf dem Erdenrunde verbreitet wurden. Mit dem vorschreitenden Alter nahm übrigens seine Herzensmilde und Duldung nicht zu; vielmehr verwandelte sich diese in Härte gegen solche Personen, welche seine Obergewalt als irdischer Verweser des Weltheilandes nicht anerkannten. Dieses mußten besonders die Juden in Rom empfinden, indem die Unbill alter Gesetze in neue Wirksamkeit gesetzt wurde. Jene waren, seitdem sie sich in der Tiberstadt ansiedelten, immer erneuerten Mishandlungen preisgegeben. Noch Pius VI. erließ 1778 ein Gesetz voll menschenfeindlicher Härte: die Israeliten mußten danach in dem ungesundesten Stadttheile, il Ghetto, leben, durften nur am Tage einige andere Straßen betreten, sich nie dem Bezirke des Klosters Annuniciata nähern, sich in Kirchen, Klöstern, Stiftern und frommen Stiftungen nie sehen lassen; sie mußten vor Sonnenuntergang, bei Lebensstrafe, sich in ihre Judengasse zurückziehen, verfielen schwerer Leibesstrafe, wenn sie christliche Dienstboten hielten, Christen zu Arbeiten dungen, oder mit ihnen Umgang und Verkehr trieben. In Rom durfte kein Jude reiten oder fahren, kein Christ einen solchen in seinen Wagen nehmen. Zum Unterschiede von andern Menschen sollten sie Abzeichen von gelber Farbe auf ihrer Kleidung tragen: die Männer eine Art von gelbem Deckel auf der Kopfbekleidung, die Weiber ein gelbes Band vor der Brust. Wenn dieses Alles später außer Acht gelassen wurde, so war deshalb das Gesetz nicht aufgehoben; in einzelnen Fällen, wo es thunlich und ertragverheißend war, kamen die Behörden, des Gewinnes halber, gern darauf zurück. Pius VI. führte zwar die schändliche Carnevalsfeierlichkeit, wo Juden, unter grausamen Mishandlungen, mit Pferden wettrennen mußten, nicht wieder ein; aber er verordnete die Zahlung eines Lösegeldes dafür, welche mit dreihundert Scudi dem römischen Magistrate kniend überreicht werden mußte. Dagegen erhielt die kirchliche Barbarei neuen Spielraum: jeden Sonnabend Nachmittag, also während der Dauer

Glanze die Nacht verklärte und unter Kanonendonner auf der Engelsburg prachtvolle Feuerkünste den Zauber verdoppelten. Was zu ersinnen war, um diese Tage zu verherrlichen, ward in Thätigkeit gesetzt. Consalvi liebte, wo er repräsentiren mußte, Vollständigkeit und Ueberfluß. Bei den Tafelmahlen sah man unter den Gästen, ohne die Personen der kaiserlichen Familie zu zählen, achtzehn Prinzen und Prinzessinnen von gekrönten Häusern; 40,000 Fremde jeglichen Standes waren herbeigeströmt. — Bei dem rettungslosen Elende des römischen Volks und bei der bekannten Bedrängniß der päpstlichen Finanzen ward dieser Aufwand dem Staatssecretair zum Vorwurfe gemacht; nicht allein in der Volksstimmung, welche sich in dem boshaften Spotte Pasquino's und Marforio's aussprach, selbst der Prediger des heiligen Vaters, ein Kapuziner, wagte misbilligende Anspielungen. Was als unnütze Verschwendung getadelt wurde, erhielt Entschuldigung als löbliches Streben, den erlauchten Gästen eine vortheilhafte Vorstellung von Roms Herrlichkeit beizubringen. Eifersucht für den Ruhm seiner Vaterstadt bewog den Staatssecretair Alles aufzubieten. Zuvorkommenheit gegen Reisende war ihm Pflicht und Politik, denn Rom bedarf des Zuströmens der Fremden. Auch hat es sich genügend bewährt, daß die von Consalvi hier getroffenen Vorkehrungen den Erfolg nicht verfehlten; der Cardinal war sonst in der Verwaltung der ihm zu Gebote stehenden päpstlichen Fonds sehr sparsam, als Privatmann aber freigebig und gastfrei.

Weniger glänzend als der mehrwöchentliche Aufenthalt des Kaisers zu Rom war der Besuch, welchen, doch im strengern Incognito, König Friedrich Wilhelm von Preußen einige Jahre später zu Rom machte. Seit dem Kurfürsten Albrecht Achilles, dem Freunde Pius II., (— ein Piccolomini, der als Aeneas Sylvius den Ruhm der Gelehrsamkeit erwarb, als Papst berüchtigt ist durch Widerruf seiner auf der Kirchenversammlung zu Basel vertheidigten Grundsätze und durch grenzenlosen Nepotismus —) soll, erzählt man, kein brandenburgischer Regent in der Stadt der sieben Hügel gewesen sein. Man unterließ nicht, von Seiten der päpstlichen Curie auf diesen Besuch großes Gewicht zu legen; wenngleich mit Unrecht: der Besuch galt zwar Rom, nur sehr zufällig dem Papste, dessen dem Kirchenwesen ganz zugewendete Seele

mehr Erbauung an geistlichen Feierlichkeiten als an weltlichen fand, z. B. als in Rom einer der ersten Rabbinen Jerusalems, Leo Labe, vom Cardinal Litta die Christentaufe erhielt, als der Leichnam des heiligen Franziskus von Assisi aufgefunden und daselbst zur öffentlichen Anbetung ausgesetzt wurde, als der Türke Osman Aga zur Kirche übertrat, die Klöster wieder gefüllt, die Jesuiten auf dem Erdenrunde verbreitet wurden. Mit dem vorschreitenden Alter nahm übrigens seine Herzensmilde und Duldung nicht zu; vielmehr verwandelte sich diese in Härte gegen solche Personen, welche seine Obergewalt als irdischer Verweser des Weltheilandes nicht anerkannten. Dieses mußten besonders die Juden in Rom empfinden, indem die Unbill alter Gesetze in neue Wirksamkeit gesetzt wurde. Jene waren, seitdem sie sich in der Tiberstadt ansiedelten, immer erneuerten Mishandlungen preisgegeben. Noch Pius VI. erließ 1778 ein Gesetz voll menschenfeindlicher Härte: die Israeliten mußten danach in dem ungesundesten Stadttheile, il Ghetto, leben, durften nur am Tage einige andere Straßen betreten, sich nie dem Bezirke des Klosters Annuniciata nähern, sich in Kirchen, Klöstern, Stiftern und frommen Stiftungen nie sehen lassen; sie mußten vor Sonnenuntergang, bei Lebensstrafe, sich in ihre Judengasse zurückziehen, verfielen schwerer Leibesstrafe, wenn sie christliche Dienstboten hielten, Christen zu Arbeiten dungen, oder mit ihnen Umgang und Verkehr trieben. In Rom durfte kein Jude reiten oder fahren, kein Christ einen solchen in seinen Wagen nehmen. Zum Unterschiede von andern Menschen sollten sie Abzeichen von gelber Farbe auf ihrer Kleidung tragen: die Männer eine Art von gelbem Deckel auf der Kopfbekleidung, die Weiber ein gelbes Band vor der Brust. Wenn dieses Alles später außer Acht gelassen wurde, so war deshalb das Gesetz nicht aufgehoben; in einzelnen Fällen, wo es thunlich und ertragverheißend war, kamen die Behörden, des Gewinnes halber, gern darauf zurück. Pius VI. führte zwar die schändliche Carnevalsfeierlichkeit, wo Juden, unter grausamen Mishandlungen, mit Pferden wettrennen mußten, nicht wieder ein; aber er verordnete die Zahlung eines Lösegeldes dafür, welche mit dreihundert Scudi dem römischen Magistrate kniend überreicht werden mußte. Dagegen erhielt die kirchliche Barbarei neuen Spielraum: jeden Sonnabend Nachmittag, also während der Dauer

des Sabbats, mußte sich eine Anzahl von Juden gestellen, um in der Kirche eine donnernde Bekehrungspredigt eines Dominikaners anzuhören. Hier wurden Schimpfreden und Flüche aufgeboten, um die Bekehrung der Hartnäckigen zur Kirche zu bewirken. Mitunter, bei dem geringsten Vorwande, erfolgten Stockschläge, um mit priesterlicher Milde die Aufmerksamkeit wachzuhalten.

Diesen unglücklichen Menschen konnte die Revolution nur Vortheile gewähren; — aber schnell vorübergehende, theuer erkaufte, wie folgende Thatsache beweist, welche sich in Pius VI. letztem Lebensjahre zutrug. 1799 drangen östreichische Soldaten unter dem Siegesgeschrei: „Es lebe die heilige Jungfrau und Oestreich! Es leben die Russen und der Papst!" in Siena ein, begleitet von Raubgesindel und Landvolk. Die wilde Menge strömte nach dem Judenquartiere, wo sie unter Plünderung dreizehn Juden ermordete und mit unnennbarer Grausamkeit drei derselben mit dem Freiheitsbaume verbrannte. Man schnitt den unglücklichen Opfern einzelne Glieder ab und warf sie, vor den Augen der qualvoll Verscheidenden, in die Flammen. Dabei gegenwärtig, als aufmunternder Augenzeuge, war der Cardinal Erzbischof Anton Felice Zondadari (geb. zu Siena 1740, gestorben daselbst 1823), welcher den geistlichen Segen ertheilte. *)

Pius VII. hatte, wie leicht erklärlich, große Abneigung gegen die Juden; ja er haßte sie als Auswurf der Menschheit, welche sich der herkömmlichen Schmach entziehen und das in der Revolutionszeit erworbene Bürgerrecht anerkannt wissen wollten. Er legte ihnen die alten Fesseln wieder an und ließ mit besonderer Strenge auf die wöchentliche Anhörung der Bekehrungspredigt halten, wovon er sich viel Wirksamkeit versprach, indem er selbst eigen befahl, daß die Christen, welche bei'm Anblicke des seltsamen kirchlichen Schauspiels lachten und andere Kurzweil trieben, zu Peitschenhieben verurtheilt werden sollten. — Gewiß, eine der wunderlichsten Strafen, die je ein Regent angedroht hat, denn sie setzt das Lächerliche der Bekehrungspredigt als entschieden voraus!

---

*) Potter, „La vie de Scipio de Ricci", tom II, pag. 292.

Der wunderbare Glücksstern, welcher über dem päpstlichen Stuhle leuchtete, ward durch die Ungewitter des politischen Himmels zuweilen getrübt. Die Verwickelung der Angelegenheiten Spaniens bewieß, daß die Politik der römischen Curie, wenn es der eigne Vortheil verhieß, nicht an Aufrechterhaltung einer bestimmten Regierungsform gebunden sei. In den Verhandlungen mit dem südlichen Amerika zeigte der heilige Vater nicht die schroffe Abneigung gegen revolutionnaire Neuerungen, welche er im Mutterlande zur Grundlage der schwachen Hülfe machte, die er dem schlechtberathenen Könige von Spanien angedeihen ließ. Immer kränkend mußte es dem Papste sein, aus dem katholischsten Lande seinen Nuntius förmlich verwiesen zu sehen, da Pius VII. einen offenkundigen Liberalen, Villanueva, nicht als spanischen Gesandten in Rom annehmen wollte. — Gegen die im Freiheitskampfe mit den Türken begriffenen Griechen wagte der heilige Vater keine günstige Gesinnung zu äußern, um nicht in Widerspruch zu gerathen mit Oestreichs Politik, welche gewiß weniger dem Muselmanne befreundet als einer Veränderung des Länderbesitzes in Südosten Europas abgeneigt war. Die päpstliche Vorsicht ging hier so weit, daß er anfänglich seinen zu Schiffszügen gegen die Türken bereiten Unterthanen die Erlaubniß, dann den Flüchtlingen aus Griechenland die Zuflucht nach dem Kirchenstaate versagte, den Deputirten der griechischen Regierung, Metaxa, mit seiner Bitte um Hülfe zurückwieß und dem zu Ancona angekommenen Erzbischofe und Primas von Patrasso, Germano, nach Rom zu kommen verbot, um nicht den Schein zu gewinnen, als ob er theilnehme wider den Erbfeind der Christenheit, über dessen Schandthaten zum Himmel zu flehen kaum noch erlaubt wurde. Doch präkonisirte der heilige Vater am 16. Mai 1823 den Giuseppa della Poeta Radiani zum Patriarchen von Konstantinopel, den Marchese Filonardi aber zum Erzbischofe von Athen. Dieses geschah im letzten, vom Papste abgehaltenen Consistorio, bevor Rom und ihn selbst zwei Unglücksfälle trafen. Roms Kirchenpracht büßte eine schätzbare Zierde ein, indem eine der fünf Patriarchalkirchen, die des heiligen Paulus, mit ihren herrlichen Kunstschätzen, durch eine Feuersbrunst, veranlaßt von der Fahrlässigkeit eines Dachdeckers, zerstört wurde. Der abergläubische Pöbel hielt dieses für Vorzeichen fernerer Unglücksfälle, welche bald darauf wirk-

lich den heiligen Vater trafen. Dieser genoß, nach zu rückgelegtem achtzigsten Jahre, einer guten Gesundheit, bi geringer Abnahme der Körperkräfte, doch ungeschwächte Geisteskraft. Nur die wankenden Füße wollten den Kör per nicht mehr stützen, obgleich der Greis noch im Stand war, bei seinen Spazirfahrten zuweilen auszusteige und mit Hülfe eines Führers im Freien umherzugehen Mäßig in allen Genüssen, abgemessen in seiner Lebens weise, hatte Pius VII. auch den 6. Julius 1823 (— e war sein Unglückstag, an welchem er auch 1809 gefan gen von Rom weggeführt worden war; der heilige Vater erin nerte sich dessen und rühmte sein heutiges Wohlsein — wie gewöhnlich verlebt, nach der Tafel seine Fahrt in's Freie gemacht, Abends sich leutselig mit seiner Hausbe dienung unterhalten und um 10 Uhr den Kammerdiene entlassen; so allein im Zimmer, erhob er sich von seinem Lehnstuhl, stützte sich mit einer Hand auf den vor ihm stehenden Schreibtisch und griff mit der andern nach eine Schnur, welche rings an den Wänden ausgespannt war und woran sich der Greis, statt des Stockes, festzuhalten pflegte. Bevor er aber mit der Hand diese Schnur er griff, gleitete er aus auf dem glatten Fußboden, fiel nie der und zerbrach den linken Schenkel oben am Hüftkno chen. Er verlor bei dem Unglücksfalle Besinnung und Geistesruhe nicht. Die Nacht verfloß, unter den Anord nungen der herbeigerufenen Aerzte, schmerzlos, aber auch ohne Schlaf. Am nächsten Morgen trat das Fieber ein mit welchem öftere Bewußtlosigkeit verknüpft war. Be sorgnißerregender Entkräftung suchte man durch Beförde rung des Schlafes, vermittels der Anwendung des Opiums zu steuern; selbst der Genuß der Speisen wirkte vortheil haft. Des Papstes Befinden besserte sich; das zur Hei lung des Schenkelbruches nothwendige unverrückte Liegen in horizontaler Richtung hatte die beste Wirkung; un ter'm 30. Julius meldete man aus Rom, daß sich des heiligen Vaters leidender Zustand fortwährend bessere, daß er, jetzt ohne Fieberanfälle, bald völlige Heilung hoffen könne. Diese günstigen Verheißungen wurden von den Römern nicht ohne wahre Theilnahme gehört; man er innerte sich der guten Eigenschaften des Greises und der durch ihn vollbrachten glücklichen Wiederherstellung des Papstthums, man drängte sich zu den heiligen Altären, um die Gottheit für seine Genesung anzuflehen. Consalvi

Digitized by Google

wich nicht vom Krankenlager; er hielt fest die Zügel des Staatsregiments, die er bei einer Regierungsveränderung zu behalten nicht hoffen konnte.

Die ärztlichen Berichte wurden aber bald Besorgniß erregend; nachtheilig wirkte auf den Kranken drückende Hitze der Jahreszeit; öfter verweigerte er die Annahme für nöthig erachteter Arzneien, eine gänzliche Abspannung griff um sich; wenn er ohne Anregung gelassen wurde, verfiel er sogleich in Geistesabwesenheit; seine Gesichtszüge veränderten sich schnell und auffallend. Am 16. August wich alle Hoffnung; es wurden in allen Kirchen Roms Gebete angeordnet pro infirmo pontifice morti proximo; am 19. empfing er aus den Händen seines Beichtvaters, des Cardinals Castiglione, die letzte Oelung und wenige Stunden nachher, am 20. Morgens sechs Uhr entschlummerte er sanft und ging hinüber in das Reich der Unsterblichen, wo dem Erdenschatten entrückt, jedes wahrhaft tugendliche Streben seinen Palmenkranz findet.

Nach Pius VII. Tode fanden die herkömmlichen Leichenfeierlichkeiten statt: der Leichnam ward erst in der sixtinischen Capelle, dann unter dem Vortritte der vaticanischen Geistlichkeit nach der St.-Peterskirche gebracht, wo auf prachtvollem Paradebette der kürzlich ernannte Erzbischof von Athen, als Canonicus des St.-Petercapitels, dem Verschiedenen die Absolution ertheilte. Dann stellte man den Leichnam in die Capelle der heiligen Sacramente, wohin die Gläubigen wallfahrteten, um des Entschlafenen Füße zu küssen. Am 24. August wurde das feierliche Todtenamt gehalten, wobei alle anwesende Cardinäle (30 an der Zahl) sich einfanden. Am folgenden Tage erfolgte die Beisetzung des Leichnams, dessen Bekleidung in einem Unterkleide und Chorhemde von weißer Farbe, in einer rothen Dalmatika, in einem bischöflichen Mantel und einem Meßgewande bestand. Ueber dem Haupte lag die Bischofsmütze. Nachdem das zur Kirche strömende Volk seine Andacht begangen und das Bild irdischer Vergänglichkeit betrachtet hatte, breitete der Cardinal-Kämmerling über den Leichnam einen weißen Schleier; der Sarg ward geschlossen, in einen zweiten von Zypressenholz gestellt und bis auf's Weitere zur Ruhe gebracht in einer Nische des Seitenganges der Peterskirche. Der

Erzbischof von Korfu, Foscolo, vom Cardinalcollegio dazu ernannt, hielt die Leichenrede.

Pius VII. starb, nach zurückgelegtem 81. Lebensjahre, im vierundzwanzigsten seiner päpstlichen Regierung. Er hatte als Papst seiner besondern Aufsicht vorbehalten den Vorsitz in der Sacra Inquisitione, der Visita Apostolica und der Congregatione consistoriale; unter seiner unmittelbaren Obhut standen die Congregation der Benedictiner, zu der er als Mönch selbst gehörte (Congregatione cassinese), der ganze Dominicanerorden, die Redemtoristen, die Erzbrüderschaft der Liebhaber Jesu und der heiligen Jungfrau, zum Kreuzesweg genannt, und noch drei andere weniger bekannte geistliche Corporationen. — Bei seinem Tode bestand das Cardinalcollegium aus 53 Mitgliedern, von welchen nur noch zwei den heiligen Purpur Pius VI. verdankten; die übrigen hatte er selbst ernannt. Vier Stellen des heiligen Collegiums waren anerkannt vacant, 13 aber hatte Pius VII. in den Consistorien vom 23. Februar 1801, vom 17. Januar 1803, vom 26. März 1804 und vom 13. März 1823 in petto behalten, wonach die volle gesetzmäßige Zahl von 70 Mitgliedern des Cardinalcollegiums zu berechnen ist. Vier dieser Fürsten der Kirche waren älter als der Papst; der jüngste war nach dem Lebensalter der Erzherzog Rudolf von Oestreich, der 1822, vierunddreißig Jahre alt, den Purpurhut erhielt.

In der Geschichte des Papstthums wird Pius VII. immer eine denkwürdige Stelle einnehmen; vielleicht unter keinem seiner Vorgänger war dieses Oberpriesterthum seiner völligen Auflösung näher als in dem Zeitpunkte, da er den Thron bestieg, nicht etwa als vorüberziehendes Ereigniß politischer Stürme und Kriegsbegebenheiten. Die Culturentwickelung aller europäischen Völker hatte dem Priesterthume, nicht zum Verfalle religiöser Moral, den Heiligenschein geraubt, indem das Formelle der Kirche (worauf die römische Curie mehr ihre Herrschaft gründet, als in der Bewahrung der Glaubensreinheit), die angemaßte Autorität verlor und innere Ueberzeugung von der Heiligkeit des Christenthums dem äußern Glaubenszwange kräftig die Spitze bot. Hiernach überlieferte das achtzehnte Jahrhundert dem folgenden den Beruf, zur Verherrlichung des Menschengeschechts fortzuwirken, zur Vertilgung des Fanatismus, zur Verbreitung der Toleranz,

wozu die Auffoderung schon darin lag, daß die europäischen Völker einander näher gerückt waren, mithin jede Unsittlichkeit in dem geläuterten Prinzipe der Geistesregsamkeit den öffentlichen Ankläger fand. Da das Papstthum durch diese Stimmung des civilisirten Menschengeschlechts immer sichtbarer in Bedrängniß gerieth, so verkündeten viele Stimmen seinen Untergang; der hochherzige Spittler sagte: „Den geistlichen Monarchen der katholischen Welt mag schwerlich eine neue Entwickelung der großen Weltbegebenheiten retten!“ — Und doch ward er gerettet, da die Regenten der Nationen unsers Welttheils, nachdem die Revolutionsstürme vorübergerauscht waren, von deren Verwüstungen geschreckt, für den Besitzstand ihrer Kronbefugnisse mehr besorgten von der auf die öffentlichen Verhältnisse gelenkten Neuerungssucht des Zeitgeistes als vom Papstthume, dessen alten Anmaßungen sie leicht die Wage halten zu können wähnten.

Der wichtigste Schritt zur Erneuerung des Papstthums war die Erlangung des Besitzes des Kirchenstaats. Dieses päpstliche Fürstenthum, welches in einer Reihefolge der Jahrhunderte durch Aufbietung jeglichen Mittels, durch Befolgung derselben Politik, wie sie auch die Außenseite verändern mochte, zusammengebracht war, erhielt nun — was zuvor nie stattfand — allgemeine diplomatische Anerkennung und trat unter die Garantie der verbündeten Mächte, indeß Pius VII., hierdurch nicht befriedigt, die herkömmlichen Protestationen zur Erlangung weitern Besitzthums nicht aufgab. So sah man, unter dem Schutze der heiligen Allianz, einen Staat wiederhergestellt, der von dem schwarzen Roste verwilderter Jahrhunderte seine Regierungsformen nicht reinigen wollte und konnte; dessen ganze Einrichtung alle Fehler, Vorurtheile und Menschenwohl zerstörende Gebrechen älterer und neuerer Zeit in sich vereinigt, wo die gräuelvollsten Misbräuche, anderwärts längst anerkannt und besiegt, zur Ehre des Gewebes der Hierarchie, fortbestehen. Hiergegen anzukämpfen versuchte der staatskluge Consalvi; Pius VII. ließ es zu, aber er versagte der Ausführung solcher Absichten, von priesterlichen Vorurtheilen befangen, den Ernst der Ausführung. Seine persönlichen guten Eigenschaften weckten für ihn eine günstige Stimmung, die Staatsklugheit seiner weltlichen Regierung ist ein Verdienst Consalvi's; aber an diesen Mann fest gehalten,

Digitized by Google

ihn unter allen Nachstellungen und Anfeindungen geschützt, und so ein Zeugniß der Anerkennung seines Werthes gegeben zu haben — dieser Ruhm ist dem Papste nicht abzustreiten. *) — Zur Wiederbelebung des alten Sy-

*) Consalvi war soeben von einem heftigen Fieber genesen, als der Unglücksfall den Papst auf das Krankenlager warf. Von seiner kindlichen Zärtlichkeit und Sorgfalt für den leidenden Greis gab er, mit Aufbietung aller Kräfte, in schöner Selbstverleugnung das rührendste Zeugniß. Seine Trauer um den Hingeschiedenen war ungeheuchelt; von den Umständen aufgeregt, vergaß er in erneuerter Thätigkeit seine eigne körperliche Schwäche. Bis zur Ankunft des Cardinals Fabrizio Ruffo mußte Consalvi, als Vorstand der Cardinali Diaconi, allen Congregationen beiwohnen und die Einrichtung des Conclave leiten, das nach seinem Vorschlage in einem Flügel des Palastes von Monte-Cavallo gehalten werden sollte. An Genesung, an Vorschreiten der Gesundheit war nicht zu denken, bei unaufhörlichem Verdrusse und bei dem Unmuthe, welchen das Sichtbarwerden unverdienten Hasses erzeugte. Man schien im Conclave zu vergessen, daß Consalvi als erster Minister Pius VII. auf die Dankbarkeit der unter seiner Mitwirkung ernannten Cardinäle rechnete und sich als ihr natürliches Parteihaupt betrachten durfte. Diese Berechtigungen wurden wenig anerkannt, wogegen ihn die Beweise der Hochachtung aller europäischen Regenten nicht schadlos hielten. Für sich, wie für sein Regierungssystem, hatte er Nichts zu fürchten; letzteres betrachtete er als das Ergebniß der Zeit und der Verhältnisse — nicht als sein freiwilliges Werk. — Nach vollbrachter Wahl Leos XII. gab er endlich den Vorschlägen seiner Aerzte Gehör und ging auf einige Wochen auf's Land, nach Montopoli, 35 Miglien von Rom; im Anfange des November kehrte er zur Hauptstadt zurück und bezog den Palast der Consulta, die Amtswohnung des Cardinal-Secretairs der Breven. Die Aerzte wollten ihn von Geschäften entfernt wissen und empfahlen bei seiner Engbrünstigkeit den Genuß der Seeluft. Consalvi ging nach Porto d'Anzo, wo er bis nach dem Dreikönigsfeste blieb. Seine Gesundheit schien sich gestärkt zu haben. Der neue Papst dachte daran, den Geschäftskreis des ausgezeichneten Staatsmanns, der über die Regierung Pius VII. so vielen Glanz verbreitete, zu erweitern. Er ertheilte dem Cardinale die Präfectur der Propaganda; doch schon 12 Tage darauf, am 24. Januar 1824 schlummerte er hinüber, nachdem ihn am 21. ein Entzündungsfieber auf's Krankenlager geworfen hatte. Als ihm wenige Stunden vor seiner Auflösung der Cardinal-Pönitenziere den Segen des Papstes brachte und befragte: ob er ihm noch Etwas zu vertrauen habe, — verneinte er es; seine letzten Worte waren: „Io sono tranquillo!“ — Seine irdische Hülle ward am 27. Januar mit großer Feierlichkeit in der Kirche St.-Marcello

:ms der römischen Curie ist Unglaubliches geschehen, noch
rößeres vielleicht vorbereitet durch die Hingebung vieler,
:r katholischen Kirche zugethanen Regenten in den Wil-
n des heiligen Vaters und durch die Neigung dieser ge-
önten Häupter, politische Sünden durch den päpstlichen
Segen ausgeglichen zu sehen. Pius VII., wie gesagt,
at Unglaubliches vollbracht als Haupt der römischen
:urie: Wiederherstellung der Klöster, des Mönch- und
Nonnenthums, Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu
nd der Inquisition. — Und wie gestaltete sich außer-
alb der römisch-katholischen Kirche das Papstthum, wäh-
end es daheim, auf wohlberechnete Grundlagen, die nie-
ergerissene Allmacht wieder aufzubauen und die zerrissenen
Fäden zu den Fesseln der christlichen Welt wieder anzu-
nüpfen mit seltenem Glücke versuchte? — Viele Ereig-
nisse der evangelischen Kirche, wenngleich ursprünglich
gewiß nicht zum Vortheile der römischen Curie unternom-
nen, berechtigten diese zu den kühnsten Erwartungen.
Konnte sich der Jesuiten Herrschaft nicht auch jetzt bewäh-
ren, wo mit ihrer Wiederbelebung die von Gregor XIII.
(dem segenspendenden Zeitgenossen der pariser Bluthoch-
zeit) 1582 gegebene Bestimmung neues Leben erhielt, daß
Protestanten, durch Stand, Wirkungskreis, Kenntniß

---

beigesetzt. Ein Augenzeuge erzählt: „Das römische Volk pflegt ein unerbittlicher Todtenrichter seiner Machthaber zu sein und sein Misfallen und Bedauern an ihrer Bahre laut werden zu lassen. — Den Sarg des Staatssecretairs Pius VII. begleitete die Menge still, ordentlich und niedergeschlagen".

Eine ihm gewidmete Denkschrift: „Elogio detto alla memoria di Ercole Consalvi Cardinale Diacono di S. Maria a Martiri da Luigi Cardinali", (Pesaro, 1824, Fol.) gibt mit der Abbildung zweier ihm zu Ehren geprägter Denkmünzen zwei Bildnisse von ihm, welche das Gesicht des geistvollen Mannes vergegenwärtigen. Unter den vielen Zeugnissen des ehrenwerthen Andenkens, in welchem er bei den Ueberlebenden steht, verdient die Theilnahme, welche die Ausführung jener Denkmünzen fand, Erwähnung. An der Spitze des zu diesem Zwecke schnell zusammengetretenen Vereins stand ein vertrauter Freund Consalvi's, der königl. handversche Minister und Gesandte zu Rom, Freiherr von Rheden, ein für alles Edle hochbegeisterter Staatsmann, dem wir über den Erfolg jener Unternehmung ausführlichere Nachricht verdanken; er ist Verfasser des „Compte rendu par la direction de l'association aux médailles en l'honneur de feu le Cardinal Consalvi, aux associés de cette entreprise", (4.).

oder Geist von Einfluß, nach ihrem Uebertritte zur katholischen Kirche ihren neuen Glauben verbergen und äußerlich als Protestanten fortleben dürfen? — Wurde in Rom die hin und wieder betriebene Vereinigung der lutherischen und calvinischen Kirche nicht als ein stiller Triumph gefeiert, da mit derselben beide erschüttert, ihrer ursprünglichen Verfassung und Einrichtung entkleidet, ihrer symbolischen Bücher beraubt wurden? — Selbst die Normalisirung des öffentlichen Gottesdienstes, unter Beobachtung eines Rituals, welches nach seiner Veraltung jetzt neu erscheint, vielfach an die katholische Kirche erinnert und die Predigt, das Verkünden des Evangeliums zurücktreten läßt hinter Gebet- und Gesangformen und hinter Ceremonien, die erbaulich sein könnten, wenn das Einerlei derselben nicht ermüdete, — dieses Alles erweckte in Rom größere Erwartungen als der nur des verursachten Lärms halber wichtige Uebertritt einzelner Abtrünniger zur römischen Kirche.

Welche Folgen für die Entwickelung der Menschen zur Tugend, für die Verherrlichung des Christenthums dieses haben wird, nachdem Leo XII. den päpstlichen Thron bestiegen und rüstig genug gezeigt hat, daß er das überkommene Vermächtniß sorgfältig zu verwalten weiß, steht dahin. — Ein Theil dieser Erbschaft, die irdische Ausstattung, welche Pius VII. dem Priesterthume zu sichern und vermehren suchte, erinnert an den heiligen Bernhard von Clairvaux, welcher 1153 an demselben Jahrstage wie jener die Augen schloß. Dieser große Mann seines Zeitalters, der oft die Frage zum Thema seiner frommen Vorträge machte: „W a s s o l l d e r R e i c h t h u m d e r K i r c h e?" — ließ auf dem Sterbelager seine Klosterbrüder zu sich rufen und sprach: „Drei Dinge sind das Glück meines Lebens: ich habe nie muthwillig Aergerniß gegeben, ich war nie vermessen im Selbstvertrauen, und nie habe ich Rache geübt. Drei Dinge aber vermache ich Euch, Ihr theuren Brüder: Liebe, Demuth und Geduld. — Dies ist mein letzter Wille!" —

Möchte Pius VII. der christlichen Welt ein gleiches Vermächtniß vererbt haben!

Heinr. Eberh. Gottlob Paulus.

Digitized by Google

Heinrich Eberhard Gottlob Paulus.

Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob, Doctor der Philosophie, Theologie und Rechtskunde, seit 1811 großherz. badischer Geheimer Kirchenrath und ordentl. Prof. der Theogie und Philosophie zu Heidelberg, ist geb. den 1. Sept. 1761 zu Leonberg, einem würtembergischen Landstädtchen bei Stuttgart. Nach den in öffentlichen Blättern von ihm selbst gegebenen Lebensnachrichten, dankt er vom neunten Jahre her seinem Vater, einem in den alten Sprachen, Wolf'scher Philosophie und Mathematik, auch Canz'scher und Bilfinger'scher Theologie wohlgeübten Geistlichen, nicht nur eine frühe, genaue Uebung in dem grammatikalischen Studium des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, sondern auch kluge Aufmunterung zur praktischen Beobachtung und Menschenkenntniß, zu Aufsätzen über Geschäfte des bürgerlichen Lebens und zu logikalischer Beurtheilung der verschiedensten Gegenstände nach den jedesmal nur aus der Natur der Sache selbst abzuleitenden wesentlichen Beschaffenheiten und Gründen. Der Knabe hatte Vorliebe für Medicin um der Naturforschung willen. Pietistische Umgebungen aber, welche auch auf seinen redlichgesinnten, aber zu einer phantasiereichen Religiosität heftig erregbaren Vater viel Einfluß hatten, doch bei ihren Täuschungen von dem Knaben nicht so viel prüfende Aufmerksamkeit, als er anwenden konnte, vermutheten, wollten ihm selbst vielerlei Glaubensmeinungen als zum Seligwerden oder zur Begnadigung, wie sie es

nannten, unentbehrlich aufnöthigen und seinen heiter religiösen Sinn in Aengstlichkeit durch Meinungsglauben verwickeln. Deswegen faßte er vom zehnten Jahre an den Entschluß, alles für Selbstüberzeugung in der Theologie Nöthige studiren zu wollen, um über jene ihn beunruhigenden Zweifel und Unglaublichkeiten für sich selbst urtheilsfähig zu werden. Der Vater, dem dieser Beweggrund nicht wohl entdeckt werden konnte, willigte ungern für den Eintritt in den geistlichen Stand, weil er *selbst* darin durch einige beleidigte Hierarchen und Familiennepotismus verfolgt und zurückgesetzt worden war. Ungeachtet diese Privatfeinde noch lebten und zu fürchten waren, bewiesen sich doch manche Andere, vornehmlich der Consistorialdirector Ruoff, und der noch im thätigen Alter verehrte Prälat von Griesinger so unparteiisch, daß die Frucht des guten väterlichen Unterrichts an dem Knaben anerkannt, und er, vierzehnjährig, in jenen neunjährigen Cursus der theologischen Studien aufgenommen wurde, welcher in den würtembergischen Klosterschulen (abgesonderte Gymnasialanstalten) und in dem Stift zu Tübingen den angehenden Theologen das nothwendigste, wahrlich lange, freie Zeit zur Benutzung des öffentlichen Unterrichts und zum Privatstudium, unter einer nur Unfleiß und Ausschweifung abhaltenden, die Selbstthätigkeit im Studiren aber nicht beschränkenden Aufsicht, höchst wohlthätig gewährt und auch durch häufige aufregende Specialprüfungen alles Erlernte vielseitig anwenden lehrt. Der Zweck, in der Theologie sich für Selbstüberzeugung zu befähigen, dauerte in diesen Bildungsjahren fort, doch ohne Aengstlichkeit, und mit dem Vortheil, daß Paulus alles Einzelne desto aufmerksamer auf das vorausgesetzte Ziel eigner beruhigender Ueberzeugung bezog. Für classische Sprachstudien fehlte es damals in Schwaben noch sehr an sachverständiger Anleitung zu historisch-pragmatischer, ästhetischer Interpretation, wie der würtembergische Roman: „Hartmann, eine Klostergeschichte", herausgegeben von Seybold, charakteristisch kundmacht. Bei seiner Vorliebe aber für das Hebräische und das Selbsterlernen der andern orientalischen Sprachen, erhielt Paulus die rechte Richtung durch Ernesti's Theologische und Michaelis's Orientalische Bibliothek, denen er mit der erregtesten Theilnahme die echte Beurtheilungsmethode abzulernen strebte, während sie ihn schon in den LXX, in

Josephus, in den Apokryphen sich umzusehen reizten. Von den Professoren Kübler, Schelling (dem Vater), Schnurrer ist er sich bewußt viel Gutes, doch am meisten von Rösler und Storr aufgefaßt zu haben. Rösler verstand die Classiker pragmatisch, und war in historischer Kritik der Kirchengeschichtsquellen und in einer scharfprüfenden Dogmengeschichte Muster. Storr, der mit seinem liebenswürdig redlichen Charakter Gelehrsamkeit, genug für mehre Professorate, und mit dem regsten Scharfsinn, Anderer Sinn zu verstehen, besonders im Umgang die mildeste, toleranteste Prüfungskunst vereinigte, übte die echthistorisch-philologische Interpretation überall, wo das theologische Kirchensystem keinen Einfluß hatte, so nachahmungswürdig, daß die Aufmerksamen alsdann diese Methode auch auf solche Stellen mit Sicherheit übertragen lernten, wo Storr, von Kindheit auf im System erzogen, sich unbewußt von den frommen Herkommen anders lenken ließ. Alsdann nämlich pflegte er nicht mehr, wie sonst immer, unter den möglichen Erklärungen die an sich wahrscheinlichste frei zu wählen. Arglos, aber sorglich, exegesirte er bei vielen classischen Stellen nach der Regel der Autorität: Diese mit dem System übereinkommende Sinnerklärung ist **nicht unmöglich**; warum sollten wir sie nicht beibehalten?

Von Gleichzeitigen und Mitstudirenden gewann Paulus Viel durch die Neigung, jede Ansicht nach allerlei Seiten lebhaft, aber ohne Leidenschaft, durchzusprechen und dadurch die Ursachen der Meinungsverschiedenheiten zu ergründen. Vornehmlich lebte er im glücklichen Gedankentausch mit seinem Compromotionalis, dem jetzigen Prälat von Jaab; philosophischer, oft scholastischer Tiefsinn aber und kritisch-historischer Erfahrungssinn übten sich wechselseitig aneinander durch die akademische Freundschaft zwischen ihm und dem (schon zu Tübingen verstorbenen) Dr. Flatt. Auch des altehrwürdigen Logikers und Metaphysikers Ploucquet Vorlesungen und Disputirübungen machten ihn denkender. Nur Physik konnte gar nicht gesehen und gehört werden: eine für den Theologen, der zuvörderst ein geistig ausgebildeter Mensch werden soll, unglaublich wichtige Lücke, welche Paulus noch als Professor durch Besuch physikalischer und chemischer Vorlesungen, doch nur fragmentarisch, auszufüllen suchen konnte. Die Anfangsgründe der Mathematik studirte er

selbst noch vor dem Uebergang zu den theologischen Vorlesungen nach Kästner und gewann dadurch für das theologische Studium theils die so nöthige Beharrlichkeit, nichts ohne deutliche Begriffsbestimmungen, nichts ohne treffende Beweisgründe für fest zu halten, theils aber auch die Fertigkeit, eine lange Reihe von Folgerungen nach ihrem wesentlichen Zusammenhang in Einen Ueberblick schnell und fest zusammenzufassen. Auch daß er den theologischen Büchervorrath des Stifts, bei welchem kein Index prohibitorum die damals geistaufregenden Schriften von Semler, Teller, Steinbart u. A. ausschloß, und dazu eine reiche orientalische Privatbibliothek tagtäglich benutzen konnte; auch daß er sich durch Unterricht einen Nebenverdienst zu machen, eben dadurch aber sich selbst in der Lehrmethode zu unterrichten veranlaßt war, rechnet Paulus, nebst vielem Einzelnen, das man günstige Zufälle nennen könnte, unter die einflußreichen Beförderungsmittel, durch welche eine höhere Weltordnung seine weitere Geistesausbildung in dieser Erdenperiode möglicher gemacht hat.

Am Ende seiner akademischen Studien war Paulus auf dem Punkt, über die Fundamente seines theologischen Wissens, Glaubens und Hoffens herzlich beruhigt, sich dem Wunsche zu überlassen, nach einigen Jahren auf einer stillen Landpfarre sein Leben zwischen der praktischen Sorge für die Gemeinde und Schule, und dem ruhigen Fortstudiren so zu theilen, daß von Eigenmeinungen oder sogenannter Heterodoxie nie ein Gerede werden sollte. Ermuntert von Plank und Spittler, deren Blicke auf nachstrebende Landsleute gerichtet blieben, schrieb er zwar einige seine Glaubensrichtung bezeichnende Predigten über Einheit und Geistigkeit Gottes und Glauben; die Absicht aber, ihn dadurch als Universitätsprediger nach Göttingen zu ziehen, wurde von den trefflichen Männern nicht erreicht. Ohnehin kränkelte er immer, wovon doch die Schuld nicht auf das Studiren fällt, welches ihn während jener Studirjahre nie anstrengte, vielmehr seine sicherste Erheiterung blieb. (Vom 18. bis etlich und 50. Lebensjahre machte ihm eine traurige Nervenreizbarkeit fast jeden dritten Tag durch betäubendes Kopfweh im Hinterkopf zu einem Schmerzenstag, doch so, daß er selten seine Arbeiten aussetzte, nicht aber durch Medicin, sondern nur durch Kaffe und den nächsten Nachtschlaf wieder Linderung erhielt. Viele Abhaltungen von Um-

gang und Lebensgenuß hatten in diesem Uebel ihre für Andere nicht leicht begreifliche Ursache.)

Männer, welche sich in jenen weniger egoistischen Zeitverhältnissen eine Angelegenheit daraus machten, nachwachsende Bildungsfähige hervorzuziehen, namentlich der früh verstorbene Prof. Druck zu Stuttgart und der noch lebende Prälat Abel, empfohlen, ohne sein Wissen, den Kränkelnden dem Edelmuth eines Freiherrn von Palm zu Kirchheim, welcher aus seiner Einsamkeit heraus mehre junge Männer zu unterrichtenden Reisen unterstützt, späterhin die Bibliothek des theologischen Stifts und andere akademische Anstalten zu Tübingen durch bedeutende Summen noch nutzbarer gemacht hat. Für Deutschland machte sich Paulus 1787 als Reiseplan den Vorsatz, auf der Strecke von Stuttgart über Anspach, Erlangen, Kl. Banz, Koburg, Gotha, Schnepfenthal, Jena, Schulpforte, Leipzig, Wittenberg bis Berlin, und dann über (das Rochow'sche) Rekahn, Magdeburg, Kl. Bergen, Helmstädt, so viel möglich Lehrer und Unterrichtsmethoden in den akademischen, gymnastischen und populairen Anstalten kennen zu lernen, wodurch er, unwissend, zu einer unerwarteten Periode seines Lebens, zu einer ausgedehnten Provinzial-Schulenaufsicht zu Bamberg, Nürnberg, Anspach vorbereitet wurde.

Da sein Wohlthäter, mit dem Tagebuch des ersten Reisejahrs zufrieden, ihm auch auf seine Kosten nach England überzugehen erlaubte, immer aber den Reisezweck selbst ganz frei ließ, so glaubte Paulus, außer der Uebung in der Sprache, nichts dem damaligen gelehrten England Eigenthümliches eher benutzen zu können als die kritischen und orientalischen Schätze des britischen Museums zu London, und der Bodleianischen Bibliothek zu Oxford. Die Neigung, über den Verfassungszustand der Staaten zu denken, schlummerte noch in ihm, ungeachtet jeder begabte Würtemberger, weil dieses Land längst schon das vergleichungsweise Wohlthätigere einer ständischen Verfassung erprobt hat, von Kindheit auf dafür Eindrücke und Denkerregungen erhält. Mehre Wintermonate zu Göttingen, im Verein mit dem auch schon verstorbenen Astronom Seyffer, verwendete er zur Vorbereitung für den bessern Erfolg der Reise, theils aus der beneidenswürdig reichen Bibliothek, welche jedes Citat zu verfolgen gestattet, theils durch Erlernung der Sprache. Eine Uebersicht der zu untersuchen-

den Masse der Philoxenianischen syrischen Version (in den „Helmstädter Annalen"); eine Dissertation über mehre ungedruckte arabische Versionen des A. T.; die Verpflanzung der inhaltsreichen arabischen Beschreibung Aegyptens von Abdollatiph nach Deutschland; die Herausgabe der ungedruckten arabischen Uebersetzung des Jesaias von Rabbi Saadiah; manche Facsimiles sabäischer Manuscripte u. s. w. waren Früchte dieser Reise. Vornehmlich aber hatte er ihr 1789 die Vocation zum orientalischen Professorat nach Jena, nach Abgang des fast unersetzlichen Eichhorn, zuzuschreiben, welche, vornämlich durch die erworbene Freundschaft Griesbach's, dem aus England Zurückkehrenden ohne sein Gesuch entgegen kam, seiner ganzen Geistesthätigkeit aber einen neuen, unbeengten Uebungsplatz gewährte.

Immer geneigt, Dem, wozu ihn äußere Pflichtverhältnisse leiteten, sich selbst ganz hinzugeben, lebte er jetzt ganz der vom Orientalismus abhängigen Bibelerklärung des Alten und Neuen Testaments, theilte seine täglichen zwei Vorlesungen zwischen diese beiden Theile der Bibel, gab in einer Einleitung in's A. T. Ueberblicke über dieses Ganze und neue Untersuchungen über einzelne Theile, übte in der Sprachlehre und den Anfangsgründen der orientalischen Dialekte. In einer compendiösen Grammatik suchte er die arabische Sprachlehre, die allzu vieles Populaire und philosophisch Unstatthafte aus den arabischen Bearbeitern aufgenommen hat, nach der allgemeinen Sprachphilosophie kürzer, deutlicher, fester zu ordnen. Für die Exegese des A. T. hatte er, unter der gewissenhaft freien Denk- und Lehrfreiheit, welche von dem jetzigen Großherzog von Weimar, diesem — durch die Leitung einer kräftigen Mutter und in der Umgebung von Wieland, Göthe, Herder, Knebel u. A. erstarkten — selbstdenkenden Regenten gesichert war, den großen Vortheil, ungehindert von irgend einer vorgefaßten Meinung, einzig nach Sprach- und Zeitkenntnissen unter den möglichen die wahrscheinlichste Erklärung der urchristlichen Lehren und Thatsachen wissenschaftlich und gewissenhaft herausfinden zu können. Er freut sich noch des lebendigen Bewußtseins, wie er nach und nach, ohne alle Begierde nach Neuerung, ohne Liebe oder Haß gegen die so vielgestalteten Systemstheologien, denjenigen Inhalt des Urchristenthums historisch-wahr erkannte, den er zum Theil

in seinem „Commentar" (4 Theile seit 1800, 2. Ausg. von 1804) und sonst, wie in seiner „Bibliothek von Anzeigen kleiner Schriften", im „Neuen Repertorium der biblischen und morgenländischen Literatur" (3 Bde.) und in den „Memorabilien" ähnlichen Inhalts (8 Stücke) — entwickelt hat. Dieser ewigwahre Inhalt des Urchristenthums ist es, der — mit allen Kräften und Mitteln historisch und philosophisch zugleich erforscht — ohne den Umweg von temporairen, individuellen, vorübergehenden Nebenbeweisen, durch sich selbst mit der innigsten Verehrung gegen den Messiasgeist, Jesus, und mit der unmittelbaren Ueberzeugung von der innern, selbständigen Wahrhaftigkeit der Religionslehre desselben erfüllt. Vieles wirkte hierzu die Uebung, sich durch Menschenstudium, welches auch der Hauptzweck aller Interpretation, alles Verstehens fremder Gedanken sein muß, in andere Gemüther hineinzudenken, auch in entfernte Zeiten und in eine nicht occidentalisch gestimmte Art des Urtheilens und Phantasirens, sich nach den uns überlieferten Beispielen anschaulich hineinzuversetzen. Man hat deswegen in seinem Exegesiren und überhaupt in seiner Lehr- und Denkart nicht unrichtig eine psychologisch-historische Methode als das Charakteristische erkannt. Sein Bestreben war nie ein einseitiger Rationalismus oder ein Miskennen der Allmäligkeit der durch Begeisterung entstandenen Religionsoffenbarungen, vielmehr das Benutzen aller Kräfte und Mittel, des Alten wie des Neuen, selbst der vielen Abirrungen, welche oft zu Entdeckung der geraden Linie dienen, um zu der für jetzt möglichbesten Anerkennung und Unterscheidung der für christliche Religiosität wesentlichen oder unwesentlichen Lehr- und Geschichtbehauptungen zu gelangen, wobei immer nur hauptsächlich Begeisterung für das Wahre und Heilige von der Anmaßung der Infallibilität und Imperfectibilität scharf zu unterscheiden ist, da selbst das Vollkommene vom Unvollkommenen nie ohne Perfectibilität gefaßt oder gegeben ist, noch werden kann. Was ist geschichtlich unleugbarer als, daß auch die Apostel, namentlich Petrus und Paulus, so gewiß sie von Begeisterung für das Wahre und Heilige erfüllt waren, und wunderbare Erfolge den Glauben an sie begleiteten, sich nicht Unfehlbarkeit der Einsichten zuschrieben und von den Urgemeinden, nach der Apostelgeschichte, in ihnen Infallibilität nicht vorausgesetzt wurde. Ebenso sind die Religionsof-

fenbarungen im A. T. augenscheinlich nach und nach sich verbessernd und berichtigend. Auch daß der reine, ursprüngliche, zeitgemäße Sinn des A. T. für Den, welcher zugleich die Kenntniß dieser ausgestorbenen Sprachen richtiger als nach den rabbinisch gebildeten Wörterbüchern, aus den verwandten Dialekten und den Contexten zu begründen sucht, durch jene Methode näher zu erreichen sei, bemühte Paulus sich, durch seine Clavis über die Psalmen und Jesaias, theils in den Wortbestimmungen, theils in den ausführlichen Inhaltsanzeigen, beispielsweise darzuthun.

Durch diese das Lehren und Lernen vereinigende Vorübungen in den glücklichsten Jahren der geistigsten Lebensthätigkeit weiter vorbereitet, erhielt Paulus 1794 nach Döderlein's Tod den Beruf, wieder unmittelbar mit der Theologie sich zu beschäftigen. Neben dem exegetischen Curs über das N. T. wurde jetzt die biblische Theologie, die Dogmengeschichte, die wissenschaftliche Dogmatik, die christliche Pflichtenlehre für die Vorlesungen durchgearbeitet, immer nach dem Hauptplan, von Dem, was nach allen den verschiedensten Ansichten auf jeden Fall das Bleibendwahre ist, als dem Fundament, zu beginnen, darauf allein die Ueberzeugung der Nachdenkenden zu gründen, also von der Christuslehre des gottergebenen Rechtwollens auch so viel möglich zum Richtigdenken über das Göttliche und dessen Offenbarwerden unter der Menschheit überzugehen. Auf das Bleibendwahre gebaut, wird die Ueberzeugungstreue sicher und auch als Beweggrund zum gotteswürdigen Wollen und Handeln überwiegend. Auf das Disputable und Nichtoffenbare gebaut, widersteht sie nicht kräftig genug den Leidenschaften, und will selbst nur menschliche Auslegungen des Nichtoffenbaren als Offenbarungsglauben aufnöthigen. Uebrigens war für Paulus sein ganzer Bildungsgang dieser gewesen, daß er nicht die Vernunft des Einzelnen, nicht einmal das Nachdenken vieler verschiedenartiger Selbstdenker vorherrschen zu lassen versucht sein konnte, da er vielmehr auch aus den vielfachen Erfahrungen der Religionsgeschichte, aus den religiösen Anschauungen der Gottbegeisterten, aus den Aussichten aller Zeiten in die Geisterwelt das als möglich Gedachte zusammenzufassen und das Glaubwürdigste zu durchdenken in seinen philologisch-historischen Studien großen Antrieb haben mußte. Einseitig wäre der Rationalismus, wenn er nur durch

den individuellen Vernunftgebrauch das Wahre in der Religion (in den Erkenntnissen zur Gottandächtigkeit) zu entscheiden vorgäbe. Der Vernunft, der Vollkommenheitsidee gemäß denkt nur Der, welcher das Geschehene und das Gedachte der menschlichen Erfahrungswelt zum Gegenstand des eignen Denkens macht und in der Gesinnung lebt, Allem, was er gegründet und mit gültigen Wahrheitmerkmalen erprobt finden kann, von ganzer Seele im Wollen wie im Wissen überzeugungstreu beizustimmen. In Jena sammelte Paulus auch Spinoza's sämmtliche Werke und brachte auch von seinem Leben so viel wie möglich in einen Ueberblick, nicht aus Hang zum Pantheismus, aber aus Mitgefühl für die edle Wahrheitsliebe, für den lichten Scharfsinn, für die seinem Zeitalter vorauseilende Strenge in der Folgerungsrichtigkeit und für die in tiefspeculativen Geistern so selten überwiegende Tendenz zum Praktisch-Guten und Pragmatisch-Verständigen.

Sehr ungern sah sich Paulus um's J. 1803 durch drängende Gesundheitsrücksichten genöthigt, den Ruf nach Würzburg zu wünschen und anzunehmen. Jena an sich ist durch seine freundliche Lage, durch den Sparsamkeitssinn und die genügsame Betriebsamkeit seiner Einwohner, durch seine Nähe an Leipzig zur Universitätsstadt gemacht. Der pfäffische Fanatismus weiß Dies wohl, und daher wurde, da die protestantisch-deutschen Hochschulen angegriffen wurden, vornehmlich Jena angefeindet. Der Geist der Nachfolger Kurfürst Johann Friedrichs des Beständigen möge es schützen und erhalten! Wäre eine Aenderung des Klima nicht so nöthig gewesen, die belohnende Huld der Regenten, das Vertrauen der Geheimenräthe Göthe und Voigt, die Liebe Schiller's, die Eintracht mit dem mustermäßigen Griesbach und fast mit allen Collegen waren mehr als zurückhaltend. Nie hat Paulus wieder ein Jena gefunden. Zu Würzburg war es gut, während die nur zu kurzdauernde Meinung, als ob Napoleons Stern auf unparteiische Förderung der Geistescultur hindeute, katholische und protestantische Lehrer freundlich vereinigte, und die Regierung keinem Theil nach einer Alleingültigkeit zu streben gestattete. Unerwartet war Paulus durch diese Stellung genöthigt, aus dem in sich glücklichen, regern Studienkreis des Professors in Senats- und Consistorialgeschäfte zu treten. Daher eine lange

Unterbrechung seiner literarischen Arbeiten, eine Nöthigung, sich in den politischen Weltumgebungen, wie sie damals waren und sich bilden mußten, besonders auch in den rechtlichen Verhältnissen zwischen katholischen und protestantischen Unterthanen und Kirchenverfassungen zu orientiren. Dies wurde noch mehr Amtsaufgabe, als Würzburg an den (vor einigen Jahren in seinem Toskana gestorbnen) Erzherzog von Oestreich überging, und, so gerecht und wohlwollend auch dieser Fürst gegen Paulus war, doch eine protestantisch-theologische Facultät zu Würzburg aufhören mußte. Von Baiern zuerst provisorisch auf die provisorische Universität Altorf hingewiesen, erhielt er noch unterwegs die „Verwendung" als Landesdirectionsrath in Kirchen- und Schulsachen im Generalcommissariat von Bamberg; nach zwei Jahren wurde er ebenso nach Nürnberg, wieder nach zwei Jahren nach Anspach versetzt. Sollte dem großen und wichtigen Umfang von Schul- und Kircheninspectionen Genüge geleistet werden, so mußte selbst der literarische Briefwechsel, noch mehr das gewohnte Selbstudiren stille stehen. Die immerfort neuen Landes- und Kanzleiorganisationen vervielfältigten die Arbeiten unübersehbar. Dennoch machte die Liebe zu guten Unterrichtsanstalten und die parteilose Zuneigung für das Bessere, welche Paulus in den Generalcommissairen Graf von Thürheim, von Stengel, von Lerchenfeld, von Dörnberg täglich zu erproben hatte, wenigstens das Beginnen manches Guten möglich, indem Landschulen besser dotirt und ermuntert, Schulseminarien gefördert, Bibliothek und Gymnasium zu Bamberg verbessert, das Gymnasium zu Schweinfurt, unter redlicher Beihülfe der Stadt, erhalten, das Gymnasium zu Nürnberg gegen einen Wismaier'schen Aufhebungsversuch durch Aufspürung der alten, vom Patriziat zu wenig geschonten Fonds, gerettet, auch die Erhaltungsmittel des anspacher Gymnasiums mehr gesichert wurden, u. dgl. m. Nur mußte Vieles, wegen der allzu schnellen Versetzungen, bei'm Beginnen bleiben, und allmälig hatte Herrn von Hartsmann's Stiftungs-Centralisation so viele Ueberschüsse in das Innerste zusammengezogen, daß in den Adern und Verzweigungen kaum noch der unentbehrlichste Nervensaft umlief.

Um so lieber folgte Paulus der Zurückberufung in das akademische Leben, besonders da sie durch die wohlwollende Ueberzeugung eines Sachkenners geschah, welcher,

den Studien des geistvollen Alterthums selbst ergeben, die Universitätsanstalten zu Heidelberg immer mehr zu heben den unermüdeten Vorsatz nährte, und der, in einer Zeitperiode ohne gleichen, die Vermehrung und Anordnung des Landes und die Erhaltung der Rechte der Regentendynastie, oft unter den widerstrebendsten Verhältnissen, bis zur Begründung eines constitutionnell gesetzlichen Zustandes durchführte. Seit der schwierigsten Epoche diplomatischer Geschäftsleitung mit dem mächtigen Nachbarstaat unter der Republik, der Revolution und der Uebermacht Napoleons ist das stille Denkmal der Verdienste des Staatsministers Freiherrn Sigmund von Reitzenstein mit der Vergrößerung und Erhaltung der badischen Lande und dem Flor des Regentenhauses unvergeßlich verbunden.

Weil gerade zwei Stellen für die Exegese und die Kirchengeschichte erledigt waren, und Paulus zu beiden berufen wurde, so war er dadurch amtlich veranlaßt, das einzige Fach, über welches er noch keine Vorträge gehalten hatte (zu Jena las Griesbach über die Kirchengeschichte), auch akademisch durchzuarbeiten. Kritisch-homiletische Uebungen hatte er auch zu Jena schon geleitet, zur Kritik über das Katechisiren aber war er zu Nürnberg als Vorstand der Examinationscommission veranlaßt gewesen.

1813 unterbrach ein gefährlicher apoplektischer Anfall seine Thätigkeit. Dem entschlossenen Ackermann und seinem Schwager Karl Paulus, jetzt Arzt zu Sulz am Neckar, dankt er die wirksamste Hülfe zu seiner ungewöhnlich guten Wiederherstellung. Nach Verfluß von zwei Jahren blieb fast keine Spur von Schwäche zurück.

Da im J. 1814 die Voraussicht des Königs Friedrichs I. von Würtemberg das Wohl der Regierung und des Volks auf ein constitutionnelles Grundgesetz festzustellen für das Zeitgemäßeste hielt, über die Art der Einführung aber zur Vereinigung von Alt- und Neuwürtemberg, auch über manche Bestandtheile der an das ältere Recht sich anschließenden neuen Uebereinkunft einige Jahre lang Versuche gemacht wurden, dachte sich der indeß mit dem Politischen und Staatsrechtlichen bekannter gewordene Theolog auch aufgefodert, seinem Vaterland für die dort genossene Erziehung und Einweihung in Ideen von vertragsmäßigen Verfassungen durch Beleuchtungen einiger streitigen Aufgaben seine Dankbarkeit zu beweisen. Dadurch wurde die Neigung genährt, dem Staate und der

Kirche zugleich eine freimüthige Zeitschrift über dergleichen Materien des Tags, als Versuche für das Gesunddenken und Besserwerden, zu widmen. „Sophronizon" ist so glücklich gewesen, mehrmals auch der unschätzbaren Huld des erhabenen Landesregenten versichert zu werden. Besonders erwarben dem Verf. die Beleuchtungen der in dem Schwurgerichtsprozeß gegen den Kaufmann Fonk zu Köln begangenen Rechtsverletzungen und der Beweis, wie wohlthätig und nothwendig das Oeffentlichwerden solcher schweren Untersuchungen sei, manches erwünschte Zeugniß, daß eine Stimme für Gerechtigkeit, wenn sie nicht den Argwohn der Revolutionssucht gegen sich hat, auch vor den höchsten Beurtheilern Warnungen vor möglichen Justizmorden aussprechen dürfe. Sehr erwünscht mußte es für Paulus sein, unter eben diesen Verhältnissen von der katholischen Schwesteruniversität Freiburg durch feierliche Ertheilung des juridischen Doctorgrades als Geistesverwandter geehrt zu werden. Denn hat gleich Paulus, aus Veranlassung des Reformationsfestes, Luther's Verdienste besonders auch um Reformation der Philosophie gezeigt, und hat er gleich gegen des Convertiten Haller sich verheimlichende Proselytenmacherei und gegen den rechtlich nicht begründeten Einfluß der römisch-italienischen Kirchenherrschaft auf die katholisch-deutsche Nationalkirche geeifert, so erkennen umsichtigere katholische Deutsche gar wohl, daß das Heil ihrer Kirche nicht aus der Ferne und nicht aus einer an Rom gefesselten Hierarchie erwächst, und daß Paulus wohl that, die curialistischen Rechtsverletzungen gegen Wessenberg zu beurtheilen, die Bemühungen der deutsch-protestantischen Fürsten für die katholische Kirchenverfassung in ihren Staaten bekannter zu machen und überhaupt immer darauf hinzuweisen, daß das Denken und Wollen des Wahren und Guten nicht durch Autoritäten, Traditionen und Machtgebote, sondern nur durch Erwecken der Ueberlegung im Unterricht, des Wollens aber durch Sachgründe und durch sittliche, geordnete Staatsverfassungen zum Wohl des Ganzen und Einzelnen allgemeingeltender (katholischer) gemacht werden kann.

Je näher das Ende der Laufbahn herankömmt, desto mehr hat Paulus auf den Lebensplan zurückzublicken, den die Vorsehung ihm durch die Thatsachen vorzeichnete, sich und Andere von dem Wesentlichen und Willensthätigen der uranfänglichen

Christuslehre durch den bleibendwahren Inhalt und durch Entdeckung der Unhaltbarkeit speculativer Abweichungen so zu überzeugen, daß dadurch die lebendigsten Gründe für ein der Lehre entsprechendes Leben wirksam werden. Er trug deswegen schon auch mehremal eine auf die Pflichtenlehre gegründete Glaubenslehre vor und erfuhr mit Rührung, wie eindrängend auf Herzensbesserung diese Lehrart werden kann. Jede Darstellungsart der Religion ist in dem Grade unreiner, in welchem sie zum voraus die Aussicht auf Sündenvergebung dem zur Selbsttäuschung geneigten Menschengeschlecht leichter macht und die menschliche Willenskraft nicht auf's äußerste anspricht, da nur der Mensch sein Möglichstes zu thun aufzufodern ist, während die Gottheit in dem Unerforschlichen der Weltordnung ohnehin gewiß alles Entsprechende möglich macht. Der Mysticismus, im Grunde immer der Glaube, gleichsam durch besondere Gnaden der Gottheit ein Privilegirter in Religionssachen zu sein, und der pfäffische Jesuitismus, oder der Plan, unter dem Vorwand der Ehre Gottes und vermöge der Infallibilität einer Kirche mit List und Gewalt eine Universalhierarchie bald zu erschleichen, bald zu ertrotzen, sind modische Uebel der Zeit. Beide bedürfen es, die Meinung allgemeiner zu machen, als ob Glauben und Denken entgegengesetzte und widersprechende Gemüthsrichtungen wären, und aus dem Rationalismus schlechterdings eine neue Ketzerei gemacht werden müßte. Die als Frucht der Forschungen seines Lebens immer deutlicher gefundene Harmonie des Nachdenkens und der urchristlichen Glaubenslehre veranlaßt soeben den jetzt Sechsundsechzigjährigen, in einer begonnenen theologischen Jahresschrift die Denkglaubigkeit sich aussprechen oder wenigstens seine Denkglaubigkeit sich zur Rechtfertigung offen darstellen zu lassen.

Digitized by Google

Charles Clement Bervic.

Digitized by Google

Charles Clement Bervic.

Im Reiche der schönen Künste, besonders der darstellenden, ist kein Feld, in welchem Frankreich mehre Jahrhunderte hindurch bis zu den gegenwärtigen Zeiten so ausgezeichneten Ruhm behauptet, als in dem der Kupferstecherkunst. Die glänzende Reihe der ihr zugehörigen Meister lieferte viele noch unübertroffene Darstellungen, welche nicht selten bedauern lassen, daß die Franzosen mehr die Hinneigung zum Glänzenden und das Anschließen an den Modetand als höheres Künstlerstreben leitete. So kam es, daß schon die Wahl der zu stechenden Gemälde öfter bei Bildern der französischen Schule als bei den classischen Kunstwerken der Italiener verweilte. Wie oft wird der Kunstfreund, wenn er seine Sammlungen durchgeht, zu dem Wunsche gebracht: möchten die französischen Meister der Kupferstecherkunst ihr Talent, ihre Vollendung in der Technik auf werthvollere Gegenstände verwendet haben! Wie oft widmeten sie ihren Grabstichel, selbst in dem günstigsten Zeitpunkte, der Darstellung prachtvoller aber geschmackloser Hoffeste und der Vergötterung des in theatralischem Prunke sich großdünkenden Ludwigs XIV.! — Wenn für künstlerische Darstellungen der Kopf, das Gesicht des Menschen an und für sich die schönste Aufgabe sind, so finden wir diese in einer großen Zahl herrlicher französischer Blätter gelöst, wo Masson, Edelink, Nanteuil, Drevet u. A. unbestreitbar den Preis davontrugen. Welche treffliche Nachbildungen bieten allein schon die Blätter

bar, wodurch sich die Künstler um die Mitgliedschaft der pariser Akademie bewarben! Mögen die Costume die ungünstigsten sein von oben her, wo die gewaltige Staatsperrücke, das Auge beleidigend, der wunderlichen Mode fröhnt, bis zu dem stattlichen Mantel herab, der, bei vielfach geknicktem Faltenwurfe, allen künstlerischen Foderungen widerstrebt. Manche andere Beiwerke sind auch müßig, aber mit einer technischen Vollendung dargestellt, daß man leicht begreift, wie sich die Meisterschaft französischer Kupferstecher in diesen Nachbildungen der vorliegenden Originalgemälde gefallen mußte.

Indem wir bei dem Leben eines der größten Kupferstecher unserer Zeit, der der französischen Schule zugehörte, verweilen, schien es zweckmäßig, jene Betrachtungen vorauszuschicken, um dessen Werth gehörig zu erkennen, seine Fehler nicht zu hoch anzuschlagen und seine Verdienste nicht zu gering zu schätzen.

Charles Clement Bervic war den 23. Mai 1756 zu Paris geboren. Der Name seiner Familie hieß Balvay. Es ist unbekannt, was ihn veranlaßte, jenen aufzugeben und einen Namen anzunehmen, welcher in der Geschichte berühmt und im achtzehnten Jahrhunderte von einem unehelichen Sohne des König Jakobs II. geführt wurde. Ueberall scheint unser Künstler an dem Namenwechsel Gefallen gefunden zu haben; nach Einigen nannte er sich in einer frühern Periode seines Lebens Charles Guillaume Barvez. So erschwerte er, vielleicht absichtlich, die Nachforschungen über seine Familienverhältnisse und über sein Jugendleben. Nur das erzählte er gern selbst, in spätern Jahren, daß er in den Umgebungen seiner Knabenjahre keine Anregung zur Kunst fand; doch der zufällige Anblick einiger Zeichnungen und Kupferstiche weckte das schlummernde Talent. Nun hing er mit nicht abwendig zu machender Vorliebe daran, sich mit Zeichnen zu beschäftigen; ein glückliches Ungefähr brachte ihn in Le Prince's Schule, der mit Ruhm und Reichthum ausgestattet aus Katharinas nordischer Kaiserstadt nach Paris zurückgekehrt war. So vortheilhaft er sich unter Zöglingen des Meisters auszeichnete, so suchten Bervic's Aeltern, bei'm Hinblick auf das künftige Schicksal des jungen Mannes, doch die Rücksicht geltend zu machen, daß die Malerei nur ausnahmsweise ein gutes Auskommen gewähre; sie gaben sich viele Mühe, ihn auf eine andere

Berufsbahn zu leiten. Vergeblich. — Endlich wurde die vermittelnde Abkunft getroffen, daß Bervic sich der Kupferstecherkunst, welche in Verbindung mit dem Kunsthandel schon mehr irdischen Gewinn verhieß, widmen sollte. Dazu lag die Hoffnung um so näher, da der Deutsche, J. G. Wille, durch seine trefflichen Leistungen in Paris die Kupferstecherei gehoben, zur Modeangelegenheit gemacht hatte, auch großes Ansehen und reichen Erwerb genoß. In dieses Meisters Schule trat Bervic als Lehrling und zeichnete sich bald vortheilhaft aus durch Fleiß, durch den Ernst seiner Studien, durch Richtigkeit der Zeichnung. Seine ersten Arbeiten waren Bildnisse, welche in der Behandlung angenehm an die Manier seines Lehrers erinnern und dessen zierliche Reinheit des Grabstichels zu erreichen suchen; vorzugsweise nennen wir das Bildniß Linné's, nach Roslin, Vergennes's, nach B.'s eigner Zeichnung, schon deshalb interessant, ferner Senac's de Meilhan, nach Duplessis. — Unter den von Bervic gelieferten Platten aus dem Zeitraume seines ruhmvollen Hervortretens erregte jenes große Blatt La demande acceptée, 1784, nach Silvestre, vieles Aufsehen und den Beifall aller Kenner durch seinen Umfang und nach seinem vollendeten Grabstichel. Der Gegenstand selbst könnte kein vorwaltendes Interesse wecken; doch das Erscheinen dieses Blattes bahnte in demselben Jahre dem Künstler den Weg zur Akademie, deren Mitgliedschaft offizielle Anerkennung der Meisterschaft war. Das Probeblatt derselben, welches verfassungsmäßig bei der Bewerbung zur Beurtheilung eingereicht werden mußte, war das Bildniß d'Angivilliers, Generaldirecteurs der königl. Bauten. Bervic's Arbeit ward gekrönt; eine andere Leistung seines Grabstichels, le Repos, nach Lepicié, durch idyllische Wahrheit und Einfachheit gefallend, erfreute sich eines entschiedenen Beifalls. Mit dem Eintritte in die Akademie erhielt der Künstler auch eine Wohnung im Louvre, dem Herkommen gemäß, nicht als persönliche Auszeichnung.

So war Bervic dem Hofe näher getreten und bekam von dorther den schwierigen Auftrag, Ludwigs XVI. Bildniß in vollem Königsprunke nach Callet's Gemälde, zu stechen. Hatte der Maler, der sich schon 1776 berühmt machte durch Wiederherstellung des durch Feuersbrunst verletzten Deckengemäldes in der Capelle der hei-

ligen Jungfrau, neben der Sulpicekirche zu Paris, die schwere Aufgabe zu bestehen, den neuen Foderungen der Kunst und dem Vergleiche mit ähnlichen Darstellungen französischer Könige zu genügen, so war des Kupferstechers Aufgabe nicht minder schwierig, da seine Arbeit die parallele mit den vielbewunderten Blättern eines Drevet, Nanteuil u. s. f. von selbst herbeiführte. Ohnehin war die Zeit der Vergötterung der französischen Könige vorüber; das gefoderte Kunstwerk entbehrte also einen Schutz, der den Urtelsprüchen tadelsüchtiger Kritiker die Wage halten konnte. Hatte Callet über Rigaud keinen Sieg davon getragen, so ward doch sein Prachtgemälde Ludwigs XVI. dem Ludwigs XIV. rühmlich zur Seite gestellt: Bervic's Leistung stand dem Meisterstücke Drevet's nicht nach und behauptet einen Ehrenplatz in der Reihe der Darstellungen der französischen Könige, welche ein glänzender Grabstichel verewigte. Herr von Quandt, in seinem an scharfsinnigen Bemerkungen reichen „Entwurf zu einer Geschichte der Kupferstecherkunst", erwähnt sehr treffend, daß Bervic sich zu einer metallischschimmernden Manier, der Wille'schen Schule gemäß, hinneige, daß aber das Bildniß Ludwigs XVI. sich durch eine höchst malerische Abstufung der Töne empfehle. — Später erhielt dieses Blatt noch ein besonderes Kunstinteresse, indem der große Deutsche, Johann Gotthard Müller, nach Duplessis's Gemälde, gleichfalls Ludwigs XVI. Bildniß in vollem Krönungsornate stach. Ein- und Ausländer verweilen mit Bewunderung bei beiden Blättern; doch die landsmannschaftliche Vorliebe macht, daß die Franzosen dem Verdienste Bervic's, die Deutschen dem Müller's den Vorzug zusprechen. Der Grabstichel des Erstern zeigt sich in wahrhaft künstlerischer Vollendung, zart und doch nirgends kleinlich; die Zeichnung ist treu, der Farbengebung des Originals entsprechend, das Ganze harmonisch und glänzend; nur bemerkten einige Kritiker, daß dem Ganzen eine gewisse Stärke des Effects mangle, was vielleicht ebenso viel dem dargestellten Gegenstande als der Ausführung beigemessen werden muß. — Die Abdrücke des Bildnisses des unglücklichen Königs haben für die Sammler sehr erhöhten Geldwerth erhalten, da mit der bald eintretenden Revolution und der wahnsinnigen Zerstörung des Königthums auch in Kunstwerken, viele Abdrücke dieses Kupferstiches vernichtet sind. Bervic hielt sich wäh-

rend des Umsturzes der bürgerlichen Ordnung still zurückgezogen; aber die Wüthriche geizten nach Gegenständen, woran sie ihre Rachsucht befriedigen konnten. Der Künstler erhielt vertraute Winke, daß man bei ihm Nachsuchung nach der Platte des Königsbildes halten würde; er konnte sein Werk nicht vernichten und wußte es doch nicht gefahrlos zu verbergen: um hierzu leichter Mittel zu finden, zerschnitt er die Platte und bewahrte sie so. Neuern Nachrichten zu Folge, hat man sie wieder zusammengesetzt mit so glücklichem Erfolge, daß gute neue Abdrücke davon abgezogen werden können.

Noch ehe die Revolution das Stillleben der Künstler gefährdete, wagte sich Bervic an eine höhere Künstleraufgabe, wozu er als geschickter, mit der Malerei innigst vertrauter Zeichner vollkommen ausgerüstet war. Er widmete einem herrlichen Bilde Rafael's, dem heiligen Johannes, seinen Grabstichel. Dieses Blatt erweiterte die Berühmtheit Bervic's, ist aber nicht einzeln in's Publicum gekommen, sondern gehört in die an schönen Werken des Grabstichels so reiche florentinische Galerie. („Galerie de Florence, tableaux, statues, basreliefs, camées de la galerie de Florence et du Palais Pitti. Dessinés par Wicar, et gravés sous la direction de Lacombe et Masquelier, avec les explications par Mongez l'ainé". Paris 1789—1815, gr. Fol., 4 Bde.) Ihm wäre weitere Verbreitung zu wünschen, wie sie ein folgendes Blatt, L'innocence, nach Mérimée, fand. Ohne Verkennnng der Verdienste des Grabstichels, muß man es dem Kupferstecher zum Vorwurfe machen, sich an solches Original gemacht zu haben. Das Anlockende und Verführerische des Malers, wovor ein bewährter Kunstkenner, Fiorillo *) warnt, mag den Stecher bei der Wahl seiner Arbeit bestochen haben; im Kupferstiche ist Solches nicht der Fall. Flachheit der Hauptgestalt, Bedeutungslosigkeit derselben stellen manche Vorzüge der Behandlung in den Hintergrund und erinnern an die hohle Ziererei der alten Schule.

Zu ganz eignen Betrachtungen führt es, daß Bervic, nachdem er bei Rafael's Kunstschöpfungen verweilt hatte, an Gemälden der erwähnten Art Gefallen finden konnte.

---

*) „Geschichte der zeichnenden Künste", III, S. 439.

Er wendete sich bald nachher zu dem Bilde, darstellend die Erziehung Achill's durch den Centauren Chiron von Nicolas François Regnault, der durch Ueberreichung desselben 1783 seinen Eintritt in die Akademie bezeichnete. Des Orginals gute Zeichnung, schönes Colorit und ausdrucksvolle Köpfe sind verdienstlich; die beiden Gesichter des Chiron und Achill sind französische Nationalphysiognomien, und des Letztern Körper hat in den nackten Theilen so wenig anatomische Vollendung, daß, der Farben ungeachtet, man im Kupferstiche eher eine unvollendete Statue als eine lebendige griechische Knabengestalt zu erblicken glaubt. Nur der Arm des jungen Achill macht hierin eine Ausnahme. Als Gegenstück zu diesem wieder beifällig aufgenommenen Blatte gab Bervic die Entführung der Dejanira nach Guido. Wenngleich jede dieser Arbeiten in der Technik den Meister des Grabstichels zeigt, so übertrifft doch das zweite Blatt das erste um Vieles, schon nach der Verschiedenartigkeit des Originalgemäldes. Man hat in dieser Beziehung diese beiden Bervic'schen Blätter zusammengestellt mit den beiden Anderloni's: Moses und Madian's Töchter am Brunnen, nach Poussin, und die Ehebrecherin, nach Tizian, wo auch die französische Gemäldenachbildung absticht gegen die Vollendung der italienischen Kunstschöpfungen, deren Weihe auf die Kupferstichdarstellung überging. Jene Entführung der Dejanira halten die Franzosen für das vollkommenste Blatt, welches zur Darstellung eines Gemäldes im ersten Jahrzehend des neuen Jahrhunderts vermittels des Grabstichels hervorgebracht ist.

Was Bervic's Leben während der gefahrvollen Stürme der Revolution betrifft, so vollbrachte er dasselbe so unbemerkt und zurückgezogen, so anspruchslos und unbeachtet, daß er zu den wenigen ausgezeichneten Männern der Seinehauptstadt gehört, welche nicht vor die Schreckenstribunale und zur Henkersbühne geschleppt, nicht aus gerechter Besorgniß vor solcher Gefahr genöthigt wurden, in der Flucht ihre Rettung zu suchen. Je mehr Bonaparte's Kriegsthaten die Welt in Bewunderung setzten, um so schneller verlor das Schreckenssystem seine Uebermacht. Nie hat ein mit reißender Schnelligkeit zum höchsten Feldherrnruhme gelangender Krieger seine Siege vielseitiger genutzt, sich und Frankreich im Glanze zu zeigen, als der rastlose Korse. Während Paris noch zwischen immer wie-

der auftauchendem Terrorismus, zwischen Hungersnoth, Verbrechen und Elend schwankte, ließ er die Feier seiner Triumphe, unter Aufstellung in Italien erbeuteter und bei Friedensschlüssen dem Feinde abgedrungener Kunstwerke, begehen. Das Nationalmuseum, welches bald Napoleons Namen führte, vereinigte die herrlichsten Schätze Italiens.

Ein Prachtwerk der Kupferstecherkunst sollte diese einzige Sammlung verewigen. Nur einem Napoleon, mit seinem keine Schwierigkeiten kennenden Willen, mit seinen unerschöpflichen Hülfsmitteln, konnte es gelingen, in kurzer Frist ein Werk hervorzurufen wie das „Französische Museum", welches unter seinen Auspicien Robillard-Peronville und Laurent herausgaben. („Musée françois, Recueil complet des tableaux, statues et basreliefs qui composent la collection nationale; avec l'explication des sujets, et les discours historiques sur la peinture, la sculpture et la gravure, par S. C. Croze-Maquan, E. Q. Visconti et T. B. Emeric-David. Publié par Robillard-Peronville et Laurent", Tomes 1—4. Paris 1803—9. Fol.) Unter den vielfachen, schwierigen Aufgaben, deren Lösung der Plan des Unternehmens mit sich brachte, war die Darstellung der hochberühmten Antike, der Laokoongruppe, eine der bedeutendsten. Bervic unterzog sich derselben und übertraf mit seiner Leistung die kühnsten Erwartungen. Ein französischer Schriftsteller, der Verfasser der „Eloge historique sur la vie et les ouvrages de M. Bervic", bemerkt richtig: „Es verhält sich mit dem Stiche eines Kunstwerks in Marmor und eines Meisterstücks der Skulptur ganz anders als mit dem eines Gemäldes: hier ist dem Kupferstecher Alles genau angegeben, Form, Beleuchtung, Wirkung, Harmonie, Stufenfolge der Töne, selbst der Hintergrund und die Luft, worin der Künstler seine Gestalten will erscheinen lassen; aber eine Marmorgruppe ist ein vereinzelter Gegenstand, einfarbig, doch verschieden nach der Beleuchtung, in der Wirkung. Da sind keine Contraste vorgezeichnet, noch Figuren in der Fläche gegeben. Der Stecher haftet für Richtigkeit der Zeichnung, für Wahrheit des Ganzen und für genaue Beachtung jeder Einzelnheit; der Grabstichel muß dem geheimnißvollen Gange des Meißels folgen". Nur ein so vollkommener Zeichner wie Bervic durfte solches Wagniß unternehmen und seinen Künstlerruhm bei einer so gefahrvollen Aufgabe

auf's Spiel setzen; aber seine Arbeit krönte seinen Ruhm. Mit der Laokoonsdarstellung, einem Blatte, welches immer zur Norm dienen wird, wie plastische Werke in Kupfer gestochen werden müssen, schloß Bervic die nicht große Reihefolge seiner Blätter. Durch die mit seinem Berufe verbundene unablässige Anstrengung der Augen hatte sein Sehorgan gelitten; er entsagte daher für immer der weitern Arbeit mit dem Grabstichel. Mehre schon vorgeschrittene Platten ließ er unbeendet und übergab sie seinen Zöglingen zur weitern Ausführung; so vertraute er jene Platte, welche das Testament des Eudamidas vorstellt, seinem Schüler Toschi, der sie auch geschickt ausgeführt hat. — Deshalb aber entsagte der wackere Künstler nicht der größten Thätigkeit zur Beförderung der Kupferstecherkunst; seine Verdienste in derselben waren zu anerkannt, als daß sein Rath und Ausspruch im Nationalinstitute und in der Akademie nicht volles Recht gefunden hätten. Ohne um die Gunst der Großen und des Kaiserhofes zu buhlen, aber auch ohne sich feindselig zu ihnen in Opposition zu setzen, lebte er in einer künstlerischen Unabhängigkeit, umgeben von Zöglingen, denen er die Geheimnisse der Grabstichelführung um so fleißiger lehrte, je weniger er dieselben noch übte. Er leitete die freigebig von der Regierung für Leistungen der Kupferstecherkunst ausgesetzten Aufgaben, entschied die Preisvertheilungen und machte Vorschläge zur Vervollkommnung der Kunst.

Mit der Rückkehr der Bourbons auf den Thron Frankreichs erhielt Bervic's Darstellung Ludwigs XVI. ein erhöhtes Interesse; die Anerkennung des artistischen Werthes des Blattes verband sich nun mit politischen Rücksichten. Der kunstliebende König Ludwig XVIII. schätzte selbst diese Arbeit und ihren Verfasser; durch einen Cabinetsbefehl verlieh er ihm, der früher den Reunionsorden erhalten hatte, das Kreuz der Ehrenlegion, wie in der Zuschrift es heißt: „In Erwägung, daß die Kupferstecherkunst unter der Regierung unserer erlauchten Vorgänger eine von keiner andern Nation übertroffene Vollendung erhielt, dann aber Rückschritte machte bis zu dem Zeitpunkte, wo die Trefflichkeit der Werke des Herrn Bervic, indem sie den Geschmack wieder belebten, die Entwickelung der unserm Zeitalter Ehre bringenden

Talente anfachten, und um auf würdige Weise die Leistungen dieses geschickten Künstlers zu belohnen".

Nur kurze Zeit erfreute sich Bervic dieser Gnadenverleihung.

Ein Uebel, welches in der Lunge und im Herzen seinen Sitz hatte, warf ihn auf's Krankenlager, wo er nach wenigen Tagen, am 23. März 1822, 66 Jahr alt, die Augen schloß. So schied er aus dem Kreise seiner in ihm den Vater verehrenden Schüler und einer Anzahl von Freunden, die seinen Tod beweinen. Die feierliche Beisetzung seines Leichnams bewies die Theilnahme der ganzen Hauptstadt bei diesem wahrhaften Nationalverluste. — Er starb, aber seine Werke leben fort. — Zu seinem Nachfolger in der Akademie ward Tardieu ernannt.

Digitized by Google

ausgeführten Gemählden, jedes wenigstens in sichern, treffenden Umrissen, die den Menschen zeichnen, wie er war oder ist, und, so viel es geschehen kann, auch wie er ward; die das Menschliche in einer Vollendung oder in offenkundiger Verirrung durchschauen lassen: — das ist's, was wir zu erreichen wünschen. Wir wollen das Leben der Zeit, der Menschheit, dieser Zeit, in der engverbundenen Kette der einzelnen Menschen, in denen das, was man den Zeitgeist nennt, sich in seiner mannichfaltigen Gestaltung klar und anschaulich spiegelt und ausdrückt, darstellen.

In dieser Hinsicht würden auch Selbstbiographien, die aber diesen sinnvollen Namen wirklich verdienten, und also mehr enthalten müßten, als eine Skizze des äußern Lebenslaufs, die mit Unbefangenheit und Wahrheit, mit tiefer Selbsterkenntniß und mit sicherer Hand, das eigne Leben eines ausgezeichneten Zeitgenossen, den Gang seines Geistes und die Entwickelung seines Schicksals abbildeten, uns höchlich willkommen sein.

Es ist aber besonders zu wünschen, daß die Herren Mitarbeiter den echthistorischen Gesichtspunkt überall festhalten, recht eigentlich geschichtliche Darstellungen bearbeiten, und mehr durch getreue Abbildung, als durch Reflexion und Raisonnement, die Leser auf den rechten Standpunkt stellen, aus dem die Zeitgenossen anzusehen sind.

Alle Beiträge dieser Art, durch die Gesinnung der Einsender selbst verbürgt, wird mit Dank zu gewissenhafter Benutzung aufnehmen

die Redaction.

* * *

Die erste Reihe dieses Werks, welche im Jahr 1816 begonnen wurde, und deren letztes Heft, welches zugleich ein Repertorium über alle sechs Bände oder 24 Hefte derselben enthält, in der Jubilate-Messe 1821 erschien, ist als geschlossen zu betrachten. An sie schließt sich diese neue Reihe an, die ganz nach demselben Plan redigirt wird. Auch diese zweite Reihe ist auf 24 Hefte oder sechs Bände berechnet, und sie wird nach deren Vollendung wie die erste ein für sich bestehendes Ganzes bilden.

Auch in der äußern Erscheinung tritt keine Aenderung ein und es wird daher wie früher, so oft hinreichende Materialien da sind, ein Heft von ungefähr 12 Bogen dem Publicum dargeboten werden. Der Preis eines solchen Hefts, deren vier einen Band bilden, ist auf Druckpapier 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein., auf Schreibp. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. Rhein. Sämmtliche deutsche Buchhandlungen in und außer Deutschland, auch Postämter, sind im Stande, die Hefte dieses Werks zu den hier angezeigten Preisen zu liefern.

Leipzig.

F. A. Brockhaus.

I n h a l t.

Seite

Thaddäus Kosciuszko. Von Karl Falkenstein. Zweite Abtheilung. . . . 1

Pius VII. Dritte Abtheilung. . . —

Heinrich Eberhard Gottlob Paulus . . [illegible]

Charles Clement Bervic. . . [illegible]

Zeitgenossen.

Neue Reihe.

Nr. XXIV.

(Der gesammten Folge Nr. XLVIII.)

(Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.)

(Preis dieses Hefts auf Druckpap. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. Rhein.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1827.

Einladung.

Das Unternehmen, welches die Lebensbilder ausgezeichneter Zeitgenossen darzustellen versucht, ist von der Art, daß es nur durch ein kräftiges und sichres Mitwirken vieler geistreicher und erfahrner Männer gedeihen kann. Es werden daher Alle, die dasselbe zu bereichern vermögen, hierdurch vertrauend und dringend eingeladen, mit ihren Beiträgen ein Werk zu unterstützen, das für die Zeitgeschichte nicht unwichtig werden kann. Für alle künftige Theilnehmer sollen hier die Hauptgesichtspunkte des ganzen Unternehmens angedeutet werden.

Mit „Zeitgenossen" bezeichnen wir Lebende und Verstorbene, die unserer Zeit angehört, in derselben gewirkt haben. Als Grenzpunkt nehmen wir das Jahr 1789 (wahrhaft den Anfang einer neuen Zeit!) an, dergestalt, daß denkwürdige Menschenleben, die nach jenem Jahr hervorleuchteten (ob auch der größere Theil ihrer Dauer einer frühern Zeit angehöre), noch dazu gerechnet werden.

Nicht auf das Vaterland nur beschränken wir den Plan. Was als eine große, seltne Erscheinung innerhalb dieser unserer Zeit bei irgend einem Volke sich bemerkbar machte, findet unter unsern Zeitgenossen seinen Platz.

Das Unternehmen ist aber an sich so umfassend, daß (weil wir nicht ein endloses Werk beginnen wollen) nothwendige Grenzen auch in Hinsicht der Wichtigkeit der hier abzubildenden Zeitgenossen, und die Bedingungen, unter welchen sie hier aufzunehmen sind, festgestellt werden müssen.

Männer und Frauen sollen es sein, die der Welt schon bekannt sind, die in einem größern Kreise bedeutend und wirksam waren oder sind, auf irgend eine Weise, durch ihre Stellung in der Gesellschaft, durch ungemeinen Geist und weitverbreitete Wirksamkeit, durch ihre Meisterschaft in einem Zweige des Lebens, durch große Tugenden oder Irrthümer, hervortraten. Sie müssen in einem öffentlichen Leben eine sichtbar geschichtliche Beziehung zu ihrer Zeit, ihre Biographien müssen wirklich für die Zeitgeschichte eine höhere Bedeutsamkeit haben, und es bleiben daher solche, ob auch noch so erfreuliche Erscheinungen, die in stiller Verborgenheit dahin wandelten, von unserm Plan ausgeschlossen.

Wir werden also vorzüglich große Staatsmänner, Feldherren und Krieger, ausgezeichnete Meister in Kunst und Wissenschaft (nicht bloße Schriftsteller oder sogenannte Gelehrte), ungemeine Geschäftsmänner, — auch Frauen, die in einem größern Kreise wirkten, darzustellen versuchen.

Solche Zeitgenossen sollen mit geschichtlicher Treue, im echten Geist der Biographie, nach ihrem äußern und innern Leben (so weit der Forscher einzudringen vermag), mit dem möglichst tiefsten Begreifen ihrer Eigenthümlichkeit, geschildert werden. Wohlgetroffene Schattenbilder, die doch dem hellen Auge mehr als Schatten, die wahrhaftes Leben vorüberführen; wo es möglich ist, in

Zeitgenossen.

Neue Reihe.

Sechster Band.

Die erste Reihe dieser Zeitgenossen besteht aus 6 Bänden oder 24 Heften. Jedes Heft einzeln kostet 1 Thlr. auf Druckpapier und 1 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier; alle zusammen genommen aber werden zu sechszehn Thaler auf Druckpapier und zu vierundzwanzig Thaler auf Schreibpapier erlassen.

Zeitgenossen.

Biographien und Charakteristiken.

Neue Reihe.

Sechster Band.

(Heft XXI—XXIV.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1827.

Digitized by Google

Johann VI., König von Portugal.

Digitized by Google

Johann VI., König von Portugal.

Wenn man Johann VI., König von Portugal und Algarbien, gehörig beurtheilen und würdigen will, muß man nothwendig einen Blick auf den Zustand werfen, in dem sich die portugiesische Herrschaft zu der Zeit befand, wo dieser Fürst, in Folge der Krankheit, welche seine Mutter zum Regieren unfähig machte, die Zügel der Regierung ergriff.

Johann VI. (Maria Joseph Ludwig) wurde am 13. Mai 1769 zu Lissabon geboren und war der zweite Sohn Mariens I. und des Infanten Don Pedro, Onkel und Gemahl der Letztern, welche ihm aus Artigkeit den Titel des Königs zugestand, ja sogar, als sie mit ihm einen Sohn erzeugt hatte, sein Bildniß auf den Münzen neben dem ihrigen schlagen ließ. Sie folgte ihrem Vater Joseph I. am 24. Febr. 1777, im 43. Jahre, war aber auf dem Punkte gewesen, durch den Marquis von Pombal ihrer Rechte auf den Thron beraubt zu werden. Es hatte der Letztere nämlich mit des Königs Einwilligung den Plan entworfen, die Thronfolge auf den jungen Prinzen, den ältesten Sohn Mariens I., übergehen zu lassen. Die Erziehung desselben hatte er mit der größten Sorgfalt geleitet und immer dabei die Absicht gehabt, einen vollendeten Fürsten zu bilden, der Portugiesen zu leiten würdig, ihr Glück zu schaffen fähig war, wenn er in die Fußtapfen seines Großvaters trat und die Lehren von dessen Minister benutzte. Pombal kannte den schwachen Charakter der Prinzessin Marie, ihren Hang zu übertriebener Frömmigkeit, den überwiegenden

Einfluß, welchen eine herrschsüchtige Mutter auf sie hatte, und so fürchtete er mit Recht, daß Portugal gleich nach Josephs Tode wieder der Tyrannei eines stolzen, habsüchtigen und unruhigen Adels, einer fanatischen Geistlichkeit anheimfallen könnte. Deshalb bestimmte er den König, seine Tochter anzuhalten, der Krone zu entsagen, und die Vermählung seines Enkels mit einer französischen Prinzessin (der nachher so unglücklichen Elisabeth), zu betreiben. Alles stimmte zur Ausführung dieses heilsamen Planes. Kein Mensch wußte um das Geheimniß als der König, der französische Gesandte, Pombal und der Minister des Innern, Joseph von Seabra, sein Vertrauter, sein Geschöpf. Aber dieser Letztere verletzte seine Pflicht, er theilte den Plan der Königin mit und — vereitelte ihn dadurch. Sie befahl ihrer Tochter sogleich, kein Papier ohne ihre Zustimmung zu unterzeichnen, selbst wenn es ihr der König, ihr Vater, vorlege. Marie ging leichter in den Willen der stolzen, strengen Mutter als den des sanftmüthigen Vaters ein. Sie weigerte sich, die Entsagungsacte zu unterschreiben, als sie ihr vom König vorgelegt wurde, und dieser mußte nun, da er sich so überlistet sah, zurücktreten. Seabra hatte, von Ehrgeiz geblendet, vermuthlich geglaubt, an die Stelle seines Schützers zu treten, der unbeschränkte Herrscher über den König zu werden und eines Tages im Namen der furchtsamen Marie zu regieren. Allein, er ward nach der Küste von Angola verwiesen und von da nach Pedras-Negras gebracht, wo er dem fast unvermeidlichen Tode nur durch die zärtliche Pflege einer Negerin entging.

Von nun setzte Pombal seine ganze Hoffnung auf die Lebensdauer des Königs, auf den Charakter von dessen Enkel, welcher dem Volke durch seine Herablassung, seinen gründlichen, mannichfachen Unterricht, besonders aber durch seine heiße Liebe zur Gerechtigkeit, seinen deutlich ausgesprochenen Haß gegen die Mönche, den Aberglauben und die Ueberreste der Feudalherrschaft mit jedem Tage theurer ward. Es fehlte dem jungen Füsten nur an ein wenig mehr Kraft, um der Mann zu werden, der noch der Nation fehlte, jene Misbräuche vollends auszurotten, die Portugals Elend seit einem Jahrhunderte geschaffen und es in den traurigen, herabgewürdigten Zustand versetzt hatten, worin es sich bei Josephs I. Thronbesteigung befand. Doch so wohlbegründete Hoff-

nungen sollten nicht erfüllt werden. Joseph starb am 24. Februar 1777, und sein Enkel unterlag 1788 bösartigen Blattern. Sein Tod setzte das ganze Volk in Bestürzung. Es ließ seinen Kummer auf tausenderlei Art laut werden. Nur die Mönche theilten nicht den allgemeinen Schmerz. Sie wünschten sich Glück, keinen so furchtbaren Feind mehr fürchten zu dürfen. So oft hatte er ja mit Pombal wiederholt: wie die Mönche das gefährlichste Geschmeiß im Staate wären. Marie bestieg den Thron, war aber nur dem Namen nach Königin. Adel, Priester und Spaniens unglücklicher Einfluß bekamen das Uebergewicht. Portugal sah sich aufs Neue seinen Todfeinden preisgegeben. Pombal hatte den Schmerz, die Köpfe der Hydra wieder wachsen zu sehen, die er nicht hatte vernichten können. Gar bald sah er, wie vorübergehend, wie ephemer die Reformen, die Schöpfungen despotischer Könige und ihrer Minister, wie durchaus nothwendig freie Institutionen seien, wenn ein Volk mit sicherm, festem Schritte auf der Bahn dauerhafter, einander folgender Verbesserungen fortwandeln soll. *)

Kaum war Marie als Königin ausgerufen, als die Dinge eine ganz andere Gestalt nahmen. Die verwitwete Königin, Philipps V. von Spanien Mutter und Spaniens Vortheilen ergeben, hatte über ihre Tochter unbeschränkte Gewalt und bediente sich dieser zuerst, Pombal zu beseitigen, dessen Talente und Uebergewicht sie in dem Maße fürchtete, daß die neue Königin von ihr bestimmt wurde, nicht einmal dem Minister eine Audienz in den Staatsangelegenheiten zu bewilligen, die er allein genau kannte. Gleich nach dieser Weigerung folgte der Befehl, sich auf seine Güter zu begeben und gegen ihn einen Criminalprozeß einzuleiten. Doch letztern gab man bald auf. Theils war Marie zu gut, zu sanft und jedem Gefühl nach Rache fremd, theils entwickelte der große Mann zu viel Festigkeit in seinen Antworten bei den ersten Verhören, theils endlich hatten die vielen in seiner Schule gebildeten und ihm treugebliebenen Männer hierbei ihren Einfluß geltendgemacht.

---

*) Einen andern Beleg dieser Begebenheit liefert ein anderer Joseph: Joseph II.!

Eine der ersten Handlungen der Königin war die Freilassung aller Staatsgefangenen, welche in einem berüchtigten Versuche des Adels gegen das Leben des verstorbenen Königs verwickelt gewesen waren. Es gab unter diesen Opfern der Willkür — denn eine Untersuchung hatte nicht stattgefunden, und man konnte sie deshalb für unschuldig halten — große, durch ihre Talente, ihre Kenntnisse geachtete Männer. Durch ihre Leiden machten sie noch mehr Theilnahme rege, und den Mönchen, dem Adel, gaben sie daher gewünschte Gelegenheit, den Pöbel, den bereits ihre Diener und Anhänger hingerissen und aufgeregt hatten, zu einem allgemeinen Geschrei gegen den Minister zu stimmen, welcher des Despotismus und der Tyrannei angeklagt war. Indessen, dieser künstlich erregte Volksausdruck dauerte nicht lange. Gleich aus den ersten Schritten der Regierung sah man, welcher große Verlust stattgefunden hatte. Pombal verließ nicht wieder seine Einsamkeit, hatte aber noch vor seinem 1782 erfolgten Tode den Trost, daß die große Mehrheit der Nation seinen seltenen Talenten und außerordentlichen Verdiensten vollkommene Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Das auf Pombal folgende Ministerium war von ganz verschiedenen Elementen zusammengesetzt, und jedes Mitglied desselben dachte nur an seinen Vortheil. Es begann hiermit jene Allmacht der Staatssecretaire, jene Anarchie, der Portugal bis auf unsere Tage immerfort unterworfen blieb. Seabra wurde aus der Verbannung zurückgerufen, bekam das Portefeuille des Innern wieder und beschäftigte sich blos mit seinem Vortheil. Anjeja, der Premierminister, hatte zugleich die Finanzen unter sich, dachte aber nur daran, seine Familie und den Adel überhaupt auf Kosten des Schatzes zu bereichern. Den letztern fand er durch Pombal's treffliche Verwaltung gefüllt. Er eilte, ihn zum Vortheil seiner Casse, zum großen Schaden des Königreichs zu leeren.

Marie vereinte mit den liebenswürdigsten Eigenschaften viel Kenntnisse und eine sichere Urtheilskraft; allein, ihr Kopf, der immer von religiösen Phantomen eingenommen, immer von der Furcht beherrscht war, Höflinge zu beleidigen, setzte sie außer Stand, das Gute zu thun, das Böse zu hindern. Indessen, bei allen Fehlern Anjeja's und seiner Verschwendung gegen den hohen Adel, war

doch ihre Regierung anfangs glücklich. Portugal bereicherte sich während des amerikanischen Krieges durch den Handel, und Großbritanniens Lage gestattete diesem nicht, das früher über Portugal geübte Uebergewicht zu behaupten. Bis zum Ausbruche der französischen Revolution bezeichnete indessen kein merkwürdiges Ereigniß ihre Verwaltung. Ganz frommen Uebungen und Handlungen der Wohlthätigkeit sich hingebend, brachte sie einen großen Theil ihrer Zeit bei Nonnen zu, beschäftigte sie sich nur mit Erbauung von Klöstern, beschenkte fromme Stiftungen und ließ ihre Minister nach Belieben den Staat regieren, den Ruin der Nation, ohne daß sie etwas wußte, vorbereiten. Immerfort eine Beute religiöser Schrecknisse, dankte sie den jetzt ihr noch bleibenden Gebrauch ihrer Vernunft blos der wahrhaft väterlichen Sorgfalt ihres Beichtvaters, des Bischofs von Thessalonich, eines rechtlichen Mannes, der zwar Mönch, aber mehr seiner Fürstin, seinem Lande als dem Aberglauben zugethan war. So lange er lebte, bekämpfte er glücklich die Schwärmereien, die phantastischen Bedenklichkeiten des kranken Gehirns seiner Beichttochter. Doch bald raubte der Tod der unglücklichen Marie ihren Tröster, und alle ihre Schreckbilder erschienen nun in größerer Lebhaftigkeit als zuvor. Unter dem Einfluß mehrer Großen ward an die Stelle des würdigen Mannes der Bischof von Algarbien, Jos. Maria de Mello, ein fanatischer, ehrgeiziger Priester, erwählt. Verwandt mit den Familien der Aveiro, der Tavora, der Atouguia, die auf dem Schafote starben, weil sie gegen das Leben des Königs Joseph I. verschworen gewesen waren, hatte der neue Beichtvater nichts im Sinne als ihr Andenken wieder zu Ehren zu bringen, da ihre Verwandten behaupteten, daß sie unschuldig verurtheilt worden seien, besonders aber die Rückerstattung ihrer unermeßlichen, zum Vortheil der Krone eingezogenen Güter zu bewirken. Es wurde ihm bei diesem Vorhaben leicht, das Gewissen seiner königlichen Beichttochter zu beunruhigen, sie zu bereden, daß sie ewig verdammt sein würde, wenn sie nicht das Unrecht des Vaters wieder gut mache. Von diesem Augenblicke an kannte die unglückliche Marie keine Ruhe mehr. Kaum hatte sie nämlich die achtungswürdigsten Männer, deren Einsicht so bekannt war wie ihre Rechtlichkeit, um Rath gefragt, als sie auch statt aller Ant-

wort nur die Versicherung erhielt, daß die Acte, die man von ihr verlange, unausführbar, ungerecht und ungesetzmäßig sei, daß dadurch das Andenken eines Vaters, eines Königs befleckt werde, der nur große Verbrechen nach nur zu sehr erhärteten Thatsachen bestraft habe. Die Königin hatte nun die grausame Qual, ihre Pflicht als Fürstin zu verrathen, oder Dem, was göttliches Gebot hieß, ungehorsam zu sein. Sie überließ sich der schrecklichsten Verzweiflung, glaubte der ewigen Pein verfallen zu sein, und hatte unaufhörlich die Hölle vor Augen, die sich zu ihrem Empfange aufthat. Der abscheuliche Fanatiker, ein Seitenstück von Torquemada, mit der Gesellschaft Jesu verbunden, rechnete bereits auf einen vollständigen Triumph. Seit Kurzem zum Großinquisitor ernannt, ließ er schon eine Menge Kerker einrichten, die er bald mit den Schlachtopfern zu füllen hoffte, welche in einem Auto-da-fé das Verbrechen büßen sollten, ihre Vernunft gebildet, den Aberglauben und die angemaßte Macht der Pfaffen bekämpft zu haben. Noch einige Monate länger durfte die Königin den Scheingebrauch ihrer Vernunft behalten, und Portugal hätte aufs Neue die Scheiterhaufen der grausamen Inquisition anzünden sehen, wäre aufs Neue verkappten Jesuiten in die Hände geliefert worden. Schon im Anfange ihrer Regierung sah man in einem Auto-da-fé die vorzüglichsten Gelehrten und Gebildeten eine Rolle spielen. Zwar gab es keine Verurtheilung zum Tode hierbei; aber es war ja schon Viel, ein so schreckliches Schauspiel wieder ins Leben zu rufen und den wilden Dominikanern die Macht zu geben, die Vernunft zu unterdrücken, Jeden, der an ihrer Unfehlbarkeit zweifelte, zu verfolgen.

Der Großinquisitor wurde indessen der Gegenstand des allgemeinen Unwillens. Das ganze Volk betrachtete ihn als den Henker der Königin; er bekam den Befehl, nicht mehr am Hofe zu erscheinen. Später, 1808, sah man ihn unter den portugiesischen Edlen zum Vorschein kommen, die, als sie die Absetzung des Hauses Braganza unterschrieben hatten, das nach Brasilien geflüchtet war, nach Frankreich kamen, Napoleon um einen König zu bitten.

Die Krankheit der Königin schien unheilbar. Allein, es ist gewiß, daß man kein kräftiges Mittel versuchte, sie wiederherzustellen. Mit großen Kosten ließ man den

Doctor Willis aus England kommen, der in Behandlung von Geistesverirrungen damals berühmt war; jedoch seine Absichten wurden vereitelt. Die Höflinge widersetzten sich der Reise nach England, welche er als ein wesentliches Erfoderniß zur Heilung vorschlug. Bald wurde er, mit Reichthümern überhäuft aber mit Unwillen erfüllt, zurückgeschickt, und die Königin nach mehren ärztlichen Berathungen für unfähig zur Regierung erklärt. Ihr Sohn ergriff am 10. März 1792 die Zügel der Regierung, doch trugen noch fortwährend alle Acten den Namen seiner Mutter.

Johann (VI.) hatte sich nicht zur Regierung berufen geglaubt. Zufrieden mit seinem Range, mit den großen Einkünften, welche den jüngern Söhnen eines portugiesischen Königs anheimfallen, dachte er nicht daran, seinen Geist zu bilden. Von Jugend auf den Mönchen überlassen, gewöhnte er sich bald an mönchische Sitten. Kirchliche Ceremonie war seine Freude; kirchliche Musik, besonders recht lärmende, gefiel ihm am meisten. In der Liturgie war er trefflich bewandert, und besonders gern sang er vor dem Pulte.

Wenn ein solcher Prinz in so stürmischer Zeit zur höchsten Gewalt kommt, kann er fast nichts als das Werkzeug seiner Minister sein. Ohne Kenntnisse, ohne Erfahrung, mußte er sich ihnen überlassen, und wenn in jener Periode die Mönche nicht ganz ihren traurigen Einfluß auf den Geist eines so von ihnen gemodelten Fürsten erhielten, dessen sie bereits Meister zu sein glaubten, so kam es blos daher, daß im Ministerium mehr als Ein Feind des Aberglaubens war; daß der jüngste gehässige Versuch des Beichtvaters bei der Königin dem Ministerium gegen die Fanatiker neue Waffen geliefert hatte. Die Verfolgungen hörten daher einstweilen auf, und für den Augenblick beschäftigte sich das Cabinet, aus ganz verschiedenen Elementen bestehend, so aber, daß Englands Partei das Uebergewicht hatte, nur mit den auswärtigen Angelegenheiten.

Umsonst sandte der Nationalconvent im Anfange des Jahres 1793 einen Unterhändler, Darbeaux, der Regierung die vortheilhaftesten Anerbietungen zu machen und es so zur Neutralität bei dem Kriege zu bestimmen, der zwischen England und Frankreichs Republik auszubrechen drohte. Man nahm Darbeaux sehr übel auf.

Von Seiten des Polizeiministers Manique erfuhr er unerhörte Chikanen. Pinto, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, empfing ihn zwar artiger, aber weigerte sich in eine Unterhandlung einzugehen. Der englische Einfluß, unterstützt von einer Menge französischer Emigranten, siegte; Portugals Beitritt zur ersten Coalition gegen Frankreich ward entschieden, und der Tractat darüber zu London am 26. September 1793 unterschrieben. Das Land war auf solche Art in einen Krieg hingerissen, worin es Viel zu verlieren, und Nichts zu gewinnen gab, worin seine geringen Kräfte nicht einmal erlaubten, den verbündeten Mächten wichtige Dienste zu leisten, während es sich der Gefahr aussetzte, seinen Handel vernichtet, seine Finanzen, die schon durch manche tolle, übermäßige Versplitterungen und Ausgaben ins Gedränge gekommen waren, ganz erschöpft zu sehen.

Gleich nach Josephs I. Tode war zwischen Portugal und Spanien ein Defensivtractat geschlossen worden, und das letztere Land, ebenfalls in den ungeheuren Schlund eines Bündnisses mit England hineingerissen, verlangte nun die Vollziehung desselben. In der That drang es auch durch, daß ein Hülfscorps von 6000 Mann abging, die in dem Feldzuge von Roussillon große Tapferkeit an den Tag legten und der spanischen Armee wesentliche Dienste thaten. Sie verließen unter den Generalen Gomez Freire, Alorna und andern ausgezeichneten Kriegern am 16. September 1793 Lissabon, landeten am 1. November in Rosas und rückten schon am 16. in die Linie ein. Die französische Regierung wollte inzwischen Portugal schonen und erklärte ihm deshalb nicht den Krieg. Trotz dem Spanien geleisteten Beistande achteten doch die französischen Kreuzer die portugiesische Flagge noch mehre Monate lang. Doch als einmal der Tractat mit England bekannt war, wurden die portugiesischen Fahrzeuge eine Beute der französischen Corsaren, welche das Meer bedeckten. Von 1794 an, wo die ersten Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Portugal stattfanden, bis zum Frieden von Madrid 1801 beliefen sich die Verluste, welche die Portugiesen erlitten, auf mehr als 200 Millionen Franken. Und während die reichen Schiffe von Brasilien so in die Hände der Franzosen fielen, dachte die Regierung nicht daran, Kreuzer selbst auszurüsten, oder seinen Seefahrern Bedeckung zu schaffen, sondern

rschöpfte alle seine Kräfte, ein kleines Geschwader zu emannen, das nach Portsmouth ging, dessen Dienste ie Engländer verachteten, statt dessen sie lieber, wie es chien, eine baare Unterstützung gewünscht hätten.

Die Kosten aber, welche aus diesen schwachen Rü-:ungen erwuchsen, waren in Folge des bei allen Zweigen ingeführten Bestechungssystems außerordentlich; und da ie übermäßigen Ausgaben gerade mit dem verminderten Ertrag der brasilischen Bergwerke, der Zölle von den Colonialproducten, den englischen Waaren zusammentra-:n, welche letztere auf allen Seiten eingeschmuggelt vurden, so brachten sie den Staatsschatz in solche Ver-:genheiten, daß 1797 ein Papiergeld geschaffen wer-en mußte, den Bedürfnissen abzuhelfen. Pombal hatte u Ende einer 26jährigen Regierung, trotz dem, daß as schreckliche Erdbeben Lissabon zerstörte und so viel Reichthümer verschlang, trotz dem, daß ein Krieg statt-and, und die ungeheuren Bauten unter ihm ungeheure Summen verschlangen, gegen 78 Millionen Crusados etwa 50 Millionen Thaler) hinterlassen. In noch nicht unfzehn Jahren des Friedens und blühenden Han-els waren durch einen habsüchtigen, unfähigen Minister iner abergläubigen Königin diese von Pombal ange-äuften Schätze vergeudet! — Das Papiergeld trug sechs Procent, d. h. eines mehr als die Gesetze und selbst die Gewohnheit gestatteten, und wurde mit so wenig Ord-nung ausgegeben, daß man nie hat wissen können, wie viel denn eigentlich gefertigt war. Uebrigens war es so grob gearbeitet, daß bald zahlreiche Verfälschungen vor-amen, daß ein geschickter Schreiber es selbst mit der Hand nachmachen konnte. Es sollte nur zur Hälfte ei Zahlungen ausgegeben werden. Doch schon den Tag nach dem ersten Ausgeben verletzte der Schatz diese An-ordnung und zahlte von nun an immer in verschiedenem Verhältniß, theils baar, theils in Papier, nur daß des etztern fast immer viel mehr als die Hälfte war. Die Regierung glaubte mit einem Male reich zu sein, und verschwendete nun das Papier wie vorher das baare Geld. Eine Menge alter Schulden wurden jetzt bezahlt, deren Inhaber längst darauf verzichtet hatten, andere Schulden wurden liquidirt, und, mittels eines Geschenks am gehörigen Orte, war es sogar leicht, solche erdichtete Schulden bezahlt zu erhalten. Von jetzt an

Von Seiten des Polizeiministers Manique erfuhr er unerhörte Chikanen. Pinto, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, empfing ihn zwar artiger, aber weigerte sich in eine Unterhandlung einzugehen. Der englische Einfluß, unterstützt von einer Menge französischer Emigranten, siegte; Portugals Beitritt zur ersten Coalition gegen Frankreich ward entschieden, und der Tractat darüber zu London am 26. September 1793 unterschrieben. Das Land war auf solche Art in einen Krieg hingerissen, worin es Viel zu verlieren, und Nichts zu gewinnen gab, worin seine geringen Kräfte nicht einmal erlaubten, den verbündeten Mächten wichtige Dienste zu leisten, während es sich der Gefahr aussetzte, seinen Handel vernichtet, seine Finanzen, die schon durch manche tolle, übermäßige Versplitterungen und Ausgaben ins Gedränge gekommen waren, ganz erschöpft zu sehen.

Gleich nach Josephs I. Tode war zwischen Portugal und Spanien ein Defensivtractat geschlossen worden, und das letztere Land, ebenfalls in den ungeheuren Schlund eines Bündnisses mit England hineingerissen, verlangte nun die Vollziehung desselben. In der That drang es auch durch, daß ein Hülfscorps von 6000 Mann abging, die in dem Feldzuge von Roussillon große Tapferkeit an den Tag legten und der spanischen Armee wesentliche Dienste thaten. Sie verließen unter den Generalen Gomez Freire, Alorna und andern ausgezeichneten Kriegern am 16. September 1793 Lissabon, landeten am 1. November in Rosas und rückten schon am 16. in die Linie ein. Die französische Regierung wollte inzwischen Portugal schonen und erklärte ihm deshalb nicht den Krieg. Trotz dem Spanien geleisteten Beistande achteten doch die französischen Kreuzer die portugiesische Flagge noch mehre Monate lang. Doch als einmal der Tractat mit England bekannt war, wurden die portugiesischen Fahrzeuge eine Beute der französischen Corsaren, welche das Meer bedeckten. Von 1794 an, wo die ersten Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Portugal stattfanden, bis zum Frieden von Madrid 1801 beliefen sich die Verluste, welche die Portugiesen erlitten, auf mehr als 200 Millionen Franken. Und während die reichen Schiffe von Brasilien so in die Hände der Franzosen fielen, dachte die Regierung nicht daran, Kreuzer selbst auszurüsten, oder seinen Seefahrern Bedeckung zu schaffen, sondern

Digitized by Google

rschöpfte alle seine Kräfte, ein kleines Geschwader zu emannen, das nach Portsmouth ging, dessen Dienste ie Engländer verachteten, statt dessen sie lieber, wie es chien, eine baare Unterstützung gewünscht hätten.

Die Kosten aber, welche aus diesen schwachen Rü-ungen erwuchsen, waren in Folge des bei allen Zweigen ingeführten Bestechungssystems außerordentlich; und da ie übermäßigen Ausgaben gerade mit dem verminderten ertrag der brasilischen Bergwerke, der Zölle von den olonialproducten, den englischen Waaren zusammentra-n, welche letztere auf allen Seiten eingeschmuggelt urden, so brachten sie den Staatsschatz in solche Ver-genheiten, daß 1797 ein Papiergeld geschaffen wer-en mußte, den Bedürfnissen abzuhelfen. Pombal hatte u Ende einer 26jährigen Regierung, trotz dem, daß as schreckliche Erdbeben Lissabon zerstörte und so viel Reichthümer verschlang, trotz dem, daß ein Krieg statt-ind, und die ungeheuren Bauten unter ihm ungeheure Summen verschlangen, gegen 78 Millionen Crusados etwa 50 Millionen Thaler) hinterlassen. In noch nicht ünfzehn Jahren des Friedens und blühenden Han-els waren durch einen habsüchtigen, unfähigen Minister iner abergläubigen Königin diese von Pombal ange-äuften Schätze vergeudet! — Das Papiergeld trug sechs Procent, d. h. eines mehr als die Gesetze und selbst die Gewohnheit gestatteten, und wurde mit so wenig Ord-ung ausgegeben, daß man nie hat wissen können, wie iel denn eigentlich gefertigt war. Uebrigens war es so rob gearbeitet, daß bald zahlreiche Verfälschungen vor-amen, daß ein geschickter Schreiber es selbst mit der Hand nachmachen konnte. Es sollte nur zur Hälfte ei Zahlungen ausgegeben werden. Doch schon den Tag ach dem ersten Ausgeben verletzte der Schatz diese An-rdnung und zahlte von nun an immer in verschiedenem Verhältniß, theils baar, theils in Papier, nur daß des etztern fast immer viel mehr als die Hälfte war. Die Regierung glaubte mit einem Male reich zu sein, und verschwendete nun das Papier wie vorher das aare Geld. Eine Menge alter Schulden wurden jetzt ezahlt, deren Inhaber längst darauf verzichtet hatten, ndere Schulden wurden liquidirt, und, mittels eines Geschenks am gehörigen Orte, war es sogar leicht, solche rdichtete Schulden bezahlt zu erhalten. Von jetzt an

aber machte nun auch die Bestechung solche Fortschritte, daß die Regierung der Königin wie das Reich des Glücks und der Gerechtigkeit erschien!

Portugal sollte indessen nun bald den schwärzesten Undank von Seiten Spaniens erfahren. Die letztere Macht eilte, vom glänzenden Erfolg der französischen Waffen betäubt, voll Furcht, daß in seinem Innern ein Volksaufstand erfolgen könne, den Frieden zu schließen. Am 22. Juli 1795 unterzeichnete es ihn zu Basel. Portugals geschah darin keiner Erwähnung. Dies zog den schwachen Ueberrest seiner Truppen zurück, blieb aber noch immer dem englischen Einfluß unterworfen, und dachte nicht eher daran, Spaniens Beispiele zu folgen, bis 1797, wo Frankreichs Fortschritte und die Unfälle der Coalition den Ministern Seabra und Lafoëns, welche hartnäckig gegen das Bündniß mit England gewesen waren, wieder Ansehen genug schafften, den Regenten zu Unterhandlungen mit dem Directorium zu bereden. Sie benutzten den Augenblick, wo der Waffenstillstand von Leoben zwischen Oestreich und Frankreich eingetreten war. Araujo, damals Minister in Holland, wurde zu dieser wichtigen Sendung ersehen, und es glückte ihm, durch Benutzung der Umstände mit Frankreich einen Tractat zu schließen, der diesem keinen Nutzen brachte, England aber die bereits dessen Handel zugestandenen Freiheiten erhielt. Selbst die französischen Tücher wurden diesem sonderbaren Tractate zufolge in Portugal nicht zugelassen. Kurz, Frankreich gewann durchaus nichts durch denselben, insofern es nicht Europa seine friedlichen Gesinnungen an den Tag legen wollte. Dessenungeachtet ward dieser für Portugal so vortheilhafte, für Frankreich so demüthigende, für England so unschuldige Tractat zu Lissabon in der bestimmten Frist nicht ratificirt. Araujo wurde beschuldigt, den Fürsten und das Land verrathen zu haben. Seine Schützer Seabra und Lafoëns mußten ihren ganzen Einfluß aufbieten, um seine Verurtheilung daheim zu verhüten, während er unter solchen Umständen als Staatsgefangener in dem Temple saß, und mit einem Criminalprozeß bedroht wurde. Das Ganze war die Folge einer Intrigue vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Pinto, der, ganz für England gestimmt, mit den meisten Staatsräthen nur zum Ziel hatte, den Herzog von Lafoëns zu stürzen. Sie fürchteten die edle Of-

enheit, womit er bei jeder Gelegenheit dem Regenten die Wahrheit sagte. Allerdings hatten ihre Ränke nicht vollständigen Erfolg. Johann wußte wohl, daß Araujo's Verhandlung nur in Folge von Befehlen angeknüpft war, welche er demselben, ohne Pinto's Wissen, durch Seabra und Lafoëns hatte zukommen lassen. Indessen suchte er auch nicht Araujo zu rechtfertigen, und opferte ihn Pinto's Rache auf. Zuletzt ratificirte er den Tractat und das Directorium würde ihn auch da noch angenommen haben, wenn der portugiesische Unterhändler nicht in Paris gefangen genommen und der Bruch zu auffallend gewesen wäre. Erst einige Monate nachher erhielt Araujo seine Freiheit wieder, und kehrte nach dem Haag zurück.

Das englische Cabinet benutzte inzwischen, stolzer durch den Sieg geworden, den der Admiral Jervis bei St.-Vincent über die spanische Flotte davontrug, die Uneinigkeit der portugiesischen Minister, die Schwäche des Regenten, und ließ, von den ihm ergebenen Ministern unterstützt, die Forts von Lissabon mit seinen Truppen besetzen, sodaß es sich eine Zeitlang die Herrschaft über dies Cabinet sicherte. Das Ministerium selbst erlitt einige für Englands Absichten noch günstigere Veränderungen. Der letzte Versuch zu einer Unterhandlung zwischen Frankreich und Portugal fand 1798 statt, allein Diego de Noronha, nachher Graf von Villaverde, der damit beauftragt war, hatte nur unzureichende, nichtssagende Vollmachten; er blieb nur einige Tage in Paris und kehrte dann zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Das Directorium sollte von ihm mehr sondirt werden, denn daß die Eröffnungen des lissaboner Cabinets aufrichtig gemeint seien, so lange die Engländer Herrn in Lissabon waren, konnte man unmöglich annehmen.

Lissabon war von einer Division im englischen Solde besetzt, die vornehmlich aus mehren Regimentern ausgewanderter Franzosen und Schweizer bestand, und mehr das Ministerium aufrechthalten als das Land gegen Frankreich oder Spanien, dessen Verbündeter es geworden war, vertheidigen sollte. Dieses ließ sich in keinen Zweifel ziehen, denn als 1801 der Angriff stattfand, blieb Portugal im Augenblick der Gefahr sogleich seinen Kräften preisgegeben.

Johann war es überdrüssig, länger das Spielwerk

seiner Minister zu sein. 1799 faßte er den Entschluß, sich nicht länger wie ein Kind am Gängelbande leiten zu lassen, und wollte selbst die höchste Gewalt üben. Möglich ist es, das ihm dieser Gedanke von einigen Günstlingen zugeflüstert wurde, welche den Ministern die Macht zu rauben gedachten, um sie an sich zu reißen. Mag dem sein wie ihm will, genug Johann zeigte Charakter und entwickelte eine Festigkeit, deren ihn kein Mensch fähig geachtet hätte. Seabra hatte sich bei allem Scharfsinn und langer Erfahrung zuerst getäuscht. Er war daran gewöhnt, Johann für ein furchtsames Geschöpf zu halten, und äußerte unaufhörlich die größte Verachtung gegen ihn. Doch als er sich jetzt dem Plane desselben widersetzen, auf die Zusammenberufung der Cortes dringen wollte, blieb er ganz erstaunt, wie das Kind, kurz vorher noch so gelehrig, jetzt so feste Entschlossenheit darthat und behauptete. Der alte Minister wurde seines Amtes entsetzt, und 16 Stunden weit von der Hauptstadt verwiesen.

In dem Gange der Geschäfte fand indessen keine merkliche Veränderung statt. Seabra ward von Niemanden betrauert. Statt seiner übernahm Pinto das Ministerium des Innern. Der Herzog von Lafoëns ward Generalissimus und Großkammerherr, Rodrigo von Souza Finanzminister, und d'Almeida bekam die auswärtigen Angelegenheiten. Araujo ward Gesandter in Preußen, Niza in Petersburg, Lima in London. Dem Letztern wurde Correa de Serra als Gesandtschaftsrath beigegeben. Schon seit mehren Jahren lebte dieser Gelehrte in London, wohin er sich vor den Verfolgungen des Polizeiintendanten Manique geflüchtet hatte. Der Letztere suchte ihn als Jakobiner zu stürzen, da er den Herzog von Lafoëns nicht treffen konnte. Correa hatte sich nämlich bei'm Herzog für den gelehrten Broussonet verwendet, der den Schrecken in seinem Vaterlande zu entgehen suchte, und unter einem falschen Namen von der Küste der Barbarei ankam. Der Herzog verbarg ihn einige Zeit in einem Zimmer des Palastes der Akademie der Wissenschaften, wo ihm die ausgezeichnetsten Gelehrten Trost gaben, und von seinen Kenntnissen Nutzen zu ziehen eilten. Emigrirte, sagt man, entdeckten seinen Aufenthalt, und theilten ihn dem Polizeiintendanten mit. Dieser war froh, einen Vorwand zu haben,

en Freund des Herzogs verfolgen zu können, und traf
Anstalten, ihn festzunehmen. Correa aber war so glück=
ich, der drohenden Gefahr durch die Flucht nach England
u entgehen, wo ihn Joseph Banks freundschaftlich auf=
ahm, und seine Ernennung zum Mitgliede der königli=
hen Societät in London bewirkte.

Manique hat indessen während der Regierung Jo=
anns eine so wichtige Rolle gespielt, daß er in der Biogra=
hie desselben gar wohl einen besondern Platz verdient.

Diego Ignazio de Pina Manique, ein unwissender
ber sehr thätiger Beamter, wurde von Pombal angestellt,
uf Schmuggler Jagd zu machen. Er benahm sich hier=
ei wie bei mehren Polizeimaßregeln ganz vortrefflich,
nd erwarb sich dadurch den Posten eines Generalinten=
anten in diesem Departement. Indessen zeigte er doch
ine schlechte Verwaltung. Immer mit seiner Liebe für
as gemeine Beste prahlend, dachte er nur stets mehr darauf
einen Vortheil zu fördern als seine Pflicht zu thun.
Während seines langen Ministeriums waren Lissabons
Straßen die schmutzigsten in ganz Europa, von Räubern
nd Meuchelmördern bevölkert. Nie war die Schmug=
elei offener betrieben worden. Er wollte die Stadt be=
euchten. Mit großen Kosten wurden Laternen ange=
chafft, allein nur einen Monat dauerte die Beleuchtung.
Zum Ersatz dafür machte er Pläne zu mehren Einrich=
ungen, z. B. einem Zuchthause in Lissabon, Casa pia
enannt, wo Männer und Weiber verschiedene Manu=
acturzweige trieben, zu Zeichnenschulen, zu Gymnasien.
Er schickte selbst auf polizeiliche Kosten Pensionnaire nach
England und Schottland, dort Arzneiwissenschaft zu stu=
iren. Mit einem Worte, er verwendete die unermeßli=
hen Einkünfte seines Dienstzweiges zu Allem, nur nicht
zu Dem, wozu sie die Gesetze und Verordnungen bestimm=
ten. Dadurch aber gewann er den doppelten Vortheil,
sich der Rechenschaft über die Verwendung seiner Gelder
zu entziehen, und den Ruf eines eifrigen Patrioten zu
erwerben, der Künste und Fleiß schätze. Seinem Sohne,
der Baron geworden ist, hinterließ er auf solche Weise
eines der größten Häuser. Indessen, um sich gegen jede
Nachfrage über die Verwendung des Polizeifonds sicher
zu stellen, mußte er ein offenkundiges Uebergewicht auf
den Regenten üben, und dazu gelangte er durch die
genaue Kenntniß von dessen Charakter. Er benutzte die

Schwäche desselben, nährte immer fort seine **Furcht**, ließ ihn glauben, daß er überall von Feinden, Verschworenen und Jakobinern umringt sei, und daß ihn **allein** die Wachsamkeit eines ihm Ergebenen sichern könne. Von diesem Augenblicke an ward der unglückliche Johann zurückhaltend und mistrauisch. Er verstellte sich. Dem Rathe seines Ministers zufolge äußerte er eine entschiedene Abneigung gegen Männer von Geist und Talent, gegen Alle, die einen großen Ruf hatten. In seiner übermäßigen, unbegründeten Angst sah er in allen verdienstvollen Männern nur Feinde des Thrones; Thoren dagegen, Bösewichter, ja die verdorbensten Geschöpfe galten ihn als dessen Stützen. Manique verfolgte die Eingeborenen, die Fremden und besonders die Franzosen oft ohne allen vernüftigen Grund. Er überschwemmte Lissabon mit Spionen und ermuthigte die feilsten Angeber. Er erdichtete Verschwörungen, deren Nichtbegründung dem ganzen Publicum bekannt war. Auch der Regent überzeugte sich von letzterer, aber doch konnte er sich nicht von Manique losreißen. Die Kurzsichtigkeit, die strafbaren Maßregeln desselben schrieb er blos einem übertriebenen Eifer zu.

Unter den Mitteln, welche er anwendete, seinen Herrn in Angst zu erhalten, darf unmöglich jener wahrhaft komische Auftritt mit Stillschweigen übergangen werden, wovon ganz Lissabon bei einem Frohnleichnamsfeste Zeuge war. Der Regent wollte eben die St.-Dominicuskirche verlassen und sich dem feierlichen Zuge anschließen, als Manique ganz bestürzt hinzueilt und ihn bittet, ja die Procession nicht mitzumachen, sondern sich in seinen Palast zu begeben; „denn", sagt er, „ich habe eben das schrecklichste Complot entdeckt, das gegen Ew. Majestät gerichtet ist. Ich weiß mit Gewißheit, daß alle Straßen mit Schießpulver bedeckt sind, Ew. Majestät in die Luft zu sprengen!" Der Regent eilte von Schrecken ergriffen im Augenblick fort. Das Publicum, voller Staunen, konnte die Ursache seines plötzlichen und unbegreiflichen Verschwindens nicht eher enträthseln, bis nach der Procession in allen Cloaken der Straßen, durch welche der Zug ging, die Nachsuchungen begannen. Daß man nichts fand als Beweise der Nachlässigkeit, womit die Reinigung der Stadt betrieben wurde, ist wol unnöthige Bemerkung. Der lächerliche Auftritt stimmte allerdings das Vertrauen

es Regenten zu'm Polizeiminister herab, aber ganz vernichtete es dasselbe nicht, und er verzieh es ihm, durch ihn zum Märchen der ganzen Stadt geworden zu sein. Aus Unwissenheit wurde Manique oft zu den sonderbarsten Misgriffen verleitet. Mehr als einmal ließ er nicht blos Unschuldige, sondern Solche festnehmen und aus dem Königreiche verbannen, die ganz den bei ihnen vermutheten Meinungen entgegengesetzte hegten. Mehre Franzosen, mehr als ein Emigrirter, der den Bourbons sehr ergeben war, wurden als Jakobiner behandelt. Der Tyrann hatte so viel Gewalt erhalten, daß er aus eigner Machtvollkommenheit Leute aus angesehenen Familien sogar nach Indien, nach Afrika, nach Brasilien bringen ließ. Nie sah man in einer Monarchie so viele Jahre hinter einander durch einen Unterbeamten solchen Grad von Despotismus unbestraft üben.

Manique war jedoch der Einzige, welcher auf den Regenten so ein dauerndes Uebergewicht übte und ihm lange ein blindes Vertrauen einflößte. Sowie sich Johann zum Regenten erklärte und unter seinem Namen zu regieren begann, bemerkte man gleich, daß er mit seiner angeborenen Unentschlossenheit auch viel Verstellung und Gewandtheit vereinte. Er fühlte vollkommen, wie ihm die Festigkeit fehlte; er wagte selten, dem Willen seiner Minister zu widerstehen. Aber Niemand war indessen eifersüchtiger auf seine Macht, und Niemand fürchtete mehr, daß er sich von einem übermächtigen Minister unterjocht sehen könnte. Daraus entsprang sein System, das er von jenem Tage an unaufhörlich bis zum letzten verfolgte: keinem seiner Räthe volkommenes Vertrauen zu schenken, sie immer untereinander getrennt zu erhalten, ihre Macht zu schwächen und die seinige zu stärken. Mit seinen Günstlingen trat derselbe Fall ein, z. B. mit dem Abt Johann, gemeiniglich unter dem Namen Padre João, sein Pathe und Jugendfreund; den Kammerdienern Lobato, und Jos. Egydio, einem gewandten Brasilier, der sein vertrauter Secretair war. Mit Einem Worte: Johann mistraute der ganzen Welt. Ebenso wollte er den Adel nicht achten und setzte ihn gern bei jeder Gelegenheit herab. Um dessen Glanz zu mindern, erschuf er zum Theil so viel neue Titel, womit er Abenteurer begnadigte, welche oft solcher Gunst am allerwenigsten werth

waren. Statt dem Lande zu dienen, hatten sie ihm das Blut ausgesaugt. Wir dürfen hier nur Quintella und Bandeira, Beide Generalpächter, die zu Baronen ernannt wurden und den Sohn des Manique und so viele Andere nennen, deren Zahl über alles Maß gewachsen ist, als der Hof sich in Brasilien aufhielt.

Wer oft Gelegenheit hatte, den Regenten zu sehen und zu studiren, begriff allmälig, daß er in Kenntnissen merkliche Fortschritte machte; solche Männer sahen ein, daß er bei Weitem nicht den so beschränkten Geist hatte, als man gern bei ihm voraussetzte. In der That erwarb sich der Regent gründliche Kunde vom Zustande Europas und der vornehmsten Männer, welche dessen Cabinete leiteten; er war mit allen Ränken seiner Höflinge vertraut und kannte bis auf die kleinsten Umstände ihr häusliches Leben. Bei tausend Gelegenheiten zeigte er sehr richtiges Urtheil und nicht gemeinen Scharfsinn. Dem Aeußern nach abergläubisch, war er doch fern davon, fanatisch zu sein. Es schien sogar, als ob sein Hang zu religiösen Uebungen mehr Kind der Gewohnheit als einer innern Ueberzeugung sei. Man weiß es sicher, daß er in den letzten Jahren seines Lebens viele Religionsgebräuche vernachlässigte. Ebenso gewiß ist es, daß er, sowie er Regent geworden war, nicht den Aberglauben und die Macht der Geistlichkeit, der Mönche begünstigt hat. Selbst die Censur, welche nach der Krankheit seiner Mutter in dreifacher Besetzung wieder eingeführt wurde, und deren beide vornehmste Behörden der Patriarch von Lissabon nebst der Inquisition waren, wurde doch nur auf sehr milde Weise geübt, und man konnte sich zu jeder Zeit die von den Unterdrückern des Denkens gefürchtetsten Bücher verschaffen. Vielleicht ist er der Fürst, welcher seine wenigste Zeit unter den Mönchen zubrachte und am wenigsten ihr Spielwerk geworden ist. Vermuthlich kannte er sie zu gut, um sich ihnen anzuvertrauen. Nie hatte er einen Beichtvater zum Vertrauten, nie zeigte er sich überhaupt sehr dem Beichtstuhl zugethan, besonders als er nach Brasilien gegangen war.

Doch wir nehmen den Faden wieder auf. Frankreich, mit Lorbern bedeckt, wünschte den Frieden. Grosbritannien, vom Kriege erschöpft, fühlte dringend das Bedürfniß, nach dem Kampfe, worin es seine Quellen

erschöpft und seine Schuld um eine ungeheure Summe vergrößert hatte, Athem zu schöpfen. Pitt sah das Irrige seines Systems ein und diese schmerzliche Ueberzeugung kürzte seine Tage ab. Statt Frankreich vernichtet zu haben, ward es von England gezwungen seine Kräfte zu entwickeln und sich über alle Mächte des festen Landes zu erheben. Doch ein großer Mann bei allen seinen Fehlern, war Pitt gezwungen, nachzugeben, auch Patriot genug, sich aus dem Ministerium zurückzuziehen und den Rath zu ertheilen, mit dem ersten Consul Frankreichs Frieden zu schließen. Dieser Letztere, dessen Genie wie seine Verirrungen, die Nachwelt in Staunen setzen werden, ahnte schon, daß der Krieg mit England zu Ende gehe, und wünschte von Portugal die kleinen Sünden gegen Frankreich, die zu große Nachgiebigkeit bezahlt zu sehen. Er wollte es zugleich zwingen, Krieg gegen seine Verbündeten zu führen und so ihm Beistand zu leisten, oder den allgemeinen Frieden zu fördern, der, um Bonaparte's noch schwankende Herrschaft zu befestigen, so wünschenswerth war. Spanien ward zu dem Zwecke gezwungen, gegen Portugal den Krieg zu erklären, und der General Le Clerc abgesandt, an der Spitze eines französischen Truppencorps die Operationen Spaniens zu unterstützen, dessen Armee, dem Namen nach unter dem Oberbefehl des Friedensfürsten, über Alentejo einrückte, während die Franzosen sich den Grenzen von Beira näherten, aber mehr einzuschüchtern als wirklich ernstlichen Krieg zu führen beabsichtigten.

Widerstand war nicht möglich; theils standen die Kräfte in keinem Verhältnisse, theils, und Dies galt noch mehr, war die ganze Armee desorganisirt, durchaus ohne Muth, ohne Magazine, ohne einen geschickten Feldherrn und die nöthigen erfahrenen Anführer. Auch stellte England zu Portugals Verfügung blos 300,000 Pfd. Sterling und vier schwache von französischen Emigrirten gebildete Infanterieregimenter. Dies hieß in gewisser Art selbst zugeben, daß sein alter Verbündeter mit Frankreich einen besondern Frieden machen solle. Da Jedermann mit der Nothwendigkeit einverstanden war, den Krieg durch eine schnelle Einwilligung in Bonaparte's Begehren zu vermeiden, so kam man im Staatsrathe auf den Vortrag vom Herzog Lafoëns, überein, daß der Minister Luiz Pinto de Souza-Coutinho, be-

vollmächtigt zur Unterzeichnung eines Friedenstractats mit den spanischen und französischen Ministern, nach Badajoz abgehen sollte. Was Lafoëns vorausgesagt hatte, war nun in Erfüllung gegangen. Es schien als müsse er nun über seine Gegner siegen und ein vollkommenes Uebergewicht gewinnen, über sie, die hartnäckig den Gedanken zurückgewiesen hatten sich von Englands Interesse loszureißen. Allein die Sache ging doch anders und das gewandte Benehmen Pinto's, der 1797 den vortheilhaften vom Ritter Araüjo mit dem Directorium abgeschlossenen Tractat vereitelte, trug auch jetzt den Sieg über die offene Rechtlichkeit des zu wenig voraussehenden Lafoëns davon, der, allen Ränken fremd, von Natur Vertrauen hegte, aber von falschen Rathgebern umgeben wurde, die an seine Feinde und besonders an Pinto verkauft waren.

Lafoëns ließ sich bereden, daß es seiner Würde als Generallissimus zukomme, sich an der Spitze des Heeres zu zeigen, welches nicht schlagen und sich begnügen sollte, einige Hin= und Hermärsche zu machen. Er verließ in der That die Residenz und begab sich ins Lager vor Abrantes. Der verschmitzte Pinto hatte nur die Absicht, die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen. Die Spanier überschritten die Grenzen nach zwei unbedeutenden Scharmützeln, wo die Ungeschicklichkeit der Anführer die Portugiesen mehr in Unordnung brachte als der Feind; nach der Einnahme von drei wenig bedeutenden Plätzen, welche nicht im Vertheidigungszustande waren, wurde endlich der Friede für Portugal mit ziemlich lästigen Bedingungen abgeschlossen. Es mußte an Spanien Olivenza und das dazu gehörige Gebiet abtreten. Am 6. Januar 1801 ward der Friede in Badajoz von Lucian Bonaparte für Frankreich, vom Friedensfürsten für Spanien, und von Luiz Pinto für Portugal unterzeichnet. Der König von Spanien ratificirte ihn sogleich; allein, zwischen Frankreich und Portugal kam der Definitivfriede erst am 1. Juni des nämlichen Jahres zu Stande, indem zu Madrid ein neuer Tractat von Cypriano Ribeiro Freire für Portugal, und von Lucian Bonaparte für Frankreich geschlossen wurde, zufolge dessen Portugal der französischen Republik ungefähr 600 Meilen von Guyana abtrat, die französischen Waaren im Eingangszoll mit den englischen auf gleichen Fuß setzte, seine Hä=

en den englischen Schiffen verschloß und sich außerdem
verbindlich machte, an Frankreich 25 Millionen Franken
u zahlen, die es in Holland borgen mußte.

Indessen hatten Pinto und seine Anhänger von der
Entfernung des zu leichtgläubigen Lafoëns Nutzen gezo-
gen und die so günstige Gelegenheit ergriffen, ihm des
Regenten Gunst für immer zu rauben. Sie schrieben
ie Auflösung des portugiesischen Heeres im Handge-
echte vor Portalegre seiner Ungeschicklichkeit zu. Es wa-
en an diesem Tage 1500 Portugiesen von einigen tau-
end spanischen Reitern in Unordnung gebracht wor-
en. Auf der Flucht machten sie so viel Lärm, daß das
anze portugiesische Heer sich eilig und in der größten
Unordnung zurückzog. Die spanischen Generale staunten
icht wenig. Sie vermutheten eine Kriegslist und gin-
en nur mit der größten Vorsicht weiter, ohne die Por-
ugiesen auf ihrer Flucht zu beunruhigen. Man schob
en bejammernswürdigen Zustand der Armee, ihren Man-
el an Mannszucht, an Lebensmitteln und Kriegsbedarf
uf den Herzog. Die Ungeschicklichkeit der Unterbefehls-
aber wurde der Unfähigkeit des Obergenerals beigemes-
en. Ja, man suchte den Regenten sogar zu bereden,
aß der Herzog wol die Absicht gehabt habe, das Land
einen Feinden zu verrathen; man behauptete, daß der
Friede unter für Portugal günstigern Bedingungen zu
rhalten gewesen wäre, wenn die Armee besser die Spitze
eboten hätte. — Der Regent war von der Unschuld des
Herzogs überzeugt. Er verkannte auch die wahren Be-
weggründe seiner Ankläger nicht; aber getreu dem einmal
angenommenen Gange, freute er sich, eines unbequemen
Tadlers los zu werden, der, von Frankreich unterstützt,
iber das Volk zu viel Herrschaft gewinnen und ihn selbst
meistern könne. Ohne Weiteres gab er sich daher den
Wünschen seiner Räthe preis. Der Herzog wurde sei-
ner Aemter entsetzt, in seinem Palast gefangen gehalten
und starb nach einigen Jahren in hohem Alter, von Kum-
mer aufgerieben und fast von allen den Schmeichlern
verlassen, welche er mit Wohlthaten überhäuft hatte.

Wenige Monate nachdem der madrider Tractat ge-
schlossen war, gab der Friedensschluß von Amiens dem
so lange bestürmten Europa die Ruhe wieder, und Por-
tugal sah bald wieder seinen Handel blühend werden.
Der Krieg brach zwar zwischen England und Frankreich

aufs Neue aus, allein, der günstige Zustand für Portugal wurde doch erst gegen Ende des Jahres 1807 unterbrochen, als eine französische Armee, von Junot befehligt, in das Land eindrang. Allerdings mußte nun Portugal seine Neutralität erkaufen und hatte schon 15 Millionen Franken im Jahr 1804 dafür bezahlt; allein, unter einem thätigen, dem Vaterlande ergebenen Minister würde bei guter Verwaltung dies Opfer kaum empfunden worden sein. Zum Unglück für Fürsten und Volk verhielt es sich nun ganz anders, wie wir gleich sehen werden.

Bonaparte's Einfluß auf Portugal entschied sich erst zu der Zeit, wo Lannes zum zweiten Male nach Lissabon als Gesandter kam. Natürliche Talente und ein ausgezeichneter Takt ersetzten dem berühmten Krieger was ihm an Unterricht abging. Er verstand, dem Regenten zu gefallen und dessen Neigung in einem Grade zu gewinnen, wie man bei so einem mistrauischen, zurückhaltenden, argwöhnischen Monarchen kaum glauben sollte. Noch auffallender scheint es, daß der General Lannes bei seiner ersten Gesandtschaft durch sein derbes Wesen, seinen zu soldatenmäßigen Ton großen Schrecken eingejagt hatte. Indessen, als er wieder beim Regenten erschien, war er nicht mehr so. Geschmeidig, artig, aber immer offen, diente er seinem Vaterlande und hinterging nie den Regenten, der ihn mit Ehren und Reichthümern überhäufte und sein ganzes Leben hindurch als Freund betrachtete. Sein Vertrauen zu ihm ging so weit, daß er nach Junot's Einmarsch in Portugal laut erklärte, wie ihn, hätte Lannes an der Spitze des französischen Heeres gestanden, Nichts würde haben bestimmen können, das Königreich zu verlassen. Für seine Person hatte aber auch Lannes gleich auf die Gesandtschaft nach Portugal verzichtet, sobald er einsah, daß es sich nicht darum handelte, Portugal zum Bündniß gegen England zu stimmen, sondern ihm seine Unabhängigkeit zu rauben und seinen Fürsten zu plündern. Weil er sich weigerte, wurde 1805 Junot zum Gesandten nach Lissabon ernannt.

Mit dem in Portugal nun veränderten Systeme mußte auch das Ministerium verändert werden. Almeida, England ergeben, Don Rodrigo, Frankreichs Feind, konnten sich nicht länger darin halten. Lannes verlangte und bewirkte die Entfernung des Erstern, und der Andere nahm

elbst seinen Abschied, ohne dazu genöthigt zu sein. Pinto
tarb bald nachher und wurde von Villaverde ersetzt,
Araüjo, bevollmächtigter Minister in Petersburg, wurde
urückberufen und bekam das Portefeuille der auswärtigen
Angelegenheiten und des Kriegs. Luiz de Vasconcellos,
hemals Vicekönig in Rio=Janeiro, wurde zum Schatz=
nd Finanzminister ernannt. Bevor wir indessen von
en neuen Ministern sprechen, müssen wir die alten
vürdigen.

Pinto war, wie wir schon bemerkten, unwissend,
ber verschmitzt. Sein ganzes Talent bestand im Betrü=
en, in der Kunst sich zu verstellen, die größten Schmä=
ungen mit anscheinender Ergebung zu dulden und die
Gelegenheit zur sichern Rache abzuwarten. Aeußerst
urückhaltend und geheimnißvoll=schweigend, brachte er
Fremde zu der Meinung, daß er ein großer Diplomat
ei. Almeida's Rechtlichkeit hatte sich seit seinem Ein=
ritt in's Ministerium noch vermindert, und nur seine Sucht
ür England war gestiegen. Ungerecht aber wäre es,
Rodrigo de Souza mit Beiden zu verwechseln. Er war
eitdem Graf von Linharés geworden. Zu Dem, was wir
ereits über ihn gesagt haben, wollen wir noch einige
inzelne Umstände fügen, welche ihn noch besser kennen
assen werden.

Es hat dieser Minister nicht blos den Wunsch, son=
ern eine wahre Wuth bewiesen, Gutes zu schaffen, und
nitten unter vielen unzeitigen Maßregeln, vielen Rie=
enplanen und Projecten, die schlecht entworfen waren,
eistete er seinem Vaterlande wahrhafte Dienste, sowol
ls Marineminister wie zu der Zeit, wo er den Schatz
ind die Finanzen unter sich hatte. Er gründete die See=
chule, schützte durch Kriegsschiffe den portugiesischen Han=
del, ermunterte Künste und Wissenschaften, bestimmte
nehre angesehene Fremde, sich in Portugal niederzu=
assen, und benutzte die Talente derer, welche bereits da
varen. Unter den Erstern dürfen wir blos den Ritter
Napion nennen, welchem er die Leitung des Zeughau=
ses zu Lissabon vertraute; ferner Hase, den Schüler
von Ramsden, einen trefflichen Verfertiger von mathe=
matischen, physikalischen Instrumenten, und endlich den
berühmten Graveur Bartollozzi. Unter den Letztern
wollen wir blos den Grafen Novion anführen, welchem
man die Errichtung einer Polizeiwache verdankt. Ihm

hat es Lissabon zuzuschreiben, daß die Verbrechen, die Unordnungen aufgehört haben, die es während der Nacht zu einer wahren Mörderhöhle machten. Bald wurde es jetzt eine der friedlichsten und sichersten Städte in ganz Europa. Einige Zeit hatte der Minister Novion gegen den Einfluß und das Ansehen von Manique, sowie gegen mehre Große des ersten Ranges zu kämpfen, welche sich um die Sicherheit ihrer Mitbürger wenig kümmerten, denn sie, von bewaffneten Bedienten umringt, hatten keine Banditen, welche die Straßen unsicher machten, zu fürchten, sie konnten im Gegentheil ihre nächtlichen und oft strafbaren Abenteuer verfolgen. Uebrigens waren auch die Paläste Mehrer von ihnen Niederlagen für Schmuggelei, mit der sich ihre Dienerschaft ganz offen beschäftigte, deren Gewinn sie manchmal wieder mit ihren Dienern theilten. Souza's Festigkeit besiegte jedoch alle Hindernisse. Die Nation verdankte es ihm auch, mehren Verfolgungen zu entgehen, die ihr Manique zugedacht hatte. Eine galt namentlich den Freimaurern, die seit einigen Jahren sehr zugenommen hatten.

Als er sich an der Spitze der Finanzen befand, zeigte er nicht minder Eifer, in allen Zweigen der Einnahme und Ausgabe Ordnung wiederherzustellen, doch dachte er mehr darauf, jene zu mehren als diese zu mindern, und so nahm er seine Zuflucht zu einer Menge mehr oder weniger gewaltsamen Mittel, welche das Deficit, entstanden aus Verschwendung, Unordnung, die Subsidien an Frankreich, im Staatseinkommen decken sollten. Nur zum Theil glückte es ihm bei diesen Plänen. Doch muß man auch bemerken, daß sie ohne Aufhören durchkreuzt wurden, daß er nicht lange genug die Leitung dieses Zweiges behielt, um bemerkbares und dauerhaftes Gute zu schaffen.

Diogo de Norunha war ein freier, herrschsüchtiger Mann, in der Wahl der Mittel nicht sehr ekel; er häufte Reichthümer zusammen, um sie im Spiel wieder zu vergeuden, denn er liebte dieses leidenschaftlich und es war seine Hauptbeschäftigung. Erst Gesandter in Madrid und dann in Rom, hatte er sich wenig gebildet, und war dazu mit Taubheit geplagt, welche, um Etwas zu hören, ihn zum Gebrauch einer Hörtrompete nöthigte. Uebrigens besaß er, als ein gewandter Hof-

nann, die nöthigen Talente, um sich bei einem unentschlossenen, mistrauischen Prinzen das Uebergewicht zu verschaffen. Daß er bei solchem Charakter sich wenig um das Glück des Volkes bekümmerte und blos sorgte, beim König Ansehen zu haben, sich Geld zu verschaffen, kann man leicht denken. Alle Aemter wurden feil geboten und den Meistbietenden zugeschlagen, oder den Günstlingen, unbekannten Vertrauten des Königs gegeben, die Norunha zu schonen Ursache hatte. Es glückte ihm über sein Erwarten, und ein unvorhergesehener Zufall sollte noch seine Macht vergrößern. Der Regent war schon lange mit Hämorrhoiden heimgesucht und bekam oft Schwindel, Anfälle von Trübsinn. 1805 hatte sich sein gewöhnliches Uebel sehr gemehrt; der Schwindel nahm zu, und die ihm eigne Kleinmuth mehrte sich dermaßen, daß er sich das sanfteste Pferd zu besteigen fürchtete. Das düstere Schreckensgefühl ward so stark, daß er auf die Jagd und selbst auf jede Bewegung verzichtete, denn überall sah er Abgründe zu seinen Füßen. Er verließ den Palast von Queluz, weil ihm der Gedanke einkam, daß auf diesem Lustschlosse seine Mutter die ersten Spuren von Geistesabwesenheit gezeigt habe. Ebenso entfernte er sich von Mafra. Der Behandlung eines ungeschickten Arztes überlassen, wollte er nach Alentejo reisen. Das Geheimniß, womit man ihn umgab, und wegen dessen ihm Niemand nahen durfte, trug noch dazu bei, dem Gerücht von der Verrücktheit des Regenten Glauben zu schaffen. Erst war es am Hofe im Umlauf und dann kam es ins Publicum. Das Volk bekümmerte sich damals wenig um das Geschick des Regenten und hörte es mit Gleichgültigkeit. Allein, eine mächtige Partei, deren zerstreute Elemente wie verschwunden waren, ergriff diese Gelegenheit, eine dem hohen Adel günstige Veränderung wieder herbeizuführen, denn dieser hatte nie die Hoffnung aufgegeben, das alte ihm von Pombal entrissene Uebergewicht aufs Neue zu gewinnen.

Man warf die Augen auf die Prinzessin Charlotte, welche schon seit langer Zeit die Liebe ihres Gemahls verloren hatte, und faßte den Plan, sie als Regentin an die Spitze der Regierung zu stellen. Unter den Verschworenen waren mehre der durch Geburt ausgezeichnetesten Großen, Militairchefs, und ganze Behörden. Dabei wurde auf die Zustimmung des Volkes gerechnet, das

damals der Prinzessin sehr zugethan war. Allein, alle diese Pläne, von leichtsinnigen Männern entworfen und geleitet, mit kindischer Unbesonnenheit verbreitet, lösten sich mit Einem Male in Nichts auf, weil die Gesundheit des Regenten durch einige passende Arzneien plötzlich wiederkehrte. Villaverde, von den Misvergnügten offenbar bedroht, benutzte den Umstand, gegen die Misvergnügten zu toben. Der Regent setzte seiner Dankbarkeit keine Grenzen; allein, die größten Schuldigen zu bestrafen war er doch nicht geneigt. Er begnügte sich damit, einige auf ihre Güter zu verbannen, und das angeordnete Verfahren blieb ohne weitere Folgen. Der es leitende Richter indessen starb bald nachher mit allen Zeichen der Vergiftung, und Villaverde überlebte ihn nicht lange. Er hatte den Schatz zu Gunsten seiner Verwandten geleert und den von Ponte de Lima geschaffenen Freihafen geschlossen. Dieser war zwar sehr fehlerhaft organisirt und geleitet; allein, dennoch hatte er dem Handel großen Nutzen geschafft, weil er mehre Jahre lang alle Waaren aus den spanischen Colonien nach Lissabon zog.

Vasconcellos war nur durch seine Erpressungen bekannt, die er als Vicekönig in Rio-Janeiro geübt hatte. Unwissend, bigot und habsüchtig, blieb er dem Interesse des Staats immer fremd, und alle seine Bemühungen erstreckten sich nur darauf, das im Umlauf befindliche Geld einzuziehen, es im Staatsschatze anzuhäufen, d. h. den Weg zu verfolgen, den sein Vorgänger Souza eingeschlagen hatte. Allein, außer den von diesem angewendeten Mitteln, machte er auch noch die größte Ungerechtigkeit geltend; nur indem alle Zahlungen der Staatsgläubiger und unglücklichen Beamten innebehalten wurden, gelang es ihm, die Coffres zu füllen. Das Elend der Offiziere im Heere und auf der Flotte stieg unter ihm so weit, daß es nichs Seltenes war, sie die Vorübergehenden anbetteln zu sehen.

Araüjo war ein liebenswürdiger Mann, von gebildetem Geiste, gewinnendem Benehmen. Als er Minister wurde, genoß er in Portugal und im Auslande großes Vertrauen. Er hatte sich immer als Freund der Wissenschaften und Freiheiten gezeigt, war immer von allen Adels- und religiösen Vorurtheilen freigeblieben; allein, als er einmal Minister geworden war, rechtfertigte er die Hoffnung des Volkes wenig, und von seinem Eintritt

n, zeigte er mehr Begierde, Villaverde, den Höflingen u gefallen, seine Familie zu bereichern, als das Stre- en, seinem Vaterlande und seinem Fürsten zu dienen. Etwas für Portugal Nützliches that er gar nicht, und ein Verfahren in Brasilien bietet ebenso wenig Stoff um Lobe dar.

Zu Anfang des Junius 1806 nahm der Regent einen Aufenthalt im Schlosse Mafra, nahe beim Kloster ieses Namens, sechs Stunden von Lissabon. Er verließ s erst zu Ende des folgenden Jahres wieder. In Hin- icht des Körpers war er allerdings wiederhergestellt; illein, sein Geist hatte offenbar gelitten, wenn auch nicht urch eine Verrücktheit, von welcher er nie die mindeste Spur gehabt hat, aber wol durch eine tiefe Niederge- chlagenheit, welche aus mehren Ursachen entsprang. Das Mistrauen zu sich selbst, die Furcht, betrogen, ver- rathen, in eine Schlinge gelockt zu werden, das Bedürf- niß eines Freundes, den er vergeblich unter allen seinen Höflingen suchte, mehrten seine Angst und verdoppelten sein Mistrauen. Er wagte sich keinem Menschen zu eröff- nen. Auf der andern Seite mußte nun auch noch häus- licher Kummer seine Lage erschweren und ihm die Lust wie die Möglichkeit der Zerstreuung rauben. Er ver- zichtete auf die Jagdfreuden und bestieg fast kein Pferd mehr. Selten kam er nach Lissabon, um im Palast Bemposta nach alter Weise eine Audienz zu geben. Trau- rig brachte er seine Tage im Zimmer oder in der Kirche zu und arbeitete mit seinen Ministern regelmäßig, indem er blos Abends zu Fuß mit Franz Lobato, seinem Kam- merdiener, spazieren ging. Um nicht jeden Tag Adelige sehen zu müssen, die ihm misfielen, und denen er seit dem Complot von 1805 noch mehr mistraute, behielt er zu Mafra nun dieselben Kammerherren und Palastofficianten, ohne sie, alter Gewohnheit nach, alle Wochen zu wech- seln. Allein, diese Sitte schadete gar sehr seiner Popu- larität; sie sonderte ihn von seinen Unterthanen ab und machte ihnen den Zutritt schwierig, kostspielig. Es mußte da ihre Liebe schwinden.

Indessen es wird Zeit sein, einige Nachrichten von der Prinzessin, der Gemahlin des Regenten, zu geben, die in Portugals politischen Kämpfen eine so wichtige Rolle gespielt hat. In einem Alter von zehn Jahren, noch als Kind verheirathet, mit ihrem Gemahl 1790 ver-

eint, machte sie ihn nach und nach zum Vater von neun Kindern. Doch bei allen diesen Pfändern ehelicher Liebe war diese Verbindung nie glücklich, und schon von 1793 an hörte das gute Vernehmen zwischen beiden Gatten auf. 1806 wurde der Bruch öffentlich und bestand bis zu Johanns VI. Tode ohne andre Unterbrechung, als welche die scheinbare und auf Täuschung berechnete Annäherung machte, welche der Contrerevolution von 1823 folgte. Johann sah in seiner Gemahlin das Haupt der Verschwörung von 1805. Er verzieh es ihr nie, daß sie ihm hatte den Thron rauben wollen, während zugleich das Benehmen der Fürstin, zum mindesten leichtsinnig und unüberlegt, ihrem Gatten heftigen Verdacht einflößte und seine Eifersucht regemachte.

Der entscheidende Augenblick, welcher Portugal bedrohte, näherte sich. Jeder sah voraus, daß Napoleon, nachdem der Norden besiegt war, seine Blicke, seine unermüdete Thätigkeit nach Mittag wenden würde, um England den ganzen Continent Europas zu nehmen. Das portugiesische Cabinet allein schien Nichts davon zu wissen, obschon es das Jahr zuvor Winke davon erhalten hatte, denn Talleyrand hatte dem Lord Lauderdale mit einem Marsche dahin gedroht. Es that Nichts, um der Gefahr vorzubeugen; es nahm keine Maßregel, um entschieden eine Partei zu ergreifen, wenn jedes Mittel, die portugiesische Monarchie in Europa zu retten, erschöpft sein würde. Einer Nichts voraussehenden Sicherheit preisgegeben, von seinem Gesandten Lima in Paris schlecht bedient, argwöhnte Araüjo nicht einmal die Verhandlungen, welche den Tractat von Fontainebleau zwischen Duroc und Eugenio Izquierdo herbeiführten, und worin die Theilung Portugals zum Vortheil der Königin von Etrurien, des Friedensfürsten und Frankreichs verabredet ward. Schon rückte das französische Heer, bestimmt, Portugal wegzunehmen, nach Bayonne vor. Widerstand blieb unmöglich, und Die, welche dazu vor der Einschiffung des Regenten gerathen hatten, waren selbst davon überzeugt, denn Portugal hat sich gegen die vereinten Kräfte Spaniens und Frankreichs nie vertheidigen können, wenn es nicht von England mit voller Macht unterstützt wurde. Dieses aber war 1807 weit davon entfernt, sich auf dem Continent mit einem französischen Heere zu messen, welches eben die furchtbaren russischen Legionen zermalmt

hatte, zumal in dem Augenblicke, wo Napoleon Alexan-
dern zum Bündniß gegen England hingerissen, nachdem er
von diesem das Zugeständniß erhalten haben soll, Spanien
und Portugal mit dem französischen Reiche vereinen zu
können. Daß Englands Cabinet schon diesen Tractat
kannte, oder doch dessen Dasein vermuthete, läßt sich an-
nehmen. In jedem Falle aber war es ihm unmöglich,
einen alten Verbündeten zu vertheidigen, und es blieb ihm
nichts übrig, als den Regenten zu bestimmen, nach Bra-
silien zu gehen, den Schutz dieses Landes zu übernehmen.
Die portugiesische Regierung aber konnte nichts thun
als offen Allem beizutreten, was man von ihr verlangte,
sich allen Bedingungen zu unterwerfen, vorausgesetzt, daß
sie das ihm bevorstehende Geschick gar nicht kannte. Oder
aber sie mußte alle Vorschläge, welche der Ehre und dem
Vortheil der Nation entgegen waren, zurückweisen, Miene
zum Widerstand machen und sich zur Abreise rüsten, in-
dem sie gleich bei der ersten Drohung alle Dinge von
Werth, alles Material, das man nicht preisgeben wollte,
nach den Azoren und nach Brasilien abgehen ließ. Man that
aber weder das Eine noch das Andere. Man versprach,
handelte hinter dem Rücken, täuschte, und nach langem
Zögern entkam die königliche Familie nur durch Zufall,
durch Napoleons prahlerische Hast. Die Foderungen
Frankreichs waren, daß 1) Portugal sogleich seine Hä-
fen den Engländern schließen, 2) den Krieg an Eng-
land spätestens den 1. September erklären, seine Kräfte
aber mit denen Frankreichs und Spaniens vereinen, 3)
alle britische Unterthanen festnehmen, ihr Eigenthum
sequestriren lassen sollte, damit es als Entschädigung für
den Verlust dienen könne, den die Engländer dem portu-
giesischen Handel zufügen möchten.

Am 12. August wurden diese Foderungen bei der
portugiesischen Regierung von Rayneval, dem dama-
ligen französischen Geschäftsträger in Lissabon, und dem
Grafen Campo Alange, dem spanischen Gesandten, einge-
reicht. Das portugiesische Cabinet gab nur eine aus-
weichende Antwort. Die englischen Unterthanen und
Güter zu beeinträchtigen, verweigerte es, den andern Be-
dingungen stimmte es bei, verlangte aber Zeit, sie auszu-
führen. Drei Tage vor Ueberreichung der spanischen und
französischen Note hatte das Ministerium bereits vom Ca-
binet von St.-James die Versicherung erhalten, daß Por-

tugal wegen Verschließung der Häfen nicht belästigt werden solle, so lange es nur nicht britisches Eigenthum angreife. Diese Mittheilung, bewirkt mittels eines sehr zeitgemäßen Schrittes vom Minister Souza, der damals in London war, beruhigte den Regenten etwas. Man antwortete auf die Depesche Souza's, indem man ihn beauftragte, der englischen Regierung für so huldreiche Nachgiebigkeit zu danken, und nahm das Anerbieten eines Geschwaders an, das sich mit dem portugiesischen vereinen sollte, falls der Regent genöthigt sein würde, Portugal zu verlassen. Auch versprach man, das englische Eigenthum, englische Unterthanen zu schützen, und gab die Versicherung, daß sich Portugals Marine nicht der französischen und spanischen anschließen sollte.

Während man indessen zu Lissabon *berathschlagte*, bildete sich das französische Heer zu Bayonne und rückte am 18. Oktober in Spanien ein. Die portugiesische Regierung erlaubte während dessen vier großen Convois, aus Lissabon und Porto abzugehen. Sie nahmen den größten Theil englischen Eigenthums mit fort, und, um die Einschiffung zu erleichtern, bewilligte sie den Eigenthümern die Gunst eines unbegrenzten Verzugs in Betreff der Ausgangszölle, oder besser, es wurden gar keine entrichtet. Erst nach Abgang dieser vier Convois und fast aller Engländer publicirte der Regent das Decret vom 22. Oktober 1807, durch welches jedem englischen Fahrzeuge die Häfen verschlossen wurden.

Die Art, wie das portugiesische Ministerium in einer solchen Krisis zu Werke ging, enthüllte dessen vollkommene Untauglichkeit. Vom 6. September, von der Zeit an, als der Regent häufig aus Mafra nach Ajuda — wo er zuletzt auch seine Residenz aufschlug — sich begab, folgte eine Berathung nach der andern, und mehr oder weniger thörichte Pläne wurden wechselsweise entworfen und aufgegeben. Der englische Minister Strangford hatte den Rath gegeben und durchgesetzt, daß Don Pedro, damals Prinz von Beira, als Vicekönig nach Brasilien, unter der Leitung Don Fernando's von Portugal, aus dem Hause Valencia, gehen sollte. Letzterer war ein Mann von Verdiensten und erst seit Kurzem aus Amerika angekommen, wo er zwanzig Jahre als Vicekönig geherrscht hatte. Man rüstete in der That ein Linienschiff aus; doch als nun Alles bereit war, zögerte

Digitized by Google

an und gab endlich die Maßregel auf. Die Engländer urden jetzt immer bestürzter, sie eilten das Land zu ver= ssen und ihr Eigenthum zu Gelde zu machen, indem sie ıßerordentliche Opfer brachten. Das Aufgeld von Pa= er stieg zu 30 Procent. Die Unruhe wurde allgemein ıd noch durch die Abreise des spanischen Gesandten und r französischen Gesandtschaft vermehrt, welche bald dar= ıf folgte.

Araüjo glaubte nun ein Mittel gefunden zu haben, apoleon Genüge zu thun, ohne die Engländer zu belei= gen; er rieth nämlich eine Beschlagnahme an, er wollte ıch die englischen Unterthanen entschädigt wissen und ıat selbst einige Schritte, um den Werth des englischen igenthums in Portugal auszumitteln. Dieser war hr bedeutend, und bei dem verarmten Zustande des Staatsschatzes, hieß Dies eine Maßregel, welche blos ein Nann ohne gesunden Kopf vorschlagen konnte. Wenn ıan übrigens die zu Plündernden nicht gleich auf der Stelle und mit baarem Gelde befriedigte, so würde kein nziger zu den Versprechungen der portugiesischen Re= ierung Vertrauen gefaßt haben.

Don Rodrigo de Souza verlangte in seinem ritter= chen Sinne, daß man schlage; Don João d'Almeida, im abinet nicht minder kriegerisch, vereinte sich mit ihm; och umsonst. Ihr sinnloser Rath ward abgewiesen. Die age der königlichen Familie und die des Volkes, hätte ıan ihn angenommen, wäre verschlimmert worden und ätte nicht den mindesten Wechselfall von Erfolg, von ahrhaft begründeten Vortheilen geboten. Er konnte blos azu dienen, die Vorbereitungen zur Abreise zu lähmen, oraus dem Regenten allein noch Heil erwuchs.

So ließ man denn nach Frankreich den Marquis de Narialva mit Vollmachten und Diamanten abgehen, um ıit Napoleon zu unterhandeln. Er wurde sogar beauf= ragt, eine Vermählung zwischen Don Pedro und einer Tochter Murats, damals Herzogs von Berg, vorzuschla= en. Marialva war ein liebenswürdiger, sanfter, gebil= eter Mann, aber es fehlte ihm alle Erfahrung, Feinheit nd Festigkeit. Man gab ihm keinen gewandten Secre= air zur Seite und rechnete vielleicht auf Brito, der nach ima's Abreise in Paris geblieben war. Er blieb jedoch n Madrid und verließ diese Stadt blos, um in Bayonne em Wunsche beizutreten, den eine Deputation des por=

tugiesischen Adels lautwerden ließ: von Napoleons H… einen König zu erhalten. Lima war das vornehmste … gan hierbei.

Den Grafen d'Ega rief man indessen von Mad… wo er Gesandter war, keineswegs zurück, obschon m… Befehl gab, eiligst alle zum Dienste taugliche Fahrzeu… in Stand zu setzen. Es kostete unendliche Mühe, Di… auch nur sehr unvollkommen auszuführen. Auf der a… dern Seite glaubte man Napoleon einzuschläfern, ind… man die Armee sogleich auf den Kriegsfuß setzte, a… allen Plätzen von den Grenzen die Mannschaften we… zog und sich den Schein gab, daß die Küsten gegen England im Vertheidigungszustande sein müßten. Bl… in Elvas ließ man eine kleine Besatzung. Endlich ent… fernte sich Lord Strangford und begab sich an Bord des englischen Geschwaders, das vor dem Hafen kreuzte. Doch kam er noch mehrmals ans Land zurück, mit dem Regenten insgeheim zu berathschlagen. Er war es, der den Moniteur vom 11. November, worin die be… rühmte, von Napoleon ausgesprochene Absetzung des Hau… ses Braganza stand, dem Regenten gleich, als er ihn empfangen hatte überbrachte. Von diesem Augenblick an war die Abreise entschieden. Johann sah die Noth… wendigkeit ein, jenseits des Meeres ein Reich zu suchen, denn der französische Kaiser erklärte: Das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren! Die Abreise ward auf den 27. November festgesetzt, neun Uhr des Morgens. Zeit war es dazu, denn die fran… zösische Armee hatte mit einem schnellen Marsche, vom 18. Oktober an 200 Stunden mitten durch alle Hin… dernisse des Bodens zurückgelegt; besonders in Por… tugal, wo der Regen alle Ströme zum Schwellen ge… bracht und die an sich schlechten Straßen fast unbrauch… bar gemacht hatte, waren diese sehr groß gewesen. Ihre Vorhut stand bereits am 28. November Abends in Azambuja. Sie konnte schon den 29. oder 30. in Lissabon einrücken. Von diesem Augenblick an war nun Nichts als Verwirrung. Man schiffte Bediente, Weiber, Soldaten, köstliche Gegenstände und die gröbsten, unnü… tzesten Geräthe untereinander ein. Der Kai von Belem gewährte ein so niederschlagendes als groteskes Gemälde. Der Regent war mit dem Infanten von Spanien und einem einzigen Diener in einem Wagen angelangt und

› keinen Menschen zu seinem Empfange. Zwei Cor=
ale von der Polizeilegion warfen Breter vor den Wa=
hin, um ihn nicht in den Koth steigen zu lassen, wo=
der Kai bedeckt war. Sie führten ihn, gleich wie
Infanten, unter dem Arme bis zum Kai. Die Re=
tin kam mit allen ihren Kindern in einem andern Wa=
, und die Königin mit einer einzigen Ehrendame in
m dritten. Sie trat in eine Tragsänfte und schrie
gewöhnlich; man mußte sie mit Gewalt einschiffen.
: beiden Prinzessinnen, ihre Schwestern, erschienen zu=
und ihnen folgte eine Menge Volk, das sich nach
:n an Bord begab. Man suchte einige Regimenter zur
ahrt zu bringen, aber die einen verweigerten es und
13. Infanterieregiment löste sich auf, nachdem
sich bei mehren Schiffen gezeigt hatte, da man es
Mangel an Platz nicht aufnehmen konnte. Um Mit=
iacht vom 28. zum 29. mußte man die Kramla=
aufschlagen lassen, um Butter und andere unent=
rliche Gegenstände zu erhalten, mit denen man sich
Vergessenheit nicht versorgt hatte. Endlich am 29.
:e der Wind, der immer aus Südwest gegangen war,
Einem Male nach Norden um. Man benutzte diese
:änderung, um sogleich unter Segel zu gehen. Das Ge=
oader lief aus, blieb aber den ganzen Tag im Ange=
t des Hafens. Am 30. früh kam wieder Südwind,
› um 7 Uhr am nämlichen Tage hielt Junot seinen
ızug in Lissabon. Blieb der Wind fortdauernd widrig,
fielen der Regent und die Flotte den Franzosen in die
nde. Das französische Heer hatte nur drei Tage und
i Stunden gebraucht, um den Raum von Abrantes bis
abon, der 48 französische Poststunden beträgt, auf
:ecklichen Wegen und immer im Kothe wadend, zurück=
:gen. Es langte ohne Geschütz und so zerrüttet an, daß
ige Bataillone hinreichend gewesen wären, den Marsch
ige Tage lang an einer Menge Punkten zwischen jener
adt und Lissabon aufzuhalten. Es hätte Dies minde=
ıs dem Regenten Zeit geschafft, sich mit Ruhe einzu=
iffen. Doch das Ministerium hatte den Kopf verloren,
› erst durch Zufall erfuhr man zu Lissabon die
kunft der Franzosen in Abrantes am 26. Als sich
aüjo einschiffen wollte, wurde er vom Volke mit lau=
ı Unwillen empfangen, und er war so klug, sich erst
der folgenden Nacht an Bord zu begeben. Das Volk

war in düsterer Betäubung, erwartete unruhig das Kommende, und sah äußerst unwillig, wie der Hof bedeutende Reichthümer an Gold und Diamanten mitnahm. Man schätzte sie über 200 Millionen Franken, während die Cassen leer und die unglücklichen Beamten und Staatsgläubiger ohne Hülfsmittel, ohne Hoffnung blieben.

Der Regent hatte bei der Abfahrt eine Regentschaft, unter dem Vorsitze des alten Marquis von Abrantes, ernannt und eine Proclamation befohlen, die Franzosen als Freunde zu empfangen. Die Regentschaft ließ jetzt sogleich den Graf von Novion, als Chef der Polizeigarde, holen und befahl ihm, für die öffentliche Sicherheit zu wachen. Er kam Dem vollkommen nach und beim Einrücken der Franzosen fand nicht die geringste Unordnung statt. Erst am 13. Dezember, als Junot bei einer Revue auf dem großen Rocioplatze mit Gepränge die dreifarbige französische Fahne einweihen wollte, begann eine Gährung. Das Volk drängte sich auf dem Wege, den die Soldaten nahmen. Zu Mittag kam eine Geschützsalve aus den Mauern des alten Schlosses, das die Stadt beherrscht und nach dem Platze die Aussicht hat. Aller Blicke gehen dahin. Mit Einem Male sieht man die Fahne mit Portugals Wappen, die auf dem höchsten Thurme schwebte, herabsenken und, statt ihrer, fremde Farben, den kaiserlichen Adler darüber, emporsteigen. Es ward den Tag darauf ein Mann getödtet, aber einige kriegerische Bewegungen reichten hin, die Ruhe wiederherzustellen und Alles blieb in Frieden bis zum 1. Februar, wo Junot das portugiesische Wappen mit den französischen Adlern ersetzen ließ. Noch hatte man auch nicht das berüchtigte mailänder Decret vom 23. Dezember 1807 kennen gelernt, durch welches der Kaiser den Portugiesen eine Contribution von 100 Millionen zur Loskaufung des Privateigenthums auflegte. Sie wurde späterhin auf 50 Millionen herabgesetzt. Es kam aber weniger die gefoderte Summe als die beleidigende Anmaßung in Betracht, ein Volk, dem sein Herr den Widerstand verboten hatte, als bekriegtes zu behandeln. Von nun an belebte nur Ein Geist die Portugiesen. Als man das portugiesische Wappen an den öffentlichen Gebäuden wegschaffen lassen wollte, fand sich nicht Ein portugiesischer Arbeiter vor, der den Stein ausgehauen

hätte. Französische Soldaten übernahmen es. Der Schlag bei Baylen hatte das Blendwerk französischer Unbesiegbarkeit verscheucht; der Aufstand brach aller Orten aus. Das Volk, von englischen Kräften und den erstaunlichen Anstrengungen der Spanier unterstützt, sah sich in Kurzem von Junot's Armee befreit.

Die portugiesische Flotte, welche das königliche Haus nach Brasilien überführte, bestand aus acht Linienschiffen, drei Fregatten, zwei Briggs, drei Corvetten, mehren von Kaufleuten bewaffneten Handelsschiffen und hatte ungefähr 15,000 Menschen, sowie die Hälfte alles im Umlauf befindlichen Geldes am Bord. Die Regierung hatte nämlich die Katastrophe vorausgesehen und schon seit mehren Jahren das Gold in dem Privatschatze des Regenten aufgespeichert. Bei der Abfahrt blieben im öffentlichen Schatze keine Zehntausend Crusados. Seit drei Monaten hatte die Armee keinen Sold bekommen; die Zahlung der Staatsschuld war noch im Rückstand, ebenso die Besoldung der Beamten, der Richter, der Verwaltungsbehörden. Die Meisten, welche den Regenten begleiteten, waren bei Hofe angestellt. Nur sehr wenig Adel folgte ihm. Von den nicht durch Titel Glänzenden bemerkte man den General Forbes, den General Napion, den Arzt Vieira und den Hofwundarzt Picanço. Wie wenige Männer von Verdienst dem Regenten folgten, ergibt sich hieraus. Daß so wenig Adel sein Schicksal an das seinige knüpfte, beweist, wie die öffentliche Meinung damals gestimmt war.

Gleich nach der Abfahrt des Regenten ordnete Sidney Smith, der das englische Geschwader vor Lissabon befehligte, die Blokade dieses Hafens an. Die Kreuzer begannen nun, was mehre Monate anhielt, alle portugiesische Schiffe wegzunehmen, obschon das englische Cabinet unterm 25. November erklärte, daß es die Schließung der portugiesischen Häfen für eine Maßregel des Zwanges ansehe und allen portugiesischen Kauffahrern freie Fahrt gestatte, selbst wenn der Regent nach Brasilien gehe, da das Cabinet von St.-James dies für ein Unterpfand des guten Einverständnisses zwischen beiden Völkern und für den Bürgen der Sicherheit des portugiesischen Handels angesehen hatte. Die Feindseligkeiten wurden mit den spätern und nur auf

Täuschung hinauslaufenden Decreten vom 8. und 11. November gerechtfertigt, durch welche der Regent endlich die Festnahme der englischen Unterthanen und die Beschlagnahme ihrer Güter verordnet hatte, weil keine mehr vorhanden waren. Es kostete der Regierung in Brasilien Mühe, die genommenen Schiffe wieder zurückzuerhalten und der Handel Portugals hatte in Folge des Mistrauens, das England gegen dessen Kaper hegte, großen Verlust zu tragen.

Wir folgen jetzt dem Regenten nach Brasilien, um erst nachher wieder auf die Ereignisse in Portugal zurückzukommen.

Die portugiesische Flotte war bei der außerordentlichen Eile und Unordnung, die in allen Vorbereitungen zur Abfahrt geherscht hatte, sehr schlecht ausgerüstet und kaum mit den nothwendigsten Gegenständen versehen. Einige Tage nach der Abfahrt von Lissabon erfuhr sie einen heftigen Sturm; doch, als er sich gelegt hatte, konnte sie ihre Fahrt fortsetzen, und am 1. Januar 1808 kam sie in Bahia an, wo der Regent und das ganze königliche Haus ans Land stieg und mit Beweisen des allgemeinen Enthusiasmus empfangen wurde. Nach einem Aufenthalte von mehr als zwei Monaten schiffte sich der Hof aufs Neue ein und ging nach Rio-Janeiro, wo der neue Sitz der Regierung aufgeschlagen ward. Der Regent und die ganze Familie stieg am 8. März unter aufrichtigem, lange dauerndem Freudengeschrei aller Einwohner aus. Die Bürger Bahias hatten Alles gethan, den Regenten zurückzuhalten; und um ihn zu bestimmen, hier seine Residenz zu nehmen, erboten sie sich, einen Palast erbauen zu lassen. Doch mit Recht entschied er sich für Rio-Janeiro, das damals wie noch jetzt die Hauptstadt Brasiliens und der natürliche Ausgangspunkt der reichsten, der volkreichsten Provinzen war.

So war nun ein Plan zu Stande gekommen, den man Portugals Königen unter Umständen, wo ihr Reich in Europa von großen nahen Gefahren bedroht wurde, oft gegeben hatte. Ward er früher angenommen, so würde er vielleicht nur schwache Folgen gehabt haben. 1807 ausgeführt, gab er das Signal zu einer der mächtigsten Revolutionen, welche die neue Welt seit ihrer Entdeckung erfahren hat und deren Wirkungen, so riesengroß sie auch schon sind, doch nur ein Vorspiel von der Zu-

unft geben können, welche die Gestalt der ganzen civi=isirten Welt verändern, welche vollenden muß, was die Revolution der alten englischen Colonien so glänzend be=ionnen hat.

Nothwendigkeit und Gewalt der Umstände dictirten un ungleich mehr als alle Vorsicht der königlichen Rä=he eine Reihe von Maßregeln, von denen mehre für Bra=ilien sehr vortheilhaft wurden. Vom 28. Januar 808 an waren seine Häfen für alle befreundete Nationen eöffnet und fremde Waaren wurden gegen Entrichtung ines Eingangszolles von 24 Procent zugelassen. Die lusfuhr aller nicht verpachteten Producte stand Fremden nd Einheimischen frei. Kaum waren diese Maßregeln n England bekannt, als sogleich ungeheure große La=ungen von Waaren aller Art nach Brasilien abgingen. legozianten und Speculanten dieses unternehmenden Volkes begaben sich in das schöne Land, um es zu ih=em Vortheil zu nutzen. Man kannte indeß in England die latur der Bedürfnisse von Brasilien so wenig, daß man ogar nach allen Häfen desselben Oefen, Roste und noch ndere Geräthe zur Zimmerheizung abfertigte!

Am 12. Oktober 1808 schuf der Regent eine De=ositen= und Auswechselungsbank, welche dem Staate, die dem Handel großen Nutzen schaffte, aber wegen er willkürlichen Maßregeln der Regierung, der schlech=en Verwaltung der Directoren auch eine Quelle von lnglück und Mistrauen geworden ist, ja eben deshalb n der That nur dazu gedient hat, einen Papierhandel u gründen. Am 25. November desselben Jahres er=chien ein Decret, das den Fremden, welche sich in Bra=ilien ansiedeln und dem Ackerbau überlassen wollten, un=ntgeldliche Ländereien zusicherte. Auch diese Maßregel at nicht sehr glückliche Folgen gehabt, weil in einem Lande, wo aller Landbau von Sklaven betrieben und von Weißen als eine Erniedrigung betrachtet wird, wo übrigens um Ankauf unglücklicher Afrikaner großes Capital gehört, er Besitz von Geldern wichtigen Vortheil gewährt, be=onders da die am leichtesten zu benutzenden, an schiff=aren Strömen gelegenen Ländereien, wo sich also der vohlfeilste Transport darbietet, längst ihre Eigenthümer jaben. Die Colonien von Schweizerbauern, die man nach Brasilien gezogen hat, haben diesen Irrthum nur zu spät kennen gelernt; und obschon ihnen die Regie=

rung Vorschub that, so vegetiren sie doch blos und gehen zu Grunde.*) Was die später unter dem Vorwand, sie zu Landleuten zu machen, geworbenen Deutschen betrifft, so war Dies nur eine geschickte Manier, sich Soldaten zu schaffen, und die Erwerbung einiger Hundert Galeerensklaven Siziliens, die der Minister in Brasilien ebenso strafbar als einfältig dem König von Neapel abkaufte, hat zu Nichts gedient als die Zahl der Verbrecher und Müßiggänger in einem Lande zu mehren, das der fleißigen und ehrlichen Bearbeiter so sehr bedarf.**)

Auch eine Arznei- und Wundarzneischule ward in Rio-Janeiro gegründet, ist aber bis auf diesen Tag noch sehr unvollkommen. Junge Brasilier studiren lieber die Arzneikunst und andere Wissenschaften in Europa, besonders in Paris, wo jetzt über 200 meistens den Rechten obliegen und zum Theil große Hoffnungen gewähren. In Rio-Janeiro ward auch eine königliche Druckerei eingerichtet; vorher befand sich gar keine da. Späterhin kamen ein chemisches Laboratorium, ein naturhistorisches Cabinet, eine Militair- und Marineschule, Pulvermühle und selbst einige Fabriken hinzu, die aber fast alle von Fremden angelegt oder geleitet wurden, namentlich einige Fayencefabriken, eine Glashütte zu Bahia und Eisenbergwerke. Es wurden höchste Gerichtsstellen errichtet und alle Zweige der Verwaltung nach portugiesischer Art organisirt. Kurz, Brasilien hatte aufgehört Colonie zu sein und ward in der That ein unabhängiger Staat.

Am 2. Mai 1808 erließ der König ein Manifest an die ihm befreundeten Mächte, worin jeder zwischen Portugal und dem französischen Kaiser geschlossene Tractat, namentlich der von Badajoz und Madrid von 1801, ingleichem der Neutralitätstractat von 1804 für nichtig erklärt und zugleich beigesetzt wurde, daß er nur mit seinem ältesten und treuesten Verbündeten, dem König von Großbritannien, Frieden schließen, in keinem Falle

---

*) Don Pedro hat übrigens ihre Blüte vollkommen abgeknickt. Alle junge Leute sind zu Soldaten gegen alles Wort und alle Treue genommen worden! M. s. Schumacher's „Reise nach Brasilien", Braunschweig, 1826.

**) Auch aus den Zwangsarbeitshäusern von Rostock und Güstrow sind mehre Hundert Vagabunden angenommen worden. M. s. Schumacher a. a. O.

ber auf Abtretung Portugals, die erste und älteste Besitzung von dem Erbtheile des Hauses Braganza, verzichen werde. Im folgenden Jahre überreichten ihm im August seine Gemahlin, als Infantin von Spanien, desgleichen sein Eidam, der Infant Don Carlos, eine Denkschrift, worin sie seinen Schutz zur Aufrechthaltung der Rechte, welche das Haus der Bourbons auf Spanien hatte, anflehten, weil sie Napoleon an sich gerissen habe. Als Antwort darauf erließ er eine Erklärung, in welcher er sich anheischig machte, aus allen Kräften zum Siege dieser Rechte beizutragen. „Ich vergesse", sagte er darin, „meine gerechte Erinnerung an Spaniens Benehmen, das den französischen Truppen den Weg gestattete und sich mit Frankreich zum Einfall in Portugal vereinte". — Die Gesandten der auswärtigen Mächte nahmen ihren Aufenthalt beim Regenten. Wenige Monate nach dessen Ankunft kam Lord Strangford als Gesandter Sr. großbritannischen Majestät und ihm folgten späterhin die der andern befreundeten Höfe.

Während der Regent über den Ozean segelte und den Grund zu einem neuen Reiche legte, sah sich das französische Heer, welches Portugal eingenommen hatte, genöthigt, dasselbe nach der Schlacht von Vimeiro, die am 20. August 1808 vorfiel, und in Folge der Uebereinkunft von Cintra, zu räumen, die zwischen dem General Junot und Dalrymple, als Oberbefehlshaber des englischen Heeres, geschlossen ward. Die Präliminarien, welche bereits von Arthur Wellesley, nachherigem Herzog von Wellington, und dem Obergeneral des französischen Heeres geschlossen waren, genehmigte derselbe darin. Das portugiesische wie das englische Volk misbilligten dieselbe gleich sehr, für die Franzosen war sie aber sehr vortheilhaft und dem General Kellermann, der das ganze Verdienst bei der Unterhandlung hatte, machte sie viel Ehre. Der gewandte Krieger wußte die Schwäche seiner Armee geschickt zu verbergen; er machte gewaltig die Widerstandsmittel derselben geltend und drohte Lissabon zu zerstören, wenn man nicht in seine Vorschläge eingehe. Das Wahre an der Sache ist, daß die französische Armee außerordentlich zusammengeschmolzen war und sich auf der einen Seite von den sehr überlegenen englischen Streitkräften, die noch jeden Tag zunahmen, auf der andern von einer sehr zahlreichen, wenn auch

schlecht beschaffenen portugiesischen Armee eingeschlossen sah. Ihre Verbindungen mit den französischen Truppen in Spanien, welche letztere durch die Capitulation des General Dupont bei Baylen am 20. Julius einen schrecklichen Schlag erlitten hatten, waren ungemein schwierig geworden, und Junot's Armee mußte unwiderbringlich verloren sein, wenn der englische General scharfsichtiger gewesen wäre. Doch muß man einräumen, daß, wenn er den Vortheil der Portugiesen bei dieser Uebereinkunft gänzlich vernachlässigte, er mindestens Lissabon vor den schrecklichen Unfällen sicherte, womit es von einer Masse bewaffneten Gesindels aus allen Provinzen bedroht war, das keine Kriegszucht, nur Raub und blutige Rachsucht kannte und mit der Ermordung seines Führers den Anfang gemacht hatte. So gute *Ordnung* die Engländer in Lissabon zu erhalten suchten, so *wenig* war es *ihnen möglich alle* Beeinträchtigungen *und* Meuchelmorde zu *hindern*, denen selbst einige ihrer Landsleute zum Opfer fielen. Es ward eine provisorische Regentschaft niedergesetzt. Der Regent ersetzte sie später durch eine bleibende. Die eine und die andere zeichneten sich durch ihre Verfolgungen gegen die in Lissabon ansässigen Franzosen und die Portugiesen aus, welche beschuldigt waren, ihre Freunde und Frankreichs Anhänger zu sein. Portugal blieb in einem Zustande der Betäubung bis 1809, wo der Marschall Soult von Norden her eindrang und so glücklich war, die Stadt Porto wegzunehmen (24. März). Indessen er wurde nicht unterstützt und darum genöthigt, das Land gegen Ende des Mai wieder zu räumen, nachdem am 11. zwischen seiner Division und dem englischen Heere ein Treffen stattgefunden hatte. 1810 faßte Napoleon, nachdem er Oestreich zu Boden geworfen hatte, den Plan zu Portugals Wiedereroberung; doch, ganz gegen seine Gewohnheit, ging er mit einer unerklärlichen Langsamkeit daran, eine Armee hinzuschicken, deren Oberbefehl er dem Marschall Masséna anvertraute. Wenn die Franzosen nach dem wiener Friedensschlusse auf Lissabon losgegangen wären, so kamen sie ohne einen Flintenschuß hinein, denn die Organisation des portugiesischen Heeres war kaum zum Entwurf gediehen, und das englische Cabinet durchaus zur Räumung geneigt, da es nicht an die Möglichkeit glaubte, sich behaupten zu können. Indessen als es sah,

daß Bonaparte den Angriff verschob, entwickelte es größere Thätigkeit, um Portugal in Vertheidigungszustand zu setzen, und vertraute dem General Beresford die definitive Organisation des portugiesischen Heeres an: ein Auftrag, dessen er sich mit vieler Einsicht und vielem Eifer entledigte, und der vollkommenen Erfolg hatte.

Masséna hatte unter seinem Befehle den Marschall Ney und General Junot. Er kam auf der portugiesischen Grenze erst im August 1810 an. Am 24. d. M. nahm er Almeida weg, nachdem das Pulvermagazin dieses Platzes in die Höhe gegangen war, und nun marschirte er über Bussaco nach Lissabon mit einem Heere von 45,000 Mann, das zu schwach war, ein Land zu erobern und vollends zu behaupten, worin die Einwohner gegen die Franzosen fanatische Gesinnungen hegten, und von einer 30,000 Mann starken englischen Armee unterstützt wurden, wo noch ein Nationalheer von mehr als 60,000 Mann stand, ungerechnet die nicht regelmäßigen Truppen, ein Land endlich, das am allerleichtesten zu vertheidigen ist, die wenigsten Lebensmittel und die unwegsamsten Straßen hat. Die Wahl eines kränklichen und misvergnügten Kriegers, der den Befehl nur mit Widerwillen annahm, machte den Erfolg noch zweifelhafter.

Unter den Männern, welche dem französischen Heere folgten, waren auch mehre portugiesische Offiziere von der Division, welche Junot 1808 aus Portugal nach Frankreich sandte. Napoleon hatte die 3000 Mann, welche von 8000 übrig blieben, als sie durch Spanien gekommen und meistentheils desertirt waren, zu einer portugiesischen Legion gebildet, die in den Schlachten bei Wagram und Smolensk mit Auszeichnung diente und in Frankreichs Dienst bis zur Rückkehr der Bourbons blieb. *) Man bemerkte unter diesen Offizieren den Marquis d'Alorna, den General Pamplona, jetzt Graf von Subserra, bekannt durch seine Beweglichkeit im politischen Leben, und inwiefern er vor und nach der Zeit, welche wir jetzt schildern, so viele Rollen gespielt hat. Er richtete in seinem Namen einen Aufruf an das portugiesische

*) Im März 1812 ging sie durch Leipzig nach Spanien, hatte aber vielleicht zur Hälfte Spanier, die, der Kriegsgefangenschaft überdrüssig, Dienste darin genommen hatten. Ihre Stärke betrug damals 2000 Mann.

Volk und empfahl ihm, sich dem Willen des Kaisers zu unterwerfen. Die Nation empfing diese Männer halb mit Verachtung, halb mit Unwillen. Alle portugiesische Offiziere, die sich damals in den französischen Reihen befanden, wurden für Verräther erklärt und zum Tode verurtheilt. Die Papiere des Generals Pamplona fielen den Engländern nebst anderm Gepäck in die Hände und kamen in die Gewalt des Generals Beresford. Ihr Inhalt trug nicht wenig zur Verurtheilung ihres Besitzers bei, den man nachher wechselsweise als nur zu eifrigen Anhänger der Bourbons, als Patrioten, als constitutionellen Kriegsminister, als Mitglied der Cortes 1821, hierauf als Adjutanten des Infanten Don Miguel, als dieser die Constitution stürzte, als ersten Minister des absoluten Königs, als Gegenstand des Hasses von demselben Infanten und, als Graf von Subserra, als Gesandten zu Madrid gesehen hat, bis er jetzt endlich ins Privatleben zurückgetreten ist. Wahrhaft sonderbar ist es, daß auch seine Gemahlin von den Behörden, welche über das Geschick der Portugiesen, die gegen ihr Vaterland nach der in Europa bereits seit zwei Jahren bekannten Erklärung des Regenten dienten, zu entscheiden hatten, zu Tode verurtheilt wurde. Sie habe sich Königin von Portugal nennen lassen, war eine der gegen sie stattfindenden Klagen. Nichts konnte aber wol unbegründeter und alberner sein. Uebrigens wurde der General, gleich allen Andern, denen der König noch nicht verziehen hatte, von den Cortes 1820 begnadigt, was Johann VI. nachher bestätigte.

Das Schicksal von Masséna's Expedition ist der ganzen Welt bekannt. Nachdem er den Fehler begangen hatte, die fast unzugängliche Stellung von Bussaco anzugreifen, statt sie zu umgehen, wie er am Ende doch that, marschirte er auf Lissabon los und machte vor den Linien von Torres-Vedras Halt, ohne sie, aus Mangel an Muth, anzugreifen und zu nehmen, denn obschon sie damit stark besetzt waren, so hatten sie doch zu großen Umfang, um mit Erfolg vertheidigt zu werden, und ein unordentlicher, übereilter Rückzug nach Lissabon, wo Alles zur Einschiffung des englischen Heeres bereit stand, würde eine Verwirrung mit sich geführt haben, von welcher die Franzosen nur Vortheil ziehen mußten. Masséna verlor die Zeit und sein Zaudern rettete Portugal; der Rückzug des fran-

zösischen Heeres war übrigens ruhmvoll. Der Marschall Ney zeigte sich als ruhiger und unerschrockener Krieger, und als guter Feldherr. Kurz nach der Schlacht bei Fuentes d'Onor, welche durch die unvergleichliche Tapferkeit des Corps vom General Montbrun erst gewonnen wurde, dann aber durch das unwürdige Benehmen des Generals Loison verloren ging, war Portugal endlich geräumt. Das portugiesische Heer, jetzt mit dem englischen vereint, schlug sich während aller nun in Spanien sich folgenden Feldzüge und bis zur Schlacht bei Toulouse mit dem größten Muthe, zeichnete sich bei allen Gelegenheiten aus und trug mächtig zum Erfolg der britischen Waffen bei. In der Schlacht bei Arapiles und bei dem Sturme von St.-Sebastian that es Wunder der Tapferkeit. Man hat die sonderbare Bemerkung gemacht, daß die Engländer, wo sie allein kämpften, keinen entscheidenden Vortheil davontrugen.

1810 schloß das britische Cabinet mit dem Regenten einen Schifffahrts- und Handelstractat ab, der am 19. Juni in London ratificirt wurde. Alle Artikel desselben waren zum Vortheil Englands; der Vortheil Brasiliens war darin nicht gefährdet, wol aber that er Portugal Schaden. Der Graf von Linhares, der ihn mit Strangford verhandelt hatte, glaubte nämlich, Portugal sei für immer verloren. Er opferte daher den Nutzen seines Vaterlandes und willigte in Alles, was der gewandte englische Unterhändler vorschlug. Die Zölle für englische Waaren wurden dadurch auf 15 Procent herabgesetzt, während alle aus Portugal kommende Güter 16 bezahlten. Uebrigens war er mit so viel Zweideutigkeit entworfen, daß selbst Waaren, welche durch einen Artikel (den 26.) der Abgabe von 24 Procent unterworfen blieben, doch ebenfalls in den allgemeinen Ansatz von 15 zu fallen schienen. Der sonderbare Tractat hat auch noch eine Clausel, welche ihn in gewisser Art ewig macht; sie erlaubt nämlich nur Modificationen der einzelnen Puncte, nicht der zum Grunde liegenden Sätze. Noch jetzt seufzt Portugal unter dem Joche dieses verderblichen Tractats, den Hertslet's „Collection of treaties" (London, 1820) mittheilt.

Zum wiener Congreß 1815 ernannte der Regent drei Minister und trat den Acten desselben bei, wie bereits auch sein Gesandter in Paris, Graf von Funchal, den

Frieden 1814 in seinem Namen daselbst genehmigt hatte. Der Regent versprach Cayenne zurückzugeben, das die Portugiesen den Franzosen genommen hatten, und den Fluß Oyapoc als Grenze von Guiana wiederherzustellen, wie schon durch den utrechter Frieden bestimmt gewesen war. Die Verbündeten dagegen machten sich anheischig, ihre guten Dienste anzuwenden, daß Spanien an Portugal Olivenza, was es bis jetzt verweigert hatte, zurückgebe. Uebrigens wurde Portugals Interesse durch den Herzog von Wellington, den es zu seinem Schiedsrichter gewählt hatte, gänzlich vernachlässigt. Man setzte für dasselbe nur eine erbärmliche Entschädigungssumme fest, die mit den Opfern, welche die Portugiesen für die Sache der Verbündeten gebracht, sowie für den Verlust, den sie gehabt hatten, in gar keinem Verhältnisse stand. Das Geschenk, welches die Regentschaft in Lissabon dem Herzog von Wellington machte, betrug vielleicht mehr als die Entschädigungssumme, die er Portugal schaffte.

1815 vollzog der Regent die zwei von seinen Ministern mit denen Großbritanniens abgeschlossenen Conventionen, wovon die eine die Schadloshaltung betraf, welche England den Portugiesen für die unrechtmäßig genommenen vielen Sklavenschiffe bewilligte, und die andere die Bedingungen festsetzte, welchen sich Portugal unterwarf, um den Negerhandel forttreiben zu können, der von nun an nur auf einige Punkte südlich vom Aequator an Afrika's Küste beschränkt wurde. Ebenso trat es der Acte des wiener Congresses am 25. März, Napoleon betreffend, bei.

Durch ein Decret vom 17. Dezember 1815, das aber am Tage vorher datirt war, erhob der Regent Brasilien zum Range eines Königreichs, und gab seinen Staaten den Namen: Vereinigtes Königreich von Portugal, Brasilien und Algarbien rc. Alle Mächte beeilten sich, den neuen Titel anzuerkennen, indem sie dem Regenten zugleich über die Weisheit dieser Maßregel durch ihre Gesandten und Minister Glück wünschen ließen. Am 16. März 1816 endete die Königin ihre Tage und der Regent nahm nun den Titel König an, ließ sich aber erst am 6. Februar 1818 krönen und ausrufen.

Zu Ende des Jahres 1815 hatte er mit dem spanischen Hofe die Doppelheirath der beiden Prinzessinnen, seinen Töchtern, die eine mit dem König Ferdinand VII.,

ie andere mit dem Infanten Don Carlos, dem Bruder
desselben, genehmigt. Trotz dieser neuen Familienbande
aber ließ doch der Hof von Rio=Janeiro am 20. Januar
1817 den Platz Montevideo und das spanische Gebiet auf
dem östlichen Ufer des La Platastromes wegnehmen, nachdem es dem spanischen Cabinet die officielle Versicherung
gegeben hatte, daß es ihm keines seiner Rechte auf das
besetzte Land streitig mache. Zugleich war indessen die
Erklärung beigefügt, daß es sich in der Nothwendigkeit
befände, zur Sicherheit seines eignen Landes militairische
Besitznahme eintreten zu lassen, so lange der Streit zwischen den Colonien am La Platastrome und dem Mutterlande nicht beendigt wäre.

Der Anfang dieser Angelegenheit steigt bis 1811,
d. h. zu der Zeit hinauf, wo der König von Portugal von
der Regentschaft in Cadix, mit Einwilligung einer Prinzessin aus dem regierenden spanischen Hause, eingeladen
wurde, den Platz Montevideo, welchen damals der royalistische General Elio besetzt hatte, nicht in die Hände
der ihn belagernden amerikanischen Insurgenten fallen zu
lassen. Indessen Spanien nahm jetzt die Erklärung des
Cabinets von Rio=Janeiro nicht wohlmeinend auf. Es
berichtete darüber an die Höfe von Oestreich, Frankreich,
Rußland und England, und diese erklärten, mittels einer
Note vom 26. März 1817, unterzeichnet von ihren Ministern, zwischen beiden Staaten die Vermittler sein zu
wollen. Noch jetzt findet der nämliche Streit zwischen
Brasilien und der Republik Buenos=Ayres statt und veranlaßte den ernsten aber beendigten Krieg.

Am 6. März 1817 bedrohte den amerikanischen
Thron Johanns VI. eine Verschwörung. Ein Portugiese,
Namens Domingos José Martins, ein Großhändler, der
lange in London gelebt hatte, schien das Oberhaupt davon zu sein. Sie hatte zum Zweck die Einführung einer republikanischen Verfassung. In Pernambuco brach
der Aufstand aus und drohte sich von da an bis nach
Bahia und selbst andere Städte zu erstrecken, wo die Verschworenen zahlreiche Einverständnisse hatten. Es wurden
schnelle und kräftige Maßregeln zur Unterdrückung der
Sache in der Geburt ergriffen. Der Graf von Arcos,
Gouverneur von Bahia, ließ, damit beauftragt, eine drohende Proclamation ergehen. Er belagerte zugleich Pernambuco zu Wasser und zu Lande mit solcher Thätigkeit,

daß, als die Insurgenten aus dem Platze heraus kamen um den königlichen Truppen, welche zu Lande angreifen sollten, entgegenzugehen, die Marine die Abwesenheit der Befehlshaber benutzte, um sich der Stadt zu bemächtigen, während die Rebellen nach einem schwachen Widerstande besiegt und zerstreut wurden. Ihre vornehmsten Anführer wurden gefangen und hingerichtet; ein Einziger davon, ein Mönch, entleibte sich, als er die Flucht der Insurgenten sah. Eine große Menge Kaufleute, und reiche Eigenthümer oder Bewohner Bahias verdankten bei dieser Gelegenheit ihre Rettung blos dem Graf dos Arcos, der Alles that, die Sache zu unterdrücken und die Zahl der Opfer zu beschränken.

Um dieselbe Zeit entdeckte man in Lissabon eine andere Verschwörung, deren zweideutiges Ziel entweder war, Portugal vom Hofe in Rio-Janeiro unabhängig zu machen, oder aber, was durch verschiedene Umstände noch wahrscheinlicher ist, das Land von der englischen Herrschaft zu befreien. Die Folge davon war, daß eine große Menge Verschworene festgenommen wurden, unter denen sich aber blos der General Gomes Freire d'Andrade, und der Baron von Eben, ein hanöverscher Offizier, aus englischem in portugiesischen Dienst getreten, auszeichneten. Die Andern waren meist untergeordnete, zum größten Theil verabschiedete und mit dem Marschall Beresford unzufriedene Offiziere. Elf wurden auf dem St.-Annenplatze nach einem geheimen Verhöre hingerichtet, der General Freire ward auf dem Glacis des Fort St.-Julien erschossen und der Baron von Eben aus dem Dienste entlassen. Bis zum heutigen Tage weiß man noch nicht, welchen Zweck die Verschworenen eigentlich hatten, ja man weiß nicht einmal, ob sie sich überhaupt einen ordentlichen Plan entworfen. Der General Freire war ein braver Mann, von edler Herkunft. Er hatte unter Katharina in Rußland mit Auszeichnung gedient und war einer unter den Ersten, welche Oczakow erstürmten. Im Feldzug von Roussillon machte er sich nicht minder bemerklich und unter Napoleon diente er in der portugiesischen Legion, ohne aber Masséna's Heere nach Portugal zu folgen. Uebrigens war er sehr flüchtig und unbeständig, nicht sehr geeignet, einen Plan zu entwerfen, und noch weniger im Stande, ihn auszuführen. Mag dem aber sein wie ihm will, so hat man doch viele Ur-

iche zu der Vermuthung, daß das madrider Cabinet
nit der Verschwörung nicht unbekannt war, und leicht
ann man sich vorstellen, daß Freire nebst seinen Genos-
en nur Werkzeuge einer Intrigue wurden, deren Quelle
nd Ziel sie gleich wenig kannten. Man hat sogar ge-
rgwähnt, daß Beresford gesucht habe, sich eines gefähr-
chen Nebenbuhlers zu entledigen, und so sei von ihm
emselben eine Schlinge gelegt worden. Gewiß ist es,
aß Freire im Augenblick, wo er dem Tode entgegen-
ing, einen Aufschub erbat, um Entdeckungen zu ma-
hen, man verweigerte ihm aber diesen.

Im Februar desselben Jahres schloß Johann VI.,
urch seinen Unterhändler, den Marquis Marialva, Ge-
andter zu Wien, die Heirath seines ältesten Sohnes Don
Pedro d'Alcantara mit einer der Töchter des östreichi-
hen Kaisers, der Erzherzogin Leopoldine, ab. Sie ward
n Namen des Prinzen dem Gesandten vermählt und
ing in Livorno noch im August desselben Jahres nach
Rio-Janeiro unter Segel. Die wiener Zeitungen gaben
enaue Kunde von der Pracht, womit sie empfangen
urde. Am 11. Dezember 1826 starb sie, vom ganzen
Volke betrauert.

Seit Napoleons Sturze hatte das londner Cabinet
em König mehr als einmal gerathen nach Portugal zu-
ückzukehren und ihm alle zur Reise nöthige Fahrzeuge
ngeboten, denn die Unordnung in den Finanzen und
llen Verwaltungszweigen Brasiliens war so groß, daß
ie Seemacht fast gänzlich vernichtet dastand; die Schiffe
varen verfault oder bedurften Ausbesserungen, die für
en verarmten Staatsschatz als zu kostspielig galten.
Endlich schien der König Englands dringenden Bitten
achzugeben. Er nahm das Anerbieten an. Doch als
816 John Beresford in Rio-Janeiro als Oberbefehls-
aber eines englischen Geschwaders, das die Weisung
atte, den König und dessen Gefolge nach Lissabon zu
ühren, ankam, weigerte sich dieser an Bord zu gehen.

Die Gründe hierzu darf man blos in jenem ange-
borenen Phlegma Johanns VI., in seinem Widerwillen
gegen jede Veränderung der Lebensweise und des Auf-
enthalts suchen. Die Art zu leben, welche er in Bra-
silien angenommen hatte, paßte vollkommen zu seinem
Charakter. Er befand sich wohl dabei und wollte darum
hier bleiben. Es mußten gebieterische Umstände sich un-

widerstehlich vereinen, um ihn 1821 zur Rückkehr zu bewegen. Werfen wir indessen einen Blick auf den Zustand von Brasilien und Portugal, wie er sich in Folge des verlegten Sitzes der Regierung zu Ende 1807 gestaltete.

Brasilien ärndtete, indem es dem Handel aller Völker seine Häfen öffnete, einen sehr wichtigen Vortheil. Es bezahlte von nun an die Producte und Fabricate anderer Länder wohlfeiler, während es unmittelbare und mithin wohlfeilere Verschleißungspunkte für die Producte seines Bodens, den einzigen Reichthum eines blos ackerbauenden Staates hatte. Zu gleicher Zeit erhielten die Künste, die Wissenschaften und die Civilisation einen großen Anstoß durch den freien Verkehr mit allen Fremden, welche haufenweise sich in Brasilien, besonders in Rio-Janeiro und Bahia niederließen. Doch neben diesen in der That begründeten Vortheilen hatte das Land auch sehr drückende Lasten zu tragen, und sah sich Misbräuchen preisgegeben, welche seit dieser Zeit immer fort gestiegen sind und sein künftiges Dasein bedrohen. Mehre Auflagen drückten nun auch die freie, aber geringe Bevölkerung, um den ungeheuern Aufwand des Hofes zu decken, welcher erstere noch durch üble Verwaltung, durch wahrhaft unnatürliche Verschwendung, Unvorsichtigkeit und Unrechtlichkeit seiner Minister und der Thronbeamten gesteigert wurde. Die Errichtung einer Bank war in der That nur ein gewandtes Verfahren, sein Papiergeld ausgeben zu können, dessen Folgen seit langer Zeit zu spüren, wodurch die baaren Geldmünzen verschwunden sind und das in diesem Augenblicke 40 Procent verliert.

Riesenpläne, thörigt und kostspielig zugleich, zeigten ebenso die Kopflosigkeit wie die kindische Eitelkeit der Minister. Durch prahlerische Anerbietungen betrog man nicht blos unglückliche Schweizer, welche sich im Eldorado hier zu bereichern hofften, sondern nahm sogar ein ganzes pariser Institut in Sold, die schönen Künste anzubauen, hier, wo kaum die mechanischen eingeführt sind; man ließ Maler, Bildhauer, Baumeister und selbst einen bloßen Phrasendreher, ihren Director kommen und daraus eine Akademie in einem Lande bilden, wo man noch kaum den Pflug kannte.

Unterdessen zog der Hof aus Portugal ungeheure Summen in Baarem, an Kriegsbedarf und andern Gegenständen. Alle Einkünfte von den Gütern des Königs,

der Königin, der Infantin, gingen nach Brasilien. Jeden Augenblick gab man Wechsel auf den Schatz des unglücklichen Portugals, das noch außerdem Truppen und Matrosen der alten jetzt zu seiner Herrin gewordenen Colonie gab. Das Mutterland verarmte in einem fort, alle Quellen des Nationalreichthums nahmen mit schrecklicher Schnelligkeit unter einer schwachen, nicht geübten Regentschaft ab, welche zwar nicht im Stande war, Gutes zu thun, aber sich desto thätiger zeigte, Einzelne zu quälen und zu verfolgen.

Der Handel war auf Nichts gesunken. Lissabons Hafen, vor kurzer Zeit noch mit Segeln bedeckt, zeigte jetzt eine traurige Leere. Einige Küstenfahrer und Barken waren ziemlich die einzigen Fahrzeuge, die man auf dem Tajo schwimmen sah. Die Portugiesen bezogen aus England selbst die Stiefel und fertige Kleider. Die Künste und Handwerke hatten das Schicksal der Fabriken gehabt, welche fast alle geschlossen waren. Mit Brasilien hatte der Handel so abgenommen, daß im Jahr 1820 zu Rio-Janeiro nur 57 portugiesische Schiffe aus Europa einliefen und unter diesen waren blos 28 Dreimaster, die andern blos Briggs ꝛc. Nimmt man nun noch dazu 3 aus Asien, 58 aus Afrika und 35 aus amerikanischen Häfen, so gibt Dies eine Gesammtsumme von 212, während 1805 in denselben Hafen 810, 1806 642, 1807 777, 1808 765, und 1810 1214 portugiesische Schiffe einliefen: ein Verhältniß, das bis 1815 gedauert hatte. Portugal, von der Regierung Brasiliens untergraben, ging seiner Vernichtung entgegen, ohne daß darum Brasilien einer dauerhaften Wohlfahrt zuschritt. Die afrikanischen Colonien, die Azoren schmachteten ebensowie Goa, das die Engländer den Portugiesen zurückgaben, nachdem sie sich desselben, in Folge der französischen Besitznahme, bemächtigt hatten. Madera erhielt sich blos mittels seines ihm allein eignen Products, des Weins. Die Engländer hatten es ebenfalls, nachdem sie es lange als Unterpfand behielten, wieder zurückgegeben. Sie bemächtigten sich desselben nach dem Einmarsch der Franzosen in Portugal 1807, und Beresford besetzte es, als er schon von der Abfahrt des Regenten nach Brasilien Kunde hatte.

Die in Brasilien befindlichen Kaufleute hatten vor der Ankunft des Letztern blos mit Portugal und dessen

Besitzungen Geschäftsverbindungen. Bei der Oeffnung der dortigen Häfen gewannen sie aber sehr wenig. Fast aller Handelsgewinn ging aus ihren Händen schnell in die der Engländer und der Nordamerikaner, sowie später der Franzosen über, während zu gleicher Zeit die Nationalschifffahrt eine immer fortschreitende, Entsetzen erregende Verminderung erlitt. Die gewichtigen Producte, welche den portugiesischen Kauffahrteifahrern allein vortheilhafte Ladung gewährten, wurde nun geraden Weges nach England, Deutschland und Italien auf fremden Schiffen geführt. Die Pflanzer ihrerseits waren nicht viel glücklicher. Ihre Colonialproducte verloren im Preise, weil sich der Anbau derselben sehr bedeutend in Cuba und den Vereinigten Staaten gehoben hatte. Die Zucker allein hielten sich besser, denn der Verbrauch dieser stieg mit jedem Tage mehr in England und dem festen Lande Europas.

Was indessen am Meisten zum Verfall Brasiliens beitrug, war der ungezügelte Luxus, den das Beispiel der Höflinge und der niedrige Preis der ausländischen Fabricate im Lande, wie besonders in den Städten begünstigte, welcher das von Mäßigkeit und Sparsamkeit aufgehäufte Vermögen gar schnell aufräumte. Bald konnte man nicht mehr mit den Renten kaufen und griff nun das Capital an. Die Bank setzte sich nach Verlauf einiger Jahre in einen immerwährenden Bankerott, und die größten Handelshäuser, besonders in Rio-Janeiro, fallirten. In Betreff der Sitten, der öffentlichen Moral kann man behaupten, daß die Verderbniß zu einem Grade gestiegen ist, der wol schwerlich übertroffen werden kann. Bestechlichkeit, Ausschweifungen, Spielsucht sind aufs Höchste gekommen. Die Regierung hat die Errichtung der schändlichen privilegirten Spielhäuser, das höllische Roulette gestattet und so beigetragen, daß bereits bestehende Laster eingewurzelt sind. Hierzu kommt nun noch die nutzlose Expedition gegen Montevideo, welche Araüjo dem Regenten anrieth. Sie hat für den portugiesischen Handel die traurigsten Folgen gehabt. Erst plünderten ihn die Kaper der Vereinigten Staaten unter der Flagge von Artigas und endlich erlitt er den größten Verlust durch die Unternehmung gegen Buenos-Ayres, inwiefern diese Stadt der vortheilhafteste Markt für die Kaufleute des südlichen Brasiliens war.

So war die Lage der Dinge in beiden Ländern, als
ie Revolution auf der Insel Leon im Anfang des Jah-
es 1820 wieder ein Volk zum Erwachen brachte, das
urch seine Lage von jeder großen Staatsveränderung
bhängig ist, welche bei seinen Nachbarn, den Spaniern,
usbricht.

Die portugiesische Regentschaft begriff auch gleich
ie Gefahr seiner Lage und nahm verschiedene Maßregeln
agegen, die, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt,
ur Beschleunigung einer unvermeidlichen Revolution zur
Folge hatten. Der Marschall Beresford entschloß sich,
elbst nach Rio-Janeiro zu gehen und den König um
Geld, um neue Vollmachten bei den außerordentlichen
Umständen zu ersuchen. Er reiste im Anfang des Aprils
ab und kam am 9. Mai in der Hauptstadt Brasiliens
uf einer englischen Fregatte an, nachdem er die Ueber-
ahrt in dem kurzen Zeitraume von 28 Tagen gemacht
hatte.

Johann VI., durch ihn von der Lage der Dinge un-
terrichtet, ließ gleich ein Fahrzeug mit Geld abgehen, um
den rückständigen Sold zu berichtigen und beauftragte die
Regentschaft zu Lissabon in der innern Verwaltung die
Veränderungen vorzunehmen, welche ihr bei den jetzigen
Umständen zur Beruhigung der öffentlichen Meinung
zweckdienlich schienen. Doch diese Mittel des Augenblicks
kamen zu spät, waren zu unwirksam. Die Gährung
nahm mit jedem Tage zu und sprach sich von allen Sei-
ten aus. Bald waren die Unzufriedenen im Stande zu
handeln.

Entschlossen, die Abwesenheit des Marschalls Beres-
ford zu benutzen, der als Oberbefehlshaber das Heer un-
ter sich hatte, versammelten sich mehre von ihnen in der
Nacht vom 23. zum 24. August in Porto beim Obersten des
18. Regiments, Bernardo Cornea von Castro e Sepulveda.
Hier verständigten sich die vornehmsten Offiziere der Be-
satzung über ihren Plan und kamen dann heraus, ihre
Soldaten mit dem Rufe zu sammeln: „Es leben der
König, die Cortes und die Constitution". Es glückte
ihnen ohne Schwierigkeit. Die Behörden der Stadt und
die ganze Bevölkerung gaben sich zu gleicher Bewegung
willig her. Man beschäftigte sich sogleich mit einer
obersten Junta der provisorischen Regierung, deren Prä-
sident Antonio da Silveira Pinto da Fonseca war,

welchen wir unter dem Namen des Vicomte von Cantalas unter den Häuptern der Gegenpartei von Don Pedro gesehen haben. Die Junta begann mit einem Manifeste, worin sie die Misgriffe und Vergehen der lissaboner Regentschaft, die Eingriffe in alle Rechte, Vorrechte und Freiheiten, die Vernichtung des Handels und Gewerbfleißes, den Verfall des Landbaues, die allgemeine Verarmung des Reichs und alle die Unfälle schilderte, die der Abfahrt des Königs nachgefolgt seien. Auch an den Glanz und den glücklichen Zustand erinnerte sie, der zu der Zeit in Portugal war, wo noch freie Regierung und die wählbaren Cortes walteten; — weit entfernt, irgend eine Klage gegen das Haus Braganza laut werden zu lassen, versicherte sie, daß die wesentlichen Grundbedingungen der Monarchie unverletzt geachtet werden sollten. Während dieser Gährung blieben die englischen Offiziere neutral, aber sahen sich auch nicht beleidigt; kein unangenehmer Zufall that der öffentlichen Sicherheit Eintrag. An den folgenden Tagen erklärten sich mehre Truppenabtheilungen, welche um Porto her cantonnirten, zu Gunsten der Constitution. Die Regentschaft in Lissabon war kaum von den Ereignissen unterrichtet, als sie unnütze Anstrengungen machte, den Gang der Dinge aufzuhalten. Umsonst beauftragte sie den Grafen von Amarante, nachherigen Grafen von Chaves, und den General Vittoria, mit allen Truppen, die sie zusammenbringen könnten, nach Porto zu marschiren. Die Revolutionsjunta hatte bereits die Rolle des Angriffs übernommen und die Generale der Regentschaft sahen sich bald von ihren eignen Soldaten verlassen, welche sich mit ihren Kameraden vereinten.

In dieser zum Aeußersten gekommenen Lage der Dinge hatte die Regentschaft den Ausweg ergriffen, die Cortes zusammen zu berufen, aber hierbei die alte Form zu beobachten. Die englischen Offiziere setzte sie indessen außer Dienst und faßte den Beschluß, den König ersuchen zu lassen, selbst nach Portugal zu kommen, oder den Prinzen, seinen ältesten Sohn, zu senden.

Doch am 15. September brach in Lissabon der Aufruhr selbst aus und eine Regierungsjunta setzte die Regentschaft ab, bemächtigte sich der Herrschaft in der Hauptstadt und bald erstreckte sich ihr Ansehen über das ganze Land. Während dieser Umstände meldete man die

Ankunft des Lords Beresford, der vor Lissabon am 12. Oktober am Bord des englischen Schiffes, der Rächer, von 74 Kanonen, einlief und Rio-Janeiro am 13. August verlassen hatte.

Die Regierungsjunta befahl sogleich dem Kriegsminister, die nothwendigen Maßregeln zu nehmen, um die Ausschiffung Beresford's zu verhindern. Dieser brachte umsonst die neuen Vollmachten zum Vorschein, welche er in Rio-Janeiro vom König erhalten hatte, und zufolge deren er unbegrenzte Gewalt, unter dem Titel des Viceregenten des Königreichs, besaß. Man antwortete ihm, daß die Nation den König anerkenne, aber die Ausübung ihrer Rechte wieder aufgenommen habe, daß seine Ausschiffung die öffentliche Sicherheit gefährden könne und falls er werkthätig einschreite, stehe man nicht für seine Person. Alle andere dringende Vorstellungen Beresford's waren unnütz und es blieb ihm kein anderes Mittel, als nach England zu segeln. Von dem Augenblicke her schreibt sich der deutlich ausgesprochene Widerwille dieses stolzen Emporkömmlings gegen die patriotische Partei in Portugal und seine Vorliebe für die Absolutisten. Indessen erklärte die Junta, in Folge eines feindlichen Benehmens von Seiten der Truppen, welche der verschmitzte Silveira aus ehrgeizigen Absichten veranlaßt hatte, daß die spanische Constitution von Cadix der in Portugal zu entwerfenden als Grundlage dienen, die Constitution selbst aber noch freisinniger als die spanische werden solle.

Bei der ersten Kunde, welche der Hof in Rio-Janeiro von diesen Ereignissen erhielt, glaubte er noch im Stande zu sein, Herr der Revolution zu werden, wenn er auf der einen Seite vollkommene Vergessenheit des Vorgefallenen zusicherte und auf der andern die Zusammenberufung der Cortes durch die königliche Regentschaft bewerkstelligte. Doch als diese Beschlüsse am 16. December 1820 in Lissabon ankamen, war von einer Regentschaft so wenig die Rede mehr wie von dem ganz alten Verfahren, die Cortes zu bilden. Deputirte, nach demokratischen Formen erwählt, kamen aus allen Provinzen nach der Hauptstadt und standen auf dem Punkte sich zu constituiren. Johanns VI. Antwort, welche den Portugiesen Hoffnung zu seiner Rückkehr machte, ward übrigens mit Ehrfurcht aufgenommen. Doch die Nach-

richten aus Europa hatten auch bereits die nämlichen Leidenschaften in Brasilien aufgeregt. Die Gährung in den Gemüthern war bis in das Innerste des Palastes gedrungen. Die portugiesischen Truppen, welche sich noch in Rio-Janeiro fanden, zeigten sich alle der Revolution günstig gestimmt, in der Hoffnung, daß sie bald ihre Rückkehr nach Europa bestimmen werde. Die Großhändler in den Hauptstädten bezeigten die nämlichen Gesinnungen. Zwar brachen einige Unruhen in der Provinz Pernambuco aus und nöthigten zu Anwendung der bewaffneten Macht. Gefangene, welche man bei dieser Gelegenheit ergriff, wurden der Gerechtigkeit überliefert und hingerichtet, ohne daß ein Beispiel solcher Strenge die Volksgährung hemmen konnte. Im Gegentheil machte diese immer neue Fortschritte und brachte endlich einen Aufstand hervor, welcher die Annahme der Constitution der Cortes in Lissabon entschied. Am 10. Februar 1821 wurde sie zu Bahia, der zweiten Stadt Brasiliens, proclamirt. Die Truppen nahmen den Generalcapitain Felisberto Caldeira Brant fest, welcher Anfangs Miene zum Widerstand machte, indeß endlich der neuen Ordnung der Dinge beitrat. Man ernannte eine Regierungsjunta; es wurden Befehle zur Wahl der Deputirten in den Provinzen ausgefertigt; man leistete den Eid auf die Constitution, welche in Portugal entworfen sein würde und erneuerte zugleich den Eid der Treue gegen Johann VI. und seine Dynastie.

Schon hatte gleiches Beginnen auf Madeira, den Azoren 2c., stattgefunden, als die Bewegung endlich in der Hauptstadt zur Vollendung kam. Bereits seit langer Zeit befand sich der Hof in der größten Verlegenheit. Widersprechende Maßregeln wurden vorgeschlagen und wieder verworfen. Indessen am 24. Februar ließ der König eine Erklärung, datirt vom 18., ausgehen, in welcher er kund that, daß er seinen ältesten Sohn Don Pedro de Alcantara nach Portugal zu senden entschlossen sei, um dort die Klagen des portugiesischen Volkes zu vernehmen, und sie zum Fuße des Thrones zu bringen, damit er so zugleich in den Stand gesetzt werde, zu urtheilen, ob denn die Constitution, welche den Portugiesen wol zusagen möge, auch von der Art sei, um den Sitten und Bedürfnissen Brasiliens entsprechen zu können.

Doch solche die Sache ins Weite ziehende Maßregeln thaten Niemandem genug, sondern gaben nur den Neuerern offenbar bedeutende Kraft. Der König hielt sich am 26. Februar früh Morgens in seinem Landhause San Christovão auf, als Truppen aller Art, vom Brigadier Carretti auf den Platz vor dem großen Theater geführt, sich aller Zugänge bemächtigten und hier Kanonen aufpflanzten. Jetzt vereinigten sich die Oberhäupter des Aufstandes im Theatersaale zur Berathschlagung. Kaum hört der Prinz dies neue Ereigniß, als er auf den Platz hineilt und hier mit Freudengeschrei: „Es lebe der König, es lebe die Constitution"! empfangen wird. Er verspricht, dem König getreulich den Ausdruck des Volkswunsches zu überbringen. Man verlangt von ihm die Zurücknahme des am 24. Februar erlassenen Decrets und die Bekanntmachung der lissaboner Constitution. Der Prinz verspricht das Eine und das Andere. Um die Befehle des Königs einzuholen, macht er sich mehrmals vom Theater nach dem Schlosse des Letztern auf den Weg. Endlich erscheint er auf dem Balkon des Theaters und liest dem Volke, den versammelten Truppen die Annahme der Constitution vor, wie sie von den Cortes in Portugal entworfen sein würde. Der Erbprinz leistete auch gleich in seines und seines Vaters Namen den Eid auf das Evangelium. Jetzt zog das Volk voll Enthusiasmus nach dem Lustschlosse des Königs, um ihn, nebst seiner Familie, im Triumph nach Rio-Janeiro zurückzuführen. Lärmender Freudenruf hallte unaufhörlich auf dem ganzen Zug wieder, und in der Trunkenheit spannten sich Weiße vor den Wagen des Königs, bis sie später von Schwarzen abgelöst wurden.

Als der König in seinem Palaste zu Rio-Janeiro angekommen war, erschien er auf dem Balkon und erneuerte die schon von seinem Sohne gegebenen Versprechungen. Nachdem er alle Minister verändert und mehre Decrete erlassen hatte, um die Revolution zu vollenden, wovon sich eins auch auf Ernennung von neun Deputirten zu den Cortes in Lissabon bezog, so publicirte er ein anderes am 17. März, um seinen Entschluß zur Rückkehr nach Lissabon kundzuthun.

Alle Männer von Einsicht hatten die Nothwendigkeit dieses Entschlusses bereits gefühlt; allein, dessenun-

geachtet erregte er eine allgemeine Unruhe und hatte nachtheilige Folgen. Man beschloß in einer Versammlung der auf der Börse vereinigten Wähler, dem König eine Deputation zu senden und ihn um eine provisorische Regierung zu ersuchen, von welcher der Erbprinz, unter dem Namen Regent, während der Abwesenheit seines Vaters nur Präsident gewesen sein würde. Der König nahm Anfangs die Deputation günstig auf und schien zur Erfüllung ihrer Bitte geneigt; allein auf die Vorstellungen des königlichen Prinzen, der sich mit Widerwillen seiner höchsten Würde beraubt sah, entschied Johann VI., daß überhaupt keine Veränderung eintreten sollte, bis die Constitution in Portugal vollendet wäre.

Zufolge dessen wurden Befehle gegeben, daß die Börse, wo die Wähler immer in ihren Berathungen fortfuhren, gleich auf der Stelle geräumt würde. Es hatte sich eine große Menge Bürger hier vereinigt. Man foderte sie auf, sich zu entfernen. Ein Jägerbataillon gab aber im nämlichen Augenblick auf den Eingang eine volle Ladung und verwundete, in den Saal eindringend, Mehre, die nicht Zeit zur Entfernung gehabt hatten, sodaß sie zum Fenster heraus auf die Straßen sprangen; drei davon wurden getödtet. Die Metzelei, 3 Uhr in der Nacht, zu den Osterfeiertagen vorgefallen, setzte die ganze Stadt Rio-Janeiro in Trauer.

Inzwischen waren die Vorbereitungen zur Abreise des Königs beendigt; von seiner Familie, seinen Ministern, dem diplomatischen Corps, den Deputirten für die Provinz Rio-Janeiro zu den Cortes begleitet, schiffte er sich am 26. April 1821 am Bord eines portugiesischen Kriegsschiffs, dem Don João VI., ein. Mehre andere Fahrzeuge begleiteten es und führten das Gefolge, das aus ungefähr 4000 Personen bestand. Am 3. Julius um elf Uhr Vormittags lief die Flotte in den Hafen von Lissabon ein und ging bei Belem vor Anker. Die Artilleriesalven von den Forts und der königlichen Marine hatten ihr Dasein kundgegeben, die Cortes erklärten sich für permanent und beschlossen, daß, wer ein anderes Geschrei als: „Es lebe die Religion, die Cortes, die Constitution, der constitutionnelle König und seine Familie!" hören ließe, als Ruhestörer gestraft würde. Außerdem ordnete sie an, daß bis zur Einführung der Constitution der König ohne ihre Einwilligung keinem Frem-

ben ein Amt übertragen, auch ebenso keinen militairischen Befehlshaber zu Lissabon absetzen oder verändern, so wenig wie den Polizeiminister Portugals und einige Männer, die ihm beigegeben waren, aus der Hauptstadt entfernen dürfe. Zu den Letztern gehörte der Graf von Palmella.

Der König und die Infanten Don Miguel und Sebastian gingen am 4. Julius zu Mittag ans Land und begaben sich, von einem glänzenden Gefolge begleitet, zuerst in die Patriarchenkirche, wo man ein Te Deum sang, hierauf in den Cortessaal, wo der König, die Hand auf dem Evangelienbuche, den Grundgesetzen der Constitution vom 2. März den Eid aufs Neue schwur. Er setzte hinzu: „Dies Alles ist wahr und ich beschwöre es von ganzem Herzen!" Eine Rede des Präsidenten José Joaquim Ferreira de Moura endigte die Ceremonie, nachdem der König seine Antwort darauf schriftlich übergeben hatte.

Die auswärtige Diplomatie sah mit leicht begreiflichem Misvergnügen, wie die demokratische Constitution von Cadix sich ohne Unruhe, ohne Gewaltthätigkeit und ohne irgend ein äußeres Zeichen des Widerwillens von Seiten des Königs in Portugal festen Fuß gewann, und man setzte also Alles ins Werk, um die Uneinigkeit anzublasen und das Gebäude umzustürzen.

Der Nationalcongreß, dessen Wahlen mit der größten Ordnung vonstattengegangen waren, bei welchem der Erzbischof von Bahia, einer der ersten Deputirten, der erste Präsident war, hatte an der Ausarbeitung der Constitution unablässig gearbeitet, indem er sich zugleich mit den dringendsten Angelegenheiten der Verwaltung und mit Anhörung aller Klagen beschäftigte, welche aus allen Provinzen gegen neue und alte Misbräuche einliefen. Mehre Deputirte zeichneten sich darin durch ihren aufgeklärten Patriotismus, ihre Beredsamkeit aus. Einige entwickelten eine praktische Kenntniß, wie man sie kaum in Portugal vermuthen konnte. Bei allem Mangel an Erfahrung, bei Schwierigkeiten aller Art, nahm der Congreß sehr weise Maßregeln, machte er sehr nützliche Verbesserungen und bewies eine sehr große Mäßigung in allen seinen Schritten. Er griff Niemandes Rechte an und von den Bevorrechteten verlangte er

nur die unvermeidlichen, ja selbst nur sehr kleine Opfer zum allgemeinen Besten. Die Cortes zeigten die Absicht, alle Misbräuche, selbst die ungeheuersten, nur langsam abzuschaffen, die Mönchsorden nur nach und nach aufzuheben.

Mit Einem Worte, nie ist eine Revolution mit so viel Ruhe und Uebereinstimmung zu Stande gekommen, nie mit sanftern und regelmäßigern Mitteln vorwärts gegangen. Aber gerade darin hat auch nie eine revolutionnaire Versammlung so viel Unvorsichtigkeit und so viel Langsamkeit bei Vollendung ihres Werks bewiesen. Zufrieden, nichts Böses zu thun, dachte sie nicht daran, in dem kürzesten Zeitverluste das möglichste Gute zu schaffen. Getäuscht vom Schweigen der Feinde aller Freiheit in den ersten Monaten, welches dem Ausbruche des Volkswillens folgte, weil sie sich zu schwach fühlten, offenen Widerstand zu leisten, überließen sich die Oberhäupter des Volks einer trügerischen Sicherheit, vernachlässigten die Gelegenheit und verschlossen die Augen vor dem Sturme, der sich auf den Pyrenäen zusammenzog. Man wollte Alles auf einmal thun und that weniger als hätte geschehen können. Man verfiel in abstracte Sätze, man überließ sich Fragen, die nur ein späteres, entfernteres Interesse betrafen und vergaß, die Grundlage des Gebäudes, das man auf sehr lockerm Boden errichten wollte, durch die einzigen Mittel zu sichern, welche neuen Institutionen, die von den Vorurtheilen Vieler zurückgewiesen werden, die in ihrem ersten Begründen nicht gleich Früchte tragen, weil diese erst die Zeit entfalten lassen kann, Bestand schaffen können.

Statt von den trefflichen Gesinnungen Johanns VI. Nutzen zu ziehen, um eine Nationalgarde zu errichten, schnell die Rechtspflege zu verbessern, deren Verderbniß jener an Portugal nagende eingewurzelte Krebs ist, statt mit kühner Hand die verderblichen Abgaben auf Gewerbe und Ackerbau zu unterdrücken und den augenblicklichen Ausfall durch eine Anleihe im Auslande zu decken, welche londner Geldwechsler zuvorkommend und mit den billigsten Bedingnngen anboten, that der Congreß nur furchtsame Schritte; und indem er alle Interessen, alle Leidenschaften verschonen, ja selbst alle Ansprüche befriedigen wollte, verlor er nach und nach seine moralische Wirksamkeit. Die große Menge achtete ihn weniger und

die Bevorrechteten fürchteten ihn minder. Geschickte Unterhändler der fremden Mächte, deren einige, z. B. der General Pamplona, sich in den Congreß selbst eingeschlichen hatten, benutzten mit gewandtem Geiste die Fehler des Verfahrens, mehrten die Vermischung der streitigen Gegenstände und die Unordnung, welche aus den vielen Angelegenheiten entspringen mußten, womit sich die Versammlung zu gleicher Zeit beschäftigen wollte. Sie nahmen jeden geeigneten, zufälligen Umstand wahr, um die Beendigung der Constitutionsacte und jene organischen Gesetze zu verzögern, ohne welche eine Constitution so gut wie keine ist. Bei andern wirkten Eitelkeit und die Sucht zu glänzen, zu widersprechen, auf dasselbe Ziel hin, und am 23. September 1822 war die Constitutionsacte noch nicht beendet.

Zu den größten Fehlern der Cortes muß man jedoch ihre Handlungsweise gegen Brasilien rechnen. Sie ließen sich hier durch alte Vorurtheile, durch die Vorurtheile der in Lissabon, Porto und Bahia wohnenden portugiesischen Großhändler, wo grade die meisten und reichsten sind, leiten, und so beging der Congreß zwei Fehler: einen, indem er sich zu sehr beeilte, für die amerikanischen Staaten Gesetze zu geben, dadurch die Eitelkeit der Creolen zu verletzen und die Absicht zu deutlich merken zu lassen, daß man ein Uebergewicht wieder haben wolle, was von nun an zwischen dem Mutterlande und seinen ehemaligen Colonien nicht bestehen konnte; den andern, indem er den Erbprinzen zum Aeußersten durch die Vorschrift trieb, daß er Brasilien verlassen und nach Europa reisen sollte. Der Letztere hatte viel Scharfblick und Gewandtheit, außerdem aber auch Festigkeit, Entschlossenheit. Anfangs nahm er die Miene an, als wolle er gehorchen, indem er aber das Decret der Cortes geradezu misbilligte. Allein, die Brasilier hatten kein anderes Ziel als vollkommene Unabhängigkeit. Mehre der gewandtesten und Ehrgeizigsten rechneten schon darauf, das Land unter dem Schatten Don Pedros zu leiten. Sie machten ihm von allen Seiten her kräftige Vorstellungen, um ihn zu bestimmen, daß er bleibe, den Cortes widerstehe und sich zum Kaiser Brasiliens erkläre.

Die Familie Andrada vornämlich bewirkte es durch ihren Einfluß in der Provinz St.-Paul, daß auf Don Pedros Haupt die Kaiserkrone gesetzt wurde. Nach ei-

nem kurzen, wahrhaften oder nur scheinbaren Zögern that er einen entscheidenden Schritt und nahm den ihm angebotenen Titel an. Die Stadt Bahia, sowie Para, Maragnon und Pernambuco weigerten sich, ihn anzuerkennen. Allein, die Cortes in Lissabon begingen nun auch den Fehler, Truppen nach Bahia und Pernambuco zu senden, um die schon dort befindlichen zu verstärken, und ein Geschwader nach Rio=Janeiro gehen zu lassen, den rebellischen Prinzen zu holen. Diese Maßregeln mußten das Uebel nur vermehren, die entscheidende Trennung Brasiliens beschleunigen. Letzteres erklärte gegen Portugal den Krieg, belegte dessen Eigenthum mit Beschlag und nahm ihm einige Fahrzeuge. Pernambuco erhob sich gegen die Portugiesen. Bahia widerstand lange Zeit. Allein, die portugiesische Besatzung hatte kaum Lebensmittel; sie sah sich genöthigt, den Platz zu übergeben und nach Europa heimzukehren. Der portugiesische Admiral, statt den Prinzen mitzubringen, mußte in Rio=Janeiro seine Fregatte zurücklassen, deren sich die brasilische Regierung bemächtigte.

Späterhin ließ die portugiesische Flotte, viel stärker und besser als die brasilische, welche der von Don Pedro seit kurzem in Dienst genommene Lord Cochrane commandirte, das nun von Diesem bestiegene Admiralschiff in dem Augenblick entkommen, wo die portugiesischen Matrosen, welche wol die halbe Besatzung bildeten, eben Meuterei erregten und sich gegen ihre Landsleute zu dienen weigerten. Statt das Schiff zu nehmen, das allein im Angesicht des portugiesischen Geschwaders geblieben war, ließ der portugiesische Admiral wenden, gerade als Lord Cochrane sich schon für einen Gefangenen ansah.

Um indessen diese Thatsache, sowie manche ähnliche zu erklären, welche während der Vertheidigung Bahias stattfand, muß man nur bedenken, daß der Streit der Cortes mit Brasilien keineswegs auch der Streit Johanns VI. mit seinem Sohn und Nachfolger war; daß mithin der König die Maßregeln des Congresses zu vernichten und ihre Pläne zu vereiteln suchen mußte, indem er den Befehlshabern zu Wasser und zu Lande geheime Weisungen gab, die auf dem Papiere zu umgehen, und mit den Brasiliern nur zum Schein Krieg zu führen. Es war Dies auch der weiseste Plan, denn der augenblickliche Sieg Don Pedros blieb das einzige ausführ=

are Mittel, dies Land dem Hause Braganza zu er= alten, ja vielleicht in der Folge einige Verbindungen wischen dem Mutterlande zu vermitteln. War dagegen er Prinz einmal vertrieben, so blieb die republikanische Jnabhängigkeit, oder die Anarchie, in dem Zustand der Schwäche, worin sich Portugal befand, unvermeidlich. Alles ins Auge gefaßt, benahm sich Don Pedro sehr ge= vandt. Er ward Kaiser Brasiliens, ohne Portugal zu ntsagen und, es dauerte nicht lange, so ärndtete er die Frucht seiner Staatskunst. Hier stehe eine Stelle aus einem Manifeste, gegeben zu Rio=Janeiro 1823, das n alle Mächte gerichtet war.

Er bezeugt darin erst sein großes Misvergnügen ber die Schritte der Cortes, denen er heftige Vorwürfe nacht. Dann setzt er hinzu: „Ich habe gesehen, wie ehr die Umstände drängen, die Stimme des Volkes ver= ommen und darum eine constituirende, gesetzgebende Versammlung berufen, die zum ewigen Wohle des Vol= es arbeiten soll. Auf solche Weise fügte ich mich dem Wunsche des letztern. Es glaubt, mein erhabener Vater nd König sei der Freiheit beraubt und den Launen der Unruhstifter unterthänig, welche in den Cortes zu Lissa= on herrschen. Es wäre Thorheit, von dort her Maß= egeln zu erwarten, welche Brasiliens Lage fodert, von ort her, wo Nichts zum allgemeinen Wohle Portugals ethan wird". In Folge der nämlichen Proclamation vurden Maßregeln genommen, alle portugiesische Trup= en, die noch in Brasilien waren, nach Europa zu schaf= en. Der Prinz nahm Anfangs den Titel: Immerwäh= ender Vertheidiger, später den des constitution= ellen Kaisers von Brasilien an.

Am 1. Oktober 1822 begab sich Johann VI., be= leitet vom Infanten Don Miguel und den Großwür= eträgern des Reichs, in den Saal der Cortes, um den Definitiveid auf die nun zu Stande gebrachte Constitu= ion abzulegen. Die Ceremonie ward mit allem nur nöglichen Pompe gefeiert. Der König hielt mit festem Tone eine Rede, in welcher er erst aufzählte, was er nur immer für das allgemeine Wohl gethan habe. Dann etzte er noch hinzu: „Ich wünsche mir nicht allein Glück, aß ich das Vertrauen und die Liebe der Völker verdie= e, sondern auch noch den glücklichen Tag gesehen habe, er in den Jahrbüchern der portugiesischen Geschichte zum

zweiten Male berühmt wird.*) Er wird der Nachwelt das fast einzige Beispiel von einem Volke gewähren, das sich umgestaltete, ohne seine Ruhe gestört zu sehen. Der erste constitutionnelle König der Portugiesen**) wußte sich des Vertrauens seines Volkes würdig zu machen und hat erfahren, wie süß es ist, in den Herzen zu regieren. Auch mein Ruhm ist es, darnach zu trachten, und Dies sind die Beweggründe, welche mich bestimmen, die Constitution des Reichs anzunehmen und zu beschwören".

Der Präsident der Cortes beantwortete die Rede des Königs, und, von zwei Secretairen begleitet, stieg er die Stufen des Thrones hinauf, um dem Monarchen das Evangelienbuch zu überreichen. Johann VI. nahm es ihm aus den Händen und sprach: „Ich will laut sprechen auf daß es Jedermann höre". Ernst, die Hand auf das Buch legend, setzte er hinzu: „Ich nehme die *Constitution* der portugiesischen Monarchie, wie sie die *allgemeinen Cortes* der *Nation* beschlossen haben, an und schwöre sie zu halten und halten zu lassen!" Nachdem er einen Augenblick geruht hatte, sagte er noch: „Ich schwöre es mit dem größten Vergnügen und von ganzem Herzen!" Auf gleiche Art erschien der König mit großer Ceremonie, am 4. November 1822, die Cortesversammlung zu schließen.

Die neue Ordnung der Dinge wurde von allen Mächten außer Rußland und Oestreich anerkannt. Diese weigerten sich, die neuen, vom constitutionnellen König ernannten Minister anzunehmen. Der Baron von Thuyl, russischer Minister in Rio-Janeiro, von da nach Lissabon zurückgekommen, nahm sich des östreichischen Generalconsuls an, als dieser sich beleidigt zu sein behauptete und ungestüm das Land verließ, nachdem er eine sehr derbe Note dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten eingereicht hatte. Der Letztere antwortete mit vieler Würde und großem Anstand. Der Generalconsul hatte nicht illuminirt, als der König den Eid auf die Constitution ablegte. Das Volk warf Steine nach

*) Vermuthlich spielte Johann VI. hierbei auf den Tag an, wo Alfons der Heilige 1143 die Constitution der Cortes von Lamego beschwor.

**) Der oben genannte Alfons.

den Fenstern und der Offizier von der Patrouille, welche man ausdrücklich aufgestellt hatte, sein Haus zu schützen, an welchem er nicht einmal das Wappen Oestreichs anheften ließ, stillte nicht blos gleich den Tumult, sondern begab sich auch zum Consul, um ihm Genugthuung zu geben. Nichtsdestoweniger beschwerte sich dieser bei dem Gouverneur. Der Offizier wurde abgesetzt; aber der zornige Consul konnte nicht zufriedengestellt werden.

Am 1. Dezember eröffneten die ordentlichen Cortes ihre erste Sitzung. Diesmal entschuldigte sich der König mit seiner Gesundheit und erschien nicht in Person, um die Eröffnung zu leiten. Eine delicate Frage sollte gleich die erste Zusammenkunft beschäftigen. Die Königin, die Gemahlin des Königs, weigerte sich, der Constitution den Eid abzulegen. Bei solcher Weigerung befahl der König, daß der Staatsrath zusammenträte und seine Meinung über die Art abgäbe, wie man die Vollziehung des Gesetzes mit den Rücksichten vereinen könne, welche dem erhabenen Range Ihrer Majestät zukämen. Der Zeitpunkt zur Ablegung des Eides war schon abgelaufen. Die Königin blieb bei ihrer Weigerung. Es wurde ihr daher durch zwei königliche Decrete, datirt vom 4. Dezember, eröffnet, daß sie alle bürgerliche und Staatsrechte verloren und sich auf das Schloß Ramalhão zu begeben habe. Sie ging auch dahin sogleich ab.

Noch am nämlichen Tage meldete ein Brief des Ministers des Innern den Cortes, daß die Königin sich fortwährend geweigert habe, den Eid auf die Constitution zu schwören. Der König hätte daher beschlossen, das Decret der Cortes in Vollziehung zu bringen, welches Jeden aus dem Königreiche verwies und seiner Rechte beraubte, der den Eid nicht ablegen wollte. Auf Vorstellung der Königin, wie ihre Gesundheit keine Reise gestatte, habe Se. Majestät die Aerzte über diesen Umstand befragt und ein neues Decret ausgefertigt, das der Königin die Weisung gäbe, sich auf das Lustschloß Ramalhão zu verfügen und alle zu ihrem Dienste nöthige Personen mitzunehmen, aber ihr die Erlaubniß verweigerte, die Infantinnen, ihre zwei Töchter, bei sich zu haben, wohlverstanden, daß der Aufenthalt nur so lange dauern solle, als die Gesundheit der Königin nicht gestatte, das Reich zu verlassen. Der Befehl ward vollzogen. Die Königin

bewohnte das Schloß Ramalhão bis zur Contrerevolution im Junius 1823.

Die Cortes thaten indessen nichts, um die Constitution zu befestigen. Die offenbaren Feinde der neuen Regierung blieben unbestraft, obschon sie überwiesen waren, sich zum Umsturz derselben verschworen zu haben. Dadurch wurden die Genossen derselben muthiger und mit jedem Tage unternehmender. Am 23. Februar 1823 ließ der Graf Amarante in Villa-Real, seiner Geburtsstadt, seine Bedienten und Bauern bewaffnen und eine Proclamation ausgehen, wodurch er die Portugiesen zu den Waffen rief, um ihr Land vom Joch der Cortes und der Geißel der Revolution zu befreien, den König auf freien Fuß zu setzen und seinem Volke das Glück gerechter Gesetze wieder zu geben. Allmälig faßte dieser Aufstand Fuß. Am 4. März erschien ein Decret, das den Grafen Amarante aller seiner Titel und Würden beraubte, sowie eine Proclamation, um die Portugiesen gegen die Verführungen des Betrugs, der Hinterlist zu sichern, mittels welcher schlechtgesinnte Menschen das Vaterland in die Schrecknisse eines Bürgerkrieges stürzen wollten. Die gute Haltung einiger Generale des constitutionnellen Heeres, die kräftigen Maßregeln der Cortes machten diesem Aufstande ein Ende. Der Graf Amarante wurde nach Spanien zurückgeworfen und kam mit 2—3000 Mann zum Herzog von Angoulême, diesem seine Dienste anzubieten. Doch, da Frankreich nicht mit Portugal im Kriege war, so schlug sie dieser aus. In der That hatte sich das portugiesische Cabinet blos darauf beschränkt, seinen Geschäftsträger von Paris abzurufen. Die Verbindung beider Mächte blieben mittels ihrer Consuln im Gange.

Am 31. März kam der König selbst, die gewöhnlichen Sitzungen der Cortes zu schließen. Er wünschte ihnen Glück zu der Weisheit, der Vaterlandsliebe, welche sie bewiesen hatten und erneuerte ihnen die Versicherung, mit ihnen an der Sache der Nationalfreiheit zu arbeiten. Bald hernach rief Johann die außerordentlichen Cortes zusammen, weil die Umstände ihre Vereinigung hinreichend begründeten. Am 15. Mai, dem Tag, wo ihre erste Sitzung stattfand, wiederholte der König das Versprechen, die Constitution, die Freiheit und Würde der Nation unter allen Umständen aufrecht zu halten.

Die französische Armee hielt um diese Zeit Madrid besetzt. Es war bereits dargethan, daß das constitutionnelle Spanien außer Stand war, ihm ernsten Widerstand entgegenzusetzen. Das portugiesische Ministerium fürchtete den Geist der Truppen ohne Mannszucht, welche unzufriedene Führer mit Hülfe des Geldes zu gewinnen gewußt hatten. Es ergriff nur halbe Maßregeln und konnte nur dergleichen ergreifen, indem es seine Ohnmacht zur Schau trug. Indessen gab es doch dem Geschrei der Vaterlandsfreunde nach und beschloß die Bildung einer Observationsarmee in der Provinz Beira. Am 27. Mai marschirte früh Morgens das 23. Regiment aus, um sich nach diesem Orte zu begeben, als es von seinem alten Obersten, unter dem Vorwande in Aufstand gebracht wurde, den König, das Vaterland von dem Joche zu befreien, unter welchem, sagte er, Beide seufzen. Es wurde nach Villa-Franca geführt. In der nämlichen Nacht war der Infant Don Miguel aus dem Palaste seines Vaters mit 31 Reitern des 4. Regiments entkommen und hatte beim Abgange einen Brief zur Uebergabe an den König zurückgelassen, worin er sich entschuldigte, aus dem Palaste seiner Majestät ohne dessen Erlaubniß entwichen zu sein. Von der Klugheit desselben hätte er diese Erlaubniß nie erhalten, Dies wüßte er wohl. Aber ebenso wenig sei er im Stande gewesen, länger die Demüthigung des Thrones, wie er sie nannte, gegen den Willen des ganzen Volkes zu sehen. So habe er den Ausweg ergriffen, den Se. Majestät nicht misbilligen könnte, wenn er auch zu äußern, seinem königlichen Herzen widersprechenden Handlungen gezwungen werden möchte.

In Villa-Franca kam er mit dem 23. Regimente fast zu gleicher Zeit an. Vom General Pamplona, den er auf seinem Landgute in Subserra bei Alhandra hatte aufsuchen lassen — hier lebte dieser schon seit einiger Zeit in der Einsamkeit, aber nicht müßig — ließ er eine Proclamation ausgehen, in welcher er ankündigte, daß er die Waffen zu Befreiung des Königs und des Volkes von dem Joche, unter welchem Beide seufzten, ergriffen habe. Es werde, setzte er hinzu, Se. Majestät ihren Völkern eine vom Despotismus und der Zügellosigkeit freie Constitution verleihen.

Das Complott war schon seit einiger Zeit gesponnen

und dem König bekannt gewesen. Die Königin nahm daran Antheil, wie sie es bei allen Ränken that, die seit der Rückkehr aus Brasilien stattgefunden hatten. Im Augenblicke, wo sie landete, heuchelte sie die constitutionnellen Gesinnungen, was schon, während des Kriegs gegen Napoleon, in ihrem Briefwechsel mit der Regentschaft in Cadix geschehen war. In Rio-Janeiro sagte sie, als der Eid auf die Grundlage der Constitution beschworen wurde, mit lauter Stimme zum Volke vom Balkon herab: „Ich bin immer constitutionnel gewesen". Mit ihrem Bruder Ferdinand VII. stand sie aber dessenungeachtet in lebhaftem Briefwechsel, den mehre gewandte Unterhändler, welche die Wachsamkeit der Polizei der Cortes zu hintergehen wußten, vermittelten. Wir nennen unter ihnen nur den berüchtigten Tor, bekannt unter dem Namen des Obersten Fort und des Marquis von Guarany, der auch Agent des Dr. Francia in Paraguay und der apostolischen Partei gewesen war. Dieser bewanderte Ränkemacher verkleidete sich als Schäfer und hatte unter dieser Vermummung freien Zutritt bei der Königin bekommen, welche auf dem Lustschlosse Ramalhão bei Lissabon lebte.

Der König trug zum Umsturz der Constitution Nichts bei. Er bekannte Mehren, daß er sich seit Einführung derselben sehr glücklich fühle. Allein, als er sahe, daß ihm Gefahr drohe, suchte er manche der einflußreichsten Mitglieder der Cortes zur Veränderung zu bereden, um ihren gänzlichen Sturz zu verhüten. Man verwarf diesen Wink, denn es war offenbar, daß er Nichts als eine Falle sein konnte, welche die Absolutisten gelegt hatten, die Cortes bei dem Volke außer aller Gunst zu setzen, indem sie dieselben dahinbrächten, mit sich selbst im Widerspruch zu sein. Einige Wenige gingen allerdings in diese Schlinge, man versichert sogar, daß der General Sepulveda zu ihnen gehörte. Als der König das letzte Regiment bereits gewonnen sah, eilte er, nach Villa-Franca zu kommen, sich seiner Krone zu versichern und einen etwanigen Plan zu vereiteln, den sein Sohn oder die Königin haben konnten, sie an sich zu reißen. Indessen gewann der verschmitzte Pamplona sein Vertrauen. Dieser brachte ihm den Glauben bei, daß Plane der Art in der That stattgefunden hätten, und sie allein durch ihn vereitelt worden wären.

Der Justizminister eilte inzwischen durch einen von Neuem geschriebenen Brief des Königs den Cortes von den stattgehabten Ereignissen Kunde zu geben. Er meldete die Flucht des Infanten, die Absendung eines Kammerherrn, um ihn zu seiner Pflicht zurückzuführen. Endlich gab er die Versicherung, daß Se. Majestät fortfahren würden, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, um das aus so einem außerordentlichen Schritte entspringende Böse zu verhindern. Am 28. Mai veränderte der König, von den Cortes dazu angegangen, sein ganzes Ministerium, das aber nur zwei Tage Bestand hatte. Am 29., als dem Frohnleichnamsfeste, folgte Johann noch zu Fuß auf den Straßen Lissabons der Monstranz, und Alles ging in der größten Ruhe ab; allein, in der Nacht darauf marschirte der General Sepulveda, Gouverneur von Lissabon und einer der Hauptunternehmer der Revolution von 1820, an der Spitze von ungefähr 2000 Mann ab, um sich mit dem Infanten Miguel zu vereinen. Dieser empfing ihn als einen Verräther, ließ ihn arretiren und sandte ihn ins Fort Beniche, um nach der Strenge der Kriegsgesetze gerichtet zu werden. Man behauptet, der Grund zu dieser Behandlung sei kein anderer gewesen, als daß Sepulveda nicht, wie er versprochen gehabt hatte, den König während der Procession aufgehoben habe.

Von nun an beruhten die Hoffnungen der Constitutionnellen, die Ruhe der Hauptstadt blos auf dem Patriotismus der Artillerieregimenter und der lissaboner Nationalgarde, welche der General Jorge Davilez befehligte. Sie vertheidigten die Sache der Freiheit bis zum letzten Augenblicke. In einer Proclamation vom 30., Frühmorgens, erklärte der König, daß er die Rebellion seines Sohnes werde zu bestrafen wissen. Der neue Justizminister, José Antonio Guerriero, einer der rechtlichsten Männer, versicherte mit seinem ihn bezeichnenden, sich etwas zu leicht hingebenden Zutrauen den Cortes, daß Se. Majestät ihren Schwüren treu bleiben werde. Einen Augenblick nachher jedoch berichtete der Nämliche, daß der neue Kriegsminister zu den Insurgenten übergegangen sei, der König aber drei Minister zum Ersatz Derer ernannt habe, welche ihre Aemter nicht hätten annehmen wollen.

Während der Sitzung ließ General Davilez die

Truppen Lissabons, auf welche er sicher Rechnung zu machen glaubte, eine Musterung passiren. Das 18. Regiment befand sich dabei. Als es nach der Revue den Befehl bekam, in seine Quartiere zu gehen, nahmen die Soldaten den Weg nach dem königlichen Schlosse Bempoßta, wo der übrige Theil ihres Regiments den Dienst hatte, und, unter dem großen Balkon angelangt, riefen sie: „Es lebe der absolute König, nieder mit der Constitution!" Das Geschrei wurde von der Wache und dem großen Haufen des Pöbels wiederholt. Der König zeigte sich mit den beiden Prinzessinnen, seinen Töchtern, und wollte Stillschweigen bewirken, die Truppen zu ihrer Schuldigkeit zurückführen. Man antwortete ihm, indem die constitutionnelle Kokarde mit Füßen getreten und das nämliche Geschrei wiederholt ward. Jetzt gibt Johann der Volksbewegung nach. „Nun, weil ihr es wollt", ruft er, „weil es das Volk will, so lebe denn der absolute König!" Ein Wagen war im Hofe schon angespannt, der König setzte sich mit beiden Prinzessinnen hinein und entfernte sich aus der Stadt, vom Regimente und einigem Pöbel geleitet, der sich unter allen Bewohnern Lissabons den Soldaten allein anschloß, denn die Bürgerschaft zeigte sich der Constitution bis zum letzten Augenblick ergeben. General Davilez erhielt nach der Abreise des Königs, von der Nationalgarde unterstützt, fortwährend Ruhe und Gesetzlichkeit. Lissabon ward vor Plünderung und dem allgemeinen Gemetzel bewahrt, wovon es sich bedroht sah, denn die Insurgenten machten den Versuch, die Gefängnisse zu öffnen und alle Verbrecher herauszulassen.

Am 31. sandte die Municipalität eine Deputation, um den König zur Rückkehr nach der Stadt einzuladen. Die Cortes kamen um die gewöhnliche Stunde zusammen. Während der Sitzung sah man in Lissabon eine Proclamation des Königs von demselben Datum angeschlagen. Sie war in sehr gemäßigten Ausdrücken abgefaßt, verkündete den Sturz der bestehenden Constitution, versprach aber sie durch eine neue zu ersetzen. Der 2. Juni war der letzte Tag, wo die Cortes existirten. Einige ihrer Mitglieder hatten sich bereits entfernt, andere kamen, sich dem König zu unterwerfen, der sie gütig aufnahm. Die noch übrigen hatten erst der constitutionnellen Municipalität der Stadt, den Freiwilligen aus dem Kaufmannsstande, der Nationalgarde, den Milizen und

Digitized by Google

n Einwohnern überhaupt ihren Dank für das kluge,
ste, patriotische Benehmen abgestattet, und nun un-
rsiegelten 61 an der Zahl, ungefähr die Hälfte der gan-
n Versammlung, wie sie gewesen war, eine Erklä-
ing, worin sie gegen die Gewalt protestirten, die sie
nderte, ihre Berathschlagungen fortzusetzen und zu voll-
ehen, sowie zu gleicher Zeit gegen jede Veränderung,
e in der Constitution von 1822 gemacht werden könnte.

Eine neue Erklärung des Königs, welche am 3.
uni in Lissabon angeschlagen wurde, die vom nämlichen
age datirt war, sprach bereits von der Constitution und
ren Anhängern in sehr strengem Tone. Jedoch schloß
e mit den Worten: „Portugiesen! euer König, frei
uf dem Throne seiner Vorgänger, will euer Glück ma-
hen; er wird euch eine Constitution geben, aus der die
rundsätze verbannt sind, welche, wie die Erfahrung be-
viesen hat, mit dem friedlichen Bestehen des Staates
nverträglich sind. Euer König wird nicht eher glauben
lücklich zu sein, bis er alle Portugiesen vereinigt sieht.
Er übergibt die verschwundenen Ansichten der Vergess-
enheit und fodert nur Treue im künftigen Benehmen".

Als Don Miguel, der sich zu Santarem befand, die
Ankunft des Königs, seines Vaters, zu Villa-Franca
vernommen hatte, eilte er sich ihm zu Füßen zu werfen.
Der König, sich immer verstellend und fürchtend, hob ihn
auf, lobte den Muth, welchen er bewiesen, den Dienst,
den er ihm erzeigt habe und ernannte ihn zum Genera-
lissimus der portugiesischen Armee. Hierauf setzte Jo-
hann VI. ein neues Ministerium zusammen. Er berief
den Grafen von Palmella, welchen er aus Brasilien mit-
gebracht hatte, für die auswärtigen Angelegenheiten, den
General Pamplona ins Kriegsdepartement, fürs Innere
J. P. Gomés de Oliveira, als Justizminister Marinho
Falcâo de Castro.

Johann VI. kam, mitten unter großem Zulauf des
Volkes, am 5. Juni nach Lissabon zurück. 51 Offi-
ziere und Fidalgos maßten sich die sonst dem Pöbel
vorbehaltene Gewohnheit an, sich an dem Wagen zu
spannen und ihn durch die Straßen bis zur Kathe-
dralkirche zu ziehen. Der König gründete, sie zu beloh-
nen, einen Orden, dem das Publicum den Namen des
Staubordens beilegte, und die Wagenritter zogen
sich die größte Verachtung zu. In der Kirche dankte der

König Gott für die stattgefundenen Ereignisse. Er ward hierauf, mitten unter den lautesten Beweisen des lebhaftesten Enthusiasmus, in seinen Palast Bemposta gezogen. Indessen, während dieses Freudengeschreis, dieser Glückwünsche, der Auffoderungen zur absoluten Gewalt wiederholte er doch immer seine erste Erklärung: alle Rache zu verhüten, durch die Gesetze zu herrschen und seinen Völkern eine Constitution zu geben.

Der neue Minister der auswärtigen Angelegenheiten erließ an alle auswärtige Mächte ein Rundschreiben und behauptete darin, daß der König die Constitution zwar vollkommen mit freiem Willen beschworen habe, in der Meinung, sich dadurch dem Volkswillen zu fügen; allein, eben um diesem Genüge zu leisten, der sich trefflich ausgesprochen hätte, wäre nun von *ihm diese* sich untergrabende Constitution, wie sie der *Minister* nannte, aufgehoben worden. Er zollte dem *Muthe und den Tugenden des Infanten Don Miguel die* größten Lobsprüche. Ihm verdankte, wie Palmella sich ausdrückte, Portugal seine Rettung. — Seltsam ist es, wenn man sieht, wie die Feinde der Demokratie und der Militairrevolutionen einen Soldatenaufstand als Beweis anführen, daß sich der gesetzliche Volkswille ausgesprochen habe, wie sie ihn, sobald er ihnen zusagt, dem ruhigen Wunsche vorziehen, welchen die Masse der Eigenthümer, die freie Presse, friedliche Bürger aussprechen und ein König im Genusse voller Freiheit genehmigt.

Der Freiheit folgte nun die Willkür und ihre Macht. Die Presse ward aufs Neue in Ketten geschlagen; Verweisungen und Absetzungen nahmen den Anfang. Um die Gährung der Bürger zu beschwichtigen, welche durch ihr düsteres Schweigen wol sehen ließen, wie sehr diese Veränderung ihnen Furcht einflöße, ernannte der König am 11. Juni eine Junta, aus 14 Mitgliedern bestehend, um, unter dem Vorsitze Palmella's, den Entwurf zu einem Fundamentalgesetz zu machen. Mehre Mitglieder hatten die Dreistigkeit, zu sagen, es sei unnütz, eine Constitution zu entwerfen, da die eben umgestürzte vom König und Volke beschworen worden sei und fortbestehen könne, wenn sie einige Veränderungen erlitte. Schlage der König diesen Weg ein, setzten sie hinzu, so bliebe er mit sich selbst einig und verletze seinen Eid nicht.

Nachdem einige Monate lang die Berathschlagungen bald unterlassen, bald wieder angeknüpft worden waren, je nachdem die Furcht und Hoffnung der Minister und die Nothwendigkeit, des Publicums Stimme zu schonen — denn diese fürchteten sie immer —, gewirkt hatten, beschloß die Junta ihre Arbeiten und überreichte dem König ihren Constitutionsentwurf, der aber ohne Wirkung blieb. 1824 ward die Junta aufgelöst. Palmella erklärte in des Königs Namen, daß man eine Constitution anzunehmen keine Veranlassung habe; das Volk wolle keine andere als die, welche bereits im Anfange der Monarchie stattgefunden hätte. Dem König wurde diese Entscheidung vom Erzbischof von Evora an die Hand gegeben, welcher selbst Mitglied der Junta war.

Während der kurzen Zeit, welche von dem Zusammentritt der Cortes bis zu ihrer Auflösung verstrich, that die Versammlung derselben, in Uebereinstimmung mit dem König, der keinem Gesetze seine Zustimmung versagte, für das öffentliche Wohl sehr Viel. Sie unterdrückte mehre Feudalrechte, verbesserte die Verwaltung, bezahlte regelmäßig das Heer, die Marine und die öffentlichen Beamten, verminderte die den Fischfang und Ackerbau drückenden Lasten, schuf eine Bank, deren Nutzen allgemein anerkannt war, sodaß sie vom absoluten Ministerium beibehalten und zu dessen Vortheil verwandelt wurde, und zahlte den Truppen von mehren Monaten den rückständigen Sold aus. Der Credit kam wieder allmälig empor und das Papiergeld wieder in höhern Werth. Ein sehr weises Gesetz über die Zulassung des Getreides begünstigte ungemein den Ackerbau. Endlich harrte eine Menge außerordentlich nützlicher Pläne, die schon reif waren, nur der Genehmigung des Congresses und des Königs, um ins Leben zu treten. Die Rückkehr der Willkür, oder besser, der Anarchie, herbeigeführt durch den Kampf einiger gemäßigtern, vernünftigern Absolutisten gegen ihre wilden, blutdürstigen, sinnlosen Nebenbuhler, zerstörte alle dies begonnene Gute und mehrte die Uebel, welche schon so lange Zeit auf dem unglücklichen Portugal lasteten, um ein Großes. Die Cortes hatten für alle Ausgaben, selbst für die aus den sehr kostspieligen Expeditionen nach Amerika entspringenden, mit den bloßen gewöhnlichen inländischen Hülfsmitteln

gesorgt. Kaum war die Constitution gestürzt, so mußte man zu einem Anlehen schreiten.

Sowie die Contrerevolution eingetreten war, nahm der König, jetzt das Spielwerk der herrschenden, von der Königin geleiteten Partei der Absolutisten, das Verbannungsdecret zurück, welches gegen die Königin ergangen war, als sie sich weigerte, der Constitution den Eid zu leisten. Durch ein anderes Decret, datirt vom 2. Juni 1823, erklärte er gezwungen worden zu sein, jenes vom 4. Dezember 1822 zu unterschreiben und setzte die Königin wieder in ihre Rechte, Ehren und Würden ein. Er ließ sich so weit herab, ihr in Ramalhão über die glücklichen Ereignisse, wodurch sie seiner Familie wiedergegeben würde, seinen Glückwunsch abzustatten: ein Schritt, der ihm um so weher thun mußte, da er von dem Augenblicke an, wo er die unbeschränkte Macht hatte, ihre Gegenwart vermied und seit so vielen Jahren von ihr getrennt lebte. Die Königin kam selbst wieder nach Lissabon und vereinte sich nach so langer Trennung mit ihrem Gemahle im Palaste Bemposta, um sich aber dann noch einmal und für immer zu trennen.

Einige Tage darauf zog der Graf von Amarante, an der Spitze von 8000 Mann, in Lissabon ein. Man gab ihm den Titel Marquis von Chaves und ein Einkommen aus liegenden Gründen von 12,000 Franken für ihn und seine Nachkommen bis auf das dritte Geschlecht hinab. Von jetzt an begann die Polizei, in den Händen der Absolutisten, ihre Verfolgungen gegen die Anhänger des constitutionnellen Systems. Mitglieder der Cortes, Offiziere, öffentliche Beamte, Kaufleute wurden in die Provinzen verwiesen, Geistliche in Klöster gesperrt. Man wüthete gegen geheime Gesellschaften, welche man, namentlich die der Freimaurer, als gefährlich für Altar und Thron schilderte. Den Freimaurern schrieb man großen Einfluß auf die Insurrection in Porto zu.

Der Infant Don Miguel, als Generalissimus der portugiesischen Armee, deren Stab blos aus Gliedern des hohen Adels, d. h., erklärten Feinden der Freiheit zusammengesetzt war, stellte statt fast aller alten Offiziere nur Männer aus seiner Partei an, was in der Kriegszucht nicht geringe Erschlaffung herbeiführte. Zu gleicher Zeit bekam allmälig das diplomatische Corps mehr Theil an den Geschäften. Der neue französische Gesandte,

Hyde von Neuville, wurde mit einer außerordentlichen Feierlichkeit empfangen. Mehre Fürsten Europas, namentlich der Kaiser von Rußland, statteten dem König wie dem Infanten über die Rückkehr der alten Staatsverfassung ihren Glückwunsch ab und sandten ihre Ordensdecorationen.

Indessen konnte die britische Regierung nicht ohne Eifersucht das Uebergewicht wahrnehmen, das der französische Gesandte von Tage zu Tage in höherm Grade erhielt. Der König hatte zur Verfügung Frankreichs das Arsenal und die Flotte gestellt, um bei der Belagerung von Cadix zu nützen, und was seit sieben Jahren dem französischen Handel abgenommen worden war, ward, trotz aller Reclamationen des Schatzministers, Grafen Povoa, dem eifrigsten Anhänger Englands, ihm zurückgegeben. England beeilte sich daher, diesen Einfluß zu bekämpfen, als Gesandten den Ritter Eduard Thornton abzuschicken, der unter allen Engländern dem König der angenehmste zu sein vermochte. Er war schon lange am brasilischen Hofe gewesen und hatte sich hier die allgemeine Achtung erworben.

Lord Beresford erschien ebenfalls wieder in der Hauptstadt, ohne aber in seinen alten Geschäftskreis zu treten. Die portugiesische Regierung hatte zwar sich erboten, Frankreichs Partei zu nehmen und im spanischen Kriege zu nützen, aber doch suchte sie auch die Freundschaft aller großen europäischen Mächte zu schonen, in der Hoffnung, mit ihrer Hülfe Brasilien wieder zu erobern.

Der erste Schritt, welchen der König zu dem Zweck bei seinem Sohne in Rio-Janeiro that, hatte keinen Erfolg. Den portugiesischen Bevollmächtigten ward die Landung verboten und der Kaiser Don Pedro weigerte sich, die Briefe von seinem Vater, dem König, anzunehmen. Die Besatzung von Bahia, die einzige, welche dem Mutterlande treu geblieben war, kam im Dezember 1823 nach Portugal zurück. Zu Ende des Novembers im nämlichen Jahre räumte die portugiesische Besatzung in Montevideo diesen Platz, und am 2. März 1824 nahmen die Truppen Brasiliens, unter dem General Lecor von Laguna, Besitz davon. Zu Lissabon rüstete man eine Expedition gegen Brasilien aus. Allein, der Schatz war erschöpft und die Stockung des Handels hatte die öffentlichen Einkünfte gemindert. Um den dringendsten Ausgaben abzu-

helfen, sah sich die Regierung gezwungen, in London eine Anleihe von anderthalb Millionen Pfund Sterling zu schließen, deren Verwendung heute noch nicht recht bekannt ist. Es war Dies eine Operation im Dunkeln, zum Vortheil einer verbundenen Menge von Höflingen und Leuten auf der Börse.

Doch was den Gang des Ministeriums am meisten durchkreuzte, war die Erbitterung der Parteien. Es schlug nicht genug zur Zufriedenheit der Absolutisten auf die Constitutionnellen los. Der König konnte sich nicht entschließen, entscheidende Maßregeln zu ergreifen. Das Decret, wodurch er alle Verfügungen der Cortes abschaffte, ward am 18. Dezember 1823 unterzeichnet, aber erst am 18. März 1824 publicirt. Dreimal war die Rede von einem Amnestiebefehl und dreimal bewirkte die Königin seine Zurücknahme. Während dieser Verhandlungen erschien der Graf von Villa-Hermosa, der Gesandte Spaniens, am portugiesischen Hofe. Die Partei der Königin, wozu einige Mitglieder der hohen Geistlichkeit gehörten, die man im Einverständnisse mit der apostolischen Junta Spaniens wähnte, beschloß nun mit einem entscheidenden Schlage alle Hoffnungen ihrer Gegner niederzuschmettern und das bis jetzt befolgte System der Mäßigung zu stürzen. Schon hatte der Marquis von Loulé, Großstallmeister des Königs, der ihm sein Vertrauen schenkte, seine Anhänglichkeit an den König und die Constitution mit dem Leben bezahlen müssen. Er ward in der Nacht vom 1. März im Palast Salvaterra ermordet. Die Untersuchung, welche der König wegen dieses Meuchelmordes verhängt hatte, war noch nicht ganz beendigt, als der Ausbruch am 30. April stattfand. Der Prinz-Generallissimus rief die Soldaten unters Gewehr und richtete einen Aufruf an sie, der in den heftigsten Worten abgefaßt war. In einem andern Aufrufe ans Volk sagte er, daß er das am 27. Mai 1823 begonnene Werk vollenden und die verpestete Secte der Freimaurer vertilgen wolle. Sie hätte den Sturz des Hauses Braganza im Sinne; noch seien die Constitutionnellen nicht bestraft, weil der König, von einer Partei geleitet, nicht die Freiheit habe. Der Aufruf schloß mit den Worten: Tod den Freimaurern! In einem Briefe an seinen Vater drückte er sich ebenso aus und bat ihn, seinen edlen königlichen Schritt zu billigen.

Noch am nämlichen Tage wurden, auf Befehl des Infanten, die Minister des Königs, einige Generale, der Zolldirector und der mit der Untersuchung des am Marquis Loulé verübten Meuchelmordes beauftragte Polizeiintendant gefangen genommen. Blos der Finanzminister Sampayo, Graf von Povoa, behielt seine Freiheit, weil er, sagt man, die Gelder zur Gewinnung der Truppen hergegeben hatte. Der Kriegsminister Pamplona, erst seit der Contrerevolution zum Grafen von Subserra ernannt, floh zum französischen Gesandten und einige Tage nachher an Bord einer englischen Fregatte. Jedermann, selbst dem diplomatischen Corps, war es verboten, in den Palast von Bemposta zu kommen. Indessen der französische Gesandte, Hyde von Neuville, setzte es doch mittels seiner Festigkeit durch, sich beim König eingeführt zu sehen, und dieser erklärte ihm, daß das Vorgefallene nicht mit seiner Einwilligung geschehen. Der Gesandte ging so weit, daß er den Anführern der Revolution, welche ihm den Weg versperren wollten, weil er einen Befehl des Infanten haben müßte, um zum König zu gelangen, ins Gesicht sagte: „Der Infant ist nur ein Unterthan und wir erkennen hier Niemand als den König an. Wenn Ihr es wagt, Euren gesetzmäßigen Fürsten zu verkennen, das einzige Oberhaupt, von dem Ihr Befehle zu empfangen habt, so bedenkt wohl, was Ihr thut. Man verzeiht den Königssöhnen die sich verirren, niemals aber ihren Genossen!" Mehre Glieder des diplomatischen Corps unterstützten die edle Rede und ein loyaler Portugiese, der Ritter von Mascarenhas, früher Generaladjutant des Infanten, rief laut, daß der König allein in der That Herr in seinem Palaste sei. Die Aufrührer wurden eingeschüchtert, ihre gekreuzten Bajonnete trennten sich und das diplomatische Corps kam endlich zum König, den es vom heftigsten Schmerz ergriffen fand. Er hatte blos einen seiner Diener und den Lord Beresford bei sich, dem man den Zutritt, welcher dem diplomatischen Corps verweigert worden war, ohne Schwierigkeit gestattet hatte. Der Monarch erklärte, daß er Gefangener seines Sohnes sei. Beresford wollte seine Stimme laut werden lassen, den Infanten, mit welchem er im Einverständnisse schien, zu entschuldigen, und der Minister Thornton sah sich genöthigt, ihm Stillschweigen zu gebieten.

Bald darauf erschien der Infant und behauptete, er

habe diese Maßregel ergreifen müssen, um ein gegen das Leben des Königs und der Königin angezetteltes Complott zu vereiteln. Der König antwortete, daß hier kein Complott wäre, als insofern ihn ein solches gefangen in seinem Palaste hielt. Auf Verlangen der Gesandten, nach den kräftigsten Vorstellungen des französischen, welche dieser, im Namen des diplomatischen Corps und auf Bitten des Königs, beim Infanten Don Miguel that, ließ man die Truppen in ihre Quartiere zurückgehen. Der Infant versprach, daß alle Gefangengenommene in Freiheit gesetzt werden sollten, und Einige kamen auch wirklich auf freien Fuß. Allein, zu gleicher Zeit hatte der König die Schwäche, einen summarischen Prozeß gegen die Theilnehmer am Complott zu verordnen. Er verzieh es dem Infanten, aus Rücksicht auf den dringenden Fall die Grenzen seiner Gewalt überschritten zu haben.

Don Miguel übte fortwährend willkürliche Handlungen. Er ernannte den General Manoel de Brito Mozinho zum Chef seines Generalstabes. Man sprach von einer Veränderung des Ministeriums. Der französische Gesandte erklärte öffentlich — was ihm der König, der nicht nachgeben wollte, höchlich Dank wußte, — daß er keine unter Einwirkung der Bajonnete ernannte Minister anerkennen werde, und um Dies noch mehr zu bethätigen, schrieb er einen Geschäftsbrief an Herrn von Palmella, Minister der auswärtigen Angelegenheiten — im Gefängnisse. Indessen fanden neue Gefangennehmungen statt. Man bewachte den König genau. Es war sogar die Rede davon, Don Miguel zum Regenten des Reichs zu ernennen. Dem Beispiele des Herrn Hyde von Neuville gemäß, hatte beinahe das ganze diplomatische Corps gegen die Gewaltschritte vom 30. April protestirt und mittels der Fürsorge des Ritter Thornton war am Bord des Windsor-Castle, eines englischen, im Tajo liegenden Linienschiffes, Alles vorgerichtet worden, den König aus den Händen der Aufrührer zu befreien. Am 9. Mai gelang es diesem zu entrinnen. Indem er vorgab, sich auf sein Lustschloß Carias zu begeben, ging er mit den beiden Prinzessinnen, seinen Töchtern, an Bord des Windsor-Castle, wohin sich das ganze diplomatische Corps verfügte.

Indessen hatte sich der Monarch nur mit Mühe

azu entschlossen, denn sein Plan war gewesen, ein ranzösisches Schiff zu besteigen. Der französische Gesandte fertigte auch zu dem Zweck den Marquis von Bethune nach Cadix ab. Der Admiral des Rotours daselbst ging, gleich nach Eingang des Briefes vom Gesandten, unter Segel, aber die Winde waren dem Santi-Petri so sehr entgegen, daß er, statt 48 Stunden, elf Tage brauchte, im Tajo einzulaufen. Da rieth der französische Gesandte, die Unruhe des Monarchen und die Gefahren bedenkend, welche dem Gefangengenommenen drohten, voll Großmuth selbst, daß er an Bord des Windsor-Castle gehen möge. Lord Beresford widersetzte sich dem Vorschlag seinerseits dermaßen, daß der König, um seinen Widerspruch zu meiden, sich endlich verstellte und ihm sagte, er habe ganz darauf verzichtet.

Gleich nachdem Johann VI. am Bord war, gab er ein Decret, wodurch er dem Infanten Miguel das Commando über das Heer entzog und zugleich erhielt dieser den Befehl, vor seinem Vater zu erscheinen. Er gehorchte und gestand, verführt, betrogen worden zu sein. Dem „Morning-Chronicle" zufolge, gab er den Meuchelmord, an Marquis Loulé geübt, umständlich an und nannte auch seine vornehmsten Rathgeber und Genossen. Sein Vater verzieh ihm aufs Neue und erlaubte ihm, auf sein Bitten, in Europa zu reisen. Am 12. schiffte sich der Infant auf einer portugiesischen Fregatte ein, die nach Brest unter Segel ging. Von da begab er sich nach Paris und hierauf nach Wien. Indessen hatten alle frühere Minister wieder ihre Stellen am Bord des Windsor-Castle angetreten; blos der Kriegsminister, Graf von Subserra, ward in Folge der dringenden Vorstellungen des Lord Beresford und seiner Freunde Anfangs ausgenommen, weil man ihn besonders der französischen Partei zugethan glaubte. Man hatte den Monarchen zu bestimmen gewußt, sich von ihm zu trennen und ihn nach Frankreich als Gesandten zu schicken, ohne die Erlaubniß zu haben, nur an Bord des Schiffes zu kommen. Indessen wollte der König doch nicht diesen entscheidenden Schritt thun, ohne erst den französischen Gesandten befragt zu haben. Er that es in Gegenwart des Lord Beresford selbst; und als er den Herrn von Neuville gehört hatte, der ihm vorstellte, daß, einen Diener fortschicken, gegen den die Aufrührer besonders aufgebracht wären, nichts Anderes

hieße, als ihnen nachgeben, sagte er zu **Denen**, welche ihm den furchtsamen Rath gegeben hatten: „Man hole mir gleich den Grafen von Subserra her!" Er empfing ihn mitten unter der versammelten Menge mit offenen Armen auf dem Verdecke des Schiffes.

Durch ein Rundschreiben vom 10. Mai bezeigte der Marquis von Palmella allen fremden Gesandten die Gefühle des Dankes, wovon Se. Majestät wegen des Beistandes, der Festigkeit durchdrungen sei, mittels welcher sie gegen die willkürlichen und ungesetzmäßigen Schritte vom 30. April protestirt hätten. Der französische Gesandte ward zum Grafen von Bemposta erhoben, denn, sagte der König, er wolle, indem er ihm diesen Namen beilege, den Dienst des Gesandten, wie seinen Dank für immer in feierlichem Andenken erhalten. Der englische Gesandte ward zum Grafen von Cacilhas und der spanische zum Grafen von Mouta ernannt. Die andern Minister und die Offiziere auf dem Windsor-Castle erhielten Orden und Geschenke. Borel, der russische Geschäftsträger, bekam den Titel eines Barons von Placencia. Alle seit dem 30. April unrechtmäßigerweise gefangen genommene Männer wurden in Freiheit gesetzt, und eine Proclamation an die Portugiesen vom 9. Mai, am Bord des Windsor-Castle erlassen, ließ über das revolutionnaire Beginnen vom 30. April keinen Zweifel. Das Volk legte die größte Freude an den Tag. Am 11. Mai gaben fünf Regimenter ihre Protestation gegen die strafbare Unternehmung des Infanten ein. Die Offiziere, welche gewissen Clubbs und Gesellschaften zugethan waren und zum Theil zu den unglücklichen Ereignissen vom 30. April beigetragen hatten, wurden fortgeschickt. Die Königin erhielt Befehl, nicht mehr am Hofe zu erscheinen und selbst die Einladung, doch nach Italien zu reisen; nur unter dem Vorwande einer Krankheit blieb sie im Palast Queluz. Erst nach diesen verschiedenen Maßregeln verließ der König den Windsor-Castle und kehrte nach dem Palast Bemposta zurück.

Unter den Regierungsverordnungen Johanns VI., welche seit dieser Periode stattfanden, nennen wir folgende. Durch ein Decret, das die französische Gesandtschaft erbeten und erhalten hatte, ohne daß es je vollzogen worden ist, ward Lissabon zu einem Freihafen erklärt. Die nach Loulé's Ermordung niedergesetzte Un-

ersuchung nahm wieder ihren Anfang. Man nahm den Marquis Abrantes den Jüngern in dem Augenblick fest, wo er zu entfliehen suchte, weil er beschuldigt war, einer der Urheber des Mordes zu sein. Nach dem Schlusse der Untersuchung, sowie nach der über die Insurrection vom 30. April, ernannte der König eine außerordentliche Commission, unter dem Vorsitze des Staatsraths Antonio Gomés Ribeiro, um das Endurtheil zu fällen, das aber nie bekanntgemacht worden ist.

Die öffentliche Ruhe wiederherzustellen, erließ der König am 5. Juni 1824, als dem Jahrestag seiner Wiedereinsetzung in die absolute Gewalt, ein Amnestiedecret für alle Anhänger der Cortes und die Urheber des Aufstandes in Porto. Blos neun Offiziere blieben ausgenommen; aber man begnügte sich mit ihrer Verbannung aus dem Königreiche. Noch am nämlichen Tage erschien ein Decret, das die alte Constitution des Königreichs wieder in Kraft setzte, die alten Cortes, bestehend aus den Abgeordneten der Geistlichkeit, des Adels und der Bürgerschaft, zusammenrief und eine Commission ernannte, diese Zusammenberufung einzuleiten. Doch als man die alte Constitution Portugals nach den Ansprüchen der Zeit umändern wollte, stieß man auf eine Menge Schwierigkeiten. Uebrigens bot Spanien Alles auf, dieses Zusammentreten der Cortes zu verhindern. Auch gewann die Partei der Königin wieder einiges Zutrauen und man entdeckte sogar neue Verschwörungen gegen den König und die Minister. Am 25. Oktober 1824 fanden deshalb mehre Gefangennehmungen statt.

Doch die größten Schwierigkeiten ergaben sich aus der Spaltung, welche im Ministerium erwuchsen, sowie aus den Verhandlungen, die wegen Brasiliens Unabhängigkeit stattfanden. Während diese in London ihren Gang fortgingen, ließ die portugiesische Regierung nicht blos alle Vorbereitungen zu einer Expedition gegen die Colonie einstellen, sondern setzte obendrein auch alle brasilische Gefangene in Freiheit und gestattete den Verkehr mit Brasilien unter portugiesischer Flagge. Der Graf von Subserra und der Erzbischof von Evora, der heiligen Allianz ergeben und seit dem 9. Mai im Cabinet das Uebergewicht behauptend, widersetzten sich kräftig einer Maßregel zu Gunsten von Brasiliens Unabhängigkeit, welche dagegen wieder vom Grafen Palmella und der

ministeriellen Partei unterstützt wurde, die für England war.

Endlich willigte die Regierung im Oktober 1824 ein, daß Brasilien den Titel Kaiserthum behielt, daß es nach seinen eignen Gesetzen und nach dem constitutionnellen System vom königlichen Prinzen, unter dem Namen eines kaiserlichen Regenten, der abhängig vom Mutterland, beherrscht würde. Canning sandte hierauf Sir William Acourt, der als Gesandter am madrider Hofe angestellt gewesen war, in gleicher Eigenschaft nach Lissabon. Er sollte hier den Einfluß des britischen Cabinets wieder emporbringen, das bereits Palmella, Povoa u. A. in sein Interesse gezogen hatte. Man sagt, daß das Cabinet von St. James sogar officiell um die Entfernung des Grafen Subserra angesucht habe, welcher sein ganzes Ansehen aufbot, die Erneuerung des Handelstractats *zwischen* England und Portugal, der für Ersteres so *günstig* war, zu verhindern.

Zu gleicher Zeit entstand eine Mißhelligkeit in Betreff des madrider Cabinets. Der Herzog von Villa-Hermosa ging in dem Augenblick mit Urlaub von mehren Monaten weg, wo die Publication des Decrets in Hinsicht der Zusammenberufung der Cortes stattfand. Ebenso verließ der französische Gesandte die Hauptstadt Portugals unter dem Vorwande, seine Stelle in der Deputirtenkammer, deren Mitglied er war, einzunehmen, wie es aber scheint, aus einer ganz andern Ursache und im Einverständniß mit dem König, der seine schnelle Rückkunft hoffte. Indessen sah sich doch die französische Partei ihrer festesten Stütze beraubt. Der König war einmal, wie wir gesehen haben, entschlossen dazu, sein von Interessen und Meinungen getheiltes Ministerium zu wechseln. Am 15. Januar 1825 führte er dies Vorhaben aus und vertraute das Kriegsportefeuille dem Grafen Francisco Barbacena, Chef vom Generalstabe; José Joaquim de Almeida ward Minister des Innern. Er hatte in den Untersuchungen über die Ermordung Loulé's und die Insurrection vom 30. April die Leitung gehabt. Miguel Antonio de Mello ward Finanzminister, Fernando Luiz Pereira de Souza Barradas Justizminister, und der Admiral Joaquim José Monteiro Torres Minister des Seewesens. Im Monat Februar darauf erhielt Don Antonio de Saldanha, ein exaltirter Absolutist und Haupt

derselben, oder der Congreganisten in Portugal, er, der sich beim laibacher Congreß einfand und dessen Dazwischenkunft gegen die portugiesische Constitution anflehte, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, nachdem es Silvester Pinheiro Ferreira, welcher Minister unter dem constitutionnellen König in Brasilien, und so lange diese Regierungsform in Portugal herrschte, gewesen war, es ausgeschlagen hatte. Der Graf von Subserra und der Marquis von Palmella behielten den Titel Staatsminister mit einer Pension von 1600 Milreis. Der erstere hatte übrigens die reichste Comthurei im Reiche und ward als Gesandter nach Madrid gesandt; Palmella begab sich in gleichem Charakter nach London. Der Erzbischof von Evora, jetzt Cardinal, wurde Justizminister.

Die Verhandlungen wegen Brasilien, die zu London unter östreichischer und englischer Vermittelung stattfanden und besonders von der Frage in Betreff der Thronfolge Portugals durchkreuzt wurden, hatten im Monat Februar 1824 ihr Ende erreicht. Die brasilischen Bevollmächtigten hatten sich in Gegenwart Cannings und Esterhazy's geweigert, der jüngsten Erklärung Portugals beizutreten und bestanden auf unwiderrufliche und vollkommene Unabhängigkeit. Charles Stuart, zum Gesandten nach Rio-Janeiro bestimmt, erhielt demnach erst Befehl, sich nach Lissabon zu begeben, wo das neue Ministerium, blos portugiesische und darum der britischen Politik nicht sehr günstige Ideen nährend, sich zur Anerkennung von Brasiliens Unabhängigkeit, welche Oestreich und England unterstützten, geneigt zeigte. Es verlangte nur, daß beide Staaten, wenn auch von verschiedenen Fürsten regiert, doch Eins blieben.

Die Instruction zum Verfahren in Betreff der aufrührerischen Bewegungen im April und Oktober 1824, hatte das Ziel des Complotts und der Verschworenen außer Zweifel gesetzt. Es sollte die Absetzung des Königs erfolgen, die Königin und der Infant an die Spitze der Regentschaft kommen und einer Partei die Macht in die Hände gegeben werden, welche weder Freiheit noch Nationalunabhängigkeit wollte. Indessen Johann VI., immer den Einflüsterungen einer übertriebenen Kleinmüthigkeit nachgebend, ließ unterm 24. Januar 1824 ein Amnestiedecret wegen der Ereignisse am 19. Februar (wo

Loulé ermordet ward), am 30. April und 19. October publiciren. Blos einige der am meisten Verstrickten, namentlich Abrantes, wurden ausgenommen, indem aber selbst ihre Strafe auf Exil beschränkt blieb. Das Decret verkündet der Welt die Urheber des Attentats vom 30. April und den Schmerz, womit sie das Herz eines Fürsten, Gatten und Vaters durchdrungen hatten. Se. Majestät hätten die Vorschriften der Gerechtigkeit in Betracht gezogen, die keine Ausnahme der Person bei ihren Beschlüssen zuläßt. Allein, die Vaterliebe habe in seinem Herzen über die Unbeugsamkeit eines Königs gesiegt und ihn bestimmt, bei diesem Widerstreit den Rath der höchsten Gnade gelten zu lassen. Er that noch mehr. Alle Acten des darüber stattgefundenen Prozesses befahl er zu verbrennen, und keine Spur, keine Unruhe zu lassen, doch, wie man sich leicht denken kann, ward seine Großmuth hintergangen. Die Partei, welcher verziehen war, wurde dadurch nur anmaßender und fuhr fort, Ränke zu spinnen, welche das benachbarte Spanien von nun an zu begünstigen schien und die schwache Regierung jeden Tag ermunterte.

Die letzte wichtige Handlung in Johanns VI. Leben war die Anerkennung von Brasiliens Unabhängigkeit. Die in seinem Namen vom außerordentlichen Gesandten Englands, Charles Stuart, geleitete Unterhandlung entschleierte glänzend den Triumph, den Großbritanniens Staatskunst in Portugal errungen hatte.

Der in Rio-Janeiro am 29. August 1825 unterzeichnete Tractat ward am 5. November desselben Jahres vom König vollzogen. Durch einen diplomatischen Kunstgriff hatte Johann VI. zuerst seinem ältesten Sohne die Souverainetät über Brasilien, mittels königlichen Patents vom 13. Mai 1825, zugestanden, indem er ihn Kaiser von Brasilien und Prinz von Portugal und Algarbien nannte. Im Tractat jetzt genehmigte er dieses Zugeständniß und behielt sich blos den leeren Titel Kaiser und König vor. Don Pedro verpflichtete sich, das letzte von Portugal gemachte Anlehen zu zahlen und von beiden Seiten bedung man sich Entschädigungen zum Vortheile beider Länder aus. Indessen eine Clausel mit Bezug auf die Thronfolge, eine Clausel, welche jeder Krone die künftige Unabhängigkeit sicherte, fand sich nicht vor. Einleuchtend ist es,

aß Don Pedro daran dachte, beide auf seinem Haupte u vereinigen, zum mindesten eine unbestimmte Zeit lang ınd nicht minder sieht man, wie dieser Plan Englands Zustimmung und Johanns VI. Einwilligung hatte. Un- erer Meinung nach war es ein Meisterstreich. Er scha- ›ete dem Interesse Brasiliens nichts und bot dem Reiche Portugal den einzigen Rettungsweg, denn beim Abster- ›en Johanns VI. war dies in Gefahr, sich aufs Neue ınd vielleicht ohne Rückkehr, der absoluten, blutdürsti- ȷen Partei preisgegeben zu sein, die in dem Augen- ›lick, wo wir dies schreiben (September 1827), noch mmer die Herrschaft ansichzureißen, die freisinnigen In- titutionen zu stürzen sucht, welche Don Pedro bewil- igt hat.

Das Cabinet von St.-James bekam ebenfalls da- ›urch einen bleibenden Einfluß in beiden Ländern und eine Dazwischenkunft ward während einer langen Reihe ›on Jahren dem Besitzer beider Kronen, mochte er seine Residenz nehmen wo er wollte, unbedingt nothwendig. Denn wenn es ihm schwierig wäre, Brasilien zu regie- :en und in Lissabon zu residiren, so würde es unter den etzigen Umständen ganz unmöglich sein, Portugal, das ›on seinen Nachbarn, die wieder ihre Parteinehmer im In- ıern zur Stütze haben, bedroht ist, zu beherrschen, falls ›er Souverain in Rio-Janeiro seinen Sitz hätte. Mit :inem Worte, Don Pedro schöpfte aus seinem Genie Ge- ›anken, denen vielleicht das Haus Braganza seinen Besitz ›on Brasilien und Portugal verdankt.

Johann VI. hatte stets eine treffliche Gesundheit seit einer 1805 stattgehabten Unpäßlichkeit genossen, eine Ge- schwulst der Füße abgerechnet, die in seiner Familie erb- lich war. Am 4. März 1826 ward er aber nach einer Mahlzeit bei den Hieronymitenmönchen, auf dem Rück- wege in den Palast Bemposta, plötzlich krank. Er bekam Brechen, Krämpfe und Ohnmachten. Tags darauf nahm das Brechen nach dem Genuß von Hühnerbrühe wieder zu. Die über seinen Zustand ausgegebenen Bulletins verkündeten, daß am 5. und 6. die Krankheit schlimmer geworden sei. Vom 6. zum 9. meldete man, es sei ei- nige Besserung eingetreten, und man benutzte diesen Zwi- schenraum, vom König eine Acte zu erhalten, welche die Regentschaft seiner Tochter, der Infantin Isabelle, unter Beistand eines Ministerconseils übertrug. Am 9. Abends

stellte sich eine neue Krisis ein und der König unterlag ihr am 10. früh Morgens sechs Uhr.

Ueber die Natur seiner Krankheit ist man noch nicht im Reinen. Sein Leichnam ward in der Kirche St.-Vicente de Fora, dem Begräbnisse von Portugals Königen beigesetzt. Um dem Leser nichts zu verbergen, müssen wir bemerken, daß bei dieser Gelegenheit das Gerücht unter vielen im Umlauf war, der König sei vergiftet worden. Wir sind nicht im Stande, diesen kitzlichen Umstand aufzuklären, bemerken aber nur, daß dieser Verdacht von Vielen und selbst von einigen, den Kranken behandelnden Aerzten getheilt wurde. Der Doctor Vieira, welcher mit zu seinen Aerzten gehörte, starb bald darauf fast ebenso schnell. Wenn dies abscheuliche Verbrechen wirklich verübt wurde, so konnte es nur das Werk Derer sein, die sich gegen ihn schon so lange verschworen hatten. Die Constitutionnellen sind sicher daran unschuldig.

Die Infantin Isabelle nahm gleich, ohne den mindesten Widerstand, die Zügel der Regierung auf und ziemlich schnell bekam man die Weisungen des Erben der Krone, Don Pedro de Alcantara, der, in Brasilien unter dem Namen Don Pedro I. herrschend, jetzt als König von Portugal den Titel Don Pedro IV. annahm. Am 25. April 1826 gab er den Portugiesen eine Repräsentativverfassung mit zwei Kammern; die erste besteht aus erblichen Pairs, den Bischöfen und Erzbischöfen des Reichs. Den 26. bestätigte er die von seinem Vater ernannte Regentschaft bis zur Bekanntmachung der Constitutionsurkunde. Er entsagte zu gleicher Zeit der portugiesischen Krone zu Gunsten seiner ältesten Tochter Maria da Gloria, geboren am 4. April 1819, die er seinem Bruder Don Miguel zur Gemahlin zu geben versprach. Dessenungeachtet wurde diese Entsagung, um vollkommen rechtskräftig zu sein, zwei Bedingungen untergeordnet, einmal, daß die Constitution angenommen und beschworen, dann, daß die Vermählung der Donna Maria da Gloria mit dem Infanten Miguel vollzogen sei. Die Urkunde hat noch die Worte: „Nur soll diese Entsagung und Abtretung nicht statthaben, wenn eine von diesen beiden Bedingungen unerfüllt bliebe". Es ist mehr als wahrscheinlich, daß England, vermittels des Charles Stuart, bei diesen weisen Verfügungen wesentlichen Antheil hatte.

Johanns VI. Leben läßt seinen Charakter durchschauen, von dem wir die vornehmsten Züge schon gezeichnet haben. Einige Anekdoten, deren Echtheit wir verbürgen können, werden noch besser darthun, wie richtig das von uns über ihn gefällte Urtheil ist.

Während der Ueberfahrt von Brasilien nach Portugal rieth ihm einer seiner Minister, die Grundlage der Constitution zu ändern, indem er eine Pairskammer errichte. Allein der König sprach sich gegen diesen Plan kräftig aus und erklärte, daß er ihm nie anhängen werde. Eine wählbare Kammer scheine ihm, sowol für den Vortheil des Volks wie für den der königlichen Würde unendlich besser.

Während derselben Reise las er zum erstenmale die Grundgesetze der portugiesischen Constitution. Da hielt er bei dem Artikel an, der die katholische Religion zur Staatsreligion erhebt. „Das ist eine alberne Sache!" rief er da. „Ich bin Katholik und gewiß meiner Religion zugethan wie irgend Einer, aber ich wollte, daß im Fundamentalgesetz eines Volkes von keiner Religion die Rede wäre. Was haben denn die Staatsverfassung und die Religion mit einander gemein?"

Dieselbe Ansicht gab ihm die Antwort an den Papst ein, als dieser die Jesuiten wieder ins Leben rief. Johann VI. befahl seinem Minister in Rom, José Manoel Pinto, dem heiligen Vater förmlich zu erklären, daß die Gesellschaft Jesu in seinem Lande, so lange er herrsche, nicht wieder aufgenommen werde.

Große Ereignisse sind unter seiner Herrschaft zu Stande gekommen und haben in zwei Welttheilen fruchtbaren Samen für die Zukunft zurückgelassen. Ein einzelner Zug muß sein Andenken besonders ehren. Wir meinen jene Offenheit, ohne allen Vorbehalt, womit er der absoluten Gewalt entsagte. Man vergleiche sie mit den Eiden Ferdinands VII. von Spanien, Ferdinands IV. von Neapel! Mit Widerwillen und gezwungen nahm er die absolute Gewalt wieder an, oder besser, er ließ sie in seinem Namen ausüben. War er nicht fest genug, freisinnige, von ihm geschaffene Institutionen, die er beschworen hatte, zu erhalten, so hatte er Tugend genug, einer der Letzten zu sein, der sie aufgab.

Sein Aeußeres hatte nichts Einnehmendes. Er war von mittler Größe, dick, und ließ in seinen Zügen nicht

von fern wahrnehmen, wie viel Geist er hatte. Sie waren gemein, nicht sehr regelmäßig, die Unterlippe dick und herabhängend. Schätze sammeln war seine Leidenschaft; so groß Portugals Verlegenheiten in Betreff der Finanzen blieben, so hatte er doch vor der Abreise nach Brasilien 20 Millionen Franken in Gold. 1821 hatten sich diese bei der Rückkehr verdoppelt. Er muß ungefähr 50 Millionen Franken baar hinterlassen haben, aber nach seinem Tode fand man, wird behauptet, nur einen kleinen Theil; das Uebrige war verschwunden.

Mit Charlotte Joachime von Bourbon, Tochter Karls IV., Königs von Spanien und Marien Louisens, welche er 1790 heirathete, zeugte er folgende Kinder:

1) Maria Theresa, geb. 29. April 1793, Witwe des Infanten Don Pedro Carlos, der in Brasilien 1812 mit Tode abging.

2) Don Antonio, geb. 21. Mai 1795, gest. 1802.

3) Maria Isabella, geb. 19. Mai 1797, vermählt mit Ferdinand VII. von Spanien, und gestorben zu Madrid 1818.

4) Don Pedro Alcantara, König von Portugal und Kaiser von Brasilien, geb. 12. Oktober 1798, vermählt am 13. Mai 1817 mit Marie Leopoldine, Erzherzogin von Oestreich, welche am 11. Dezember 1826 zu Rio-Janeiro starb.

5) Maria Franciska, geb. 12. April 1800, Gemahlin des Infanten Don Carlos, Bruder des Königs Ferdinands VII. von Spanien.

6) Isabella Maria, geb. 4. Juli 1801, jetzt Regentin von Portugal.

7) Don Miguel, Herzog von Beja, geb. 26. Oktober 1802.

8) Maria da Assumpçaõ, geb. 25. Juli 1805.

9) Anna de Jesus Maria, geb. 23. Dezember 1806.

Inhalt des sechsten Bandes.

(Neue Reihe.)

XXI.

Seite

Antonio Canova. Von Heinrich Hase . . . 1

Pius VII. Erste Abtheilung 111

Ludwig Freiherr von Vinke 177

XXII.

Pius VII. Zweite Abtheilung 1

Thaddäus Kosciuszko. Von Karl Falkenstein. Erste Abtheilung 93

Nachtrag zu der Biographie von Jacques Louis David 179

XXIII.

Thaddäus Kosciuszko. Von Karl Falkenstein. Zweite Abtheilung 1

Seite
Pius VII. Dritte Abtheilung 77
Heinrich Eberhard Gottlob Paulus . . 153
Charles Clement Bervic 163

XXIV.

Johann VI., König von Portugal . . . 1

ausgeführten Gemählden, jedes wenigstens in sichern, treffenden Umrissen, die den Menschen zeichnen, wie er war oder ist, und, so viel es geschehen kann, auch wie er ward; die das Menschliche in einer Vollendung oder in offenkundiger Verirrung durchschauen lassen: — das ist's, was wir zu erreichen wünschen. Wir wollen das Leben der Zeit, der Menschheit, dieser Zeit, in der engverbundenen Kette der einzelnen Menschen, in denen das, was man den Zeitgeist nennt, sich in seiner mannichfaltigen Gestaltung klar und anschaulich spiegelt und ausdrückt, darstellen.

In dieser Hinsicht würden auch Selbstbiographien, die aber diesen sinnvollen Namen wirklich verdienten, und also mehr enthalten müßten, als eine Skizze des äußern Lebenslaufs, die mit Unbefangenheit und Wahrheit, mit tiefer Selbsterkenntniß und mit sicherer Hand, das eigne Leben eines ausgezeichneten Zeitgenossen, den Gang seines Geistes und die Entwickelung seines Schicksals abbildeten, uns höchlich willkommen sein.

Es ist aber besonders zu wünschen, daß die Herren Mitarbeiter den echthistorischen Gesichtspunkt überall festhalten, recht eigentlich geschichtliche Darstellungen bearbeiten, und mehr durch getreue Abbildung, als durch Reflexion und Raisonnement, die Leser auf den rechten Standpunkt stellen, aus dem die Zeitgenossen anzusehen sind.

Alle Beiträge dieser Art, durch die Gesinnung der Einsender selbst verbürgt, wird mit Dank zu gewissenhafter Benutzung aufnehmen

die Redaction.

* * *

Die erste Reihe dieses Werks, welche im Jahr 1816 begonnen wurde, und deren letztes Heft, welches zugleich ein Repertorium über alle sechs Bände oder 24 Hefte derselben enthält, in der Jubilate-Messe 1821 erschien, ist als geschlossen zu betrachten. An sie schließt sich diese neue Reihe an, die ganz nach demselben Plan redigirt wird. Auch diese zweite Reihe ist auf 24 Hefte oder sechs Bände berechnet, und sie wird nach deren Vollendung wie die erste ein für sich bestehendes Ganzes bilden.

Auch in der äußern Erscheinung tritt keine Aenderung ein und es wird daher wie früher, so oft hinreichende Materialien da sind, ein Heft von ungefähr 12 Bogen dem Publicum dargeboten werden. Der Preis eines solchen Hefts, deren vier einen Band bilden, ist auf Druckpapier 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein., auf Schreibp. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. Rhein. Sämmtliche deutsche Buchhandlungen in und außer Deutschland, auch Postämter, sind im Stande, die Hefte dieses Werks zu den hier angezeigten Preisen zu liefern.

Leipzig.

F. A. Brockhaus.

Inhalt.

	Seite
Johann VI., König von Portugal	1

Das zu diesem Hefte gehörende Repertorium über die Bände oder 24 Hefte der Neuen Reihe der Zeitgenossen wird binnen Kurzem als Rest nachgeliefert.

Von der in diesem Hefte enthaltenen Biographie Johanns VI., Königs von Portugal, sind besondere Abdrücke für den Preis von 12 Gr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google